24°. Tellio ..

Th. hom.
o.
322m

Gallus Ignatz Limmer
Kanonikus zu U. L. F. und St. Gangolph
zu Bamberg, des kayſerlichen hohen Domſtifts
Predigern

Predigten
auf die
Feſttage des Jahres.

Erſter Theil.

Gast.

Mit Erlaubniß der Obern.

Bamberg, bey Vinzenz Dederich,
1791.

[illegible]

Innhalt
der Predigten des erſten Theils.

Am Feſte des heil. Andreas.

Seite.

Eine homiletiſche Abhandlung über Joh. 1. v. 35. — 41.

Hauptpunkte. Andreas ſuchte den Meſſias begierig. Er freute ſich ihn gefunden und kennen gelernt zu haben. Er theilte die wichtige Kenntniß, die er erlangt hatte, ſogleich ſeinem Bruder mit. 1

Am Feſte der unbefleckten Empfängniß Mariä.

Innhalt. Das Glück Mariä als einer unbefleckten Jungfrau, beſtund darinn, daß ſie frey von der Sünde, und auch von der zur Sünde reitzenden Begierlichkeit war.— Auch wir können es durch unausgeſetzten Widerſtand gegen die Verſuchungen zur Sünde ſo weit bringen, daß wir erſtlich frey, wenigſtens von ſchweren, und auch von öftern läßlichen Sünden werden; daß wir zweytens die Neigung zur Sünde wenigſtens ſchwächen und entkräften 21

Seite.

Am Feſte des heil. Apoſtels Thomas.

Innhalt. 1. Der Heiland hat den Irrthum des Apoſtels Thomas zugelaſſen, um uns gegen den Irrthum zu verwahren. 2. Er hat durch eine beſondere Erſcheinung dieſen Apoſtel bekehret, um durch den Glauben des Bekehrten den unſrigen zu ſtärken. 3. Er hat endlich ſeine Erſcheinung durch einen merkwürdigen Spruch beſchloſſen, der uns den Zuſtand des Glaubens, ſo wie er dermal beſchaffen ſeyn muß, zu erkennen giebt. 42

Am heiligen Weihnachtsfeſte.

Innhalt. 1. Die Geburt des Sohns Gottes dem Fleiſche nach iſt der Gegenſtand unſeres Glaubens. 2. Das Loblied der Engel bey derſelben enthält die Erklärung unſeres Glaubens. 3. Der Beruf der Hirten zur Krippe zeiget uns die Beſchaffenheit des Glaubens. 105

Am Feſte des heiligen Stephanus.

Innhalt. Das Beyſpiel des heil. Stephanus zeiget uns, daß Feinden vergeben ein Zeichen der gröſten Geiſtesſtärke ſey. Mithin iſt Feinden nicht vergeben ein Zeichen der gröſten Geiſtesſchwäche; nicht Muth und Herzhaftigkeit, gleichwie die Welt ſagt. 1. Theil.

Das Beyſpiel des heil. Stephanus lehret uns, die

Seite.

Vergebung der Unbilden müſſe ſo weit gehen, daß man ſeine Feinde liebe. Mithin iſt es nicht vernünftige Auslegung des Geſetzes, ſondern elender Selbſtbetrug, wenn man glaubt, es ſey zur Erfüllung desſelben genug, ſich von der Rache zu enthalten; nicht aber nöthig, Feinde zu lieben. 2. Theil. 64

Am Feſte des heil. Evang. Johannes.

Innhalt. Das vorzügliche Glück und die vorzüglichen Tugenden des von Jeſu geliebten Johannes. Das Glück Johannis als eine Folge der Liebe Jeſu. Die Tugenden Johannis als eine Urſache der Liebe Jeſu. 83

Am Feſte der Beſchneidung Jeſu Chriſti.

Innhalt. Es wird 1. die Würde des Namens Jeſu, 2. die rechte Art ihn zu heiligen gezeiget. 126

Am Feſte der heil. drey Könige.

Innhalt. Die Entſchließung der hh. Weiſen nach Judenland zu reiſen, ein Muſter der Treue gegen den Gnadenruf. 145

Am nämlichen Feſte.

Innhalt. Die Verehrung, welche die hh. Weiſen dem Kinde Jeſu bezeigten, hatte alle Merkmale eines ächten Glaubens. 1. Demuth und Unterwerfung des Verſtandes, weil ſie ſich durch das niedrige Ausſehen Jeſu nicht irre machen ließen. 2.

Seite.

Eifer der Andacht, weil ſie denſelben knyefällig anbetheten. 3. Werkthätigkeit, weil ſie ihm koſtbare Opfer brachten. 166

Am Feſte Mariä Lichtmeß.

Innhalt. 1. Die Demuth Mariä bey ihrer Reinigung ein nachahmungswürdiges Beyſpiel für uns. 2. Ihre Erhöhung bey derſelben Gelegenheit, ein Beweggrund, ihr nachzuahmen. 184

Am nämlichen Feſte.

Innhalt. Das zweyfache Beyſpiel des Gehorſames Jeſu und Mariä. Das 1te iſt wegen der Erhabenheit der Perſon. Das 2te wegen der Einfalt und Redlichkeit merkwürdig. 203

Am Feſte des heil. Apoſtels Matthias.

Frage. Wie ſoll ſich der Chriſt verhalten, wenn er zweifelt, ob das, was er wünſcht, was er vorhat, dem Willen Gottes gemäß ſey?

Antwort. 1. Er ſoll ſich vor allem zum Gebethe verfügen. 2. Er ſoll andere Menſchen, beſonders gottesfürchtige zu Rath ziehen. 3. Er ſoll immer jene Gemüthsverfaſſung zu erhalten ſuchen, daß er, wenn dasjenige, was er unternimmt, nicht gelinget, ſich in den Willen Gottes zu ergeben bereit ſey. 226

Am Feſte der heil. Kayſerinn Kunegund.

Innhalt. Das Beyſpiel des jungfräulichen Eheſtandes der heil. Kunegund iſt belehrend 1. an ſich, weil es auf eine entſcheidende Art zeiget, daß die

Beob-

Seite.

Beobachtung der geſätzmäßigen Reinigkeit bey alle der menſchlichen Schwachheit unſere Kräfte nicht überſteige. 2. Belehrend in Anſehung der Mittel, deren ſie ſich bediente, um ihre Reinigkeit unverletzt zu erhalten. 284

Am Feſte Mariä Verkündigung.

Innhalt. Das Betragen Mariä zeiget uns die Mittel gegen den Ehrgeitz, und zwar 1. daß man gegen Menſchenlob mistrauiſch ſey; 2. ſich vor allem beſtrebe, das zu ſeyn, was man ſeyn ſoll, ehe man etwas anders zu werden ſucht; 3. daß man, welche Stelle man immer begleite, ſich für nichts auders, als für einen Diener Gottes anſehe. 245

Am nämlichen Feſte.

Innhalt. Das Geheimniß der Menſchwerdung und jungfräulichen Empfängniß Chriſti enthält 1. den ſtärkſten Beweggrund zu einem heiligeren Leben. 2. Die ſtärkſte Verſicherung des götlichen Beyſtandes zu einem heiligeren Leben. 265

Am zweyten Oſtertage.

Innhalt. 1. Die Urſachen, welche zum Wankelmuth in der Tugend zu verleiten pflegen, und ihr Ungrund. 2. Mittel gegen dieſen Wankelmuth. 303

Am Feſte des heil. Martyres Georgius.

Innhalt. Die chriſtliche Religion erhält von der Standhaftigkeit der Martyrer 1. einen Beweis ihrer Glaubwürdigkeit, 2. ihrer Göttlichkeit. 322

Seite.

An einem Bittage.

Innhalt. Das heilige Vater unſer hat alle Eigenſchaften eines vortreſſlichen Gebethes: denn es erhebt 1. unſer Gemüth zu Gott; es ordnet 2. unſere Wünſche und Begierden. 341

An einem Bittage.

Innhalt. 1. Die gewöhnlichen Urſachen unſerer Zerſtreuungen im Gebethe. 2. Die Mittel dagegen. 359

Am Feſte der Himmelfahrt Chriſti.

Innhalt. 1. Die Erhöhung Chriſti. 2. Die Erniedrigung Chriſti, als die Stufe zu ſeiner Erhöhung. 375

Am erſten Pfingſttage.

Innhalt. Das Geheimniß des Pfingſttages theilet uns 1. erhabene Begriffe von Gott, 2. richtige Kenntniſſe von uns ſelbſt mit. 415

Am zweyten Pfingſttage.

Innhalt. Die Sünde, die man durch muthwillige Verabſcheuung der Wahrheit begeht, hat ihres gleichens nicht 1. weder an Bosheit, noch 2. an Thorheit. 369

Am Feſte der heil. Dreyfaltigkeit.

Innhalt. Durch die Offenbarung dieſes Geheimniſſes gewinnt der Chriſt 1. nähere Kenntniſſe von der Gottheit, mithin Vorzüge des Verſtandes, 2. nähere Kenntniſſe von den Geſinnungen Gottes gegen den Menſchen, mithin ſtärkere Beweggründe Gott zu dienen. 436

Auf das Feſt des heiligen Apoſtels Andreas.

Erat Andreas frater Simonis Petri vnus ex duobus, qui audierant a Ioanne, et ſequuti fuerant eum. *Ioan.* I.

Andreas der Bruder des Simon Petrus war einer von den zween, die von Johann unterrichtet waren, und Jeſu folgten.

Ich habe ſchon öfters an dieſer Stelle die Verdienſte der Arbeit, der Liebe und der Standhaftigkeit mit Ihnen betrachtet m. GG. durch welches ſich der große Apoſtel Andreas, deſſen Feſt wir heute feyern, auszeichnete. Mit Erſtaunung haben wir die Laufbahne überſehen, welche er durch ſeine apoſtoliſchen Schritte bezeichnete. Wir bewunderten den Muth, mit welchem er ungeſittete, wilde Nazionen beſuchte, und die Geduld, mit welcher er dieſen rohen Völkern die Grundſätze des Glaubens und der Sittenlehre beybrachte. Wir konnten nicht ungerührt bleiben, wenn wir das Ungemach, welches dieſem großen Apoſtel begegnete, und die Verfolgungen, die ihn auf allen Wegen trafen, beherzigten. Bis zur Entzückung endlich und faſt bis

zu Thränen hat uns das glorreiche End hingeriſſen, welches er nahm. Wir ſahen ihn, wie er aller Drohungen ungeachtet das Evangelium J. C. zu predigen fortfuhr, wie er dem Kreuze, das für ihn aufgerichtet war, mit tauſend Grüßen und Segenswünſchen entgegengieng: wie er das Volk, das ihn vom Tode zu retten ſuchte, von ſeinem Vorhaben abhielt, und es inſtändig bat, ihm ſeine Krone nicht zu rauben; wie er das Kreuz umarmte; wie er endlich am Kreuze hangend, ſolange noch Odem und Lebenskraft in ihm war, nicht aufhörte, das Evangelium zu predigen, ſeine Glaubige zur Standhaftigkeit zu mahnen, und Jeſum ſeinen Herrn und Gott aus vollem Munde zu loben und zu preiſen.

Dieſe Betrachtungen werden hoffentlich auch ſo viel Eindruck auf uns gemacht haben, daß wir uns zur Maaßregel nahmen, die Ausübung des wahren Chriſtenthums, für deſſen Ausbreitung die erſten Väter des Glaubens ſo vieles Ungemach und ſo viele Trübſalen, und doch alles mit Freuden ausgeſtanden haben, könne unmöglich ohne Aufwand der Selbſtverläugnung beſtehen, ſie könne ſich unmöglich mit einem weichlichen Leben vereinbaren; ein wahrer Chriſt müſſe mit einem Worte ein Freund des Kreuzes ſeyn.

Mit nicht weniger Nutzen aber hoffe ich heute zu reden, wenn ich auf den erſten Beruf des heil. Andreas zum Apoſtelamte zurückgehe, und die allererſten Proben des Eifers, die er nur beym Eintritt in die Schule J. C. abgelegt hatte, Ihnen vor Augen ſtelle.

Der

Der heil. Evangeliſt Johannes meldet uns folgendes (1. K.) Einſt ſtund Johannes (der heil. Vorläufer) mit zween ſeiner Jünger da, als eben Jeſus fürübergieng, und er ſprach zu ihnen: ſehet das Lamm Gottes. Sobald dieſes die zween Jünger gehört hatten, folgten ſie Jeſu nach — Jeſus aber kehrte ſich um, und als er ſah, daß ihm dieſe nachfolgten, fragte er ſie: Was ſuchet ihr? Sie antworteten: Meiſter, wo wohneſt du? Kommet, und ſehet es, ſprach er... Sie kamen (auf dieß Wort) und ſahen, wo er ſich aufhielt, und verblieben bey ihm ſelbigen Tag... Unter dieſen Jüngern aber war Andreas der Bruder Simons. Dieſer traf (beym hinweggehen) zu allererſt ſeinen Bruder Simon an, undſagte ihm: Wir haben den Meſſias gefunden, und führte ihn zu Jeſu.

Merken ſie hier GG. auf folgende Umſtände. Sobald Andreas Jeſum erblickte, folgte er ihm nach, und fragte ihn: Meiſter wo wohnſt du? Als er eine zeitlang bey ihm verblieben war, kehrte er zurück mit großer Freudebezeigung, brachte ſogleich Petro die Nachricht, daß er den Meſſias gefunden habe, und führte auch dieſen zu Jeſu.

Er ſuchte alſo den Meſſias begierig. Er beharrte in der Unterredung mit ihm; und freute ſich, ihn gefunden und kennen gelernt zu haben. Er theilte dieſe wichtige Kenntniß, die er erlangt hatte, ſogleich ſeinem Bruder mit. Dieſe drey Punkte werde ich Betrachtungsweiſe und nach der Ordnung des heil. Textes mit ihnen durchgehen, und am rechten Orte erbauliche Erinnerungen machen.

Erſter Theil.

Andreas ſuchte mit brennender Begierde die Bekanntſchaft Jeſu. Denken ſie ſich m. GG. den heil. Vorläufer mit zween Jüngern, worunter Andreas iſt, daſtehen. Dort geht Jeſus fürüber. Johannes, der ihn bemerkt, deutet auf ihn, und ſpricht zu den zween: **Sehet das Lamm Gottes.** Dieſen Wink gegeben, dieß Wort geredet; ſogleich verläßt Andreas ſeinen bisherigen Meiſter, und folgt eilends Jeſu nach. Was ſchließen ſie aus dieſer Handlung? Zeigt ſie nicht ein recht brennendes Verlangen an? zeigt ſie nicht an, wie ſähnlich er gewünſcht habe, den Heiland kennen zu lernen, indem er bey der erſten Gelegenheit, da er ihn erblickt, ſo eilends auf ihn zugeht? Was muß Andreas in dieſem Augenblicke bey ſich gedacht haben? O glücklicher Augenblick, der mir Jeſum unter die Augen führt, glücklicher Augenblick, den ich nicht darf verſtreichen laſſen! O wie viel großes und göttliches hörte ich ſchon von ihm? Nun habe ich das Glück, ihn zu ſehen. Und nicht genug, daß ich ihn nur von weiten ſehe. Ich muß näher auf ihn zugehen. Ich muß ihn kennen lernen. Ich muß mit ihm reden, und ihm meine Ehrerbietung, mein Verlangen gegen ihn zu erkennen geben. Erlaube es mir Johannes, mein lieber Meiſter, daß ich dich auf eine Zeitlang verlaſſe: denn ſo ſehr ich dir ergeben bin, ſo liegt mir dennoch noch mehr daran, daß ich denjenigen kennen lerne, von dem du ſelbſt geſagt haſt: **Es käme ein Größerer nach dir, deſſen Schuhriemen du nicht einmal aufzulöſen würdig ſeyeſt.** Laß mich

mich eilen — Wäre er nicht von einem lebhaften Verlangen beſeelt geweſen, ſo würde er gedacht haben: es iſt einsweil genug, daß ich ihn ſehe. Es wird noch mehr Gelegenheiten geben, daß ich ihn näher kennen lerne; oder ich will es abwarten, bis er mich ruſe — Aber nein! ſeine Sehnſucht leidet keinen Aufenthalt. Jeſum erblicken — das Wort hören: **Sehet das Lamm Gottes** — und ihm auf dem Fuße nacheilen, war eins — und weißlich verzögerte er nicht: **denn den morgenden Tag darauf**, ſagt der heil. Text, **hatte Jeſus beſchloſſen, nach Galiläa zu gehen.** Dann würde Andreas nicht ſobald mehr die Gelegenheit gehabt haben, ihn zu ſehen.

M. GG. Gott hat verſchiedene Mittel und Wege, uns zu ſich zu ziehen. Oft zeiget er ſich uns, wenn ich ſo ſagen ſoll, nur im Fürübergehen, ſo wie ſich Jeſus dem Andreas zeigte. Es iſt oft nur eine augenblickliche Erleuchtung, eine augenblickliche Rührung des Gewiſſens, die in uns entſteht. Oft lebt in dem beſtürzten und an der Möglichkeit ſeiner Beſſerung zweifelnden Sünder auf einmal ein heiliges Vertrauen auf, eine geheime Stimme weiſet ihn auf Jeſum hin: **Siehe das Lamm Gottes, ſiehe den, der die Sünden der Welt hinwegnimmt!** Auf ihn ſind alle Miſſethaten der ganzen Welt gelegt worden. Er iſt zum Heil aller Menſchen geſchlachtet worden. Laß dich die Größe und Menge deiner Sünden nicht erſchrecken. Verlier die Hofnung nicht. Mach dich nur mit Jeſu bekannt. Betrachte nur ſein bitteres Leiden, und ſeinen

Kreuztod. Du wirſt Beweggründe genug zur Hofnung, und Beweggründe genug zur Verabſcheuung deiner Sünden darinn antreffen. Du wirſt zum Reuſchmerz über die Beleidigungen, die du ihm zugefüget haſt, und zur Liebe gegen dieſen göttlichen Verſöhner bewegt werden. **Siehe das Lamm Gottes.** Siehe den, der die Hoſnung aller Sünder iſt. Folge ihm nur mit eilenden Schritten nach. Wirf dich mit deiner ganzen Sündenlaſt auf ihn. Bitte ihn um Verzeihung. Flehe um ſeine Gnade. Solche innere Stimmen, die nur wie im Fürübergehen manchmal in unſer Herz rufen, m. GG. ſolche Gnadenwinke laſſet uns nicht verſäumen. Wer kan dem Sünder Bürge ſtehen, daß er die Aufmunterungen zur Hoſnung, und die Antriebe zur Buſe, die er heute in ſich verſpürt, und die er heute vernachläßiget, morgen wieder in ſich verſpüren werde?

Auch jene Winke laſſet uns wohl bemerken und befolgen, die uns Gott manchmal durch einen frommen Menſchen, durch einen ſeiner Diener, durch einen Gewiſſensrath geben läßt. — Andreas würde Jeſum, der mitten unter dem Volke war, nicht bemerkt haben, wenn ihn nicht der erleuchtete Johannes aufmerkſam gemacht hätte. . . Und wir — wir würden in dem menſchlichen Leben, und bey den ſo manchfaltigen Abwechslungen desſelben Gott manchmal nicht erblicken, ſeine Anordnungen und Abſichten nicht bemerken, wenn uns nicht jemand belehrte, der einen geübteren Geiſt, und eine erleuchtetere Gotteskenntniß hat, als wir; wenn er uns nicht ſagte: Dieß iſt eine weiſe Anordnung der Vor-

ſicht;

ſicht; dieß iſt eine väterliche Prüfung Gottes, damit du für deine Sünden abbüſeſt. Dieß iſt der Stand, den dir Gott angewieſen. Dieß iſt die Lage, dieß ſind die Umſtände, in welche dich Gott verſetzet hat, damit er dich prüfe, und dir Gelegenheit zur Geduld gebe. Dieſes Unglück iſt eine beſondere Fügung Gottes, damit du lerneſt, nicht dem Zeitlichen nachzujagen, ſondern vielmehr auf Gott zu hoffen. Solche Bemerkungen machen uns aufmerkſam auf Gott, ſie halten uns von mancher Sünde ab, die wir ſonſt durch Ungeduld, durch Unzufriedenheit würden begangen haben, ſie feuern uns zur Tugend an, eben darum, weil ſie uns Gott den Beweggrund aller Tugenden zu Gemüth führen: denn ſo lang wir Gott auſſer Acht laſſen, ſo wird uns unſer ganzes Leben zum Fallſtrick: ſobald wir hingegen an Gott lebhaft erinnert werden, ſobald man uns ſagt: Gott iſt es, deſſen heilige Anordnung in dieſem Falle obwaltet, der euch in dieſer Lage verſetzet hat, ſo ſieht die Leidenſchaft die Gränzen, die ihr beſchieden ſind, und wir verſpüren kräftige Antriebe auch ſogar zu jenen Tugenden, die mit einiger Beſchwerniß verbunden ſind.

Laſſet uns weiter gehen. Sobald die zween Jünger worunter Andreas war, Jeſu auf dem Fuße nachfolgten, ſo wendete er ſich zu ihnen um, ſagt der heil. Text, — Ja GG. dieß iſt die Regel, die uns Gott ſchon durch einen Propheten zu erkennen gegeben hat. **Wendet euch zu mir, und ich will mich zu euch wenden.** Dieß ſehen wir da dem Buchſtaben nach erfüllt. Der göttliche Erlöſer hatte ſchon bey ſich beſchloſſen, Andream

unter ſeine Jünger aufzunehmen; doch erwartete er von ihm, daß er ſein Verlangen von ihm angenommen zu werden, an Tag geben mögte. Und ſobald er das Vertrauen des Andreas ſah, ſo wendete er ſich um, blieb ſtehen, wartete auf ihn, und ſah ihm mit offenem Geſichte entgegen... So macht es Gott nicht ſelten. Es ſcheint oft, als bemerkte er uns nicht, als ſorgte er nicht für uns und für unſere Angelegenheiten, als gienge er ſozuſagen vor uns fürüber, ohne einen Gnadenblick auf uns zu werfen: allein er erwartet weiter nichts von uns, als daß wir mit einem vertrauenvollen Gebethe uns zu ihm wenden, und unſere Zuflucht zu ihm nehmen; ſogleich wird er ſich zu uns wenden, und mit väterlicher Liebe unſer Gebeth annehmen.

Ehe noch Andreas und ſein Geſell ein Wort redeten, kam ihm ſchon der Heiland mit der Frage zuvor: **Was ſuchet ihr?** Was verlanget ihr? um ſie recht beherzt und vertrauenvoll zu machen. Hat nicht der Heiland auch uns alle Freyheit gegeben, ja hat er nicht ſogar uns den Befehl ertheilt, in ſeinem Namen zu bitten und zu begehren? Steht nicht auch bey dieſem Befehle die ausdrückliche Verheißung dabey, daß wir erhalten werden, was wir verlangen: daß wir finden werden, was wir ſuchen? Allein wenn wir die Frage, die er an Andreas ſtellte, nach unſerem Herzen und nach unſeren Neigungen beantworten ſollten, was würde wohl unſer Geſuch ſeyn? Würden wir wohl auch verlangen, Jünger Chriſti zu werden? Jünger Chriſti, deren einziges Vergnügen es wäre, ſein Wort zu hören, Jünger Chriſti, die be-

reit

reit wären allen unordentlichen Neigungen zu dem Zeitlichen vom Herzen zu entſagen, bereit, das Kreuz, das ihnen Gott auflegen würde, mit Geduld zu tragen? Oder was würden wir verlangen? Nicht wahr! zeitliche Vortheile, oder die Erlaubniß, Rache vom Himmel über unſere Feinde herabzurufen; oder wir würden verlangen, daß Gott unſeren Ehrgeitz befriedige, daß wir größer als andere werden mögten; oder wir würden verlangen, daß uns Gott von allem Kreuze gänzlich befreyen, und ein bequemes Leben nach unſerem Wunſch und Willen möge führen laſſen? Welches war aber die Antwort des Andreas? **Meiſter, wo wohneſt du?** ſprach er. Dieß war ſeine Antwort. **Meiſter**, nennt er den Heiland. Dadurch gab er zu erkennen, daß er nicht zeitliche Vortheile, nicht Erhöhung zu Ehrenſtellen, ſondern nichts anders als Unterricht in Heilswahrheiten von ihm verlange, daß er nichts anders verlange, als ein Jünger von ihm zu werden. Viele andere kamen zu Jeſu, und betrachteten ihn entweder als einen Anverwandten, oder als einen bey dem Volke angeſehenen Sohn Davids, der mit der Zeit den Thron Juda beſteigen und dann unter ſeine Günſtlinge die erſten Ehrenſtellen des Reichs vertheilen würde. Sie ließen dabey nicht undeutlich ihre irrdiſchen Abſichten und ihren Ehrgeitz blicken. Andreas aber betrachtete vorzüglich an Jeſu die Eigenſchaft eines großen Lehrers. **Meiſter** ſprach er... **wo wohneſt du**? Dieſe Antwort möchte jemand etwas ſeltſam und unpaſſend vorkommen. Der Heiland fragte: Was ſuchet ihr? Andreas und ſein Geſell antworteten: **Wo wohneſt du**? Allein dieß war gerad

die rechte Antwort, wodurch er ſein ſehnliches Verlangen zu erkennen gab, mit Jeſu nahe bekannt zu werden, ihn öfters beſuchen, und bey ihm als ein ordentlicher Schüler ein und ausgehen zu dörfen: denn wenn man ſich um jemand ſeinen Aufenthalt erkundiget, ſo hat man gemeiniglich, wenn es anderſt nicht aus Fürwitz geſchieht, die Abſicht, ihn öfters zu beſuchen... Andere, wenn ſie zu Jeſu kamen, beſtimmten ihr Begehren ſogleich; ſie ſagten z. B. was ſoll ich thun, **damit ich zum ewigen Leben eingehe;** — Ein heiliges Begehren! Andreas aber dachte bey ſich? Eine kurze Zeit iſt nicht zureichend, daß ich in allem, was ich zu meinem Heil zu wiſſen vonnöthen habe, ausführlich und gründlich unterrichtet werde. Eine kurze Zeit iſt nicht zureichend, daß ich alle Fehler, die ich an mir habe, erkennen lerne. So dachte er, und deswegen ſehnte er ſich nach einer öftern Unterredung mit dem Heilande, er verlangte nichts anders zu wiſſen, als den Aufenthalt ſeines zukünftigen Meiſters, damit er ſeinen Durſt nach Unterricht ganz durch die öftere Anhörung ſeines Wortes ſtillen möge.

Dieß dienet vielen unter uns Chriſten zur Belehrung. Manche bilden ſich ein, es gehöre gar wenig Zeit zu einem vollſtändigen Unterricht im Chriſtenthume: Allein ich ſage ihnen, es gehöre nicht weniger Zeit dazu, als jene unſeres ganzen Lebenns, bis wir alle unſere Pflichten kennen lernen, bis wir lernen, was wir in jedem Falle, in jedem Verhältniße, in jeder Angelegenheit zu thun haben, bis wir die Beweggründe zur Tugend

uns

uns ganz eigen machen, bis wir in den Geiſt des Chriſtenthums eindringen, bis wir die rechte Art, und die Kunſt des chriſtlichen Streites lernen, bis wir unſere Leidenſchaften und unſere geheimen Fehler ausmerken, bis wir alle Täuſchungen und Gefahren, die um uns ſind, gewahr werden, bis wir ſo weit gelangen, ſo weit es Paulus haben will, daß wir einen durch Gewohnheit geübten Sinn haben, das Gute und Böſe genau zu unterſcheiden. Und wir haben ja unaufhörlich Lehrmeiſter zum Böſen. Die Welt hört nicht auf, böſe Grundſätze uns beyzubringen, und ſowohl durch Worte, als durch Beyſpiele uns zum Böſen zu reitzen. Unſere eigene böſe Natur wäre ſchon hinreichend, uns zu verderben, wenn ſie nicht ſtäts zurechtgewieſen, und wenn uns nicht die Folgen entdecket würden, die eine gehegte Leidenſchaft nach ſich ziehet. Es iſt alſo unumgänglich nothwendig, daß wir ſtäts aufmerkſam auf uns ſelbſt gemacht, daß den böſen Eindrücken, welche das Verderbniß der Welt auf uns macht, gute Eindrücke entgegenſetzen, daß wir ſtäts zum Streit ermuntert werden; weil unſer ganzes Leben ein Streit iſt, daß endlich die Ermunterung zur Tugend nie bey uns aufhöre, gleichwie auch die Verſuchung und die Gefahr nie aufhört.

Ein wahrer Chriſt, der ſeines Heils begierig iſt, und der nach Vollkommenheit ſtrebet, läßt es, wie Andreas, nicht dabey bewenden, daß er nur dann und wann, und gleichſam im fürübergehen ein kurzes Lehrſtück vernehme, welches bald wieder vergeſſen ſeyn würde; ſondern er bietet ſich dar, ein ordentlicher und

fleißi-

fleißiger Lehrjünger in der Schule Chriſti zu ſeyn. Er ſieht das Wort Gottes für ſeine gewöhnliche Speiſe an, und hält dafür, ſein geiſtliches Leben könne ohne dieſe eben ſo wenig beſtehen, als ſein körperliches Leben ohne Brod beſtehen kann. Er ſehnt ſich nach Wahrheit, er wünſcht in ſeinem Chriſtenthum, je mehr, deſto beſſer unterrichtet zu werden. Er läßt es nicht darauf ankommen, daß man ihn aufſuchen, und ihn an ſeine chriſtliche Pflichten erinneren müſſe, ſondern er kömmt freywillig, und beſuchet die Wohnung, wo die Wahrheit zu hauſe iſt, die Wohnung, die ihm zu allen Zeiten offenſteht.

So laſſet uns alſo m. GG. wenn wir wahre Jünger Chriſti ſeyn wollen, dem heil. Andreas nachahmen, laßt uns hurtig nach Unterricht in der Wahrheit ſtreben, und die Gelegenheiten an geiſtlichen Kenntniſſen zu zunehmen, nicht ungenußt vernachläßigen. Laſſet uns auch noch ferner dieſem heil. Apoſtel nachahmen, was ſeine Beharrlichkeit bey Chriſto anbelangt, und ſeine Freude, mit welcher er das Glück, Jeſum gefunden zu haben, öffentlich verkündigte.

Zweyter Theil.

Sobald Andreas und ſein Geſell dem Heilande ihr Verlangen zu erkennen gegeben haben, ihn in ſeiner Wohnung zu beſuchen, ſo lud er ſie ſogleich zu ſich ein: **Kommt und ſehet**, ſprach er: Sie kamen auf dieſe Einladung, fährt der heil. Text fort, und ſahen, **wo er wohnte, nnd blieben bey ihm denſelben**

Tage. Das iſt, ſie blieben bey ihm, wie der heil. Auguſtin und Euthymius dafür halten, die zwo noch übrigen Stunden deſſelben Tages, und einen großen Theil der darauffolgenden Nacht, vielleicht gar bis zum anbrechenden Morgen. Andreas benutzte alſo fleißig die erſte Gelegenheit bey Jeſu zu ſeyn. Ob er gleich den ganzen Tag mit Johanne zugebracht hatte, ſo war ihm dennoch die Zeit nicht zu lang, die er mit Jeſu noch zubringen muſte. Mit unverruckter Aufmerkſamkeit hörte er ihn an. Er ward nicht ſchläfrig, nicht hungerig. Es störte ihn keine Haußſorge. Er ſehnte ſich nicht nach Ruhe, er nahm nicht aus Langweile Abſchied, ſondern er ſchätzte ſich glücklich, je länger, deſto lieber Jeſum anzuhören. **Sie blieben denſelben Tag bey ihm** . . . Beharrlichkeit m. GG. dieſe allein iſt es, durch welche wir uns einen Nutzen von erbaulichen Beſchäftigungen verſprechen können. . . Viele kommen das Wort Gottes zu hören; allein da ſie demſelben nicht das gehörige Nachdenken widmen, ſo bemächtigen ſich bald ihrer Gemüther allerley Zerſtreuungen und Sorgen; alles was den Sinnen unangenehm iſt, ſtöret ſie; die Trägheit übermannet ſie, und ſo kann das Wort Gottes den gewünſchten Eindruck nicht auf ihre Gemüther machen. Mithin m. GG. wir mögen bethen, oder Predigt hören, oder ein erbauliches Buch leſen, oder unſer Gewiſſen erforſchen, laſſet es uns, ſo viel an uns liegt, mit Beharrlichkeit und mit beharrlicher Aufmerkſamkeit thun, wenn wir uns anders einen Nutzen davon verſprechen wollen. Was hilft es, wenn wir den gewöhnlichen Andachtsübungen und chriſtlichen Religions-

ver-

verrichtungen nur aus Gewohnheit, nicht mit heiliger Abſicht, nur dem Leibe, nicht aber dem Geiſte nach zugegen ſind? Wir haben keinen weſentlichen Nutzen davon, und die Heucheley, mit der wir uns äuſſerlich anſtellen, koſtet uns Verdruß, Ungemach und Langweile. Im Gegentheil wenn wir unſeren Religionsverrichtungen wahren Ernſt und anhaltendes Nachdenken widmen, ſo gewinnen wir doppelt. Wir tragen erſtlich unſeren Seelennutzen davon, unſere Erbauung, unſere Beſſerung und Vervollkommung, wir empfinden andertens jenes Vergnügen, welches allen denen zu Theil wird, die ſich aufrichtig mit Gott unterhalten.

O welch vergnügten Tag, welch ſelige Nacht müſſen dieſe zween Jünger zugebracht haben, ruft der heil. Auguſtin aus. Wer wird uns ſagen können, was ſie von dem Herrn gehört, und welches Vergnügen ſie in der Unterhaltung mit ihm empfunden haben? Laſſet uns doch ja nicht ſagen, wenn wir einen Menſchen ſehen, der gern und lange bethet, der gern und lange in erbaulichen Büchern lieſt: Laßt uns nicht ſagen: Es muß ihm ſchwer fallen. Die Langeweile muß ihn verzehren: Nein: es fällt ihm nicht ſchwer: die Langeweile verzehrt ihn nicht. Nur uns kömmt es ſo vor, als falle es ſchwer, weil wir noch nie den Verſuch gemacht haben, mit gänzlicher Verſammlung des Gemüthes, und mit gänzlicher Losreißung unſeres Herzens von allem, was auſſer uns iſt, uns mit Gott zu unterhalten. **Kommet und ſehet**, rufe ich euch zu. Verſuchet es einmal, was beharrlich bethen, was beharrlich mit göttlichen Dingen ſich

beſchäftigen ſey, was mit einem Worte das ſey — mit Gott ſich unterhalten — und ihr werdet nicht mehr klagen, daß es ſchwer ſey.

Zweytens ſagt uns der heil. Text. Andreas verkündigte beym Hineingehen mit ungemeiner Freudebezeigung ſein Glück, Jeſum gefunden zu haben. Jauchzend rief er aus: **Wir haben den Meßias gefunden.** Laſſet uns hier mit unſerer Betrachtung ein wenig ſtilleſtehen. Was fand denn Andreas in der Behauſung Jeſu? Fand er einen gezierten Pallaſt? Fand er köſtlichen Hausrath? Fand er den Heiland mit einer großen Bedienung umgeben? Was hörte er von Jeſu? Vielleicht ſchmeichelhafte Verheißungen einer zeitlichen Glückſeligkeit? Keineswegs: er fand vielmehr in der Behauſung des Heilandes allenthalben Merkmale der Armuth — und die ganze Unterredung, die er mit ihm hielt, war vielleicht Nichts anders, als ein Vorgeſchmack von dem Leiden und dem Kreuze, welches er einſt als Apoſtel auf ſich nehmen müſte. Und dennoch freute er ſich; dennoch verkündigte er jauchzend ſein Glück, den Meßias gefunden zu haben. Was war es denn alſo, das ihn mit ſo großer Freude erfüllte? Er ſuchte einen Meiſter der Wahrheit: **Meiſter, wo wohnſt du?** Dieſen fand er. Er ſuchte ſeine Belehrung, ſeine Erbauung, ſeine Beſſerung, Antriebe zur Tugend — Dieſe fand er — Darum freute er ſich.

M. GG. wenn wir die Wahrheit finden, ſo muß es uns freuen, wenn es auch keine ſchmeichelhafte, ſondern

eine

eine unſern Neigungen entgegengeſetzte Wahrheit iſt. Wir ſtellen uns oft an, als ſuchten wir die Wahrheit. Es iſt uns aber nicht Ernſt. Oft fragt uns Jemand: Mein! Was ſoll ich in dieſem Falle thun? Wie habe ich mich da zu verhalten? Iſt dieſes erlaubt oder nicht? Wenn er aber eine Antwort erhält, die ihm nicht günſtig iſt, ſo widerſpricht er, oder er ſchweiget traurend? Warum widerſpricht er? Warum trauert er? War es denn nicht ſeine Abſicht, die Wahrheit zu erfahren? Nein! er war ſchon zum Voraus dagegen eingenommen, er hatte ſchon ſeinen Schluß gefaßt, was er thun wollte: nur erwartete er noch, daß ihn Jemand in ſeiner Meinung beſtärken möge, damit er mit deſto weniger Gewiſſensbiß handeln könnte — nun aber da ſeine Abſicht vereitelt wird, ſo widerſpricht er, oder zeigt ſeine Unzufriedenheit. Nicht ſo m. GG. Wahrheit, ſie ſey, welche ſie wolle, muß uns mit Freude erfüllen. Wir müſſen uns glücklich ſchätzen, ſie gefunden zu haben: denn hätten wir ſie nicht gefunden, ſo würden wir noch lang im Irrwahne gelebt, würden noch lang uns zu unſerem Unglücke getäuſcht haben, würden noch ferner das Spiel unſerer Leidenſchaft geweſen ſeyn. Wenn alſo jemand einen Gewiſſensrath findet, der ihm redlich die Wahrheit herausſagt, ſo ſoll er ſich freuen. Sagt ihm dieſer Gewiſſensrath: Dein Leben iſt nicht ordentlich. Du meinſt, du wäreſt unſchuldig, weil du dich nicht mit groben Laſtern befleckeſt; allein du lebeſt in der Lauigkeit dahin, du biſt weder kalt noch warm, du biſt in Gefahr, daß dich Gott aus ſeinem Munde ausſpeye — er ſoll ſich freuen. Sagt ihm dieſer Gewiſſensrath: Die Vortheile, die du dir

anmaſſeſt, ſind nicht erlaubt. Das Gut, das du dir auf ſolche Art erſparet haſt, iſt nicht dein; — Er ſoll ſich freuen. Sagt ihm dieſer Gewiſſensrath; Die vielen Sünden, die du begangen haſt, verdienen eine angemeſſene Buſe; und er legt ihm etwas mühſelige Bußwerke auf. — Er ſoll ſich freuen, und jauchzend ſoll er ausrufen; Ich habe Jemand angetroffen, der mir die Wahrheit ſagte. M. GG. Wenn wir Chriſten seyn wollen, d. i. Jünger desjenigen, der von ſich ſelbſt geſagt hat; Ich **bin die Wahrheit**; ſo laſſet uns nicht der Schmeicheley und der Lüge nachjagen, laßt uns nicht Menſchen aufſuchen, die weiche Küſſen unter unſere Häupter legen, die das Schwarze weiß, und das Weiſe ſchwarz nennen; ſondern laßt uns der Wahrheit nachſtreben, und es ſage ſie uns wer immer wolle, es ſey ein Prediger, den wir hören; oder ein Gewiſſensrath, dem wir uns anvertrauen; oder ein guter Freund, den wir zu Rath ziehen; oder ein Buch, das wir leſen, laßt uns unſre Freude darüber bezeigen. Wahrheit, wenn ſie gleich unſere Eigenliebe ein wenig verletzet, iſt doch Wahrheit. Ich behandle nun kürzlich noch den

Dritter Punkt
der vorgenommenen Betrachtung.

Da Andreas von der Unterredung mit dem Heilande zuruckkehrte, ſo war Petrus ſein Bruder der Erſte, der ihm begegnete. Mit dieſem theilte er ſogleich ſeine Freude, eröfnete ihm das Glück, das ihm begegnet war, und führte ihn auf der Stelle zu Jeſu. Hiedurch

zeigte er nicht nur ſeine Anlage zum Amte eines Apoſtels; ſondern er machte ſchon wirklich einen Apoſtel an ſeinen eigenen Bruder. **Er führte ihm zu Jeſu.** Hätte er ihm wohl ein größeres Probſtück der brüderlichen Liebe ablegen können, als dieſes war? Wie wird ihn nicht Petrus ſo zärtlich umarmt haben? Wird er ihm nicht geſagt haben? Andrea! nie zeigteſt du dich ſo ſehr als Bruder, als in dieſem Augenblicke... M. GG. Wir ſind alle Brüder in Chriſto Jeſu. Können wir eine Heilswahrheit, eine heilſame Erinnerung unſerem Nebenmenſchen mittheilen, ſo laßt es uns thun. Wir müſten keine Brüder ſeyn, oder nur ſolche bösartige Brüder, wie Kain war; wenn wir immer ſagten; **Wer hat uns zum Hüter über unſeren Bruder geſtellt?** wenn wir unempfindlich und gleichgültig dazu ſeyn könnten, daß unſer Nebenmenſch in einer Heilsgefahr ſich befindet; daß er in einem Irrwahne ſteckt; daß er in einer ihm zu wiſſen nothwendigen Sache unwiſſend iſt... Es iſt zwar nicht der Wirkungskreiß eines jeden vom gleichen Umfange: **Sind denn alle Apoſtel,** ſagt der heil. Paulus, **Sind denn alle Lehrer? Sind denn alle Propheten?** Doch müſſen wir unſeren Eifer in Verbreitung der Wahrheit wenigſtens in Anſehung derjenigen an Tag legen, die mit uns durch irgend ein näheres Verhältniß verwandt ſind. Sollen nicht Aeltern das Erbauliche, was ſie geleſen, was ſie in einer Predigt gehört haben, ſogleich ihren Kindern mittheilen? Soll nicht ein Freund, dem ein gutes Buch in die Hände gefallen iſt, das ihn erbaute und rührte, es ſogleich ſeinem Freunde mittheilen, und ſagen; Freund! ich habe

be ein Buch gefunden, in dem ich viel Unterricht und Erbauung antraf. Soll nicht ein Bekehrter dem, der mit ihm in die Sünde verwickelt war, ſogleich Nachricht von ſeiner Buſe geben, und ihm ſagen: Ich habe meine Gewiſſensruhe gefunden. Geh auch du hin, und bekehre dich. Aber — leider gerade das Gegentheil geſchieht. Selbſt Aeltern dulden, hegen, begünſtigen die Laſter und die Freyheiten ihrer Kinder. Freunde, wenn ſie doch dieſen Namen verdienen, geben einander nicht gute und erbauliche, ſondern ärgerliche und ſittenverderbliche Bücher in die Hände. Ueberhaupt iſt es etwas viel gemeineres, daß Einer den Andern verführt, als daß Einer den Anderen zum Guten anweiſe. O heilige Freundſchaft, deren Geſetz es iſt, das Seelenheil des Nebenmenſchen zu beförderen, wie ſelten biſt du! heut zu Tage beſteht die Freundſchaft und Bruderſchaft nicht mehr darinn, daß einer den anderen zu Jeſu führe, ſondern daß einer den anderen von Jeſu, von dem Glauben und dem Evangelium Jeſu abführe. Keine Sprache iſt gewöhnlicher, als dieſe. Ich habe einen Gegenſtand gefunden, nach den meine unreine Liebe lüſterte. Ich habe eine Gelegenheit gefunden, wo ich ungeſehen und unbemerkt ſündigen kann. Ich habe ein Buch gefunden, daß mich durch ſein unreines Wortſpiel und durch ſeinen Spott gegen Religion beluſtiget — O heilige Religion, wie vergeſſen biſt du bey vielen, und wie wenig Einfluß haſt du in die Freundſchaft der Menſchen? Die Freundſchaft der Kinder dieſer Welt beſteht nur darinn, daß ſie Beſuche geben, und annehmen, daß ſie Luſtbarkeiten verabreden, und gemein-

ſchaftlich unterhalten, daß ſie einander Schmeicheleyen und Lobſprüche ins Angeſicht ſagen, daß ſie ſich vor allen Geſprechen, die andern unangenehm ſeyn könnten, wären ſie ihnen gleich nützlich, ſorgfältig hüten, daß ſie den dritten, der nicht von ihrer Parthey iſt, tadeln, daß ſie einander zur Rache aufhetzen: aber von Gott und göttlichen Dingen reden, freymüthige Eröfnungen thun, wenn man an der Lebensart, Denkungsart, und an den Abſichten anderer etwas tadelhaftes bemerkt, andere mit übernatürlichen Beweggründen tröſten, ſie von rachgierigen Anſchlägen abhalten — dieß wird, wenigſtens bey vielen nicht mehr unter Freundſchaftsbeweiſe gerechnet. — Allein gehören denn auch wir unter dieſe Klaſſe? Fern ſey dieſes von uns! Laſſet uns zu allen Zeiten und in allen Gelegenheiten allen den Troſt, die Beruhigung, die uns unſere Religion bringt, an Tag legen. Laßt uns, ſo viel es nur möglich, beytragen, daß andere eben ſo getröſtet, ſo beruhigt, ſo überzeugt von ihrer Religion ſeyn mögen, als wir ſind. Haben wir nicht unſer ganzes Glück Jeſu dem Heilande der Welt und ſeiner heilbringenden Religion zu danken? Warum ſollen wir nicht laut vor der ganzen Welt unſer Glück verkündigen? O Jeſu unſer Heiland, unſer Meſſias, unſer Gott (die ganze Welt ſoll es hören) dir ſey tauſendmal Dank geſagt, daß du uns erlöſet haſt, daß du uns in deiner ſeligmachenden Religion haſt laſſen gebohren werden, daß du uns mit ihr ein ſo ſanftes Joch aufgeleget haſt, daß du uns durch ſie ſo viele Gnaden verleiheſt, ſo viel Beruhigung bey den Müheſeligkeiten unſers Standes, ſo viel Troſt in Widerwärtigkeiten mittheileſt.

theileſt. Nun ſetze nur dieſer Gnade noch jene hinzu, daß du uns ewig ſelig macheſt. Du haſt uns berufen. Laß uns auch zu deiner Auserwählung gelangen.

Am Feſte der unbefleckten Empfängniß Mariä.

Beatam me dicent omnes generationes. *Luc.* 1.

Mich werden alle Geſchlechter ſelig ſprechen. Luk. 1.

Die heilige Kirche pflegt Mariam die Mutter Gottes vorzugsweiſe die ſelige, die ſeligſte Jungfrau zu nennen; und dieß geſchieht, um in Erfüllung zu bringen, was ſie von ſich ſelbſt geweiſaget hat; **Mich werden alle Geſchlechter ſelig ſprechen.** Worauf gründet ſich aber dieſer Lobſpruch, und warum ſprechen wir Mariam ſelig? O in wie vielen Rückſichten gebühret es ihr? Wie unausſprechlich groß iſt nicht ihre Glory in dem Himmel? Iſt ſie nicht über alle Engelchöre erhaben? Iſt ſie nicht fürwahr unter allen Seligen, die Gottesangeſicht anſchauen, die allerſeligſte? Sie iſt ferner die Mutter Gottes. Welch eine Würde? Schon ein einfältiges Weib, welches ehemals aus dem Munde Jeſu das Wort Gottes hörte, ohne noch ſeine Gottheit zu erkennen, fühlte ſich hingeriſſen, durch einen offentlichen Ausruf die Glückſeligkeit der Mutter eines ſo großen Lehrers zu bewunderen. **Selig**, ſprach ſie, iſt **die Mutter, die dich getragen und geſäuget hat.** Wie viel mehr Urſache haben wir, Mariam ſelig zu ſprechen, nachdem wir die ganze Größe ihres Sohns

durch das Licht des Glaubens erkennen?... Endlich war Maria eine reine und unbefleckte Jungfrau, die durch eine beſondere Gunſtbezeigung Gottes Nichts von einer Sünde wuſte, nicht einmal, wie wir mit Grunde dafürhalten, von jenem erblichen Flecken, den alle Menſchen ohne Ausnahme aus dem Mutterleibe bringen. Iſt nicht dieſe einzige Urſache ſchon zureichend, ſie ſelig zu ſprechen? Welch ein Glück iſt es nicht, frey von der Sünde zu ſeyn? Denn da die Sünde das gröſte Unheil, und die Quelle alles Unglückes iſt, da ſie das einzige Uebel iſt, welches den Menſchen um Gottes Gnade bringt; ſo iſt auch kein größeres Glück des Menſchen in dieſem Leben denkbar, als wenn er frey von der Sünde iſt; weil er eben ſobald, als er frey von der Sünde iſt, er in Gottes Gnade und Wohlgefallen ſteht. Beſtimmt denn aber nicht das Wohlgefallen Gottes das Glück des Menſchen? Maria verdienet alſo unter anderen Urſachen auch darum vorzugsweiſe die Selige genannt zu werden, weil ſie vermöge einer Gunſtbezeigung Gottes, deren ſich kein anderer Menſch rühmen kann, frey von allem Flecken der Sünde, und eben darum der Gegenſtand eines ganz beſonderen göttlichen Wohlgefallens war. Dieſes Vorzuges wegen iſt ihr auch die heutige Feyerlichkeit gewidmet. Was uns anbelangt, m. GG. ſo dörfen wir uns freilich neben Maria bey weitem nicht ſtellen: Wir ſind von Natur Kinder des Zornes; wir haben die Sünde mit uns auf die Welt gebracht. — Ja wir ſündigen noch täglich, und weit entfernt, daß wir auf eine unbefleckte Reinigkeit Anſpruch machen könnten, ſo beſteht

viel=

vielmehr die eigentliche Karakterzeichnung von uns darinn, daß wir Sünder ſind. Demungeachtet können wir uns der Glückſeligkeit Mariam näheren, wenn wir mit der Gnade Gottes nach allen Kräften der Sünde widerſtehen: denn ich frage nochmal: Worinn beſtund die Glückſeligkeit Mariä als einer unbefleckten Jungfrau betrachtet? Darinn, daß ſie frey von Sünden, und auch frey von der Begierlichkeit der Sünde war. Nun können wir es durch kräftigen und unausgeſetzten Widerſtand gegen die Verſuchungen zur Sünde ſoweit bringen, daß wir **erſtlich** frey wenigſtens von ſchweren, und auch von öſteren läßlichen Sünden werden; daß wir **zweytens** den Reitz und die Neigung zur Sünde wo nicht ganz aus uns hinwegſchaffen, doch wenigſtens ſchwächen und entkräften.

Erſter Theil.

Gleichwie wir alle, keinen ausgenommen, die Sünde aus dem Mutterleibe ſchon mitgebracht haben, ſo iſt auch keiner unter uns, der es jemal, ſo lang er von dieſem gebrechlichen Fleiſche umgeben iſt, ſoweit bringen könne, daß er nie ſündige, nie wenigſtens Schwachheitsfehler begehe. Und wer ſich einbildete, er ſey ganz unſchuldig und unbefleckt, deſſen Hochmuth könnte mit dem klaren Buchſtaben des heil. Johannes zuſchanden gemacht werden, der in ſeinem erſten Briefe ſagt: **Wenn wir vorgeben, wir hätten keine Sünde, ſo verführen wir uns ſelbſt, und die Wahrheit iſt nicht in uns.** Indeſſen halte ich es

nicht für nöthig, eine Wahrheit zu beweiſen, die durch unſere eigene Erfahrung nur allzuoft bewähret wird. Viel nothwendiger aber wird es ſeyn, daß ich das Vorurtheil zerſtreue, welches viele ſo gern ergreifen, um eine freye Lebensart zu entſchuldigen; das Vorurtheil, welches die Klagen über die menſchliche Schwachheit ſoweit treibt, als wenn es kaum möglich wäre, der Sünde zu widerſtehen. In der That dieſer Irrwahn, der von vielen geheegt, und nicht ſelten laut verkündiget wird, iſt eine der fürnehmſten Urſachen des Verderbniſſes der Welt. Was kann wohl aus der Meinung (Sündigen ſey eine lautere Folge der menſchlichen Schwachheit und zwar einer faſt unüberwindlichen Schwachheit) anderſt entſtehen, als Geringachtung gegen das göttliche Geſetz, und Leichtſinn des Gewiſſens? Muß nicht aller Abſcheu gegen die Sünde eben ſobald aufhören, als man in ſeiner Vorſtellung von der Sünde alles, was ſchändlich und verdammlich an derſelben iſt, durch den Vorwand der Schwachheit hinwegnimmt? Ich ſage alſo: Ob wir gleich ſchwach ſind, ſo können wir dennoch der Sünde kräftig widerſtehen, und durch dieſen Widerſtand es ſo weit bringen, daß wir von ſchweren Sünden, ja auch von muthwilligen läßlichen Sünden frey werden.

Ich ſage **erſtlich** von ſchweren Sünden. Denn darauf iſt, wenn ich mich ſo ausdrücken ſoll, der ganze Plan der Gnade Chriſti angelegt. Gleich beym erſten Eintritte in die Welt ſind wir getauft, und in Chriſto widergebohren worden. Dieß iſt jenes Geheimniß, wie

Sie

Sie wiſſen, m. GG. wodurch der erbliche Flecken aus unſeren Seelen ausgelöſchet ward. Welches war aber die Folge dieſer Rechtfertigung? Wir ſind verpflichtet worden, die heiligmachende Gnade zu erhalten, und forthin nimmermehr in die Sünde einzuwilligen. Sind wir aber verpflichtet worden, nimmermehr in die Sünde einzuwilligen, ſo müſſen wir auch Anſpruch auf hinlängliche Gnaden erhalten haben, der Sünde kräftig zu widerſtehen. Dieß ſuchet Paulus in ſeinem Briefe an die Römer weitläuftig zu beweiſen. Nachdem er das Unheil und die kläglichen Folgen der Erbſünde beſchrieben hatte, preiſet er die Gnade Chriſti, durch welche dem aus der Sünde entſtandenen Unglücke nicht nur hinlänglich, ſondern überflüßig abgeholfen wäre. **Wenn das Maaß der Sünde voll war**, ſagt er, **ſo war das Maaß der Gnade nicht nur voll, ſondern überflüßig.** Röm. V. Hernach wirft er die Frage auf: Wie? ſollen wir vielleicht in Anſehung deſſen, daß die Gnade überflüßig iſt, in der Sünde bleiben, ſollen wir ferner ſündigen? Das ſey fern — antwortet er: **Denn durch die Taufe ſind wir der Sünde abgeſtorben, wie ſollen wir noch in der Sünde leben?** Röm. 6. Durch die Eintauchung in das Waſſer **ſind wir mit Chriſto** zur Abtödung der Sünde begraben worden. **Wir müſſen** alſo auch mit Chriſto **zu einem ganz neuen Leben auferſtehen** — **Durch die Taufe** iſt unſer alte Menſch gekreuziget worden, **damit der Leib der Sünde in uns zerſtöret werde, und wir forthin der Sünde nicht mehr dienen. Sind wir mit Chri-**

ſto geiſtlicher Weiſe geſtorben, **ſo hoffen wir auch, daß wir forthin mit ihm leben werden: denn Chriſtus iſt nur einmal geſtorben. Der Tod wird ſich nimmermehr ſeiner bemächtigen. So ſoll denn auch nie mehr die Sünde ſich unſerer bemächtigen.** Alle dieſe Ausdrücke, dieſe Gleichniſſen, dieſe Schlüſſe ſtellet Paulus zuſammen, um mit recht vielem Nachdrucke die Pflicht zu erweiſen, die einem durch die Taufe widergebohrnen Menſchen aufliege, forthin gegen die Sünde zu ſtreiten. Wie vertragen ſich aber die Klagen der Menſchen über ihre Schwachheit mit dieſer Sprache des Völkerlehrers? Hat er vielleicht ganz auf die Gebrechlichkeit der Menſchen vergeſſen, indem er die Pflichten eines Getauften ſo hoch trieb? Hat er ſich vielleicht ganz andere Menſchen vorgeſtellt, als wir ſind? Ach nein! er redete von eben den Adamsſöhnen, die wir ſind: Aber er redete auf die Kraft und auf das Uebermaaß der Gnade. **War das Maaß der Sünde voll,** ſagt er, **ſo iſt das Maaß der Gnade überflüßig.** War die Wunde, die uns durch die Erbſünde iſt geſchlagen worden, tödlich, ſo iſt die Gnade Chriſto noch heilſamer, als jene tödlich. Iſt unſere Schwachheit groß, ſo iſt die Kraft der Gnade noch größer. Es hat alſo Paulus die Pflichten eines Chriſten bey allem dem, daß er ſchwach iſt, nicht übertrieben; ſondern die Chriſten übertreiben ihre Klagen über die menſchliche Schwachheit; oder beſſer zu reden, wenn ſie einerſeits über die menſchliche Schwachheit klagen, ſo vergeſſen und verläugnen ſie anderſeits die Kraft der Gnade, die

ſie zum Siege über die Schwachheit ausrüſtet. Ja laſſet uns nur unſere Schuld und unſere Trägheit im Streite wider die Sünde bekennen. — Wir könnten und ſollten die heiligende Gnade, die wir in der Taufe empfangen, unverlezt bis zur Ankunft des Richters bewahren. So lautete auch die Ermahnung, die uns der Prieſter gab, indem er uns bey den Zeremonien der Taufe das weiſe Kleid das Bild der Unſchuld anlegte: Nimm hin das weiſe Kleid, ſprach er, und trag Sorge, damit du es unbefleckt zum Richterſtuhle J. C. bringeſt.

Die Gnade, die wir durch die heil. Taufe unmittelbar erhalten, iſt zudem die einzige nicht; ſondern indem wir durch dieſes Heilsmittel in die Kirche eingehen, ſo empfangen wir gleichſam den Schlüſſel zu dem ganzen Gnadenſchatze der Verdienſte C.. Ich will nur eine und zwar die fürnehmſte von dieſen Gnaden anführen. Wir haben den freyen Zutritt zu dem Geheimniß des Leibes J. C. Beſteht aber nicht die fürnehmſte Wirkung desſelben darinn, daß es uns gegen tödliche Sünden verwahre? So wenigſtens legt der heil. Kirchenrath zu Trient jene Worte aus, mit welchen Chriſtus der Herr die Einſetzung dieſes Geheimniſſes verheiſſen hat: **Wer mein Fleiſch iſſet, der bleibt in mir, und ich in ihm.** Aus dieſen Worten, ſage ich, beſtimmen und entſcheiden die trientiniſchen Väter, dieſes Geheimniß ſey nach der Einſetzung Chriſti das eigentliche Verwahrungsmittel gegen ſchwere Sünden; und — was heißt denn auch in Chriſto bleiben anderſt, als

nie von Chriſto durch die Sünde getrennet werden? Sage ich alſo nicht mit Rechte: Der ganze Plan der Gnade Chriſti ſey darauf angelegt, daß wir frey von ſchweren Sünden leben? Ich übergehe noch mit Stillſchweigen viele andere geiſtliche Vortheile, welche der Chriſt hat. Das Wort Gottes bezeichnet ihm auf's genaueſte alle ſeine Pflichten, es liefert ihm die ſtärkſten Beweggründe zur Frömmigkeit, es erwecket ihn durch die kräftigen Ermunterungen zur Tugend, es tröſtet ihn in Widerwärtigkeiten, es warnet ihn vor den Abwegen zum Laſter, es giebt ihm die Art und Weiſe an, wie er gegen die Sünde ſtreiten ſoll. Das Gebeth iſt ihm eine nie verſiegende Heilsquelle; indem er die untrügliche Verheißung hat, alles, um was er immer mit wahren Vertrauen bittet, zu erhalten. Das Gebeth iſt ihm ein Mittel, deſſen er ſich in jedem Augenblicke ſeines Lebens bedienen kann. Iſt er nun nicht durch alles dieſes hinlänglich zum Kampf gegen die Sünde ausgerüſtet? Kann er ſich nicht mit Muth und Zuverſicht jeder Verſuchung entgegenſtellen, wenn er alle dieſe Heilsmittel benutzet? Gewiß in Anſehung der manchfaltigen Gnaden des Chriſtenthums trägt Paulus kein Bedenken ſeinen Korinthern zu ſagen; er hoffe; ſie würden ſich bis ans End ihres Lebens frey von ſchweren Sünden erhalten, und der göttliche Richter würde nichts verdammliches an ihnen finden. **Nichts**, ſagt er, **geht euch ab an mancherley Gnaden, und ich hoffe, der Herr werde euch bekräftigen, daß ihr ohne Sünde am Tage der Ankunft J. C. geſunden werdet.** 1. Kor. I. Kann ich nun nicht die nemliche

Sprache

Sprache zu Ihnen reden? Soll ich vielleicht ſagen; Es fehlt euch an Gnaden, und ich zweifle, ob ihr hinlängliche Mittel haben werdet, euch vor der ſchweren Sünde zu hüten? Nein! wenn ich dieſes redete, ſo würde ich der Gnade und der Vorſicht J. C. eine eben ſo große Unbild zufügen, als ihr diejenige zufügen, die, indem ſie von einer Zeit zu der anderen in ſchwere Sünden fallen, ihre gehäuften Ruckfälle nur immer auf die Rechnung ihrer Schwachheit ſchreiben, und ſtillſchweigends eben ſoviel ſagen, als: Gott habe uns Gebothe auferlegt, die unſere Schwachheit überſteigen, und er ſtehe uns nicht mit ſeiner Gnade bey, damit wir dieſe Schwachheit überwinden. Nein! in dieſe Sprache der Weichlinge kann ich nicht einſtimmen. Ich bin es der Wahrheit ſchuldig, offentlich zu verkündigen, was Paulus verkündigte, es fehle uns nicht in mancherley Gnaden, und der Menſch könne, wenn er durch ihren Beyſtand tapfer und unabläßig ſtreitet, frey von ſchweren Sünden leben — und ſoviel Feinde es immer ſind, mit denen er zu ringen hat, ſo könne er ſiegreich über ſie ſeine Laufbahne vollenden. Wahr iſt es: wir ſind ſo vielen Verſuchungen ausgeſetzt, daß man ſagen kann, unſer ganzes Leben ſey ein unaufhörlicher Streit: allein eben ſo gewiß iſt es, daß unter allen dieſen Verſuchungen keine einzige ſey, die unſere Kräfte überſteige. **Gott iſt getreu**, ſagt der heil. Paulus, **und er wird nie zugeben, daß ihr in eine Verſuchung fallet, die eure Kräfte überſteige, ſondern er wird vielmehr machen, daß ihr mit Gewinn davon kommet.** 1. Kor. X. Wenn ſich der Chriſt dieſe Verheißung, die in Worten von ähnli-

cher Bedeutung unzähligmal in der Schrift widerhohlt wird, recht zu Gemüth führet, wie kann er kleinmüthig werden, stürme auch die Verſuchung noch ſo heftig auf ihn los? . . . Wahr iſt es: wir ſind von einem Fleiſche umgeben, welches ſich unaufhörlich gegen den Geiſt empöret, und wir fühlen ein Geſetz in unſeren Gliedern, welches dem Geſetze des Geiſtes widerſtrebt; allein unſer Geiſt iſt ſtark genug, mit Gottes Beyſtand das Fleiſch zu unterjochen. Wenn wir die Frage an uns ſtellen, die einſt Paulus an ſich ſtellte: **Wer wird mich von dem Körper dieſes Todes befreyen?** (D. i. Wer wird mich bewahren, daß das Fleiſch meiner Seele nicht den Tod bringe?) ſo können wir auch die nemliche Antwort uns geben, die er ſich gab. **Die Gnade Gottes durch Jeſum Chriſtum.** Röm. VII.

Wahr iſt es: Wir leben in einer Welt, deren Handlungen und Unternehmungen ſich nach dem Zeugniſſe des heil. Johannes ganz auf Hoffart des Lebens, Begierlichkeit der Augen und Begierlichkeit des Fleiſches zuſammenziehen; in einer Welt, die voll böſer Gewohnheiten iſt, welche die verderbteſten Grundſätze heeget, und die uns unaufhörlich durch ihre Beyſpiele zur Nachahmung ihres verderbten Wandels anreitzet: nicht umſonſt aber ſagt die Schrift: **Hütet euch vor dieſer Welt.** Laſſet euch nicht durch alles, was ſie euch glänzendes vormahlt, einnehmen, laſſet euch nicht verblenden durch die Vortheile, die ſie euch verſpricht, glaubet nicht alles, was ſie euch ſagt, billiget nicht alles, was ſie lobet, misbilliget nicht alles, was ſie ta-

delt,

delt, entſchuldiget nicht alles, was ſie entſchuldiget. Wenn wir mit dieſer Behutſamkeit in der Welt leben, uns in ihre Geſellſchaft nie ohne Vorſicht begeben, uns nie mehr mit ihr bekannt machen, als es unſer Stand, unſer Beruf, und unſer Verhältniß in der menſchlichen Geſellſchaft fodert; wenn wir nie ſäumen, unſeren Geiſt von den Zerſtreuungen, welche der Umgang mit ihr in uns zurückgelaſſen hat, bey Gott durch das Gebeth und durch Betrachtung ſeiner Wahrheiten zu erhohlen; ſo werden wir unangeſteckt und frey von dem Verderbniſſe bleiben, in dem ſie ſich befindet. Es kann ja nach der Lehre des heil. Paulus Menſchen geben, die in der Welt ſind, ohne jedoch von der Welt, das iſt, einverſtanden mit ihren böſen Grundſätzen und Gewohnheiten zu ſeyn. Wahr iſt es endlich. Der Feind alles Guten, der Satan wendet alle ſeine Gewalt und Liſt an, uns zu verderben, unſere unordentlichen Leidenſchaften anzufachen, und die Lebhaftigkeit guter heiliger Gedanken in uns zu ſchwächen. Allein der in uns iſt, ſagt die Schrift, nemlich der Geiſt der Wahrheit und der Kraft iſt ſtärker, als der, der in der Welt iſt, der Fürſt der Finſterniſſen. Der Haß dieſes unverſöhnlichen Feindes iſt zwar groß gegen uns. Wie gern mögte er alle Menſchen, die durch Chriſtum erlöſet ſind, zu Mitgenoſſen ſeines Verderbens machen, wie gern mögte er uns, nachdem wir aus ſeiner Sklaverey errettet ſind, wieder unter ſeine Bottmäßigkeit bringen? Allein **wenn Gott für uns iſt, wer iſt wider uns?** Laſſet es ſeyn, daß dieſer Böswicht nie müde werde, ſeine Anfälle gegen uns zu erneuren, wenn wir ſie auch einigemal

mal überwunden haben. Wahr iſt es: Wenn es ihm nicht gelingt, unſere Neigung zur Wolluſt zu entflammen, ſo wird er uns die Schätze und Reichthümer der Welt anbieten. Verachten wir auch dieſe Anerbietung, ſo wird er Feinde uns aufhetzen, die uns zum Zorn und zur Rache reitzen. Richtet er auch damit nichts wider uns aus, ſo wird er ſich in einen Engel des Lichtes verſtellen, und einige Zeitlang von uns ablaſſen, um uns die Einbildung beyzubringen, wir ſeyen ſicher, uns deſto unbereiteter überfallen zu können. Allein ſo unermüdet auch dieſer feindſelige Geiſt ſeyn mag, uns zu verführen, ſo iſt doch Gott noch unermüdeter, uns zu beſchützen; und wenn wir nur nicht muthwillig in die Sünde, die den Geiſt Gottes vertreibet, einwilligen, wenn wir den Schild des Glaubens nicht aus den Händen legen, wenn wir nicht ſtolz und unvorſichtig werden; ſo kann uns zwar der Satan verſuchen; aber verderben kann er uns wider unſere Einwilligung nicht. **Widerſteht den Teufel, ſo flieht er von euch**, ſagt der heil. Jakob... Mit einem Worte: der Chriſt kann durch Gottes Beyſtand ungeachtet aller Verſuchungen, ungeachtet ſeiner menſchlichen Gebrechlichkeit, ungeachtet der Gefahren der Welt, ungeachtet der Nachſtellungen ſeines Seelenfeindes frey von der ſchweren Sünde leben — und wenn ich hier ſage; Er kann; ſo rede ich nicht von der äuſſerſten Möglichkeit, wozu nur Wenige gelangen könnten, ſondern ich rede von einer Möglichkeit, wozu jeder Chriſt mit der Gnade Gottes gelangen kann. Dieſem Satze ſetze ich noch einen anderen hinzu. Wir können auch durch Wachſamkeit und Vorſicht ſo-

weit

weit gelangen, daß wir frey von bedachtſamen, und muthwilligen läßlichen Sünden leben. Sünden der Uebereilung, Sünden einer nicht ganz oder nicht beym erſten Anfalle gedämpften Leidenſchaft, alltägliche Fehltritte ſind hier, wie ich ſchon geſagt habe, nicht verſtanden: ſoweit aber, ſage ich, kann es der Chriſt mit der Gnade, und durch den treuen Gebrauch derſelben bringen, daß er nicht mit völliger Bedachtſamkeit, und nicht aus Gewohnheit läßliche Sünden begehe. . . läßliche Sünden! Was liegt daran, denkt zwar mancher, wenn ich ſie begehe, indem ſie mich nicht um die Gnade und Seligkeit bringen? Allein dieß iſt eben jener Irrwahn, der die mehr und mehr unter den Chriſten zunehmende Lauigkeit erzeugt. Sind denn läßliche Sünden nicht auch Beleidigungen Gottes? Beflecken ſie nicht auch das Gepräge der Gnade in uns, ob ſie es gleich nicht ganz auslöſchen? Betrüben ſie nicht auch den heil. Geiſt in uns, ob ſie ihn gleich nicht gänzlich vertreiben? Und ſind endlich läßliche muthwillig verachtete Sünden nicht der gebahnte Weg zu ſchweren Sünden? Ja GG. ich wiederhohle es nochmal, die Verachtung dieſer kleinen, oder beſſer zu reden, dieſer kleingeachteten Sünden iſt die leidige Urſache, warum ein großer Theil unter uns Chriſten in dem Stande der Lauigkeit dahinſchlummert, und in der Gefahr ſteht, eheſtens aus dem Gnadenſtande zu fallen, wenn es nicht ſchon wirklich unbemerkt geſchehen iſt. Laßt uns dieſen Irrwahn ablegen, der in uns ohne Heilsgefahr nicht beſtehen kann. Was dachte ſich denn Christus der Herr für eine Kirche, indem er ſie ſtiftete, und ſie mit ſo vielen Gnaden und Heilsmit-

teln bereicherte? Der heil. Paulus ſagt: Er wollte ſich eine Kirche darſtellen, die ohne Flecken und Runzeln wäre, heilig und unbefleckt. Epheſ. V. Dieſe Stelle iſt nicht ſo zu verſtehen, als wenn jene, die ſich mit einer ſchweren Sünde beflecken, von der Kirche Chriſti ausgeſchloſſen wären; auch ſo nicht, als wenn die Gläubige die Glieder der Kirche ſich zu einer ſo vollkommenen Heiligkeit, die ſie auch von Schwachheitsfehlern frey machte, erheben könnten: ſondern ſo iſt ſie zuverſtehen: es ſey die Abſicht Chriſti geweſen, ſich eine Kirche zu bilden, deren Glieder, ſoviel ihrer Schwachheit möglich, nach Vollkommenheit ſtrebten, Gott mehr und mehr zu gefallen ſuchten, und nicht nur vor ſchweren Sünden, ſondern auch von den Flecken und Runzeln muthwillig läßlicher Sünden ſich hüteten. Wenn es aber die Abſicht Chriſti war, ſich eine Kirche zu bilden, deren Glieder ſich auch von den Runzeln muthwillig begangener läßlichen Sünden unbefleckt erhielten, ſo hat er gewiß auch ſeine Gnade dazu angelegt, daß ſie uns mit hinlänglicher Kraft ausrüſte, um der Gewohnheit dieſer Sünden zu widerſtehen. Sehen Sie m. GG. wozu wir berufen ſind, und was wir auch in Abſicht auf dieſen Beruf vermögen, nicht wir aus uns ſelbſt, ſondern mit der Gnade. Chriſtus hat die Abſicht gehabt, ſich eine reine von von Runzeln und Flecken freye Kirche, eine ihm wohlgefällige Braut zu bilden. Laſſet uns alſo höhere Begriffe von der Gnade Chriſti, höhere Begriffe von unſerm Berufe, und von unſern Pflichten heegen. Laſſet uns nicht aus niedrigem Kleinmuthe in ſchwere Sünden, aber auch nicht aus Leichtſinne in läßliche Sün-

den willigen. Wir können es durch unausgeſetzten Widerſtand gegen die Sünde weiter bringen, als mancher laue Chriſt denket: ja ſoweit können wir es bringen, daß wir auch die Neigung zur Sünde zwar nicht ganz in uns vertilgen, doch wenigſtens ſchwächen und entkräften. Hievon im

Zweyten Theile.

Gott hat dem Menſchen, indem er ihn zuerſt bildete, Richtigkeit und Ordnung anerſchaffen, ſagt die Schrift. Dieſe Ordnung beſtund darinn, daß ſeine Sinne, und ſeine ſinnlichen Begierden dem Geſetze des Geiſtes, der Geiſt aber dem Geſetze Gottes vollkommen unterwürfig war. Es war in ſeiner Natur keine Empörung. Es beherrſchte ihn keine unbändige Leidenſchaft. Er ſah die Reichthümer und Schätze dieſer Erde für Güter an, die ihm zwar Gott zu ſeinem Gebrauche und zur Stillung ſeiner Bedürfniſſe übergeben hätte, die ihm aber dennoch keine unvergängliche Glückſeligkeit verſchaffen könnten. Seine Naturstriebe waren der Vernunft untergeordnet. Er konnte ſie ohne Mühe zähmen und mäßigen. So war der erſte Menſch beſchaffen: allein da ihn ſein Glück ſtolz und übermüthig machte; da er mit der Herrſchaft über die Natur, die Gott nur mit dem Verbothe, von der Frucht eines einzigen Baumes nicht zu eſſen, beſchränkte, nicht zufrieden war; ſo iſt er gefallen. Sogleich fühlte er, daß ſeine Herrſchaft beſchränkt war, er fühlte ſeine Schande, ſeine Blöſe, und die beſchämenden Unordnungen des

Fleiſches; er fühlte, daß zur Strafe ſeines Ungehorſames gegen Gott auch ſeine Begierden ihm den Gehorſam verweigerten. Er fühlte Neigung zur Sünde, und Begierlichkeit. Dieß iſt jener Stand, der auch auf uns iſt fortgepflanzet worden, der Stand, der uns allen ſelbſt die Heiligen nicht ausgenommen, ſo viele Seufzer auspreſſet, ſo viele Kämpfe verurſachet. Indeſſen, ob wir es gleich in dieſem Stande mit einer widerſpänſtigen Natur zu thun haben, und ob gleich unſere Begierden uns den Gehorſam verweigern, ſo müſſen wir dennoch unſere Herrſchaft behaupten. Wir dörfen nie Knechte unſerer Sinne und Begierden werden. **Deine Begierlichkeit ſoll unter dir ſeyn**, ſagte Gott dem über ſeinen Bruder erzürnten Kain, **und du ſollſt über ſie herrſchen.** Freilich geſchieht dieſes nun bey der Zerrüttung unſerer Natur nicht mehr mit ſo leichter Mühe, und wir müſſen zu unſerer heilſamen Verdemüthigung die Folgen der Erbſünde gewahr werden: doch überſteigt es unſere Kräfte nicht; da wir durch die Gnade Chriſti unſeres Erlöſers unterſtützet werden. Ja durch eben dieſe Gnade können wir es ſoweit bringen, daß wir die Neigung zur Sünde, wo nicht aus uns hinwegſchaffen, doch wenigſtens entkräften, und daß wir wo nicht dem erſten Menſchen, der in der vollkommenſten Ordnung und Richtigkeit ſeiner Natur iſt erſchaffen worden, ganz ähnlich werden, doch wenigſtens ſeiner Vollkommenheit uns mehr und mehr nähern. Dieſe Wahrheit ſetzet Paulus ganz deutlich voraus, indem er in dem Briefe zu den Epheſ. ſpricht: **Ziehet den alten Menſchen aus — und ziehet den neuen**

Menſchen an, der von Gott in der Gerechtigkeit und wahren Heiligkeit iſt erſchaffen worden. Was wollte er anders ſagen, als dieſes: Ziehet wo nicht auf *einmal*, doch wenigſtens nach und nach alles das *aus*, was euch von dem alten und durch die Sünde verderbten Menſchen anklebt, und befleißet euch, daß ihr durch Bezähmung unordentlicher Leidenſchaften jenem glückſeligen Stande der Ordnung euch fort und fort nähert, in welchem ſich der erſte Menſch befand, da er aus der Hand ſeines Schöpfers kam. So verſtehen die Schriftausleger dieſe Stelle. Wollen wir aber mit dem heil. Hieronymus unter dieſen neuen Menſchen, von dem da Paulus redet, Chriſtum ſelbſt verſtehen, einer andern Stelle gemäß, wo eben dieſer Völkerlehrer ſagt: **Ziehet Chriſtum an;** ſo iſt der Beweiß noch einleuchtender. Kann uns ein erhabneres Muſter vorgeſtellet werden, als Chriſtus, deſſen heiligſter Wille die Ordnung ſelbſt war, in dem kein Schatten der Sünde, und keine Neigung zur Sünde war? Ich will jedoch den Heiland ſelbſt reden laſſen. **Kommet alle zu mir**, ſagt er, **die ihr mit Mühe und Arbeit beladen ſeyd. Ich will euch erquicken. Nehmt mein Joch auf euch, und lernet von mir, weil ich ſanftmüthig, und demüthig von Herzen bin. Und ihr werdet Ruhe in euren Seelen finden. Denn mein Joch iſt ſüß, und meine Bürde iſt leicht.** Dieſe rührende liebvolle Einladung laſſet uns Worte vor Worte durchgehen. Wer ſind diejenigen, die mit Mühe und Arbeit beladen ſind? Wir ſind es, wir, die mit der ganzen Unordnung unſerer verderbten

Natur, und gegen ſo viele Anfälle unſerer heftigen Leidenſchaften noch zu ringen haben. Uns alſo will er erquicken. Was ſodert er für Bedingniſſe von uns, um dieſe liebvolle Abſicht an uns zu erfüllen, um dieſe ſüße Erquickung uns verkoſten zu laſſen? Wir ſollen ſein Joch auf uns nehmen, ſein Evangelium, deſſen Hauptgeſetz iſt die Ertödung unordentlicher Leidenſchaften, die Selbſtverläugnung. Wir ſollen ſanftmüthig und demüthig vom Herzen ſeyn, und ihn ſelbſt zum Muſter dieſer Tugenden nehmen. Was iſt denn endlich der Lohn dieſes Beſtrebens uns zu verläugnen, und ſeine Tugenden nachzuahmen? **Ihr werdet Ruhe in euren Seelen finden.** Die Ungeſtümme des Krieges, mit dem die Leidenſchaft einen noch ganz unabgetödeten Menſchen anfällt, wird in uns nachlaſſen. Heiterkeit, innerliche Stille, und Gemüthsruhe wird die Folge der in uns hergeſtellten Ordnung ſeyn; und ob gleich des Streites mit unſeren Leidenſchaften, nie, ſo lang wir leben, ein Ende ſeyn wird, ſo werden wir doch niemal Urſache haben, über das Joch J. C. welches uns Bezähmung unſerer Leidenſchaften auflegt, zu klagen; ſondern vielmehr werden wir uns unſerer Gebrechlichkeit wegen vor Gott demüthigen, und ſeine Gnade preiſen, die uns zu allen Zeiten die Unordnung unſerer Natur mächtig beſiegen hilft, und es uns von Zeit zu Zeit fühlbarer macht, was wir durch ſie vermögen. Sie vernehmen es alſo ſelbſt aus dem Munde Chriſti m. GG. wie weit wir es bringen können, wenn wir zuverſichtsvoll auf ſeine Gnade den böſen Neigungen den Krieg ankündigen. **Ihr werdet Ruhe in euren Seelen finden.** Verlangen

gen Sie noch mehrere Beweiſe, und ſoll ich es Ihnen noch begreiflicher machen, wie die Kraft des natürlichen Verderbens nach und nach in uns abnehmen könne, ſo will ich auch dieſes noch zum Schluſſe meiner Rede unternehmen. Die Schrift ſtellet uns das menſchliche Leben in dem Bilde eines Streites vor. **Ich fühle ein Geſetz in meinen Gliedern, welches dem Geſetze des Geiſtes widerſtrebet**, ſagt Paulus; Wenn aber zween Feinde miteinander ſtreiten, ſo muß die Heftigkeit des Streites um ſo mehr abnehmen, je ſchwächer der eine Theil, und je ſtärker der andere wird. Nun ſage ich aber: je öfter wir gegen die Sünde und die Begierlichkeit ſtreiten; deſto ſchwächer muß die Begierlichkeit werden, und deſto mehr muß der Geiſt an Stärke gewinnen. Deſto ſchwächer muß erſtlich die Begierlichkeit werden: denn ſo wie der Menſch ſeine Leidenſchaft um ſo ſtärker, ungezähmter und unaufhaltbarer macht, je öfter und je länger er ſie befriediget, je mehr Siege er ſie gewinnen laßt; ſo muß auch im Gegentheil ſeine Leidenſchaft um ſo ſchwächer und langſamer in ihren Trieben werden, je früher, je öfter, je anhaltender, je unnachſichtlicher er ſie bezähmt und zurückhält. Dieſe Wahrheit hat ihren Grund ſelbſt in der Einrichtung unſeres Körpers und in der Entſtehungsart unſerer leidenſchaftlichen Bewegungen. Nur ein Beyſpiel. Der Zorn entſteht in uns, wenn die Lebensgeiſter in eine gähe Wallung gerathen, und gegen die äuſſerlichen Theile ſtrömen. Zu dieſer Art von Bewegung liegt zwar der Trieb ſchon in unſerem Körper, der ſich eben ſobald äuſſert, als die zum Zorne reitzende Ur-

ſache vorhanden iſt. Offenbar aber wird die Beweglichkeit der dazu wirkenden Theile um ſo größer, je öfter wir uns erzörnen, und je ſeltener wir uns Einhalt thun. Im Gegentheil deſto aufhaltbarer und langſamer ſich zu ergießen, wird unſer Geblüt ſeyn, je öfter wir uns einhalten, und je mehr wir uns daran gewöhnen, nichts in der erſten Hitze zu thun. Wie es ſich mit dem Zorne verhält, ſo verhält es ſich auch mit anderen Leidenſchaften, an welchen der Körper den merklichſten Antheil hat.

Zweytens und hauptſächlich gewinnt unſer Geiſt an Stärke, je mehr Siege er gegen unordentliche Leidenſchaften häuſet.

Er gewinnt durch die Fertigkeit und Gleichförmigkeit ſeines Willens in ſeinen Entſchließungen. Wer fünfzig, wer hundertmal eine Verſuchung überwunden hat, der wird auch die nächſte Verſuchung von gleicher Art überwinden.

Er gewinnt durch die lebhafte Empfindung der Vergnügens und des Troſtes über ſeine gewonnenen Siege. Wer ſchon oft ſchwere Verſuchungen überwunden, und immer am Ende des Sieges vor Freude ausgerufen hat: Herr ich danke dir, ich preiſe deine Gnade, daß ich überwunden habe, daß ich noch in deiner Gnade ſtehe; der wird auch im nächſten Falle den Muth nicht ſinken laſſen.

Er gewinnt an Ueberzeugung von der Kraft der Gnade. Wer ſchon öfters ſchwere, ungeſtümme Verſuchungen beſieget hat, der wird im nächſten Falle be-

hend ſeine Zuflucht zu Gott nehmen, und rufen: Herr hilf mir: durch deine Gnade werde ich abermal ſiegen. Er gewinnt endlich durch die Fertigkeit, ſich die Beweggründe zur Tugend zu vergegenwärtigen. Wie ſoll ich dieſes Böſe in den Augen meines Gottes thun? Soll ich um eine augenblickliche Wolluſt meine ewige Seligkeit verſcherzen? Soll ich nicht einen kurzen Kampf ſtandhaft aushalten, um ewigen Flammen zu entgehen. Dieſe Gedanken ſind ihm geläufig, ſind ihm wie vor Augen geſchrieben. Dergleichen geiſtliche Vortheile, die wir uns durch den unausgeſetzten Kampf gegen die Sünde erringen, könnte ich noch mehrere anführen. Kurz wir können es ſo weit bringen, daß die Neigung zum Böſen zwar nicht ganz aus uns vertilgt, doch wenigſtens ſchwächer und unkräftiger werde. Und o wie glücklich ſind wir, wenn wir es ſo weit gebracht haben? Fern ſey es zwar von uns, daß wir Triumph rufen ſollten, ehe der Sieg ganz vollendet iſt. Fern ſey es von uns daß wir, wenn wir zeither viele Verſuchungen überwunden haben, ſagen ſollten: Nie wird eine Verſuchung uns bezwingen. Wenn wir alle Anfälle unſers Feindes zurückgetrieben haben, ſo kann uns der letzte noch ſtürzen. Demüthig, vorſichtig, behutſam müſſen wir immer ſeyn: denn auch Maria war es bey all ihrer Gnadenvölle. Aber die Gnade Gottes ſey tauſendmal geprieſen! Was uns anbelangt, ſo wollen wir uns demüthigen, und ſo lang wir leben, über unſere Schwachheit ſeufzen. Was aber Gott anbelangt, ſo wollen wir auf ihn hoffen, und von dieſem Augenblicke an, wo ich Amen ſage, bis zum lezten Lebenshauche nicht aufhören, wider die Sünde zu ſtreiten.

Auf das Feſt des heil. Apoſtels Thomas.

Noli eſſe incredulus, ſed fidelis. *Ioann.* 20.

Sey nicht unglaubig, ſondern glaubig.

Aus den Worten meines Vorſpruches können Sie m. GG. gleich am Anfange meiner Rede verſtehen, daß ich mir heute vorgenommen habe, Sie gegen den Unglauben zu warnen, und im Glauben zu ſtärken. Es iſt aber das ganze Evangelium ſo zuſammenhängend, daß man ſchwerlich das End von dem Anfange ſönderen kann. Alles iſt darinn lehreich, und jeder Umſtand iſt zu benutzen. Ich erkenne in der Geſchichte des heil. Apoſtels Thomas, und in allem, was Jeſus bey dieſer Gelegenheit geſprochen hat, beſondere Winke ſeiner Vorſicht, die er der nachfolgenden Kirche in Anſehung des Glaubens geben wollte. Es iſt ſonderbar, daß ein Apoſtel Chriſti, einer von denen, die auserſehen waren, Meiſter und Lehrer des Glaubens zu ſeyn, ſich ſelbſt gegen den Glauben verfehlte, und zwar nicht aus Schwachheit und Furchtſamkeit, wie vormals Petrus; ſondern aus Eigenſinn und Hartnäckigkeit. Es iſt noch ſonderbarer, daß der Heiland ſo viel Geduld und Nachſicht brauchte, um den irrenden Apoſtel zur Erkenntniß der Wahrheit zu führen. Aber das merkwürdigſte unter allen iſt, was derſelbe Heiland nach vollendeter Bekehrurng des Thomas in Hinſicht auf die zukünftige Kirche der Gläubigen geſprochen hat. Dieß ſind die ausgezeichneten Geſichtspunkte, von welchen wir das

heutige

heutige Evangelium anſehen müſſen. Thomas hat ſich gegen den Glauben verfehlt — Dieß hat der Heiland nicht ohne Abſicht zugelaſſen. Thomas iſt durch die liebreichen Bemühungen des Heilandes zum Glauben gebracht worden. Dieß iſt aber nicht nur ihm, ſondern auch uns zu Liebe geſchehen. Thomas hat endlich den merkwürdigen Spruch des Heilandes veranlaſſet: **Selig ſind die, welche nicht geſehen haben, und doch glauben**; wodurch uns zuverſtehen gegeben wird, daß ſich forthin Niemand mehr auf auſſerordentliche Mittel der Ueberzeugung verlaſſen dörfe. Dieß giebt der ganzen Geſchichte den Ausſchlag. Ich widerhohle alles nochmal, damit Sie ſich in den Plan meiner Rede völlig hineindenken können. Der Heiland hat den Irrthum des Apoſtels Thomas zugelaſſen, um uns gegen den Irrthum zu verwahren. 1. Th. Der Heiland hat durch eine beſondere Erſcheinung den Apoſtel Thomas bekehret, um durch den Glauben des Bekehrten den unſrigen zu ſtärken. 2. Th. Der Heiland hat endlich ſeine Erſcheinung durch einen merkwürdigen Spruch beſchloſſen, der uns den ganzen Zuſtand des Glaubens, ſo wie er dermal beſchaffen ſeyn muß, zu erkennen giebt.

Erſter Theil.

Gott weiß auch aus dem Böſen das Gute zu ziehen. Darum läßt er nicht ſelten das Böſe zu; und darum hat er es auch geſchehen laſſen, daß Thomas nicht glaubte, um uns die unſeligen Urſachen des Irrthums zu unſerer heilſamen Warnung einſehen zu laſſen.

Welches

Welches waren wohl dieſe Urſachen, warum Thomas in den Unglauben verfiel? Sie liegen insgeſammt in der Erzählung des heil. Textes. **Entfernung von der Verſammlung der Apoſtel** war die erſte: **Thomas einer der Zwölfe war nicht bey ihnen, als ihnen Jeſus erſchien.** Mistrauen auf das redliche Zeugniß der Apoſtel war die zweyte Urſache: **Sie ſagten ihm, wir haben den Herrn geſehen.** Und er glaubte nicht. Vorurtheil gegen die Wahrheit war die dritte Urſache. Er ſprach: **Ich werde nicht glauben.** Vorliebe auf eigene unabhängige Prüfung, die ſoweit gieng, daß er ſelbſt dem Heilande Geſetze vorſchrieb, und die Art der Prüfung beſtimmte, war die vierte Urſache. **Ich werde nicht glauben,** ſprach er, **wenn ich nicht die Mahl ſeiner Nägel ſehen, und meine Hand in den Platz der Nägel, und meine Hand in ſeine Seite legen werde.** Es war alſo gar kein Wunder, daß er nicht glaubte: aber auch der unſrige Glaube wird eben ſobald in Gefahr ſtehen, verlohren zu werden, oder er wird ſchon wirklich verlohren ſeyn, ſobald wir uns vor dieſen vierfachen Fehler nicht in Acht nehmen.

Daß Thomas der lezte war, der ſich zu ſeinen übrigen Brüdern und Apoſteln verſammelte, dieß verrieth ſchon eine Schläfrigkeit: denn indem ihr Glaube einen Stoß gelitten hatte, weil ſie ſich alle an ihren leidenden Heiland geärgert hatten: ſo war es ihre Pflicht, ſich eheſtens zu erhohlen, und in der Abſicht zu verſammeln, damit ſie einander im Glauben und in der

Hof-

Hofnung aufrichten mögten. Thomas aber war in Erfüllung dieſer Pflicht zu langſam: denn da ſchon alle verſammelt waren, ſo war er noch abweſend. Zudem hatte der Heiland verſprochen, ſich nach ſeiner Auferſtehung ſehen zu laſſen; auch hatte er die Zeit beſtimmet, binnen welcher er auferſtehen würde; und das konnte ſich Thomas doch gewiß vorſtellen, daß ſein Meiſter ſich nicht nach einem, ſondern nach mehreren richten würde, gemäß dem, was er geſagt hatte: Wo zwey oder drey unter euch in meinem Namen verſammelt ſind, da bin ich mitten unter ihnen. Alle dieſe Urſachen zuſammengenommen, gleichwie ſie ihn hätten antreiben ſollen, ungeſäumt ſich zur Schaar ſeiner Mitapoſtel zurückzubegeben, alſo machten ſie auch ſeine Verzögerung ſträflich. Und ſeine Strafe war, daß er die ſchöne Gelegenheit, der erſten Erſcheinung Jeſu beyzuwohnen, die ihn zweifelsohne gegen den Unglauben würde verwahret haben, verſäumte.

Sich von der Verſammlung der Gläubigen abſöndern, oder auch ſich nur zulange davon entfernen, iſt immer für den Glauben ſelbſt gefährlich. Ich rede izt nicht von jener Trennung, die eigentlich nicht nur Quelle des Unglaubens, ſondern ſelbſt ſchon Unglaube iſt — der Trennung nemlich von der allgemeinen Kirche und der Abweichung von ihrem Glaubensbekenntniſſe. Es giebt auch gewiße Trennungen, die noch nicht ſelbſt Unglaube ſind, wohl aber dahin führen. Wenn man anfängt, im Gottesdienſte lau zu werden; wenn man keinen Geſchmack mehr daran findet mit ſeinen

Brü

Brüdern im Gebethe, im Gebrauche der heil. Geheimniſſe, und in Anhörung des Worts Gottes einſtimmig zu ſeyn; wenn man ſich des Segens und der Gnade beraubet, welche der Heiland jenen verſprochen hat, **die in ſeinem Namen verſammelt ſind;** wenn man gar gefährliche Nebenwege erkieſet, ſich entweder in den Umgang mit Menſchen, deren Glaube Schiffbruch gelitten hat, oder in Leſung ſolcher Bücher, die von dem Gifte des Irrglaubens angeſtecket ſind, ohne Beruf und ohne Behutſamkeit hineinwagt; wenn man in Glaubensſachen in ein unregelmäßiges Selbſtdenken ohne Führung, ohne hinlängliche Kenntniſſe, vielleicht gar unter irriger Anführung ſich vertieſt; wenn man im Falle, da der Glaube ſchon einige Zerrüttung gelitten hat, die Zweifel bey ſich überhand nehmen läßt, ohne ſich Raths zu erhohlen; wenn man eine Vorliebe zu ſonderbaren Meinungen hat, weil ſie ſonderbar ſind, und weil man ſich dadurch auszeichnen kann — das alles heiße ich Trennungen, welche dem Glauben gefährlich ſind. Thomas **einer der Zwölfe war nicht bey ihnen, da Jeſus kam.** Und viele Chriſten, ob ſie ſich gleich katholiſch nennen, ſind dennoch nichts weniger, als mit ihren Brüdern verſammelt. Sie beſuchen weder die Unterrichte des Glaubens, noch brauchen ſie die Mittel, wodurch der Glaube geſtärkt wird, noch leſen ſie die Schriften ihrer Brüder, welche den Glauben verfechten, noch lieben ſie den Umgang derjenigen, die im Glauben gegründet ſind, noch hohlen ſie Rath bey jenen, welche ihnen die Zweifel des Glaubens zu löſen im ſtande ſind; ſie ſind alſo gar nicht in der Ver-

faſſung,

faſſung, daß Jeſus durch ſeinen Beyſtand bey ihnen ſeyn könnte: vielmehr verlieren ſie ſich in ſolche Schriften, in ſolche Geſellſchaften, in ſolche Gedanken, welche Jeſum, d. i. ſeine Erleuchtung, wovon die Stärke ihres Glaubens abhängt, gar von ihnen entfernen.

Ich gehe weiter. Der heil. Thomas hätte ſich für die verſäumte Erſcheinung Jeſu durch das Zeugniß der übrigen Apoſtel ſchadlos halten können: denn dieſes Zeugniß war doch gewiß unverwerflich. Nicht nur einer, ſondern zehen ſagten ihm: **Wir haben den Herrn geſehen** — und wir haben mit ihm geredet. Es war nicht nur eine fürübergehende Erſcheinung, ſondern er hielt ſich eine geraume Zeit bey uns auf. So lautete der Gruß, womit er uns angeredet, dieß waren die übrigen Worte, die er Zeit ſeines Aufenthaltes bey uns geſprochen hat. Hätte nicht Thomas ſich mit dieſer treuen Erzählung beruhigen ſollen? Allein — er ſetzte Mistrauen auf das Zeugniß der ganzen apoſtoliſchen Verſammlung — und dieß war ſchon ein näherer Schritt zum Unglauben — M. GG. gleichwie dem heil. Thomas, nachdem er die erſte Erſcheinung Jeſu verſäumt hatte, zu ſelbiger Zeit nichts übrig war, als daß er ſeinen Verluſt durch die Annehmung der apoſtoliſchen Ausſagen erſetzte; ſo iſt auch uns, nachdem wir von der Zeit der Stiftung unſerer heil. Religion durch viele Jahrhunderte ſchon entfernt ſind, nichts übrig, als daß wir uns an das Zeugniß der heil. Kirche halten. Den ganzen Umfang der Lehre Chriſti und ſeiner Apoſtel können wir nicht ſicherer, als bey der Kirche erfahren, die von Gott ſelbſt aufgeſtellet,

und mit dem Beyſtande des göttlichen Geiſtes verſehen iſt, um dieſes hinterlegte koſtbare Gut aufzubewahren. Selbſt die göttliche Schrift die koſtbarſte Urkunde unſer- er Religion, obwohl ſie ihre Untrüglichkeit unmittelbar aus Gott hat, iſt doch in Anſehung unſerer nur in ſo- fern die unfehlbare Richtſchnur des Glaubens, als die Kirche, dieſe treue Beſchützerinn dieſer geheiligten Bü- cher, uns dieſelbe in die Hände giebt, und zugleich den manchmal dunkeln Sinn der darinn enthaltenen Stellen durch eine rechtmäßige Auslegung eröfnet; in- dem ſie uns das gültige Zeugniß giebt, daß dieſe heili- gen Bücher jederzeit für göttlich anerkennet, daß ſie auch von den Apoſteln an ſo und nicht anderſt ſeyen aus- geleget worden. Auf dem Zeugniſſe der Kirche ruhet die Feſte und die Einigkeit des Glaubens ſo zwar, daß der heil. Auguſtin kein Bedenken trug zu ſagen: **Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn mich nicht das Anſehen der katholiſchen Kirche bewegte;** wenn ſie mir nicht erſtens ſagte: dieß iſt das Evangelium; und andertens: dieß iſt die ächte Aus- legung desſelben. Izt können wir aber ſelbſt den Schluß machen: Wer einmal ſeiner heil. Mutter der Kirche die gebührende Verehrung verſägt, wer es wagt, auf ihre Ausſprüche ein Mistrauen zu ſetzen, der iſt ſchon von der Grundfeſte der Wahrheit abgewichen. Sein Glaube ſinkt — er iſt ſchon geſunken. O mögte doch dieſes nicht heut zu Tage der Fall ſeyn, der bey vielen Chriſten vorhanden wäre? Mögte es doch nicht wahr ſeyn, daß der überhandnehmende Stolz, der alles zu bezweifeln ſich erkühnt, auch das Anſehen der Kirche

nicht

nicht ſcheuet, um ſeiner freyen Denkungsart in Glaubensſachen Platz zu machen. Wenn es aber auch Keinen unter uns gäbe, der von dieſem gefährlichen Stolze eingenommen wäre; ſo halte ich es dennoch nicht für überflüßig, Sie zu warnen: Laßt uns dem heil. Geiſte nicht widerſprechen, der auf der Verſammlung ruht. Laßt uns alles ohne Ausnahme und ohne Zweifel für wahr halten, was uns die allgemeine Kirche Gottes zu glauben vorſtellt — Fern ſey eben darum von uns alles Vorurtheil gegen die Wahrheit. Was iſt denn ein Vorurtheil gegen die Wahrheit? Es iſt ein Urtheil, welches man raſch und unüberlegt gegen eine vorgetragene Wahrheit fällt, blos darum, weil ſie mit einem einmal angenommenen Begriffe ſich nicht vereinbaret. So war das Urtheil des Thomas beſchaffen, wenn er den Apoſteln, die ihm die Auferſtehung Chriſti bezeugten, ohne Anſtand verſetzte: **Ich werde es nicht glauben.** Er ſagte erſtlich nicht nur, wie der heil. Cryſoſt. bemerkt: Ich glaube es nicht; ſondern: ich werde es nicht glauben. Das Zeugniß der Apoſtel ſchien ihm darum verdächtig, weil er gegen das Geheimniß der Auferſtehung ſchon eingenommen war. Nichts iſt dem Glauben nachtheiliger, als wenn man das Zeugniß desſelben nicht nach ſeiner Glaubwürdigkeit, ſondern nach einer vorgefaßten Meinung gegen die bezeugte Wahrheit beurtheilet. Und dieß iſt meines Erachtens dermal der Zuſtand unſerer irrenden Brüder. Sie verwerfen nicht ſowohl unſere Glaubenswahrheiten, weil ſie das Zeugniß der Kirche für unzulänglich erkennen; ſondern ſie verwerfen vielmehr das Zeugniß der

Kirche, weil ſie gegen die Wahrheit eingenommen ſind. Sie ſagen: Wir glauben es nicht — wenn gleichwohl die Kirche zu allen Zeiten, und an allen Orten in dem Zeugniſſe dafür einſtimmig iſt. Und wenn ſie auch eben ſo häufige als deutliche Stellen der heil. Väter Beweiſe des alten Glaubens und der Erblehre vor Augen ſehen, ſo beſtehen ſie dennoch auf ihrem Urtheile: Wir glauben es nicht. Warum? weil es ſich mit ihrem einmal gefaßten Lehrbegriffe nicht vereinigen will. Vorurtheil alſo erzeuget den Geiſt des Widerſpruches, und dieſem Geiſte des Widerſpruches iſt keine Wolke von Zeugen zu anſehnlich, der er nicht ins Angeſicht alles wegläugne. Daraus entſteht aber eine andere weit ſchlimmere Folge, eine gewiße Entſchließung, ſich nicht mehr überzeugen zu laſſen, die allen Zeugniſſen für die Wahrheit nur ſpottet, und nur auf Gründe ſinnt, ſie gehäßig und verdächtig zu machen. Thomas ſagte nicht nur: Ich glaube es nicht; ſondern: **ich werde es nicht glauben**, und wenn ihr mich noch ſo oft verſicheret, ihr hättet den Herrn geſehen, und wenn ihr mir noch ſo ſehr zuredet, daß ich euch Glauben beymeſſe. Ich werde nicht glauben, ſo lang ich keine andere Gründe, als euer Zeugniß haben werde. Er beſtimmte alſo ſein Urtheil ſchon für die Zukunft, und ſetzte ſich eben darum auſſer Stand, über das Zeugniß der Apoſtel eine freye Prüfung anzuſtellen; weswegen er auch ihrer widerhohlten Verſicherungen ungeachtet, ſo lange in dem Unglauben beharrte, bis ihn der Heiland einer neuen Erſcheinung würdigte. — Dieß iſt gemeiniglich das Unglück derjenigen, die ſich von Geiſte des

Vorurtheils und des Widerſpruches regieren laſſen, daß ſie in dem Irrthume beharren: denn da ſie ſich einmal vorgenommen haben, nicht zu glauben; ſo geben ſie ſich auch die Mühe nicht mehr, die Gründe für die Wahrheit zu prüfen, und machen ſich ſofaſt einer unbefangenen Prüfung unfähig: Im Gegentheil ſie denken nur auf Scheingründe, um die Wahrheit zu beſtreiten, und es liegt ihnen mehr daran, ihre Lüge zu behaupten, als die Wahrheit zu finden. Iſt es aber einmal ſoweit gekommen, ſo iſt die Ueberzeugung höchſt ſchwer: man ſieht alſo, wie ſehr man ſich vor dem raſchen und übereilten Urtheile in Glaubensſachen in acht zunehmen hat. Freilich ſucht dieſer Geiſt des Widerſpruches ſich immer das Anſehen zu geben, als läugnete er die Wahrheit nicht verwegenerweiſe; ſondern er läugnete ſie, weil die Ueberzeugung mangelte, und er würde ſie eben ſobald einbekennen, als dieſe Ueberzeugung vorhanden wäre: allein ſeine Kühnheit beſteht eben darinn, daß er nach ſeiner Willkür Geſetze der Ueberzeugung vorſchreibt. Wir ſehen dieſes wieder an dem Apoſtel Thomas. **Ich werde nicht glauben, ſprach er, bis ich ſeine Wundmalen ſehen werde, bis ich meine Hand in ſeine Seitenwunde legen werde.** War dieß nicht eine ganz willkürliche Forderung? Alſo jeder andere Beweiß war ihm unzulänglich. Wie aber? wenn der Heiland ihm dieſe Gnade nicht hätte erzeigen wollen, nachdem er das Zeugniß der Apoſtel, welches zu ſeiner Ueberzeugung ſchon hinlänglich hätte ſeyn ſollen, verworfen hatte, ſo wäre er ja in dem Irrthume geblieben, und zwar — aus ſeiner Schuld. Das hat

immer der Unglaube zu eigen, daß er ſich in einen gewißen Deckmantel der Ehrfurcht gegen die Wahrheit überhaupt einzuhüllen weiß; aber gegen einzelne Wahrheiten mit dem Vorwande, als mangelte die Ueberzeugung, losgeht: allein dieſe Klage iſt ungerecht: es fehlt nicht an Ueberzeugung, ſondern der Ungläubige will nur jener Ueberzeugung ſich nicht unterwerfen, die ihm Gott an die Hand giebt. Viele Wahrheiten unſerer heil. Religion, welche von jenen, die anderſt glauben, als wir, angeſtritten werden, ſind klar aus der Erblehre, und aus dem Zeugniße der Väter und der Kirche für dieſelbe bewieſen: Allein damit ſind ſie nicht zufrieden; ſondern ſagen: wir werden nicht glauben, wenn wir nicht Stellen der Schrift ſehen; als wenn die Erblehre nicht auch Gottes Wort wäre, weil ſie nicht geſchrieben iſt. Andere Wahrheiten ſind auch klar in der Schrift enthalten, gleichwie die Gegenwart des Leibes Chriſti in dem Altars Geheimniſſe; allein ſie fodern hier das Zeugniß der Sinne; und weil dieſes abgeht, ſo glauben ſie nicht. Andere Wahrheiten ſind eben ſo klar in der Schrift ausgedrückt; allein ſtatt Geheimniſſen, die ſie nicht einſehen können, nach Ordnung der Vernunft die Vernunft zu unterwerfen, ſo werfen ſie dieſelbe vielmehr zum unabhängigen Richter auf, und läugnen, was ſie nicht einſehen können. Mit einem Worte: nach allen gegebenen Beweiſen und aufgelößten Zweifeln klagen ſie noch immer über den Mangel des Beweiſes, und über unaufgelößte Zweifel, und beſtehen auf ihren einmal gegebenen Worte: Wir werden nicht glauben. Der ſtattliche Vorwand aber, wo-

durch

durch ſie ihren Unglauben zu rechtfertigen vermeinen, iſt immer dieſer: Man müſſe nichts ohne Prüfung annehmen. — Dieß bleibt immer wahr, und alles blindlings ohne Prüfung und Grund für wahr annehmen, iſt nicht Glaube, ſondern Leichtglaubigkeit, die keineswegs dem rechtgläubigen Chriſten zur Tugend zu rechnen iſt; aber unter dieſem Vorwande, daß man nichts ohne Prüfung annehmen müſſe, alles was man nicht mit Augen ſieht, was man nicht mit der Vernunft begreift, ſchlechterdings verwerfen, und auch die redlichſten, einſtimmigſten, die beſtändigſten, die von Gott ſelbſt mit dem Karakter der Untrüglichkeit verſiegelten, und von ihm urſprünglich abſtammenden Zeugniſſe, die man dafür hat, für nichts achten, heißt nicht Liebe zur Wahrheit, ſondern Unglaube. Sonſt würde der Apoſtel Thomas ſehr vernünftig und löblich gehandelt haben, da er den Ausſagen ſeiner Mitapoſtel widerſprach, und die Prüfung ſeiner eigenen Sinne ſich vorbehielt; und der Heiland hätte ihn nicht unglaubig nennen können, da er ihn doch alſo nennte. Sey **nicht ungläubig.** Warum iſt er denn alſo unglaubig genennt worden? Weil er eine Offenbarung, die den Apoſteln unmittelbar von Chriſto mitgetheilet worden, und von welcher er ſie als rechtmäßige Zeugen aufgeſtellet hat, verwarf; weil er einen Beweiß der Wahrheit foderte, der nicht vonnöthen war, und einen anderen hingegen für verdächtig hielt, der hinlänglich war; weil er von ſich ſelbſt zuſehr eingenommen war, und ſich allein für geſchickt hielt, die richtige Prüfung anzuſtellen, von der ganzen Verſammlung der

Apoſtel hingegen glaubte, ſie hätten entweder gar nicht, oder nicht gründlich geprüfet; weil endlich, ob er ſich gleichwohl ſchmeichelte, er gehe mit Prüfung zu Werke, er doch in der That den Apoſteln ohne alle Prüfung ihres Zeugniſſes ins Angeſicht widerſprach. Darum iſt er unglaubig genennet worden. Und dieß iſt gerade der Fall, darinn ſich jene, die eines anderen Glaubens ſind, als der unſrige, befinden. Es iſt eine ganz treffende Schilderung von ihnen, was Paulus zu den Timoth. ſpricht: **Sie lernen immer**, ſie forſchen immer, ſie ſcheinen, wenn man ſie reden hört, ganz begierig nach Wahrheit zu ſeyn, **und doch gelangen ſie nie zur Erkenntniß der Wahrheit** (c. 2. Tim. III. 7.) weil ſie von dem Wege abweichen, den ihnen Gott angewieſen hat; weil ſie das Zeugniß der Kirche verwerfen, welche doch allein die untrügliche Auslegerinn der von Chriſto ihr übergebenen, und durch den Beyſtand ſeines Geiſtes ſtäts unverfälſcht von ihr bewahrten Erblehre iſt; weil ſie immer Beweiſe, Beweiſe fodern, da ihnen doch Chriſtus keinen anderen geben will, als jenen, der von ſeiner Kirche ausgelegten Schrift, der von ihr bezeugten Erblehre; faſt eben ſo wie er einſt in Anſehung der ungläubigen Juden ſich erklärte: **Dieſes unglaubige Geſchlecht fodert ein Zeichen, und es wird ihm kein anderes gegeben werden, als das Zeichen des Jonas.** Da ſind alſo die hauptſächlichſten Quellen des Unglaubens beyſammen — vorläufige Abſönderungen von der Verſammlung der frommen Gläubigen, wodurch man Gefahr läuft, den Geiſt des Glaubens zu verlieren — Mis-

trauen gegen das Zeugniß der wahren Kirche — Vorurtheil gegen die Wahrheit — Vorliebe zur unabhängigen Selbſtprüfung und ſelbſtgewählten Beweißart. Zu welchem Ende aber habe ich dieſes alles ſo weitläufig abgehandelt, da ich ja nicht zu Ungläubigen rede? Wie ich anfänglich geſagt habe, meine Abſicht war, Sie m. GG. vor dem Unglauben zu verwahren; oder vielmehr die Abſicht Chriſti ſelbſt, warum er den Unglauben des heil. Thomas auf eine kurze Zeit zugelaſſen hat, war es, uns auf ſolche Art die Quellen des Unglaubens zu unſerer Warnung kundzumachen. Gewiß keine überflüßige Unternehmung. Wunderen Sie ſich eben darum nicht, daß ich den Fehler des heil. Thomas ſo zuſagen, in ſeine kleinſten Zweige zergliedert, und nichts zurückgelaſſen habe; was zum Beweiße dienen konnte, daß er gefehlt habe, ob man gleich an dem heutigen Tage, der ſeiner Ehre gewidmet iſt, vielmehr eine Lobrede erwarten ſollte: denn wenn ſogar ſein Fehler uns belehret, ſo iſt ſein Glaube uns deſto erbaulicher; und es gereichet gewiß dieſem heil. Apoſtel zur Ehre, daß Gott, ob er gleich ſeinen Irrthum zugelaſſen, dennoch an ihn, das rührendſte Beyſpiel des Glaubens zur Beſtättigung des unſrigen hat darſtellen wollen: Hievon im

Zweyten Theile.

Das Zeugniß eines Bekehrten für die Wahrheit, gegen die er zuvor eingenommen war, hat, weiß nicht, was für eine beſondere Kraft zu überzeugen, die nochmal ſoviel Eindruck macht. Deswegen hat ehmals der

heil. Paulus, da er von den Juden verklagt, vor dem Richterſtuhle des Königs Agrippa ſtand, ſtatt aller Vertheidigung ſeines Glaubens, den er predigte, nur ſeine Bekehrungsgeſchichte erzählt. Mich kennen alle Juden, ſprach er, wer ich zuvor war: Ich war nemlich meiner Sekte nach ein Phariſäer, und ein Erzeiferer der väterlichen Tradizionen. Dieß war nicht genug: ich hielt dafür, ich müſte dem Namen Jeſu nach allen Kräften entgegen arbeiten; und dieß habe ich auch gethan. Viele Heilige habe ich verfolgt, gefangen genommen, und zu ihrem Tode beygetragen: ich wütete gegen ſie, und ſetzte meiner Raſerey keine Gränzen. Nun aber, da ich ſo ſehr verändert, und aus einem Verfolger des Namens Jeſu ein Apoſtel desſelben geworden bin; ſo kann mich gewiß Niemand beſchuldigen, als hätte ich aus Leichtgläubigkeit und blinder Anhängigkeit dieſen Schritt gemacht; ſondern einem himmliſchen Geſichte von eben dem Jeſu, den ich zuvor verfolgte, habe ich nun meine Erleuchtung und meine ſo wunderbare Bekehrung zu verdanken. So ſprach Paulus, und er glaubte ſeine gerechte Sache, die Wahrheit ſeines Glaubens nicht nachdrücklicher, als auf ſolche Art empfehlen zu können. Eine gleiche Kraft zu überzeugen hat nun auch der Glaube des heil. Thomas, den er nach lange (und ernſtlich) geheegten Zweifeln bekennete. Und die heiligen Väter ſagen insgeſammt, gleichwie es der Heiland nicht ohne Abſicht habe geſchehen laſſen, daß Thomas zweifelte, alſo habe er auch jene beſondere Liebsbezeigung, da er nemlich zur Befriedigung ſeiner wiewohl kühnen Foderung ihn einer beſon-

deren Erſcheinung würdigte, unter anderen Urſachen darum aufgewendet, damit wir durch ſein unverwerfliches Zeugniß im Glauben geſtärkt, und gegen alle Zweifel verwahret würden.

Was nützet uns denn alſo das Glaubensbekenntniß des heil. Thomas? Es ſtärket uns nicht nur im Glauben an die beſondere Wahrheiten, die er bekennet hat; ſondern beruhiget uns auch in Anſehuug der Gründe unſeres Glaubens überhaupt. Erſtlich hat das Geheimniß der Auferſtehung J. C. durch die Zweifel und das darauffolgende Bekenntniß des heil. Thomas einen ganz neuen und unwiderleglichen Beweiß gewonnen. Thomas zweifelte zuvor daran; ja er zweifelte nicht nur, ſondern war dagegen ſo eingenommen, daß er das einſtimmige Zeugniß der Apoſtel verwarf, und mit einem Worte erklärte, daß er nicht glauben werde. Wenn er aber hernach alle Zweifel ablegte, und ſo feſt, wie die übrigen Apoſtel, glaubte; ſo kann gewiß der Einwurf nicht gemacht werden, als hätte er aus Schwachheit des Verſtandes, aus Uebereilung, ohne Prüfung und Gründe geglaubt, ſondern es müſſen augenſcheinliche, handgreifliche Wahrheitsgründe vorhanden geweſen ſeyn, die ihn überzeugten: es muß wahr geweſen ſeyn, daß ihm der Heiland erſchien, und ihn ſeine Wundmalen berühren ließ: es muß wahr ſeyn, daß er auferſtanden iſt. Verdienſtlicher würde zwar der Glaube des heil. Thomas geweſen ſeyn, wenn er ihn nicht auf Sehen und Fühlen gebauet hätte; aber uns war er in dieſem Falle nützlicher — nützlicher, ſowohl zur Befeſtigung

unſeres eigenen Glaubens, als auch zur Rechtfertigung deſſelben gegen alle mögliche Einwürfe der Gegner. Dann eben glaubte der heil. Thomas mehr, als er ſah: denn er bekennte auch die Gottheit J. C.; indem er mit ganz einfachen Worten ſprach: **Mein Herr und mein Gott!** Dieß ſah und fühlte er doch gewiß nicht. Indem aber aus ſeinen vorhergehenden Zweifeln ſein Karakter ganz deutlich hervorleuchtet, daß er nemlich keineswegs leichtglaubig, ſondern vielmehr hartglaubig und geneigt zu widerſprechen war; ſo muß ihn auch zu dieſem Bekenntniſſe eine göttliche Offenbarung geleitet haben, die jener gleichte, welche einſt Petrus empfieng; da er Chriſtum, als den Sohn des lebendigen Gottes bekannte, und in Anſehung welcher der Heiland zu ihm ſprach: **Nicht Fleiſch und Blut, ſondern mein Vater, der im Himmel iſt, hat dir dieſes geoffenbaret.** Kurz: der Glaube des heil. Thomas, als eines zum Zweifeln geneigten Apoſtels muſte gewiß ein auf unverwerfliche Gründe gebauter Glaube ſeyn, und in ſofern ſtärket er uns in dem unſrigen, was die beſonderen Geheimniſſe anbelangt, die er bekennet hat.

Er beruhiget uns aber auch in Anſehung der Gründe unſeres Glaubens überhaupt: denn indem dieſer heil. Apoſtel die Auferſtehung und Gottheit J. C. laut bekennte, ſo geſtund er auch ſtillſchweigends ſeinen vorigen Fehler ein, der darinn beſtund, daß er dem Zeugniſſe der Apoſtel nicht beypflichtete. Es war eben ſoviel, als ſagte er: **Mein Herr und mein Gott:** izt glaube ich an dich; allein ich hätte ſchon

an dich glauben ſollen, ehe ich dich ſah, ehe du mir deine Wundmalen zu fühlen reichteſt. Es war alſo wahr, was mir die Apoſtel bezeugten; und es war verwegen, daß ich auſſer dieſem Zeugniſſe noch einen anderen Beweiß foderte. Ich würde nicht nur ungläubig ſeyn, wenn ich noch auf meinem Läugnen beſtünde, da ich dich vor Augen ſehe; ſondern ich war ſchon unglaubig, da ich nur auf dieſe Erſcheinung wartete. Ich will aber meinen Fehler dadurch gut machen; indem ich vom ganzen Herzen zu dir ſpreche: **Mein Herr und mein Gott.** Und ich wünſche, daß dieſer mein Glaube, dieſer Widerruf meines Fehlers allen nachkommenden Gläubigen zur Erbauung gereiche, damit ſie ihren Glauben forthin nicht mehr auf Sehen und Fühlen, nicht mehr auf ihren Eigendünkel, ſondern auf daß Zeugniß deiner Kirche, die du zum Vortrage der Glaubenswahrheiten bevollmächtiget haſt, bauen mögen; damit ſie forthin, ſobald ihnen dieſe Kirche etwas zu glauben vorſtellen wird, nicht mehr hartnäckigerweiſe ſprechen: **Ich werde nicht glauben.** Soviel wollte der heil. Thomas ſagen, und wir können das für unſeren Glauben ungemein befriedigende Lehrſtück daraus nehmen, daß wir ohne weitere Aufſchlüſſe zu erwarten, durch das bloſe Zeugniß der Kirche geſichert ſind, und daß Jeſus ſelbſt, wenn er uns wie einſt dem Thomas erſcheinen ſollte, nichts anders ſagen würde, als was die Kirche ſchon geſagt hat; gleichwie er auch dem Thomas nichts anders ſagte, als was die Apoſtel ihm ſchon geſagt hatten, daß er nemlich auferſtanden ſey.

Dritter Theil.

Um ſo mehr ſind wir ſchuldig m. GG. uns mit dieſem Zeugniſſe zu begnügen, als der Heiland bey der nemlichen Gelegenheit, indem er auf die zukünftige Kirche hinausſah, erkläret hat, daß forthin Niemand mehr auf beſondere Erſcheinungen, und auf neue Offenbarungen rechnen dörfte. Wie lautet dieſe Erklärung? **Weil du mich geſehen haſt, Thomas,** ſprach Jeſus zu ihm, **haſt du geglaubt. Selig ſind die, welche nicht geſehen, und geglaubt haben.** Daß er dieſe Worte mit Hinſicht auf die zukünftige Kirche geſprochen habe, iſt offenbar: denn die heil. Apoſtel hatten ihn ja insgeſammt vor oder wenigſtens nach ſeiner Auferſtehung geſehen. Die Worte ſelbſt aber enthalten theils eine Verheißung, welche jenen, die ohne geſehen zu haben glauben, einen beſonderen Lohn zuſpricht; theils eine Vorſchrift, die den Zuſtand des Glaubens, wie er forthin beſchaffen ſeyn ſoll, und die Pflicht der Gläubigen in der Zukunft bezeichnet. Dieſe Pflicht beſteht darinn, daß wir dermal glauben müſſen, ungeachtet uns das Zeugniß der Sinne in keinem Stücke zu Hülf kömmt: Wir haben Jeſum nicht geſehen, und müſſen dennoch glauben, daß er der menſchgewordene Sohn Gottes iſt. Wir haben ſeine Lehren nicht aus ſeinem Munde vernommen, und müſſen doch die ganze Lehre des Evangeliums für ewige Wahrheit annehmen. Wir haben ſeine Wunderwerke nicht geſehen, und müſſen dennoch ſeine Gottheit glauben. Wir ſehen dermal den Leib Chriſti nicht in dem Altarsgeheimniſſe unter den Brods-

geſtalten, und müſſen dennoch die Gegenwart desſelben bekennen, müſſen im Geiſte und in der Wahrheit anbethen. Wir ſehen auf unſeren Altären, und bey dem heil. Opfer, welches allda verrichtet wird, Chriſtum den unſichtbaren Priſter nicht, und doch müſſen wir es glauben, daß er ſich hier, wie ehmals am Kreuze, ſeinem himmliſchen Vater aufopfert. Wir ſehen die Wirkungen der heil. Sakramente nicht, und doch müſſen wir glauben, daß die Kraft, die ihnen Chriſtus durch ſeine Einſetzung mitgetheilet hat, bis an das Weltend fortdauert. Dieß iſt dermal der Zuſtand unſeres Glaubens. Wir müſſen glauben ohne zuſehen, wir müſſen uns an die Offenbarung halten. Wie aber? wenn über dieſe ein Streit entſteht, wohin ſollen wir uns wenden, nachdem wir von Chriſto dem Geſetzgeber ſelbſt keine Erſcheinungen, keine Offenbarungen mehr zu erwarten haben? Indem er den Apoſteln ſeine Wahrheiten theils durch ſich, theils durch ſeinen heil. Geiſt hinlänglich erkläret hat; indem die Apoſtel gewiß dieſe Wahrheiten richtig verſtanden, und ſie im richtigen Verſtande ihren Nachfolgern mitgetheilet haben; da endlich Chriſtus dieſer Kirche verheißen hat, daß er ſeine Wahrheit und die richtige Auslegung der Schrift nie bey ihr werde zu Grund gehen laſſen, und ihr zu dem Ende ſeine Vorſicht und den Beyſtand des heil. Geiſtes verſprochen hat — wohin ſollen wir uns wenden, woran ſollen wir uns im Falle eines entſtandenen Zweifels halten, als an das Zeugniß der Kirche? Dieß iſt wenigſtens die Abſicht und der Befehl unſeres heiligen Religionsſtifters. Dadurch hat er Vorſehung gethan, damit die Einigkeit des Glau-

bens bis an das Weltend verbleiben mögte. Wenn uns aber dieſes einige Unterwerfung und Gefangengebung unſeres Verſtandes unter den Gehorſam des Glaubens koſtet, ſo haben wir auch unſeren Lohn dafür zu erwarten. Selig, ſpricht der Heiland, **ſind die, welche nicht geſehen, und geglaubt haben.** D. i. die eben ſo lebhaft, ſo feſt geglaubt, und eben ſo eifrig darnach gehandelt haben, als wenn ſie wirklich geſehen hätten. Anſchauung, und die damit verbundene Seligkeit, folget auf den Glauben; der Glaube aber bereitet zur Anſchauung vor. Wer in dieſem irrdiſchen Leben nicht glauben, ſondern alles klar anſchauen, und deutlich einſehen will, der lauft Gefahr, ſich ſelbſt zu verblenden und irrezugehen — der raubt ſich ſelbſt die koſtbaren, die einzigen Heilsmittel, die ihm der Glaube eröfnet — der gelangt nimmermehr zur Anſchauung. Wer aber den Weg, den Gott gewählt hat, die Menſchen ſelig zu machen, den Weg des Glaubens treu befolgt, wer dem Zeugniſſe des Glaubens, und dem Zeugniſſe derer, die Gott geſandt hat, den Glauben zu verkündigen, ſich unterwirft, und darnach wandelt, der geht den ſicheren Pfad zur Seligkeit. **Selig ſind die, die nicht geſehen, und geglaubt haben.** Gleichen Innhaltes iſt das, was der heil. Petrus ſpricht (1. Petr. I. 7. 8. 9.) **Die Prüfung eures Glaubens, der viel koſtbarer iſt als Gold, welches im Feuer geprüfet wird, möge euch am Tage der Offenbarung J. C. zum Lobe, zur Ehre, und zur Herrlichkeit gereichen. Welchen ihr liebet, ohne ihn geſehen zu haben, an welchen ihr nun auch glau-**

bet,

bet, wiewohl ihr ihn nicht ſehet: weil ihr aber glaubet, ſo werdet ihr mit unausſprechlicher Freude frolocken, und die Seligkeit eurer Seelen als den Lohn eures Glaubens davontragen. Dieſe Worte ſagen zu deutlich, daß unſere Seligkeit an den Glauben gebunden ſey, als daß ſie eine Auslegung bedörften.

Laſſet uns alſo, wenn wir unſerer Seligkeit verſichert ſeyn wollen, in dem Glauben feſtſtehen, und alles, was mit der Lehre, der von Chriſto geſtifteten und von den Apoſteln abſtammenden Kirche nicht übereinſtimmt, als Irrlehre verwerfen. Was einſt Paulus ſeinen Galatern ſagte (1. Kor.) **Wenn euch jemand etwas anders lehrt, als was ihr empfangen habt, den ſollt ihr verabſcheuen, wäre es auch ein Engel von Himmel**, dieß ſey und bleibe zu allen Zeiten unſere Glaubensregel. Die hinreiſendſte Beredſamkeit, die feinſte Spötterey, die glänzendſte Scheinheiligkeit der Anderſtlehrenden ſoll uns von dem, was die allgemeine Kirche lehret, nicht abwendig machen können. Laſſet uns aber auch dem, was wir glauben, treu nachleben. Laßt uns die Wahrheit unſeres Glaubens durch Uebereinſtimmung des Wandels rechtfertigen. Was würde es dem Apoſtel Thomas genußt haben, daß er zu Jeſu ſagte: **Mein Herr und mein Gott**; wenn er nicht ſeinem Berufe gemäß bis an die Gränzen des Erdbodens ausgewandert wäre, die Auferſtehung und Gottheit Jeſu zu verkündigen. Auch uns würde es nach dem Ausſpruche deſſelben Heilandes nichts nutzen,

wenn

wenn wir nur ſagten; Herr Herr; aber den Willen des himmliſchen Vaters nicht erfüllten. Selig ſind die, welche ohne zu ſehen, glauben, und die zugleich durch den Eifer eines tugendhaften Lebens den Beweiß ihres Glaubens ablegen, Amen.

Auf das Feſt des heil. Erzmartyrers Stephanus.

Ne ſtatuas illis hoc peccatum.

Rechne ihnen dieſe Sünde nicht zu. Apoſtelgeſchicht. 7. K.

Unter allen Pflichten, die uns das Evangelium auflegt, iſt keine, gegen welche ſich die verderbte Menſchennatur mehr widerſetzet und empöret, als die Pflicht, Feinde zu lieben.

Die Welt theilet ſich in zwo Partheyen; indem ſie dieſe Pflicht beſtreitet. Die eine ſagt, man müſſe, wenn man es mit Feinden zu thun hat, ſich nicht weich und ſchwach finden laſſen; ſondern müſſe ihnen herzhaft begegnen, ihre Beleidigungen ihnen doppelt vergelten, um ſie von weiteren Anfeindungen abzuſchrecken. — Die andere ſagt, Chriſtus gebiete zwar, daß man ſeinen Feinden vergebe; allein dieß könne unmöglich ſo genau und ſtrenge zu nehmen ſeyn: denn man könne doch nicht alle menſchliche Empfindungen ausziehen; man könne doch gegen einen Feind, der uns viel Leids zugefüget hat,

nicht

nicht eben ſo aufrichtige Geſinnungen heegen, wie gegen einen anderen Menſchen, der uns nichts Leids gethan hat. Die eine Parthey will alſo gar nicht vergeben; die Andere will wenigſtens nicht auf ſolche Art vergeben, wie es das Geſetz haben will. Die Eine behauptet das Recht, ſich an Feinden zu rächen — und dieß nennet ſie Muth und Herzhaftigkeit. Die andere will wenigſtens nicht zugeben, daß man den Grollen des Herzens gegen einen Feind ablegen, und ihn lieben müſſe — und dieß nennet ſie vernünftige und der Menſchennatur angemeſſene Auslegung des Geſetzes.

Allein weder dieſe noch jene wird jemals gegen das Geſetz Gottes etwas ausrichten können: denn es iſt ſo klar, ſo deutlich beſtimmt, daß weder die kecke Empörung es zu entkräften, noch die ſinnreiche Vernünfteley es miszudeuten vermag. **Vergebet euren Feinden. Vergebet ihnen vom Herzen. Liebet eure Feinde. Thut Guts denen, die euch haſſen.** Dieß iſt der Buchſtabe des Geſetzes, und es iſt durch ſo viele Gleichniſſe erläutert, gegen alle Einwendungen ſo verwahret, daß man boshaft oder blind ſeyn müſte, wenn man den Willen Gottes, der uns die Liebe unſerer Feinde auflegt, verkennen wollte.

Dazu kömmt noch, daß dieſes Geſetz nach ſeiner ganzen Vollkommenheit durch die herrlichſten Beyſpiele chriſtlicher Helden in Ausübung iſt gebracht worden. Ein ſolches Beyſpiel liefert uns der h. Stephanus, der ſeinen ärgſten Feinden, die ihn um der Wahrheit willen

verfolgten, die wie Unmenſchen, wie wilde Thiere gegen ihn ſchäumten und raſeten, die ihn zu tod ſteinigten, nicht nur vollkommen vergab, ſondern noch in ſeinen lezten Zügen für ſie bethete: **Herr Jeſu, rechne ihnen dieſe Sünde nicht zu.** Ja dieſes einzige Beyſpiel iſt zureichend, die Einwendungen der Welt zu widerlegen und zu ſchanden zu machen, mit welchen ſie das Geboth von der Liebe der Feinde zu entkräften, oder zu misdeuten ſucht. Es zeiget uns, daß Feinden vergeben ein Zeichen der gröſten Geiſtesſtärke ſey. Mithin iſt Feinden nicht vergeben ein Zeichen der gröſten Geiſtesſchwäche — nicht Muth und Herzhaftigkeit, wie die Welt ſagt. 1. Theil.

Das Beyſpiel des heil. Stephanus lehret uns, die Vergebung der Unbilden müſſe ſoweit gehen, daß man ſeine Feinde liebe, und ihnen Böſes mit Guten vergelte. Mithin iſt es nicht vernünftige Auslegung des Geſetzes, ſondern elender Selbſtbetrug, wenn man glaubt, es ſey zur Erfüllung desſelben genug, ſich von der Rache zu enthalten, und es ſey nicht nöthig, ſeine Feinde zu lieben. 2. Theil.

Erſter Theil.

Das Beyſpiel des heil. Stephanus zeiget uns, daß Feinden vergeben ein Zeichen der gröſten Geiſtesſtärke ſey. Wie zeichnet uns die Schrift den Karakter dieſes heil. Diakons? Sie ſaget uns, er ſey ein Mann **voller Gnade, und Stärke, voll des heil. Geiſtes** geweſen. Ein Mann **voller Gnade.** Was iſt

die

die Gnade, als jenes Mittel, welches uns zur Ausübung groſser heldenmüthiger Tugenden befähiget? jenes Mittel, welches uns die Schwäche unſerer Natur überwinden hilft? jenes Mittel, durch deſſen Gebrauch wir alles, was ein natürlicher Menſch nicht vermag, vermögen, ſo wie Paulus ſagt. **Ich vermag alles in dem, der mich ſtärket:** Was will alſo die Schrift ſagen, indem ſie ihn einen Mann voll der Gnade nennt? Nichts anders, als er ſey über die der Menſchennatur anklebenden Schwachheiten erhaben, zu lauter groſsen Handlungen, und groſsen Tugenden ausgerüſtet geweſen?... Sie nennet ihn ferner einen Mann voller Stärke. Auch damit will ſie Nichts anders ſagen, als er habe Muth und Herzhaftigkeit genug gehabt, ſowohl die Feinde Gottes und der Wahrheit zu beſtreiten, als auch die Verfolgungen, die er um ſeines Eifers willen zu leiden hatte, ſtandhaft zu übertragen. Sie nennet ihn endlich einen Mann voll des heil. Geiſtes. Was bedeutet auch dieſer Ausdruck anderſt, als er ſey durch die Kraft des heil. Geiſtes in einen ganz anderen Menſchen umgewandelt worden, in einen Menſchen, der das Verderben der Natur gänzlich beſieget, der ſich von ſich ſelbſt völlig losgeriſſen hatte, der von Liebe Gottes, und Eifer, ſeine Ehre zu vertheidigen glühete, und ihm Kräfte, Blut, Leben aufzuopfern bereit war. So zeichnet die Schrift den Karakter des heil. Stephanus, und von dieſer Gnadenvölle, von dieſer Geiſtesſtärke, von dieſer Völle des heil. Geiſtes leitet ſie alle ſeine Handlungen her. **Da Stephanus voll der Gnade und Stärke war,** ſagt ſie, ſo wirkte er Zeichen und Wunder; er machte

die Juden, die wider ihn aufſtunden, zu ſchanden; er ſtellte ſich vor das Angeſicht des hohen Raths, um die Religion Jeſu zu vertheidigen; endlich da ſeine Feinde wider ihn aufgebracht waren, und ihn zu tod ſteinigten, ſo vergab er ihnen, und bethete für ſie. Alle dieſe Handlungen ſtellet, ſage ich, die Schrift in eine Reihe als Folgen ſeiner Geiſtesſtärke und Gnadenvölle, ſeine Wunderwerke, ſeine unüberwindlichen Siege, die er über die Gelehrteſten unter den Juden erfocht, ſein unerſchrockenes Betragen vor dem Angeſichte des hohen Raths, endlich die Verzeihung, die er ſeinen Feinden gab. Ja dieſe lezte Handlung, die edelmüthige Vergebung der ihm zugefügten Unbilden ſtellt ſie uns vor, als die glorwürdigſte aller ſeiner Handlungen, als die Krone ſeines Lebens, und indem ſie mit der Erzählung des rührenden Gebethes, welches er zum Himmel abſchickte; **Herr Jeſu rechne ihnen dieſe Sünde nicht zu**; ſeine Lebensbeſchreibung endigt, ſo will ſie eben ſoviel ſagen, als: Stephanus hat große Wunder gewirkt — Stephanus hat ſich den berühmteſten Gelehrten aus verſchiedenen Synagogen entgegengeſetzt, er hat ſich unerſchrocken vor dem hohen Rathe geſtellt — Lauter Proben ſeiner Stärke: aber die allergröſte und unläugbarſte war dieſe — Er hat ſeinen Feinden vergeben. Ja fürwahr die Krone ſeines Lebens: denn geſetzt, er hätte Wunder gewirkt, er hätte die gelehrteſten Juden und den ganzen Rath zu ſchanden gemacht, hätte aber am Ende ſeinen Feinden nicht vergeben, ſo würde er den ganzen Ruhm ſeiner vorigen Thaten verdunkelt; er würde alle ſeine Wunderwerke verdächtig gemacht haben; man hätte von ihm billig ſagen können;

Es

Es war ihm nicht um die Ehre Chriſti zu thun; ſondern um ſeine eigene: Der Beweggrund ſeines Eifers war nicht Liebe Chriſti, ſondern Eigenliebe. Warum? Er hat ſeinen Feinden nicht vergeben. Nun aber da er ſeinen Feinden vergeben hat, ſo bewährte er den Ruhm aller ſeiner Tugenden, er legte ſeinen Wunderwerken einen neuen Glanz bey, und krönte ſein heldenmüthiges Leben mit einem heldenmüthigen Tode. O den Helden!

Einen größeren Helden, als jene ſind, deren ganzer Ruhm, und Stärke darinn beſteht, daß ſie ihre Feinde verfluchen, daß ſie Böſes mit Böſen vergelten; daß ſie gegen das mindeſte Wort, das ihnen misfällt, aufgebracht ſind; daß ſie nicht einmal das Wort Verſöhnung hören mögen; daß ſie, wie ehmals die Juden, die Feinde Stephani vor Rachgier ſchäumen; daß ſie ſinnreich ſind, Schmähworte zu finden, die ihren Gegner betrüben; ſinnreiche Mittel zu finden, wodurch ſie ihm ſchaden mögen; daß ſie mit gezuckter Hand auf ihren Feind losgehen, daß ſie nicht nur gegen den, der ſie beleidiget hat, ſondern auch gegen den, der ſie zu beruhigen ſucht, ergrimmen; daß ſie bey Gott, bey ihrem Leben, und bey ihrer Seele ſchwören, nicht eher Friede zu geben, bis ſie ſich gerächet hätten. Eingebildete Stärke! wahre Schwachheit. Denn worinn beſteht die wahre Stärke? Die Art, wie wir uns den Begriff davon machen, iſt ſehr übereilt. Unſere böſe Natur fachet, wenn wir beleidiget ſind, oder beleidiget zu ſeyn glauben, eine gewiße unordentliche Hitze in

uns an, ſie bringt unſer Blut in eine Wallung, oder beſſer zu reden, ſie bringt unſeren Verſtand auſſer ſich ſelbſt, und beraubet uns aller Geiſtesgegenwart — Bey dieſer unordentlichen Wallung, in dieſem Stande der geraubten Geiſtesgegenwart bilden wir uns ein, wir würden über unſeren Feind ſiegen, wenn wir ihn mit Schmähungen überhäuft, wenn wir ihn zu ſchanden gemacht, wenn wir ihn um ſeine Ehre gebracht hätten. Dazu kömmt noch die Aufmunterung ſolcher Menſchen, die gleichfalls von ihrer böſen Natur regiert werden. Dieſe ſpornen uns an, wir ſollten uns nicht weich und nachgiebig gegen unſere Feinde finden laſſen, ſie machen uns weiß, es läge unſere Ehre daran, daß wir uns rächeten; ſie drohen, uns für Feige und Schwache zu halten, wenn wir ihrer Aufmunterung kein Gehör gäben. Auf ſolche Art entſteht und erhält ſich der Irrwahn in uns, als beſtehe unſere Stärke darinn, daß wir uns unſerem Feinde widerſetzten, und das, was er uns Leids gethan hat, in doppeltem Maaſe erwiederten. Allein es iſt gewiß, und ſowohl die Schrift, als die Vernunft ſagen einſtimmig aus, die wahre Stärke beſtehe darinn, daß man ſich ſelbſt zu überwinden wiſſe. **Beſſer iſt der, welcher ſein Gemüth zu beherrſchen weiß, als der, welcher Städte einnimmt**, ſagt der weiſe König (Sprüchw. XVI. 32.) Aber auch Weltweiſe haben ohne von höherer Offenbarung erleuchtet zu ſeyn, längſt ähnliche Ausſprüche gethan, der Ruhm der wahren Weisheit und des Heldenmuthes ſey auf Seiten desjenigen, der ſeinen Zorn zu mäßigen und ſeine Rache einzuhalten weiß. Oder wie? wenn

dem Zorne und der Rachgier ſich überlieferen, eben ſo viel hieſe, als ſtark ſeyn; würden alsdann nicht die boshafteſten Menſchen, die ſtärkſten ſeyn? Würde man nicht in den Häuſern, wo die Menſchen, nachdem ſie ihre Vernunft in Unmäßigkeit erſäuft haben, raſend gegen einander ſchimpfen, und mit geballten Fäuſten auf einander losgehen, die Helden ſuchen müſſen? Würde nicht die Stärke zur höchſten Vollkommenheit gebracht ſeyn, wenn aller Friede verſcheut wäre, wenn alle Häuſer vom Zanke erſchöllen, wenn Familien einander ſelbſt aufrieben, wenn im Staate einer den anderen zu ſtürzen ſuchte? — Wenn das ſtark ſeyn hieße, ſeinen Feinden nicht vergeben; ſo würden wir bisher geirret haben; indem wir die grauſame Rachgier eines Sauls verabſcheuten, und die Sanftmuth eines Davids bewunderten. Saul, der ſich nicht von der Vernunft, ſondern nur von ſeinem ungezähmten Temperamente beherrſchen ließ, der, ſo oft das Blut in ihm aufgohr, ſein zehenmal gegebenes Königswort, dem David nicht zu ſchaden, vergaß, und die Lanze auf ihn los warf, würde ein Held; hingegen, David, der, da er den Saul ſchlafend antraf, und die Lanze zu ſeiner Seite, die Hand zurückhielt, und ſeinen Feinde ſchonte, würde ein ſchwacher feiger Jüngling geweſen ſeyn. Wie verläugnet doch die Welt durch ihre Grundſätze nicht nur das Chriſtenthum, ſondern ſogar alle Vernunft, indem ſie die Unverſöhnlichkeit gegen Beleidigungen Stärke heißt? Wenn die Stärke darinn beſtunde, daß man ſich den wilden Aufwallungen des Zornes überläßt, ſo würde ſie aufhören, eine Tugend zu ſeyn: denn Neigung zum

Zorne und zur Rache iſt uns allen gemein. Zörnen und aufgebracht ſeyn, koſtet uns keine Mühe; aber böſe und unordentliche Neigungen überwinden, dieß koſtet Mühe; und wenn wir es ſoweit gebracht haben, daß wir unſere unordentliche Neigungen, die unſere gröſten Feinde ſind, zu beſiegen wiſſen, dann können wir Anſpruch auf Geiſtesſtärke machen. Ich zeige es aber noch deutlicher, daß Feinden nicht vergeben, eine wahre Geiſtesſchwäche verrathe. Die, welche ſagen, man müſſe Gegnern die Bruſt bieten, und Böſes mit Böſem vergelten, glauben, dieß ſey das Mittel, ſich Ruhe zu verſchaffen, und ihre Gegner von weiteren Anfeindungen abzuſchrecken. Sie irren ſich aber: denn Rache iſt gerade das Mittel, wodurch ſie ſich Unruhe verurſachen, und ihre Feinde zu größeren Anfeindungen reitzen. Feinde können uns zwar äuſſerlich beunruhigen, aber die innere Ruhe können ſie uns nicht rauben; von uns ſelbſt hängt es ab, dieſelbe zu erhalten. Nun was verdienet vor dem anderen den Vorzug, die innere oder äuſſere Ruhe? Zweifelsohn die innere: denn ſie wohnet mitten in uns, ſie ſchläft mit uns, wenn ich mich ſo ausdrucken ſoll, ſie wacht mit uns, ſie geht mit uns aus und heim, ſie arbeitet und bethet mit uns. So wenig der Menſch aus ſich ſelbſt ausgehen kann, ſo wenig kann er, wenn er glückſelig ſeyn will, dieſes Gut, die innere Ruhe entbehren. Geſetzt nun, nicht zugegeben, der Menſch könne ſich durch Rache äuſſere Ruhe verſchaffen, ſo raubet er ſich dagegen die innere: denn Nichts beunruhiget mehr das Gemüth, als dieſe ſchwarze Leidenſchaft. Man denket Tag und Nacht an ſeinen Gegner.

ner. Das Bild des Feindes, man mag ihn ſehen oder nicht, ſchwebt ſtäts vor Augen. Wenn man bethen will, ſo ſtellet ſich dieſer Feind zwiſchen Gott und uns. Wenn man arbeiten will, ſey auch das Geſchäft, das man vorhat, das wichtigſte; ſo ſcheint doch der Handel, den man mit dem Feinde hat, noch wichtiger zu ſeyn. Wenn man ſich ergötzen will, ſo verbittert die Erinnerung an die gelittene Beleidigung die unſchuldigſten Feinden; man weiß es von Erfahrung, daß Menſchen, die mit rachgierigen Anſchlägen umgehen, in Geſellſchaften zum Misvergnügen anderer, und noch weit mehr zu ihrem eigenen ſtundenlange Geſpräche von ihrem Frende halten. Wenn man ſich zur Ruhe begeben will, ſo bricht man ſich noch eine Stunde mit rachgierigen; Anſchlägen ab, und die erhitzte Einbildung führt dieſe Anſchläge noch im Traume aus, und vergiftet den Schlaf, die ſüßeſte Erquickung des Körpers. Der Rachgierige raubt ſich alſo die innere Ruhe, und macht ſich eben darum unglücklich; geſetzt auch, daß er ſich durch ſeine feindſeligen Anſchläge äuſſere Ruhe verſchaffen könnte. Ich habe geſagt: Geſetzt, nicht zugegeben, daß er ſich die äuſſere Ruhe verſchaffen könne: denn auch dieſes iſt falſch. Ich ſetze zween Fälle. Entweder hat uns ein Gegner, oder derjenige, den wir für einen Gegner anſehen, mit Abſicht beleidiget, oder nicht? Hat er uns nicht mit Abſicht beleidiget, geſchah es nur aus Uebereilung (und dieſer Fall iſt nicht ſelten: Unſere Eigenliebe, unſere Empfindlichkeit vergrößeret uns oft die Handlungen anderer, ſo, daß wir etwas für Beleidigung anſehen, welches keine iſt; oder die Beleidi-

gung für größer halten, als ſie wirklich iſt; oder eine Uebereilung für eine abſichtliche Beleidigung anſehen) Iſt nun dieſes der Fall, ſo wird es unſerem Nebenmenſchen ſchmerzen, daß wir gegen ſeine Schwachheit ſo wenig Nachſicht bezeigen, daß wir ſogleich uns an ihm rächen, und z. B. einem übereilten Worte ſogleich mit dem bitterſten Schimpfe begegnen. Er wird alsdenn erſt unſer wahrer Feind werden, und anfangen, durch vorſetzliche Beleidigungen ſich an uns zu rächen. Hat aber unſer Gegner aus Abſicht uns beleidiget, ſo wird er ſich gewiß durch eine erwiederte Beleidigung nicht überwinden laſſen. War er ſo böſe, uns zu beleidigen, ehe er von uns beleidiget war; ſo wird er gewiß nicht aufhören, uns zu beleidigen, nachdem wir ihn beleidiget haben. Alsdann wird erſt der Krieg um ſo heftiger werden, da wir uns Ruhe zu ſchaffen dachten. Falſch iſt es, daß Rache das Mittel ſey, einen Gegner von weiten Anfeindungen abzuſchrecken. Gerade das Gegentheil bezeugt die Erfahrung.

Wenn nun der Unverſöhnliche, der ſeinen Feinden zu vergeben ſich weigert, mit ſeinen feindſeligen Abſichten gegen alle Vernunft anſtößt; wenn er gegen alle Klugheit und Vorſicht handelt; wenn er ſtatt Frieden zu ſchaffen, das Kriegsfeuer noch mehr entzündet; wenn er zu der äuſſerlichen Beunruhigung noch die innere hinzuſetzet; wenn er ſtatt ſich an ſeinen Verfolger zu rächen, ſein ſelbſteigener ärgſter Verfolger wird; ſo verräth er gewiß Geiſtesſchwäche. Die Welt höre alſo auf, den Muth und die Herzhaftigkeit des Rachgierigen zu

be-

bewunderen, und mit Lobſprüchen zu erheben; und der Chriſt höre auf, ſich durch die eiteln Vorſpieglungen der Welt von der Beobachtung des Evangelium, das ihm Vergebung der Unbilden gebietet, abhalten zu laſſen. Er folge vielmehr dem Beyſpiele des heil. Stephanus, der ſeinen ärgſten und boshafteſten Feinden vergab, und in dieſer Vergebung das ſicherſte Troſtmittel fand, ruhig zu ſterben. Er lerne aber auch noch von eben dieſem heil. Erzmartyrer, daß es zur Erfüllung des Evangeliums nach ſeiner Vollkommenheit nicht genug ſey, ſich nur von äuſſerer Rache zu enthalten, ſondern daß es nothwendig ſey, auch Feinde zu lieben, und ihnen Böſes mit Guten zu vergelten. Hievon im

Zweyten Theile.

Herr Jeſu rechne ihnen dieſe Sünde nicht zu. Dieß war die lezte Stimme, die Stephanus mit dem Tode ringend noch erhob, und wodurch er ſeine lezten Geſinnungen gegen ſeine Todsfeinde zu erkennen gab. Laſſet uns dieſe edelmüthige, oder um mich des eigentlichſten Ausdruckes zu bedienen, dieſe chriſtliche Denkungsart des heil. Martyrers ganz nach ihrem inneren Werthe beurtheilen. Er war mit Wunden vom Scheidel bis zur Fusſohle bedeckt, ganz vom Blute überronnen. Nur der lezte Hauch war noch in ihm. Gegen ſeine Feinde aber war er darum nicht im mindeſten erbittert. Er wünſchte ihnen vielmehr alles Gute; und ſeine einzige Beſorgniß in ſeinen lezten Zügen war nur dieſe, Gott der gerechte Gott, der geſagt hat, Mein iſt die Rache;

ich will vergelten, dieſer mögte ſeine Feinde ihrer Grauſamkeit wegen ſtrafen. Was ihn anbelangte, ſo hatte er ihnen vergeben. Dieß war ihm aber nicht genug: er wünſchte, auch Gott möge ihnen vergeben. Er wendete ſich deswegen zu Jeſu, und ſprach: Herr Jeſu rechne ihnen dieſe Sünde nicht zu. Er ſagte nicht: Herr rechne ihnen die Unbild nicht zu, die ſie mir zugefügt haben, ſondern rechne ihnen die Sünde nicht zu, die ſie gegen dich begangen haben. Er wollte ſagen, Herr Jeſu, du haſt befohlen, daß man ſeinen Feinden Böſes mit Guten vergelte; allein was kann ich, ich ſterbender ihnen Gutes erweiſen? Du aber, du Urheber alles Guten, du kannſt ſie erleuchten, daß ſie die Wahrheit einſehen — Ich bitte alſo, du mögeſt ihnen ihre Sünde nicht zurechnen, ſie nicht nach ihren Verdienſten ſtrafen, ſondern vielmehr nach deiner großen Erbarmung ſie zur Erkenntniß deines wahren Glaubens gelangen laſſen. Und ich hoffe, du werdeſt dieß lezte Gebeth deines Dieners nicht verſchmähen: denn es iſt das nemliche Gebeth, welches auch du am Kreuze verrichtet haſt, indem du zu deinem himmliſchen Vater ſprachſt: Vater vergieb ihnen: denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun. So bethete er, mitten unter dem Rachgeſchreye ſeiner Feinde, mitten unter dem Steinhagel, der auf ihn losſtürmte. Was urtheilen Sie nun m. GG. von dieſer Handlung des heil. Stephanus... Ich zweifle nicht, Sie werden dadurch gerührt, und in Erſtaunung geſetzt ſeyn, und es würde unnöthig ſeyn, weitere Lobserhebungen hinzuzuſetzen. Wird aber auch dieſe Rührung den gehörigen Eindruck

in

in ihren Gemüthern zurücklaſſen? Wird ſie den Trieb zur Nachahmung in Bewegung ſetzen? Oder werden Sie nicht vielleicht ihre Erſtaunung ſo weit treiben, daß ſie ſich zu bereden ſuchen, eine ſolche Tugend ſey über ihre Nacheiferung erhaben? Ich ſage deswegen: die Tugend des heil. Stephanus war nichts mehr und nichts weniger, als eine chriſtliche Tugend; nichts mehr und nichts weniger, als die Erfüllung jener Pflicht, welche das Evangelium Worte vor Worte aufzeichnet. Legen Sie m. GG. da das Evangelium vor ſich, und hier ſchauen ſie Stephanum an. Das Evangelium ſagt: **Vergebet euren Feinden.** — Stephanus hat ihnen vergeben. Das Evangelium ſagt: **Vergebet ihnen vom Herzen.** Er hat ihnen vom Herzen vergeben. Das Evangelium befiehlt: **Liebet eure Feinde.** Er hat ſie geliebet, und thätige Proben ſeiner Liebe abgelegt. Das Evangelium gebietet: **Bethet für eure Feinde.** Stephanus hat für ſie gebethet. Das Evangelium ſagt: Thut Guts denen, die euch haſſen. Stephanus hat ihnen Guts gethan: denn er hat um Gnade der Erleuchtung und Vergebung ihrer Sünden für ſie gebethen: dieß war die gröſte Wohlthat, die er ihnen bey ihnen Verblendung erweiſen konnte. Das Evangelium ſagt endlich: **Vergebet, ſo wird euch vergeben werden.** Verlanget ihr, daß Gott euch Gnade erweiſe: ſo erweiſet ſie auch euren Feinden. Auch darauf hat Strephanus in ſeinem lezten Todskampfe Rückſicht genommen: denn kaum hatte er um ſeine eigene Seligkeit gebethen; kaum hatte er geſagt: **Herr Jeſu nimm meinen Geiſt auf:** als er, um die von Chriſto geſetzte Bedingniß zu er-

füllen

füllen, ſogleich die zweyte Bitte für ſeine Feinde hinzufügte. **Und rechne ihnen ihre Sünde zu.** Stephanus hat alſo mehr nicht gethan, als das Evangelium befolgt. Wird vielleicht aber der Glanz ſeiner Tugend darum verdunkelt; weil man ſagt: er habe nicht mehr gethan, als er zu thun ſchuldig war? Keineswegs; ſeine Handlung bleibet heldenmüthig und bewunderungswürdig: uns aber iſt die Ausrede dadurch benommen, als müſte nicht jeder Chriſt nach einer heldenmäßigen Tugend ſtreben, als wäre Feinde lieben, und ihnen Böſes mit Gutem vergelten, etwas ausserordentliches, daß nicht jeden, der ſich zum Chriſtenthume bekennet, verbinde. Wenn wir alſo wahre Chriſten ſeyn wollen (und worinn beſteht das wahre Chriſtenthum, als in der pünktlichen Erfüllung des evangeliſchen Geſetzes) ſo müſſen auch wir thun, was Stephanus gethan hat, d. i. wir müſſen uns in Anſehung unſerer Feinde nicht nur von der Rache enthalten, ſondern müſſen ſie auch lieben, müſſen für ſie bethen, müſſen ihnen, ſo viel in unſern Kräften ſteht, Gutes thun. Eitler Selbſtbetrug iſt es alſo, wenn gewiße laue Chriſten, die nur immer das Evangelium nach ihren verderbten Herzen umformen, ſich einbilden, es ſey genug ſich nur von offenbaren Anfeindungen ihres Gegners zu enthalten, ob ſie gleich den Grollen im Herzen behielten, ob ſie gleich Liebesdienſte ihm verſagten.

Ja elender Selbſtbetrug! denn wer behauptet, er habe dem Evangelium genug gethan; ob er gleich einen heimlichen Grollen in ſeinem Herzen behalte, der wider-

derſpricht dem klaren Buchſtaben des Geſetzes, er widerſpricht ſich ſelbſten.

Liebet eure Feinde, ſagt Chriſtus. Iſt je ein Wort beſtimmt, und gegen Misdeutungen verwahrt, ſo iſt es das Wort: Lieben. Was Lieben heißt, das können wir nicht ſowohl mit vielen Worten ausdrucken, als wir es fühlen. Lieben heißt doch gewiß nicht, gegen Jemand gleichgültig ſeyn; lieben heißt gewiß nicht, ſeinen Nebenmenſchen ausweichen, um ihn nicht nahe unter dem Geſichte zu haben; lieben ſagt gewiß auch mehr, als nur ſeinen Nebenmenſchen nicht haſſen. Es frage alſo nur ein jeglicher, der wiſſen will, ob er die Pflicht des Evangeliums in Anſehung ſeiner Feinde erfüllt habe, ſein Herz, und es kann es ihm die treue Antwort nicht verſagen. Liebet eure Feinde, gebietet das Geſetz. Sage alſo nicht mehr du Unverſöhnlicher, Ich vergebe meinem Feinde, aber ich kann nicht an ihn denken, ohne aufgebracht zu werden. Das heißt nicht lieben. Sage nicht, Ich vergebe meinem Feinde: ich werde ihm nichts Leids, aber auch nichts Guts thun, Auch das heißt nicht lieben. Laſſet uns doch das Wort Chriſti nicht verdrehen: es liegt unſer Heil daran. Wie werden wir eine ſo muthwillige Misdeutung eines ſo deutlichen Befehles einſt rechtfertigen können, wenn er kommen wird, uns zu richten?

Ja um ſo weniger werden wir es können, als wir durch dieſe gewagte Auslegung uns ſelbſt in einen groben Widerſpruch verwikeln. Täglich, und öfters in

einem Tage verrichten wir das Gebeth des Herrn, und tragen unter anderen Bitten, die darinn enthalten ſind, auch dieſe vor: **Vergieb uns, gleichwie wir vergeben.** Hiemit geben wir Gott das Wort, unſeren Feinden zu vergeben, eben ſo, gleichwie wir wünſchen, daß er uns vergeben möge. Entweder geſchieht dieſes mit Aufmerkſamkeit, oder nicht? Geſchieht es nicht mit Aufmerkſamkeit, ſo iſt es freilich kein Wunder, wenn wir das Verſprechen, wovon unſer Herz nichts wuſte, auch im Worte nicht erfüllen; alsdann aber wird auch Gott auf unſere Werke nicht achten, und unſere Bitte? **Vergieb uns**, wird unerfüllt bleiben. Tragen wir aber dieſe Bitte mit Aufmerkſamkeit vor, und vergeben unſeren Feinden doch nicht, lieben ſie doch nicht, ſind nicht bereit, ihnen Gutes zu thun, ſo widerſprechen wir uns ſelbſt. Denn was iſt es für eine Vergebung, die wir von Gott verlangen? Gewiß eine ſolche, vermöge welcher er nicht nur allein uns nicht haſſen, nicht ſtrafen, und zum ewigen Feuer verdammen; ſondern uns lieben, als Vater lieben, uns für ſeine Kinder anſehen, unſere Sünden gänzlich auslöſchen, ſich wohlthätig gegen uns erweiſen, und keine Gnade, um die wir bitten, jemals verſagen, uns mit ſeiner Gnade zuvorkommen, uns zu lieben für allzeit ſortfahren, uns ewig ſelig machen möge — mit einem Worte eine Vergebung, vermöge welcher er ſich gegen uns ſo verhalten möge, wie wenn wir ihn niemal beleidiget hätten. Nun verſprechen wir Gott, um dieſe Gnade einer vollkommenen Vergebung von ihm zu erlangen, daß auch wir unſeren Feinden vergeben wollen; wir

ver-

verlangen gar keine andere Vergebung von ihm, als jene, die wir ſelbſt unſeren Gegnern ertheilt haben; wir bringen gleichſam unſere Vergebung als einen Beweggrund vor, um die Barmherzigkeit Gottes zu rühren. Wir bekennen dabey nicht undeutlich, daß dasjenige, was wir unſeren Feinden erweiſen, weit weniger ſey, als das, was wir von Gott erwarten. Wir wollen ſoviel ſagen, als: Herr! vergieb nur du unſere Sünden, durch die wir deinen Zorn verſchuldet haben. Wirf nur du deine Ungnade forthin nicht auf uns. Sey nur du unſer lieber und wohlthätiger Vater! Wie gern wollen wir unſeren Feinden verzeihen. Wie gern wollen wir alles Leids, welches ſie uns zugefüget haben, ungeachtet ſie lieben, und ihnen Gutes thun? Welche Verwegenheit iſt es alſo, wenn wir dieſes ſo oft widerhohlten Gebethes ungeachtet, dennoch den treuloſen Vorbehalt in unſerem Herzen nähren, vermöge welches wir unter der Vergebung nichts anders verſtehen, als eine Enthaltung von der Rache, und äuſſerlicher Anfeindung, die gleichwohl mit einem innerlichen Grollen noch verbunden iſt? Welch ein grober Widerſpruch, bey dem wir nichts anders zu gewarten haben, als daß uns Gott aus unſerem eigenen Munde richte; daß er uns einſt ſage, Ihr Unverſöhnliche, ihr habt ſo oft gebethen; **Vergieb uns, gleichwie auch wir vergeben.** Ihr aber habt nicht vergeben. Ihr habt wenigſtens nicht aufrichtig vergeben. Alſo habt ihr auch von mir keine Erbarmung zu gewarten.

Allein: o mein Gott! wer wird dieß harte Geboth

erfüllen können, wird jemand ſagen. Es iſt kein hartes Geboth, m. G. G. wenn man es nach ſeinen Beweggründen, nach ſeinen Abſichten, nach ſeinen Früchten betrachtet. Ich ſage erſtlich: nach ſeinen Beweggründen, unter welchen gewiß der fürnehmſte iſt, die Vergebung, die uns Gott durch Chriſtum ertheilet hat. Hätte uns wohl Gott eine größere Liebe beweiſen können, als da er uns, da wir ſeine Feinde waren, ſeinen eigenen Sohn dargegeben hat? und hat Gott, ſo fragt Paulus mit Rechte, der ſeinem Sohne nicht geſchonet, ſondern ihn für uns alle dargegeben hat, hat er uns nicht alles mit ihm geſchenkt? (Röm. 8.) Was iſt nun billiger, als daß auch wir, da es Gott von uns fodert, unſeren Gegnern Liebsdienſte und Wohlthaten beweiſen? Zweytens nach ſeinen Abſichten. Was hatte wohl Chriſtus für Abſichten, indem er uns unſere Feinde zu lieben befahl, als daß wir durch eine ſo grosmüthige Tugend Gott ähnlicher, mithin auch fähiger würden, von ihm geliebet zu werden.

Endlich nach ſeinen Früchten. Ich verſtehe die Gemüthsruhe, die ſowohl aus der Beherrſchung der unordentlichen Leidenſchaft, als auch aus der Zuverſicht, daß Gott unſere Sünden vergeben werde, wenn wir vergeben, entſpringt. Iſt nun das Geboth Chriſti in dieſen Rückſichten ein hartes Geboth?

Uebrigens laſſet uns bedenken, was der heil. Auguſtin ſagt: Der Herr hats befohlen: Es iſt wahr: er hat etwas befohlen, welches unſeren Neigungen zuwi-

verläuſt; allein er hat auch große Belohnungen dafür verheißen. Laſſet uns, wenn uns die Rachgier beunruhiget, dieſe Belohnungen uns vor Augen ſtellen, und gegen den Himmel ſchauen; ſo wie es der heil. Stephanus gethan hat: **Er ſah gegen den Himmel**, ſagt der heil. Text (Apoſtelgeſch. VII. 55.) Wozu ſollte uns auch der Anblick dieſer ſeligen Wohnung nicht bewegen können? Auf dieſer Erde, in dieſem Zährenthale können wir doch nimmermehr ganz vom Leiden frey ſeyn, wir mögen uns nun an unſeren Feinden rächen, oder wir mögen ihnen vergeben. Der Himmel allein iſt der rechte Wohnſitz des Friedens, der Eintracht, und der ununterbrochenen Ruhe. Wohlan alſo! Wir ſind entſchloſſen, alles, was uns Widriges begegnen wird, zu leiden, und ſelbſt denen, die uns Leids zufügen, vom Herzen zu verzeihen; nur damit wir unſere Auserwählung gewiß machen. Wir wollen unſeren Gegnern nach Kräften Gutes thun, wir wollen für ſie bitten, und vom Herzen rufen; **Herr Jeſu rechne ihnen ihre Sünde nicht zu**: nur damit auch wir einſt mit Zuverſicht rufen können: **Herr Jeſu nimm meinen Geiſt auf**, Amen.

Auf das Feſt des heil. Apoſtels Johannes.

Diſcipulus ille, quem diligebat Ieſus. *Ioann c.* 21.
Der Jünger, den Jeſus lieb hatte.

Dieſen Ehrentitel legte ſich Johannes in ſeinem Evangelium ſelbſt bey: denn ob er gleich ſeinen be-

kannten Namen aus Beſcheidenheit und Demuth dabey verſchwieg, um ſich nicht, wie es ſcheinen mögte, einen Vorzug vor den übrigen Jüngern anzumaſſen; ſo wollte er doch dem heil. Geiſte nicht widerſtehen, der ihn zur Bekanntmachung der beſonderen Liebe, die Jeſus zu ihm getragen hatte, antrieb. Indem wir aber dieſe Worte aus dem Munde Johannis vernehmen, und ſie nur nach ihrer einfachen Bedeutung erwägen (**Der Jünger, den Jeſus lieb hatte** — Jeſus der Seligmacher der Menſchen, der Ausſpänder aller Gnaden, der Kenner der wahren Verdienſte — der war es, der Johannem lieb hatte — nicht ein purer Menſch, ſondern ein Gottmenſch) — Wenn wir dieſes, ſage ich, bedenken; ſo können wir uns nicht nur allein nicht enthalten, den vielgeliebten Jünger ſelig zu ſprechen; ſondern da wir geneigt ſind, alles zu verlangen, was glückſelig macht, ſo geſellet ſich zu der Betrachtung des Glückes, welches dem Liebsjünger beſchieden war, ſogleich der unſrige Wunſch, daß auch wir von Jeſu mögten geliebet werden. Und wer will uns dieſen Wunſch verargen? Die Begierde geliebt zu werden, iſt unſerem Herzen angebohren. Das Kind eifert ſchon um die Liebe ſeiner Aeltern — und wo iſt wohl ein einziger Menſch, der, wenn es bey ihm gelegen wäre zu wählen, von einem einzigen Menſchen gehaſſet, und nicht vielmehr von allen geliebet werden mögte? Um wie viel gerechter iſt das Verlangen, von Gott geliebet zu werden, der das höchſte Gut, der beſte Freund der Menſchen, und der Einzige iſt, der uns wahrhaft und dauerhaft glückſelig machen kann? Ich will eben darum

dieſes Verlangen m. GG. noch mehr in ihren Herzen zu erregen ſuchen; indem ich ihnen den Vorzug Johannis, den Jeſus lieb hatte, nebſt den Vortheilen die damit verbunden waren, näher zu betrachten geben werde. Allein da auch die Liebe Jeſu die reinſte und heiligſte iſt, und da er an einem Herzen, das von Tugenden leer iſt, unmöglich ſein Wohlgefallen finden kann, ſo muß unſer Wunſch von ihm geliebet zu werden nicht verwegen ſeyn, ſondern durch heilige Bemühungen, ihm zugefallen, ſich thätig erweiſen. Derowegen will ich der erſten Betrachtung noch die zweyte hinzufügen, worinn ich einige glaubliche Urſachen, warum Johannes von Jeſu vorzüglich geliebt wurde, unterſuchen werde. Ich faſſe mich kürzer, damit Sie gehörig vorbereitet, die Wahrheit, die ich vortragen werde, deſto leichter faſſen und in ihr Herz aufnehmen können.

Das vorzügliche Glück, und die vorzüglichen Tugenden des von Jeſu geliebten Johannes — das Glück Johannis, als eine Folge der Liebe Jeſu, die Tugenden Johannis als eine Urſache der Liebe Jeſu ſind der zweyfache Gegenſtand meiner Rede.

Mein doppelter Zweck aber, den ich zu erreichen ſuche, geht dahinaus, daß ich Ihr Verlangen nach der göttlichen Liebe erſtlich errege und andertens wohl einrichte.

Erſter Theil.

Johannes hatte das Glück, vorzüglich von Jeſu geliebet zu werden — ein Glück, welches mit unge-

meinen Vortheilen verbunden war. Von welch einem unbeſchreiblichen Werthe iſt die Liebe, die Gott zu den Menſchen trägt? Was könnte man ſich größeres denken, was könnte man ſich größeres wünſchen, als von Gott geliebt zu werden? Es iſt nur allzugroß, und allzuerhaben, ſo daß man faſt denken ſollte, es überſteige die Gränzen unſerer Wünſche, und es ſey zuverwegen für einen Menſchen, daß er verlange von Gott geliebet zu werden. Billig rufen wir vor Verwunderung mit David aus: **Was iſt wohl der Menſch, daß du o Herr ſeiner ingedenk biſt, und noch mehr, daß du ihm dein Herz zuneigeſt?** Indeſſen da es Gott mehr als einmal erkläret hat, daß er uns zu lieben geneigt ſey, und wirklich nicht nur einen Beweiß davon gegeben hat, ſo würde es eine unvernünftige Schüchternheit, eine unrichtige Denkungsart von Gott, und eine Herabwürdigung unſerer ſelbſt ſeyn, wenn wir dieſe göttliche Verſicherung nicht dankbar annehmen, und ſeine Liebsbeweiſe nicht benutzen wollten. Gott verlanget auch weiter nichts von uns, als daß wir ihn für unſer höchſtes Gut anſehen, ihn allen Geſchöpfen unendlich vorziehen, und uns in dem Beſitze ſeiner Freundſchaft glücklich ſchätzen ſollen; und dann verſichert er uns, daß er uns wirklich liebe. Allein wo iſt der Menſch, der es wiſſe, ſo lang er in dieſem ſterblichen Fleiſche wandelt, ob ſein Herz auch wirklich ſo beſchaffen ſey, daß es ein Gegenſtand des göttlichen Wohlgefallens ſeyn könne? Wo iſt dieſer Menſch? Wir wiſſen ja wohl was der weiſe König ſpricht: **Der Menſch weiß nicht, ob er der Liebe Gottes oder ſeines Haſſes würdig ſey.** Unſer

ſer Herz iſt ſich ſelbſt mit ſeinen Begierden ein Abgrund, den nur Gott ergründen kan, dem es allein bekannt iſt, ob keine Sünde, keine unordentliche Liebe zu den Geſchöpfen, die ſich mit der Liebe Gottes nicht vertragen kann, darinn verborgen wohne. — Von dieſer allgemeinen Regel ſcheinet jedoch der heil. Johannes, auch da er noch im Fleiſche wandelte, eine Ausnahm geweſen zu ſeyn; indem er, was die Verſicherung der göttlichen Liebe anbelangt, etwas vor anderen Menſchen voraus hatte; indem er nicht nur ohne die Wahrheit im mindeſten zu verletzen, ſondern auch aus Antriebe des heil. Geiſtes ſich ſelbſt den Jünger nennen konnte, **den Jeſus lieb hatte.** Wie verehrungswürdig muß er uns aber auch deshalben ſeyn? Er war glücklich, daß er von Jeſu dem wahren Gott geliebt wurde. Er war noch glücklicher, daß er vorzüglich und vor anderen Jüngern von ihm geliebt wurde, und daß es ſogar ein Merkmal war, welches ihn vor andern Jüngern auszeichnete, ein Geliebter Jeſu zu ſeyn. Er war endlich der Glücklichſte, indem er von der Freundſchaft Jeſu ſowohl aus deutlichen Proben, die ihm dieſer hievon gab, als auch aus dem Zeugniſſe des göttlichen Geiſtes verſichert war. Was konnte bey alle dem ſeinem Glücke noch abgehen? Er hatte ſeine Netze, ſein Handwerk und ſeinen Vater verlaſſen; dieſer Verluſt aber wurde ihm durch Jeſum und die Liebe desſelben überflüßig erſetzt. Sein Apoſtelamt gewährte ihm keine zeitliche Güter. Wie vergeßlich ſind aber auch dieſe, wenn man verſichert iſt, von Jeſu geliebet zu werden, der nicht geringer belohnt, als mit ewigen und unvergänglichen Gütern? Jo-

hannes muſte als Apoſtel auf die Menſchengunſt, und alle Ehrentitel der Welt Verzicht thun; allein gieng ihm nicht mit Rechte der einzige Titel (**Der Jünger, den Jeſus lieb hatte**) über Adel und alles menſchliche Anſehen? Er tröſtete ſich auch ganz allein damit, er rühmte ſich allein damit, er nennte ſich ſogar nicht anderſt, als den Jünger, **den Jeſus lieb hatte.** Es ſchien ſo faſt, als hätte er, ſeit dem er ſeinen Vater verlaſſen hatte, auch ſeinen Geburtsnamen vergeſſen, und er wüſte, ſeitdem er Jeſu angehörte, nichts mehr, als daß er ein Geliebter von ihm ſey. **Der Jünger, den Jeſus lieb hatte.** Und laſſet uns ja nicht denken, als hätte er ſich, indem er dieſen ehrvollen Namen ſich beylegte, etwa von einem eiteln Ruhme ſich bewegen laſſen: denn er ſagt ja nicht, daß er es verdienet hätte von Jeſu geliebet zu werden; er ſagt nicht einmal ausdrücklich (wiewohl es ſich folgeren läßt) daß er mehr, als andere Jünger ſeye geliebet worden, ſondern er will nur der Liebe Chriſti das Zeugniß geben. Weil er es nicht verkennen kan, daß er glücklich iſt; ſo will er auch der Welt zu erkennen geben, welches die Quelle ſeines Glückes ſey, damit auch ſie zur gleichen Quelle ſich verfügen möge, um beglücket zu werden. Darum verſchweiget er auch den ſeinigen Namen, und meldet nur den Namen Jeſu, um auf dieſen letzteren, nicht auf den ſeinigen aufmerkſam zu machen, um auf eine abſtechende Art anzuzeigen, daß er es nicht ſeinem Verdienſte, ſondern allein der Gnade Jeſu zuſchreibe, daß er der geliebte Jünger ſey. **Der Jünger, den Jeſus lieb hatte.** Sein Ruhm war alſo heilig. Er war

ganz ſo beſchaffen, wie es der heil. Paulus haben will, da er ſchreibt: **Wer ſich rühmet, der rühme ſich in dem Herrn,** — nicht in der Gunſt der Menſchen, nicht in natürlichen Vorzügen, nicht in ſeinen eigenen Verdienſten; ſondern — **in dem Herrn:** d. i. er bekenne laut, daß er alles, was er iſt, der Gnade des Herrn zu verdanken habe — O mögten wir doch nur nach dieſem Ruhme ſtreben; mögten wir doch nur unſer ganzes Glück in dem göttlichen Wohlgefallen ſuchen? Jünger Jeſu ſind wir ja, einen Meiſter haben wir auch an ihm, der uns zu lieben bereit iſt — an wem fehlt es alſo noch, als an uns, daß wir Jünger ſeyen, die Jeſus lieb hat? Laßt uns alle Sünde vermeiden, die uns von ſeiner Liebe trennet, und alle vergangene Sünden abbüßen, die uns vielleicht von ſeiner Liebe ſchon getrennet haben. Laßt uns ſo viele Sorgen, die faſt in eine Aengſtigkeit ausarten, und durch die wir uns um die Gunſt, um das Lob, um die Liebe der Menſchen bekümmern, vielmehr durch einen tugendhaften Wandel dahin verwenden, daß Gott uns lieben, mit unſerem Dienſte zufrieden ſeyn, und uns in ſeiner Freundſchaft ſtärken möge — Können wir es nicht, wie Johannes, der Liebsjünger zur größeren Gewißheit bringen, daß wir im Gnadenſtande uns befinden (denn dieß iſt nicht vonnöthen, und Gott hat ſeine heiligen Abſichten, warum er uns in Furcht und Zittern unſer Heil wirken läßt) — ſo laſſet uns doch wenigſtens zu dieſer troſtvollen Verſicherung immer eine Stufe weiter ſchreiten. Laßt uns nur nicht in dem Stande der Lauigkeit zurückbleiben, in dem wir der Gefahr ausgeſetzt

ſind, aus dem Munde Gottes ausgeſpyen zu werden. Laßt uns immer in dem kindlichen Vertrauen auf Gott, und in der Liebe zu ihm uns mehr üben, damit die Stimme des heil. Geiſtes die nach dem Ausdrucke des Völkerlehrers unſerem Geiſte das Zeugniß giebt, daß wir Kinder Gottes ſind, ſtäts läuter und vernehmlicher in der Mitte unſeres Herzens rufe. Unſer ganzes Glück hängt ja davon ab, daß Gott uns liebe. Wie würdig iſt dieſe göttliche Liebe, daß wir uns mit allen Kräften darum bewerben? Und wie groß ſind nicht ihre Vortheile? Zu geſchweigen jenen ewigen Vortheil, wiewohl er der gröſte iſt, auf den alle andere abzwecken, daß nemlich Gott diejenigen, welche er liebet, auch an ſeinen ewigen Freuden Theil nehmen läßt, und ſie unzertrennlich mit ſich vereiniget — wie reizend ſind nicht auch die Vortheile, die ſie uns auf Erden bringt? Laßt uns nur einige erwägen, nach Anleitung deſſen, was uns die heil. Schrift von Johanne dem Liebsjünger meldet. Ihn ließ Jeſus im lezten Abendmale auf ſeiner Bruſt ruhen. Ihm theilte er beſonders erhabene Offenbarungen mit. Ihm linderte er ſeine Wehmuth und ſein Leiden unter dem Kreuze durch beſondern Tröſtungen.

Daß Johannes das Glück hatte, in dem lezten Abendmale zu nächſt an der Seite Jeſu zu ſeyn, und ſogar ſein Haupt auf die Bruſt desſelben zu lehnen, dieß rechnet er ſelbſt unter die beſonderen Liebsbeweiſe ſeines göttlichen Meiſters, und liefert aus dieſer Begebenheit einen der merkwürdigſten Züge zu ſeiner Lebensbeſchreibung; indem er ſich an einer beſonderen Stelle den

Jün=

Jünger nennt, der in dem Abendmale auf der Bruſt Jeſu geruhet hatte. Es war auch in der That nichts geringes in dem Schooße eines Gottmenſchen ruhen, ſo wie ein Kind in dem Schooße ſeiner Mutter ruht — und wer will es beſchreiben, was für Annehmlichkeiten Johannes in dieſer Stellung genoß, welch ein unausſprechliche Kraft aus dem Herzen Jeſu quoll, welch eine Liebswärme aus demſelben hervorbrach, und in das Herz des Jüngers ſtrömte. O den glücklichen Schooßjünger! Doch — dieß iſt eine gemeine Wirkung der Liebe Gottes, wovon auch wir nicht ausgeſchloſſen ſind, daß er nahe bey jenen iſt, die er lieb hat. Er ſchützet ſie durch eine beſondere Vorſicht. Er leitet ihnen alle ihre Begegniſſe zum Beſten. Er ſegnet ihre Geſchäfte. Er iſt in allen Gefahren ihre Zuflucht, ihre Freyſtätte. Kein Kind kann ſo geſichert ſeyn, wenn ſeine Mutter es in ihrem Schooße trägt, wie der Liebling Gottes unter der Obhut ſeiner Vorſicht. Gott ſchließet zwar auch die Bösartigen und die Sünder nicht davon aus; aber ſeine frommen und guten Kinder hat er gleichſam wie ein Vater immer näher zur Seite, näher beym Tiſche, und führet ſie an der Hand. Der Fromme kann nicht vertrauenvoll genug auf Gott ſeyn. Er darf, ſo wie einſt Johannes ſein Haupt auf die Bruſt Jeſu lehnte, alſo ſich ganz auf Gott lehnen, und alle ſeine Sorgen auf ihn hinwerfen. Je größer ſein Vertrauen iſt, je mehr er ſeine Ruhe in Gott ſuchet, und ihn allein für ſeine Stütze anſieht, deſto wohlgefälliger iſt er ihm. Wir können es aber noch deutlicher ſehen, daß die Liebsbeweiſe des Heilandes gegen uns nicht minder groß ſind,

als

als gegen den Johannes. Johannes ruhte in dem lezten Abendmale auf der Bruſt ſeines göttlichen Meiſters. Dieß war ein Vorzug, den er vor allen anderen Jüngern genoß. Was geſchah aber noch mehr bey derſelben Gelegenheit? Reichte nicht dieſer liebvolle Gottmenſch ſogar ſein eigenes Fleiſch und Blut ſeinen Jüngern zur Speiß und zum Tranke? Und war dieſes nicht ein viel größerer Liebsbeweis, als jene äuſſerliche Annäherung ſeiner Bruſt an das Haupt Johannis; wiewohl das leztere, weil es nur dem Johannes geſtattet wurde, mehr in die Augen fiel? Denn was hat wohl das Geheimniß des Leibes Chriſti für Wirkungen? **Wer mein Fleiſch genieſſet**, ſagt der Heiland ſelbſt, **der bleibt in mir und ich in ihm.** Iſt dieſe innige, dieſe dauerhafte Vereinigung mit Chriſto nicht von höherem Belange, als jene augenblickliche Gunſtbezeugung? Nun aber iſt dieſes Geheimniß des Leibes Chriſti für uns alle, es iſt als ein ewiges Denkmal der Liebe Chriſti eingeſetzet. Hierzu ſind alle und jede eingeladen, die müde ſind, und Erquickung bedörſen. Hier können ſie nicht nur ihr Haupt auf die Bruſt Jeſu hinlehnen, ſondern ſie können ſogar ſein Fleiſch genießen, und ſich innigſt mit ihm vereinigen — und zwar ſo oft, als ſie wollen, ohne ihm jemal beſchwerlich zu fallen, ohne Gefahr, jemal von ihm verſtoſſen zu werden; wenn ſie anderſt mit würdiger Vorbereitung hinzugehen. Welch eine unausſprechliche Liebe! Wer ſoll nicht vom ganzen Herzen verlangen, von Jeſu, dieſem Liebhaber der Menſchen, geliebet zu werden? Und wer ſoll nicht mit ganzen Vertrauen zu dem Liebsſakrament hinzutretten?

Der

Der zweyte Vortheil, den Johannes, als der Liebsjünger genoß, war der Reichthum und die Erhabenheit der Offenbarungen, die er empfieng. Es iſt gewiß, daß ſeine Schriften ſich vor den der übrigen Jünger merklich auszeichnen, und daß ſie einen viel höheren Schwung, als dieſe verrathen. Sie haben zwar insgeſammt den heil. Geiſt zum Urheber, ſind von höchſten Untrüglichkeit, von unſchätzbarem Werthe; was aber die darinn behandelten Gegenſtände anbelangt, ſo ſind einige davon, insbeſonders die Schriften des heil. Johannes erhabener, als andere. Man vergleiche nur zu einigen Beweiſe das Evangelium des heil. Matthäus mit jenem des heil. Johannes. Matthäus handelt mehr von der Menſchheit, Johannes mehr von der Gottheit Chriſti. Jener fängt an: Das Geſchlechtsregiſter J. C. des Sohns Davids, des Sohns Abrahams. Dieſer hingegen hebt an: **Im Anfang war das Wort, und das Wort war bey Gott: und Gott war das Wort.** Jener beſchäftiget ſich mehr mit Erzählung der Wunderwerke Chriſti. Dieſer hingegen entwickelt das Geheimniß der Gottheit Chriſti. Er liefert uns jene merkwürdige Stellen, zum Beweiß der Gottheit Chriſti. **Ich und der Vater ſind eins. Drey ſind, die Zeugniß geben im Himmel, der Vater, das Wort und der heil. Geiſt.** Demnächſt war er auch als der Verfaſſer der heimlichen Offenbarung der fürnehmſte Prophet des neuen Bundes unter den Apoſteln. Gleichwie er ſeine Adlersblicke über den Urſprung der Zeit hinauswarf, und das ewige Daſeyn des eingebohrnen Gottesſohns ſo helle als es einem Sterbli-

chen

chen möglich darſtellte, ſo war ihm auch die dunkle Zukunft aufgeſchloſſen; er ſah bis an das End der Zeiten hinaus; ihm ſtunden die Schickſale der künftigen Kirche gleichſam vor Augen da. Dieſe erhabenen Offenbarungen kann man auch als eine Folge der vorzüglichen Liebe anſehen, die Jeſus zu ihm getragen hat: denn Mittheilung der Geheimniſſe iſt ja Merkmal und Folge der Freundſchaft. Und wenn der Heiland ſo vertraut gegen ihn war, daß er ihn auf ſeiner Bruſt ruhen ließ, ſo iſt es auch kein Wunder, wenn der heil. Geiſt, den dieſer Heiland ſendete, freygebiger in ſeinen Offenbarungen gegen ihm war. Wie aber? hat denn auch die Liebe Gottes gegen uns ähnliche Wirkungen? Freilich dörfen wir nicht auf ſo gemeinnützige Offenbarungen rechnen, wie jene, die Johannes empfieng; aber doch auf geheime Einſprechungen, die uns zum Beſten gereichen, die uns zur Regierung unſerer ſelbſt, zur Maasregel unſeres Gewiſſens, zur Unterſcheidung des Guten und Böſen, des Gottgefälligen und nichtgefälligen dienen. Dieſe wird uns Gott gewiß nicht verſagen, gleichwie es uns der Heiland ſelbſt verheißet. **Wer ſich an mich hält**, ſagt er, **der wandelt nicht im Finſtern, ſondern hat das Licht des Lebens** — d. i. er hat immer ſoviel innere Erleuchtung von oben herab, als ihm vonnöthen iſt, den richtigen Weg des Lebens zu treffen, von dem Feinde ſeines Heils nicht irregeführt, und nie in eine Gefahr, in eine Verſuchung verwickelt zu werden, aus der er ſich nicht heraushelfen könnte. Erfahren dieſes nicht wirklich gerechte Seelen, daß Gott beſtändig zu ihren Herzen redet, ſie bald zu einer Tugend einladet,

det, bald ihnen kleine Fehler vorrückt, bald ihnen in zweifelhaften Sachen einen Ausſchlag giebt, bald eine heilige Anmuthung zuſendet, die ſie in der Liebe und Beharrlichkeit ſtärket, bald ſie einen frohen Blick in die glückliche Zukunft werfen läßt? Der heil. Geiſt iſt nie unthätig in jenen Herzen, in welchen er durch die Liebe ſeinen Wohnplatz aufſchlägt. O göttliche, o unſchätzbare Liebe, wie würdig biſt du, daß der Menſch mit allen Kräften ſich darum bewerbe? In welch einen glücklichen Zuſtand befindet er ſich, wenn Gott ihm alles iſt, ſein Lehrer, ſein Führer, ſein Rathgeber, ſein Tröſter.

Soweit erſtrecken ſich freilich die Wirkungen der göttlichen Liebe nie in dieſem Leben, daß der Menſch von allem Leiden losgeſprochen werde: Selbſt der Jünger, den Jeſus lieb hatte, wie viel hatte er nicht zu leiden, welch einen bitteren Kelch hatte er nicht auszutrinken?— und zwar um der Liebe willen, wenn er z. B. unter dem Kreuze ſeines Geliebten ſtund, und die Schmerzen, den Todeskampf desſelben anſah; aber an Tröſtungen fehlte es ihm doch gewiß nicht; gleichwie es auch einer gottgeliebten Seele nie daran fehlen wird. Welch eine ſinnreiche Liebserfindung war es nicht, daß der Heiland an Kreuze dem geliebten Jünger unter dem Kreuze noch durch eine lezte Willenserklärung Mariam als ſeine Mutter übergab; indem er ſprach: **Sohn, ſiehe deine Mutter.** Welch ein koſtbares Unterpfand? Was konnte dem Johannes nach ſeinen göttlichen Meiſter lieber ſeyn, als Maria die Mutter desſelben? Welch ein Troſt für ihn, daß er ſagen konnte: Mein Heiland, der mich ſo lieb hatte, dachte noch ſterbend an

mich, warf noch einen liebvollen Blick auf mich, und ließ mir ein Andenken zurück? Welch eine Linderung ſeines Schmerzens, daß er, ſo bald Jeſus die Augen geſchloſſen hatte, zu Maria hintretten, ſie als ſeinen Erbtheil in Beſitz nehmen, ſie als ſeine Mutter grüßen, und mit ſich in ſeine Behauſung führen dorfte? — Laßt uns daraus das Lehrſtück ziehen: Gott verläßt die Seinen nicht, auch da er ihnen etwas zu leiden zuſchickt: denn indem er nach der Lehre des heil. Paulus ſogar ſeine Beſtrafungen und Prüfungen als Vater verhänget, ſo wird er es nie zulaſſen, daß ſie zu niederſchlagend werden, ſondern immer gewiße Salbungen damit verbinden. Er wird ihnen etweder ſolche Menſchen ſenden, die ſie durch ihre geiſtvolle Zuſprüche aufzurichten imſtand ſind, oder er wird ihr ſelbſteigener Tröſter ſeyn, Er, den Paulus den **Gott alles Troſtes nennt.** In der That wie viele Tröſtungen ſind nicht in der Gewalt Gottes? und auf wie viele Art weiß er das Leiden ſeiner Lieblinge zu lindern? Wen Gott lieb hat, der iſt im Glücke und Unglücke, in frohen und betrübten Umſtänden glücklich. O wie gut iſt es von Gott geliebt zu werden! Laſſet uns alſo heilige Wünſche in uns erwecken, daß Gott uns an dem Glücke des Liebsjüngers Theil nehmen laſſe, und laßt uns gar nicht zweifeln, daß dieſes Verlangen Gott angenehm ſey.

Zweyter Theil.

Nur müſſen wir aber auch jener Tugenden uns befleißen, durch die man ſich um die göttliche Liebe

ver-

verdient macht. Verſtehen Sie wohl, was ich ſage. Eigentlich iſt in dem natürlichen Menſchen Nichts, was ihn vor Gott liebenswürdig machen könne; ſondern wenn Gott einen Menſchen liebt, ſo kömt er ihm mit ſeiner Gnade zuvor, und zieret das Herz desſelben durch ſeine Gaben aus, damit es ein Gegenſtand ſeines Wohlgefallens ſey. Bey alle dem aber bleibt es wahr, daß der Menſch ſich um die Liebe Gottes bewerben müſſe: denn ob gleich der erſte Grund davon in der Gnade Gottes zu ſuchen iſt; ſo darf doch auch der Menſch nicht müßig und unthätig ſeyn, ſondern er muß durch treue Mitwirkung und durch den Fleiß, den er auf die Tugend wendet, das ſeinige beytragen, um von Gott geliebet zu werden. Nachdem wir nun die Vortheile der göttlichen Liebe an dem Schooßjünger Johannes betrachtet haben; ſo laßt uns auch ſeine Tugenden, durch die er ſich das Wohlgefallen ſeines göttlichen Meiſters zuzog, in Erwägung ziehen, um uns dieſelbe zur Maßregel zu nehmen.

Drey beſonders vorzügliche Tugenden ſind es, durch welche ſich der würdige Jünger Johannes auszeichnete. Die vollkommenſte Reinigkeit, die beſtändigſte Treue, die wärmſte Nächſtenliebe. Was ſeine Reinigkeit anbelangt, ſo bezeugen uns die Kirchenväter, daß er eine lebenslängliche Jungfrauſchaft bewahret habe, und geben zugleich auch dieſe Tugend zur Urſache an, warum ihn der Heiland einer ausnehmenden Liebe gewürdiget habe. Unter andern ſagt der heil. Gregor von Nazianz ausdrücklich: **Jeſus liebte den Johannes, weil ihn der Vorzug der Reinigkeit auch einer vorzüglichen**

Liebe empfänglich machte. Dieſe Behauptung hat ihren Grund in den Geſinnungen Jeſu ſelbſt, die er auf mehr als eine Art äuſſerte. Es iſt gewiß, daß er, ob er gleich den Eheſtand durch ſeine Gegenwart nicht nur bey der Hochzeit zu Kana genehmiget, ſondern ſelbſt zu einem Sakramente erhöhet hat, dennoch ein ſonderbarer Liebhaber der Jungfrauſchaft war: darum wählte er ſich ja die reinſte Jungfrau zur Mutter: darum empfahl er auch die Jungfrauſchaft als eine Tugend, durch die ſich der neue Bund vor dem alten auszeichnen ſollte. Selbſt die beſonderen Gunſtbezeigungen die Jeſus dem Johannes erwieſen hat, daß er das Haupt desſelben im lezten Abendmale auf ſeine Bruſt ruhen ließ, daß er ihm am Kreuze ſeine jungfräuliche Mutter empfahl, damit ſie bey ihm wohnen, und von ihm gepflegt werden möchte, ſcheinen anzudeuten, daß er auf die Reinigkeit ſeines geliebten Jüngers Rückſicht machte. Schließen Sie daraus m. GG. auf den Werth der Jungfrauſchaft. Indeſſen, da der Heiland bey der Gelegenheit, wo er von der Jungfrauſchaft redete, ſelbſt erklärt hat, daß es eine ſeltene Tugend ſey, und daß nicht alle ſein erhabenes Wort verſtünden, ſondern nur jene, denen es vermöge einer beſonderen Gnade gegeben ſey; ſo ſchränket er gewiß ſeine Liebe nicht auf den Jungfrauſtand ein, ſondern auch der Eheſtand hat Anſpruch darauf. So wahr es aber iſt, daß eine gänzlich unverſehrte Reinigkeit Gott vorzüglich wohlgefällt, und den Menſchen in ſeinem Angeſichte liebenswürdiger macht, ſo gewiß iſt es auch, daß jeder Menſch, in welchem Stande er immer lebt, wenigſtens einer ſtandesmäßigen

Rei-

Reinigkeit ſich befleißen, und ſo rein ſeyn müſſe, als er bey der Gebrechlichkeit ſeines Fleiſches ſeyn kann, um ſich der Liebe Gottes näheren zu dörfen. Gott liebet die Reinen. Nur die Reinen dem Herzen nach ſpricht Jeſus ſelig, und verheißt ihnen die Anſchauung Gottes. **Selig ſind die Reinen dem Herzen nach: denn ſie werden Gott anſchauen. Draußen ſind die Hunde, und die Unzüchtigen,** ſagt die Schrift. Der Zugang zu dem Heiligthume Gottes iſt ihnen verſchloſſen. Das Angeſicht des allerreineſten Geiſtes iſt ihren geilen Blicken verſagt. Er kann ewig keinen Wohlgefallen an einem Herzen haben, welches ſich der Sklaverey des Fleiſches übergiebt. Ja nicht ſowohl Gott entfernt ſich von den Unreinen, ſondern ſie entfernen ſich vielmehr ſelbſt von ihm. Das Laſter des Fleiſches verblendet ſie, und verfinſtert ſo ſehr ihren Verſtand, daß ihnen der Gedank an Gott ſchon unerträglich wird. Wir erfahren daher auch, daß diejenigen, die ſich den Lüſten des Fleiſches ergeben, immer diejenigen ſind, die ſich am ſeltenſten zu dem Tiſche des Herrn näheren. Es eckelt ſie vor der Engelſpeiſe, vor der Geiſtesnahrung, vor dem Liebsgeheimniſſe, weil ſie fleiſchlich ſind: Reinigkeit ſey alſo unſre Lieblingstugend, wenn wir Gott geliebte Seelen zu ſeyn verlangen; und auch jene, die ſie nicht auf die vollkommenſte Art wie Johannes beobachten können, ſollen wenigſtens dem Herzen nach rein ſeyn, und ſich nach dem Zuſtande der Leiber bey der glücklichen Auferſtehung ſehnen, wo die Ehe mit der Gebrechlichkeit des Fleiſches aufhört.

Die zweyte Urſache, warum Johannes von Jeſu vorzüglich

geliebet wurde, war ſeine beſtändige Treue. Es iſt bekannt, daß Johannes der einzige war, der ſeinem liebſten Meiſter bis zur Schädelſtätte nachfolgte. Die übrigen Jünger verließen ihn gleich nach ſeiner Gefangennehmung. Petrus folgte ihm noch ein Stück Weges nach; ließ ſich aber hernach durch die Frage einer geringen Weibsperſon ſchüchtern machen, und vergaß ſich ſo ſehr, daß er ſelbſt den Namen ſeines geliebten Meiſters verläugnete. Aber Johannes folgte ihm nicht nur in alle Richterſtühle nach; ſondern beſtieg mit ihm den Kalvarieberg, hielt die ſieben ganze Stunden aus, da Jeſus am Kreuze hieng, blieb ihm getreu, bis er ſeinen Geiſt aufgab. Und was das merkwürdigſte iſt, ſo miſchte er ſich nicht unter das Gedränge des Pöbels, wo es das End ſeines Meiſters hätte anſehen können, ohne gekannt zu werden; ſondern er trat hervor, er ſtellte ſich, wie die Schrift meldet, nebſt Maria nahe unter das Kreuz, ſo daß Jeſus mit ihm reden, und alle Umſtehende auf ihn mit Finger deuten konnten. Sehet dieß iſt ein Jünger Jeſu. Er ſchämte ſich ſeiner nicht, auch zur Zeit, da ihn das Volk für einen Uebelthäter hielt. Welch bewunderungswürdige, welch heldenmüthige Treue! Der Heiland hatte alle ſeine Jünger mit dem nemlichen Worte berufen: **Folget mir nach**: ſie folgten ihm auch nach, und ſie gaben durch manche Probe ihren Muth und ihren Eifer für ſeine Ehre zu erkennen, beſonders Petrus. Dieſer lezte ſagte noch in dem lezten Abendmale: **Herr wenn ſich alle an dir ärgeren, ſo werde ich mich nicht ärgeren.** Aber Johannes war der einzige, der Wort hielt, der einzige

unter

unter Zwölfen, den der ſterbende Jeſus mit brechenden Augen unter dem Kreuze erblickte. Das ſey nicht zur Unehre der übrigen heil. Apoſtel geſagt: denn es läßt ſich aus ihrer Unbeſtändigkeit nichts anders folgeren, als daß ſie noch ſchwache Menſchen waren, die einer beſonderen Stärke von oben herab, der Stärke des heil. Geiſtes bedorften, um ihrem erhabenen Berufe gewachſen zu ſeyn; doch gereicht es zur beſonderen Ehre Johannis, daß er ſich von dem Wankelmuthe der übrigen nicht niederwerfen ließ, und noch ehe er die Völle des Geiſtes der Stärke empfangen hatte, ſo ſtarkmüthig war. Iſt es Wunder, daß ihn Jeſus vorzüglich liebte?

Hieraus ziehe ich folgendes Lehrſtuck. Wer ein geliebter Jünger ſeines Jeſus ſeyn will, der ſey ein treuer Anhänger von ihm, d. i. er eifere für die heil. Religion, die er bekennt — auch mitten in dem Rathe der Spötter. Wird ſie, oder wird nur eine einzige Wahrheit derſelben angetaſtet, ſo ſey es ihm nicht gleichgültig, und wenn es allen anderen gleichgültig wäre, er ſchweige nicht, wenn gleich alle andere ſchwiegen. **Wer ſich meiner nicht ſchämt**, ſagt Jeſus, **deſſen werde auch ich mich nicht ſchämen: wer mich vor den Menſchen bekennet, den werde auch ich vor meinem himmliſchen Vater** als meinen Liebling **bekennen.** Wer von ſeinem Heilande geliebt werden will, der nehme noch ferner auch an dem Leiden desſelben Antheil. d. i. er bewähre ſeine Treue auch in der Zeit der Prüfung, der Trübſal, der Verſuchung. Nur der treue Freund verdienet geliebet zu werden, und nun derjenige iſt ein

treuer Freund, der von ſeinem Freunde auch in der Zeit ſeines abblühenden Glückes nicht abbricht. Dieß iſt ein gemeines Sprichwort, und es läßt ſich auch auf die Freundſchaft mit Gott anwenden. Nur derjenige iſt ein treuer Chriſt, und verdient in ſoferne von Gott geliebt zu werden, als er auch in der Zeit, da Gott mit ſeinen Tröſtungen, mit ſeinen Beglückungen von ihm weicht, oder vielmehr zu weichen ſcheint, dennoch ſeinen Gott nicht verläßt, nicht aufhört, auf ihn zu hoffen, nicht aufhört ihn zu lieben.

Endlich die dritte Urſache warum Johannes ſo vorzüglich von Jeſu geliebt wurde, war, wie ich glaube, ſeine thätige und warme Nächſtenliebe, und ich irre nicht. Denn es iſt erſtlich gewiß, daß er ein Muſter dieſer Liebe war. Man ſehe nur ſeine Schriften, beſonders ſeine Briefe ein; ſo wird man finden, daß er nicht nur die Nächſtenliebe mit jeder Zeile empfiehlt; ſondern auch daß Liebe ganz ſeine Feder leitet, daß ſie den Karakter ſeiner Schreibart beſtimmt. Und man ließt ja von ihm, daß, als er in ſeinem höchſten Alter war, und nur zwiſchen den Armen ſeiner Jünger daherſchwebte, er nichts anders mehr zu ſagen pflegte: als **meine Kinder liebet einander, meine Kinder liebet einander.** Da ſie ihn endlich fragten; warum er denn immer das nemliche ſagt, ſo gab er die eines Schooßjüngers würdige Antwort: weil es ein Geboth des Herrn iſt, und weil ihr alles erfüllet habt, wenn ihr dieſes erfüllet. Liebe war alſo ſein Karakter. Daß ſie aber auch der Karakter des göttlichen Heilandes war, bedarf

darf keines Beweiſes. Jeſus traf alſo an Johanne einen Zug der Aehnlichkeit, und wenn ich mich ſo ausdrücken darf, eine gewiße Harmonie des Herzens an. Da nun Aehnlichkeit der Geſinnungen und Harmonie der Herzen, Freundſchaften ſtiftet; ſo werde ich mich nicht irren, wenn ich den liebreichen Karakter des heil. Johannes als eine von den Urſachen angebe, warum er vorzüglich von dem Heilande geliebet wurde.

So viel iſt gewiß m. GG. Unter allen Vollkommenheiten Gottes wird uns keine ſo ſehr zur Nachahmung empfohlen, als ſeine Liebe und Güte. **Seyd barmherzig**, heißt es, **gleichwie euer himmliſcher Vater barmherzig iſt. Liebet einander, gleichwie auch ich euch geliebet habe.** Ferner wird das Verhalten der Menſchen gegen ihre Mitmenſchen ſozuſagen als die Maasregel angegeben, nach welcher ſich auch Gott gegen ſie verhalten werde. **Richtet nicht**, heißt es, ſo werdet ihr nicht gericht werden. Gebet, ſo wird euch gegeben werden. Verzeihet, ſo wird euch verziehen werden. Ich darf alſo vermöge eines richtigen Schluſſes Ihnen die Verſicherung geben. Liebet einander (verſteht ſich, nach der Vorſchrift Jeſu, um Gotteswillen, ſo werdet ihr auch von Gott geliebet werden.

Kurz drey Tugenden, die Reinigkeit, die Treue gegen Gott, die Liebe gegen den Nebenmenſchen — dieſe, wenn ſie gepaart werden, ſind es, welche das liebvolle Herz unſeres Gottes gewinnen und eroberen. Nun noch ein einziges Wort. Welche Mühe geben wir uns um

die Gunſt der Menſchen? Und was ſind es wohl für Vortheile, die ſie uns bringt? Wird unſer Herz dieſes nach ſeinen Wünſchen unermeßliche Herz beruhigt seyn, wenn es dieſes Ziel erreicht hat? Kann ſie uns dauerhaft glückſelig machen? Und wie viele Opfer koſtet ſie dem ungeachtet? Fodert ſie nicht manchmal, daß man ihr weit mehr aufopfere, als man von ihr zugewarten hat? Fodert ſie nicht manchmal die koſtbare Gewiſſensruhe zum Opfer? Und wie veränderlich iſt ſie? Kann man ſich mit Zuverſicht auf ſie verlaſſen? Geſetzt auch man könnte ſich ſein Lebenlang auf ſie verlaſſen; was nutzt es uns am Ende des Lebens, daß wir uns ſo eiſrig um Menſchenbeyfall beworben haben? O wie viele haben es ſchon am Rande des Grabes beweinet, daß ſie Menſchen zu gefallen ſo viel, Gott zu Liebe hingegen ſo wenig gethan haben? — Iſt es nicht weit beſſer, wenn wir uns um die Liebe Gottes bewerben, die ewig währt, die hienieden ſchon ungemeine Vortheile bringt, und noch größere in dem künftigen Leben? Laſſet uns alſo zwar gegen die Menſchen uns allzeit betragen, daß ſie keine gerechte Urſache haben mögen, uns zu haſſen; aber forderſamſt nach dem Beyſpiele des Liebsjüngers durch Uebung Gottgefälliger Tugenden uns um ſeine Liebe bewerben: dann wenn wir von Gott geliebet werden, ſind wir glücklich, ſollte uns auch die ganze Welt haſſen: denn in Gott finden wir den hinlänglichſten Troſt gegen alle Trübſalen, und das Ziel aller unſerer Wünſche.

A M E N.

Auf

Auf das heilige Weihnachtsfeſt.

Impleti ſunt dies, vt pareret, et peperit filium ſuum primogenitum.

Die Tage ſind erfüllt worden, daß Maria gebahr, und ſie gebahr ihren erſtgebohrnen Sohn. Luk. II.

Glückſeliger Augenblick, der die Gebährzeit Mariä näher brachte! Glückſeliger Augenblick, in welchem der Sohn Mariä zur Welt kam! Denn wer iſt dieſer Sohn Mariä? Kaum erblickte er das Tageslicht, ſo erſcheinen Engel in den Lüften, und rufen frohlockend zu den Bewohnern der Erde herab: **Es iſt euch ein Heiland gebohren.** Das heilige Kind alſo, welches Maria gebahr, iſt derjenige, nach deſſen Ankunft die Welt ſo viele tauſend Jahre ſchon ſeufzte, durch den ſie ihre Erlöſung, ihre Befreyung von der Sünde, von dem durch die Sünde verſchuldeten Fluche, von der Hölle, von der Gefangenſchaft des Satans erwartete — O glückſeliger Augenblick, von dem unſer heil. Text redet: **Die Gebährzeit Mariä iſt erfüllet worden, und ſie gebahr ihren erſtgebohrnen Sohn.** .. Allein wie auffallend iſt nicht der Umſtand, daß für dieſen weltbeglückenden Heiland nicht einmal ein Platz in der Herberge war, ſo daß er in einem Stalle gebohren, und in eine Krippe gelegt werden muſte? Wie vereinbaren ſich dieſe Merkmale der Armuth und Niedrigkeit mit einem ſo erhabenen Karakter? Und was ſagt uns noch ferner der Glaube von dieſem Heilande? Er ſey der

Sohn des lebendigen Gottes, wahrer Gott. . . Wie? Gott in einem menſchlichen Fleiſch, der Herr des Erdbodens in einem Stalle, in einer Krippe, im Stande der Armuth? Wie läßt ſich dieſes nach den Einſichten unſerer Vernunft vereinigen? Welche Schatten verhüllen nicht dieſe an ſich ſo freudenreiche Begebenheit? Indeſſen verbreiten die hh. Engel, die bey dieſer Gelegenheit erſcheinen, ein himmliſches Licht über dieſe dunkle Schatten. Sie geben uns einige Aufklärung über dieſes Geheimniß. Jauchzend rufen ſie: **Ehre ſey Gott in der Höhe, und Friede den Menſchen auf Erden**, als wollten ſie ſagen: Es geziemte ſich, daß dieſer Heiland in ſolchen Umſtänden zur Welt kam, um Gott ſeine Ehre, und den Menſchen ihren Frieden zurückzuſtellen. Freilich bleibt bey alle dieſer Erklärung noch die Frage übrig, warum dieſer Heiland, dieſer Gottmenſch ſich ſo gar tief erniedrigen wollte; Das Geheimniß bleibt noch immer Geheimniß. Wer ſind aber auch diejenigen, welche Gott auserwählt hat, um ihnen dieſes Geheimniß zuerſt verkündigen zu laſſen? Arme, demüthige Hirten ſind es, die nicht gewöhnt ſind, ſich an Armuth und Niedrigkeit zu ärgeren, und denen es, ohne fürwitzig nachzuforſchen, genug iſt, daß ſie die Nachricht empfangen: **Es iſt euch ein Heiland gebohren.**

Dieß iſt der Zuſammenhang m. GG., in dem ich das heutige Evangelium mit allen ſeinen Umſtänden betrachte, und nach welchem ich den Plan zu meiner heutigen Rede anlege.

Drey

Drey Stücke ſind es, auf welche wir unſere Aufmerkſamkeit richten müſſen. Die Geburt des Sohns Gottes dem Fleiſche nach in einer Krippe. Die Erſcheinung und das Loblied der Engel. Der Beruf der Hirten.

Die Geburt des Sohns Gottes dem Fleiſche nach in der Krippe iſt der Gegenſtand unſeres Glaubens.

Das Loblied der Engel enthält die Erklärung unſeres Glaubens.

Der Beruf der Hirten zeiget uns die Beſchaffenheit unſeres Glaubens. Dieß ſind die drey Theile meiner Rede.

Erſter Theil.

Gott wollte ein menſchliches Fleiſch annehmen, und er wollte in dem Stande der Armuth, und Niedrigkeit gebohren werden. Dieß iſt das Geheimniß, welches uns heute zu glauben vorgeſtellet wird. Fürwahr ein Geheimniß, welches alle Begriffe unſeres Verſtandes überſteiget. Der Sohn Gottes in einem menſchlichen Fleiſche — der Herr und Heiland der Welt in einer Krippe.

Wenn wir Gott auch nur nach den Einſichten der Vernunft uns vorſtellen, ſo erſcheinet er uns in einer majeſtätiſchen Größe, in einem unzugänglichen Lichte. Wir ſehen die Natur an, uud ſtaunen über ſeine Allmacht. Wir ſtellen uns ihn vor, als das allervollkom-

men-

meuſte Weſen, unendlich, unermeßlich, und ohne alle Schranken. Wir erkennen ihn als unſeren Schöpfer, und fühlen unſere Abhängigkeit von ihm. Wir erkennen den unendlichen Abſtand zwiſchen dem ſeinigen, und dem unſerigen Weſen. Wir wiſſen zwar, daß dieſes höchſte Weſen, ſo wie es alle Vollkommenheiten in ſich begreift, alſo auch unendlich gut, und voller Liebe gegen ſeine vernünftigen Geſchöpfe iſt: nachdem wir aber auch geſündiget haben, ſo wiſſen wir nicht, ob und wie ſern wir uns noch zu ihm näheren dörfen, welches Mittel och vorhanden ſey, uns mit ihm zu verſöhnen. Nun ſaget uns der Glaube, eben derſelbe Glaube, der uns Gott noch größer und majeſtätiſcher vorſtellt, als die Vernunft; dieſer Glaube, der uns entdecket, daß wir von unſeren Urſprunge her nichts als Staub und Aſche ſind, und der uns die Worte im dem Mund legt: **Was iſt der Menſch, o Gott, daß du ſeiner gedenkſt, daß du einen Augenmerk auf ihn richteſt?** dieſer Glaube, der uns ſagt, Gott bedörfe aller unſerer nicht, und er könne, wenn wir ihn beleidigen, uns zu ewigen Quaallen verdammen, und ſtatt unſerer ſich andere treuere Geſchöpfe bilden; dieſer Glaube, der uns oſſenbaret, Luzifer einer der fürnehmſten Engel ſey wegen einer einzigen Empörung gegen Gott mit ſeinem ganzen Anhange ewig von ihm verſtoſſen worden; dieſer Glaube, der uns oſſenbaret, der erſte Menſch habe wegen einem einzigen hochmüthigen Gedanken, Gott gleich zu werden, ſeine ganze Nachkommenſchaft um Gottes Gnade gebracht, und ihr den Fluch zugezogen — dieſer Glaube ſaget uns, Gott ſey Menſch geworden;

worden; der Sohn Gottes habe mit ſeinem göttlichen Weſen eine wahre Menſchennatur vereinigt, um vertreulich unter Menſchen herumzuwandeln, ſie ſeine Liebe und Freundlichkeit mit Augen anſchauen zu laſſen, ſich ganz zu ihrer Fähigkeit und Schwachheit herabzulaſſen, ſie mit eigenem Munde lehren und unterrichten, ihnen mit eigenen Schritten Beyſpiele der Tugend vorzeichnen zu können, ſich endlich als einen Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen herzuſtellen. Welch ein Geheimniß? Wer begreifet es, wie ſich Gott dieſer große und unermeßliche Gott ſo tief zu Menſchen herablaſſen konnte?

Dazu kömmt noch die zweyte Erniedrigung. Er wollte nicht nur Menſch werden, ſondern er wollte auch, was irrdiſche Größe, zeitliche Reichthümer, Bequemlichkeiten des Lebens anbelangt, der geringſte unter den Menſchen werden. Er wählte ſich eine zwar tugendhafte und engelreine, aber auch vor der Welt unangeſehene Jungfrau zur Mutter. Es fügte ſich, daß ſeine Geburt gerade in die Zeit eintraf, da der Kayſer Auguſtus ein Geboth hatte ergehen laſſen, daß alle ſeine Unterthanen ſich in ihre Vaterſtadt begeben ſollten, um ihre Namen in das Volkregiſter aufzeichnen zu laſſen, — mithin in die Zeit, da Maria genöthiget war, zu wandern. Zu dieſem Umſtand der ſchon allein hinreichend würde geweſen ſeyn, dem heiligen Kinde ſowohl, als ſeiner jungfräulichen Mutter Ueberlaſt und Leiden zu verurſachen, geſellte ſich noch ein anderer: es müſten wegen dem Zuſammenlaufe des wandernden Volkes alle Plätze in der Herberge beſetzt ſeyn, und ein geringes Obdach,

dach, das nicht für Menſchen, ſondern nur fürs Viehe gebaut war, ein verächtlicher und der Witterung ausgeſetzter Stall muſte zur Noth der Geburtsort des Heilandes werden. Man denkt ſich nun leicht einerſeits die Angelegenheit der heil. Jungfrau, andererſeits das Ungemach, welches der neugebohrne Heiland auszuſtehen hatte. — So wollte er alſo beym erſten Eintritte in die Welt alle Bitterkeiten verkoſten, Armuth, Kälte, Blöſe, Mangel an den nothwendigſten Bedürfniſſen, Verachtung; er wollte der geringſte unter den Menſchen ſeyn; dem gemeinſten Volke, dem Droße der Armen wollte er den Vorrang zur Herberge laſſen; er wollte ſo arm ſeyn, daß er nicht einmal als ein zartes Kind ſo viel hatte, daß er ſein Haupt ſanft legen konnte — und dieß wollte er, ob er gleich Herr und Erlöſer der Welt war. Begreifen wir dieſes nach den ſchwachen Einſichten unſerer Vernunft? Was würden wir wohl, wenn uns nicht die Offenbarung eines beſſeren belehrte, uns für einen Begriff von einem Welterlöſer machen? Würde es nicht beynahe der nemliche ſeyn, den ſich ehmals die Juden von ihm machten, indem ſie ſich einen mächtigen König vorſtellten, der durch den Pracht ſeines Hofes, durch Ueberfluß des Reichthums, durch Gewalt ſeiner Waffen ſich vor allen anderen Fürſten des Erdbodens auszeichnen, und furchtbar machen würde? Nun offenbart uns aber der Glaube von allem dieſem das Gegentheil; er weiſet uns auf dieſe Krippe hin, in welcher nichts von alle dem, was die Augen blendet, was den Sinnen ſchmeichelt, was die Welt groß nennet, nicht einmal das, was die gemeinſten Bedürfniſſe befriediget,

get, anzutreffen iſt. In dieſer Krippe zeigt er uns ein Kind, welches beym erſten Anblicke Mitleiden erregt, ein Kind, das bey rauher Kälte, nicht einmal auf weichen Küſſen liegt, ſondern zur Noth mit leinenen Tüchern bedeckt iſt, ein Kind, bey deſſen Anblicke ein jedes gefühlvolle Herz ausrufen würde: O dieſes arme Kind! — Da, ſagt uns dieſer Glaube, da bleibet ſtehen, da neiget eure Häupter, da bieget eure Knye, da erwecket in euch Geſinnungen der möglichſten Ehrſurcht und Andacht. Dieſes iſt euer Heiland. Ja GG. dieß iſt das Geheimniß, welches uns heute zu glauben vorgeſtellt wird. Dieſer in der Krippe und unter den mitleidenswürdigſten Umſtänden gebohrne Jeſus iſt unſer Herr und Heiland, der Gegenſtand unſeres Glaubens: Und an dieſen Glauben hat Gott unſere Seligkeit gebunden. Wer von ſeinen Sünden befreyt, wer von der Hölle erlößt, wer einer ewigen Seligkeit theilhaftig werden will, er ſey Monarch oder Unterthan, er ſey ein König, oder ein Hirt, ein Weltweiſer, oder ein Einfältiger, Reich oder Arm, der muß ihn für den wahren Sohn Gottes erkennen, muß ihm als ſeinem Heilande huldigen, muß ihm Gehorſam und Unterwerſung geloben, muß ihn als den Richter des Erdbodens um Gnade und Barmherzigkeit anflehen — laſſet uns alſo die ſchwachen Einſichten unſerer Vernunft unter den Gehorſam des Glaubens gefangen geben — laſſet uns die unter der Decke der Menſchheit verborgene Gottheit, und die unter der Kindheit, und unter den Merkmalen der Armuth verborgene Majeſtät ehrfurchtsvoll anbethen. Laßt uns Gott preißen, deſſen Liebe ſowohl, als ſeine Unbegreif-

lich-

lichkeit aus dieſem Geheimniſſe hervorleuchtet. Laßt es uns gern und willig glauben, wenn uns Gott zwar ein Geheimniß, aber ein Geheimniß der Liebe offenbaret: denn was iſt dieſe ſo unbegreifliche Erniedrigung des Sohns Gottes anderſt, als Liebe?

Zweyter Theil.

Können wir indeſſen dieſes Geheimniß der Erniedrigung nicht nach ſeiner ganzen Tiefe erforſchen; ſo können wir doch wenigſtens die Weisheit Gottes in der Anordnung desſelben betrachten, inſofern es zur Erbauung und Erklärung unſeres Glaubens dienet. Mein, warum wollte denn der Sohn Gottes ſogar tief ſich erniedrigen, daß er Menſch ward? und warum wollte er noch dazu ſeine Majeſtät unter den Schatten der äuſſerſten Armuth und Dürftigkeit verbergen? Machte er ſich denn nicht auf ſolche Art unkenntlich? Nein: denn wenn er ſich einerſeits in die tiefſten Schatten verhüllte, ſo erſcheinen anderſeits himmliſche Geiſter im vollen Glanze, welche dem erniedrigten Gottmenſchen Zeugniß geben. **Es iſt euch ein Heiland gebohren**, verkündigen ſie, **und dieß ſey euch zum Zeichen: Ihr werdet ein in Windeln gewickeltes, und in der Krippe liegendes Kind finden.** So war alles mit dem göttlichen Heilande angeordnet, daß Schatten und Licht, Erniedrigung und Verherrlichung abwechſelten. Er wollte, was ſeine äuſſerliche Umſtände anbelangt, ſich ganz erniedrigen, weil es das Amt eines Heilandes ſoderte; es ſollten aber doch immer glänzende und unläug-

läugbare Wunderzeichen ſeine Erniedrigung begleiten, damit man ſich an ihm nicht ärgern, und ihn nicht verkennen mögte. Da er den Uebelthätern gleich geachtet am Kreuze hieng; ſo zerſprangen die Felſen, und die Sonne verfinſterte ſich. Da er als ein unmündiges Kind aus der Herberge verwieſen in einer Krippe lag; ſo erſchienen Engel in Lüften, weckten die Menſchen zu ſeiner Anbethung auf, und beſangen ſeine Geburt mit einem Lobliede. **Ehre ſey Gott in der Höhe, und Friede den Menſchen auf Erden.** Sagen ſie, was wollten ſie aber damit anderſt ſagen, als: Aergert euch nicht ihr Menſchen an der Niedrigkeit eures Heilandes: denn gerade ſo muſte er gebohren werden, damit er Gott ſeine geraubte Ehre, den Menſchen aber den verlohrnen Frieden zurückſtellen mögte. Laſſet uns dieſen Gedanken, den uns ſelbſt himmliſche Geiſter angegeben haben, mit unſerer Betrachtung weiter verfolgen. Warum foderte es denn erſtlich die göttliche Ehre, daß der Sohn Gottes Menſch ward, und den Stand der Armuth und Niedrigkeit wählte? Denken ſie zurück GG. Welches war denn der Anbeginn alles Unglückes, das über die Menſchen kam? Der Satan bildete unſeren erſten Aeltern ein, ſie könnten, wenn ſie von der verbothenen Frucht äßen, wie Götter werden. Die Betrogenen glaubten der teufliſchen Verheißung, und aßen von der Frucht. Eine höchſt vermeſſene Empörung gegen Gott war alſo die Sünde unſerer Stammältern, und dieſe war die Quelle alles Unglückes, welches über das Menſchengeſchlecht kam. Wie ſchrecklich dieſe Sünde der Empörung war, dieß lehrt uns die ſchreckliche Strafe

der verworfenen Geiſter, die wegen einer ähnlichen Aufruhr gegen Gott ewig von ihm verſtoßen wurden. Das Menſchengeſchlecht aber wollte er nach den unerforſchlichen Rathſchlüſſen ſeiner Erbarmung nicht verſtoßen; ſondern ihm Heil und Erlöſung angedeihen laſſen: doch forderte er Genugthuung — und worinn ſollte dieſe beſtehen? Was konnte einer höchſt vermeſſenen Empörung gegen ihn anderſt, als eine ihm höchſtgefällige Erniedrigung entgegengeſetzet werden? Und wer konnte ihm dieſe höchſtgefällige, dieſe unendlich genugthuende Erniedrigung bezeigen, wäre es nicht ſein eigener Sohn geweſen, da er die Menſchennatur annahm? Die Menſchen begehrten Gott gleich zu werden. Sehet die Sünde — Dagegen kömmt Gott und wird Menſch. Sehet die angemeſſene Genugthuung. Ferner um Gott ſeine geraubte Ehre zu erſetzen, war nöthig, daß die Menſchen auf eine nachdrückliche und eindringende Art angewieſen würden, Gott alle Ehre und Unterwerfung, die ihm gebührt, zu erweiſen: denn keine andere Abſicht konnte Gott nicht haben, ſich mit den Menſchen zu verſöhnen; als daß ihn dieſe forthin nicht mehr beleidigen, ſondern mit ganzem Eifer ihm dienen mögen. Seit dem Falle des Menſchengeſchlechtes aber war der Erdboden ein Greul der Verwüſtung. Es iſt genug geſagt: die Menſchen kennten Gott nicht, ſie erhoben entweder ſelbſt einander zu Gottheiten, oder ſie giengen in der Verblendung gar ſoweit, daß ſie lebloſen Geſchöpfen oder unvernünftigen Thieren Altäre bauten. Durch welches Mittel ſollte nun die bis zum Unſinn unwiſſende Menſchheit zurecht gebracht werden? Sollte ſie ihrer

rer Vernunft überlaſſen werden, um ſich durch eigene Bemühung die nothwendigen Kenntniſſe von Gott und von ihren Pflichten gegen ihn zu verſchaffen? Allein wie viele tauſend Jahre ſtund ſchon die Natur den Augen der Menſchen offen, und doch erkennten ſie ihren Schöpfer nicht? Sollte ſie durch erleuchtete Menſchen zurechtgewieſen werden? Allein man weiß ja, wie viele Widerſprüche ſelbſt bey dem glaubigen Volke die Propheten gelitten haben — Kurz **es gefiel Gott**, ſagt Paulus, **nachdem er lange und auf verſchiedene Arten zu den Vätern durch Propheten geredet hatte, endlich ſelbſt durch ſeinen Sohn mit uns zu reden**, damit wir die allervollkommenſte Anleitung zu einem wahren Gottesdienſte haben, und damit wir es ſelbſt aus dem Munde eines vermenſchten Gottes vernehmen mögten, welche Ehre, welchen Gehorſam, welches Vertrauen, welche Liebe wir Gott ſchuldig ſind.

Es bleibt aber noch eine Frage übrig: Foderte es denn auch die göttliche Ehre, daß der Sohn Gottes ſich in den Stand der Armuth verſetzte? Ja: denn der Plan des Erlöſers war, ſich ſo erniedrigen, daß es den Menſchen in die Augen fallen mögte; damit ſie daraus die Größe ihrer Sünden und ihrer verſchuldeten Strafen abnehmen könnten. — Dieſen Zweck aber hätte er nicht erreicht, wäre er nicht arm geworden: denn geſetzt, er wäre in dem Anſehen und mit dem Prachte eines irrdiſchen Königs in dieſer Welt aufgetretten, würden wohl die Menſchen, die nichts größers wuſten, als irrdiſchen Pracht, ſeine Menſchwerdung für eine Erniedrigung angeſehen haben? Hätten ſie aus dieſem Auftritte die Grö-

ße des Elendes, welches ihnen die Sünde zugezogen hatte, abnehmen können? Zudem war nicht der Hochmuth, die Prachtliebe, die Liebe zu irrdiſchen Dingen, ſo wie überhaupt die Quelle des menſchlichen Verderbens, alſo auch inſonderheit die Urſache der Verblendung in Anſehung des Gott gebührenden Dienſtes? Was machte denn die Heyden ſo blind zu dem Unſinne ihrer Abgötterey, als der äuſſerliche Glanz, der ihre Tempel, ihre Opfer, ihre Götzen ſchmückte? Und was war Urſache, daß ſelbſt Iſrael in ein Volk ausartete, welches fern mit ſeinem Herzen von Gott, ihn nur mit den Lippen ehrte, als weil es durch den Pracht ſeines Tempels, und durch die Zeremonien ſeines Gottesdienſtes geblendet, in den Zuſtand eines vermeſſenen Vertrauens verfiel, und ohne auf die Beſchaffenheit ſeines Herzens zu ſehen, ſich einbildete, es wäre ſchon rein und gottgefällig, wenn es nur pünktlich in der Beobachtung der geſetzlichen Gebräuche wäre? Es muſte alſo der Heiland, deſſen Abſicht war, ſeinem himmliſchen Vater Anbether im Geiſte und in der Wahrheit zu bilden, ſich alles Prachtes entäuſſeren, und den Stand der Einfalt und Armuth wählen. Dieß foderte, ſage ich, die Ehre Gottes.

Aber auch zum Frieden der Menſchen diente es, daß der Sohn Gottes Menſch, und ſeinen äuſſerlichen Umſtänden nach arm geworden iſt. Keine Unruhe iſt größer, m. GG. als jene, welche aus der Sünde entſpringt: Wenn der Menſch in Gottes Gnade ſteht, und keiner ſchweren Sünde ſich bewuſt iſt, ſo kann er

ruhig zuſehen, wenn Krieg und Tod, Sturmwetter und Verwüſtung um ihn herwüten; er kann mit David ſagen: **Der Herr iſt mein Heil; vor wem ſoll ich mich fürchten? Der Herr iſt mein Beſchützer; vor wem ſoll ich zittern?** Laſſet aber den Gottloſen alle Freuden, die ihm die Erde nur anbietet, genießen, laßt ihn in einem Meere von Wolluſt ſchwimmen, ſo wird er keine Ruhe haben. **Der Gottloſe hat keinen Frieden**, ſagt der Prophet. War denn aber das Menſchengeſchlecht vor Chriſto nicht im eigentlichſten Verſtande ein ſündiges Geſchlecht? War nicht die kleine Schaar der Frommen auſſer allem Vergleiche mit dem großen Haufen der Gottloſen? War nicht eben darum der Erdboden ein eigentlicher Wohnſitz des Unfriedens? Hätte aber der Friede beſſer hergeſtellt werden können, als da der Sohn Gottes ſelbſt herunter kam, und als Mittler zwiſchen Gott und dem Menſchen im Fleiſche erſchien, um den Frieden zu ſtiften, und zu verkündigen? Konnte die Welt völliger überzeugt werden, daß Gott Gedanken des Friedens gegen ſie hege, als wenn ſie den Sohn Gottes ſelbſt als Geſandten des Friedens erblickte? Die Vereinigung der göttlichen und menſchlichen Natur! welch herrlicher, welch unzertrennlicher Friedensbund. War es alſo nicht bey der Geburt Chriſti zur rechter Zeit, da die himmliſchen Geiſter der Welt verkündigten: **Friede den Menſchen auf Erden!** Welcher Menſch, ſey er gleich ein Sünder, kann ſich nun nicht mit voller Zuverſicht zu Gott nahen, und um die Gnade der Verſöhnung bitten? — Ich ſage ferner, es diente auch zum Frieden der

Menſchen, daß ſich der Sohn Gottes in die einfältige Geſtalt eines Armen einkleidete. Warum? Die Schrift nennet den Heiland einen **friedfertigen König**, und noch an einer andern Stelle einen Fürſten des Friedens. Was bedeuten dieſe Ausdrücke, als der Heiland ſey ein König, nicht wie andere Könige der Erde, die von gewafneten Kriegsleuten umgeben, Schrecken um ſich her verbreiten, die durch den Glanz ihres Hofes ihre Unterthanen zurückſcheuen, denen das Schwerd ſtäts zur Seite hängt, vor deren Anblicke das Herz des Armen bebet; ſondern ein König, deſſen Anblick huldreich und einladend wäre, der nichts, was Schrecken verurſachen könnte, an ſich hätte, der allen Menſchen, den Armen wie den Reichen, freyen Zutritt zu ihm geſtattete, und deſſen ganzes äuſſerliches Anſehen die Abſicht ſeiner Ankunft ausdrückte. Nun iſt die Geſtalt, in welcher Jeſus in der Krippe erſcheinet, nicht gerad diejenige, die ſich für einen Fürſten des Friedens geziemet? Er kam, nicht um den irrdiſchen Thron Juda zu ringen — darum in einer ganz unangeſehenen Geſtalt, um den Herodes nicht auf die Meinung zu bringen, als wollte er ihn vom Throne ſtürzen. Er kam nicht Ehrenſtellen, und Bedienſtungen auszutheilen — darum ohne Gefolge und Bedienung. Er kam nicht, um Reichthümer zu verheißen — darum entäußerte er ſich alles Reichthumes. — Er kam nicht um ſich furchtbar zu machen — darum ohne Geräuſche der Waffen. Er kam um jedem Menſchen auch den Armen Zutritt zu ihm zu geſtatten; darum ward er in einem offenen Stalle gebohren. — Er kam um die Menſchen mit Gott auszuſöhnen; darum im

Stande der Buße. Er kam, um die Gemüther der Menſchen, die ſo feſt an die Erde geheftet waren, zu himmliſchen und unſichtbaren Dingen aufzurichten; darum ließ er nichts irrdiſches, nichts, was die Augen blendet, an ſich blicken; ſondern ließ himmliſche Geiſter in Lüften erſcheinen, die die Augen der Menſchen aufwärts richten und ihnen inneren Frieden, Verſöhnung mit Gott und ewige Seligkeit verheißen ſollten. Nun ſagen Sie m. GG. ob nicht dieſes Geheimniß, wiewohl es immer ein Geheimniß bleibt, dennoch nach dieſer Erklärung der menſchlichen Vernunft ſelbſt allmählig begreiflicher wird; ob nicht die Vernunft in der Ankunft des Sohns Gottes auf die Erde und in den Umſtänden derſelben, ſeine Abſichten vorausgeſetzt, Weisheit erkennen muß? Freilich eine hochmüthige Vernunft, ein irrdiſch geſinntes Herz, und — ein im Stande der äuſſerſten Erniedrigung gebohrner Heiland widerſprechen immer und ewig einander. Laſſet uns aber auch bedenken, daß die hochmüthige und von irrdiſchen Neigungen beherrſchte Vernunft nicht das Subjekt der Offenbarung dieſes Geheimniſſes iſt. Wer waren denn diejenigen, welche der neugebohrne Heiland zu erſt zu ſeiner Krippe rufen ließ? Arme demüthige Hirten waren es. Daraus können wir ſchließen, wie unſer Gemüth beſchaffen ſeyn müſſe, damit der Glaube Eindruck auf daſſelbe machen könne.

Dritter Theil.

Arme, demüthige Hirten alſo waren es, welche zuerſt zur Krippe ſind berufen worden. Und dieß

geſchah, damit erfüllet würde, was der Prophet Iſaias ſagt; indem er den Heiland alſo redend einführt: **Gott hat mich geſandt, den Armen das Evangelium zu verkündigen.** Wie aber? iſt denn Jeſus nur ein Heiland der Armen? Iſt er nicht der Heiland aller Menſchen? Ja er iſt es, und wir wiſſen ja, daß reiche Fürſten aus dem Morgendlande ſowohl, als die Hirten von Bethlehem ſind berufen worden, ihn in der Krippe zu beſuchen; aber vor allen offenbarte er ſich den Armen, nicht um die Uebrigen auszuſchließen; ſondern ſie zu belehren, welche Beſchaffenheit des Gemüthes ſie zu ihm bringen müſten, um zur Annehmung ſeines Glaubens und ſeines Evangeliums fähig zu ſeyn. Dieſe Gemüthsbeſchaffenheit machen Demuth, und Armuth im Geiſte aus. Nicht alle Menſchen können arm ſeyn; es können aber doch alle demüthig, und wenigſtens arm im Geiſte ſeyn; ja ſie müſſen es ſeyn, um von dem Geheimniſſe der Erlöſung Chriſti durchdrungen werden zu können.

Erſtens demüthig, wie kann der Stolze an das Geheimniß lebhaft glauben, welches ihm den für die Menſchen erniedrigten Gottesſohn vorſtellet? Entweder muß, er ſeinen Stolz dadurch beſchämen laſſen, oder — er muß unglaubig ſeyn, oder — ſein Glaube muß wenigſtens kalt und froſtig ſeyn. Der Glaube an dieſes Geheimniß führet ihn ja auf lauter demüthigende Wahrheiten — daß der erſte Menſch ſich und ſeine ganze Nachkommenſchaft durch Stolz ins Unglück geſtürzet habe; daß wir ſeit dieſem Falle von Natur Kinder des Zorns ſind; daß der Fluch des Ewigen für allzeit auf unſerm Geſchlechte ruhen würde, wenn es nicht wä-

re erlöſet worden; daß der Sohn Gottes aus lauter Erbarmung gegen uns das Verſöhnungsamt auf ſich genommen habe; daß wir aus uns ſelbſt Nichts haben, wodurch wir Gott gefallen konnten. — Wie kann er dieſes alles glauben und — ſtolz ſeyn? — Der Stolze erkennt ja nicht einmal die Nothwendigkeit der Verſöhnung; weil er ſich ſelbſt und ſeine Armſeligkeit nicht kennet; weil er von ſeinen natürlichen Gaben viel zu ſehr eingenommen iſt, als daß ihn der Verluſt der übernatürlichen Gnade rühren ſollte. Wie kann das Geheimniß der Menſchwerdung Eindrücke auf ihn machen?

Deswegen empfiehlt uns auch der Heiland ſo ſehr die Demuth, und giebt ſie als die erſte Bedingniß an, die uns zur Annehmung ſeines Glaubens und ſeines Geſetzes befähigen müſſe. **Ich preiſe dich Vater**, ſprach er einmal Matth. II. 25. **daß du dieſe Geheimniſſe** (die dem Menſchen zur Seligkeit zu wiſſen nothwendige Wahrheiten) **den Weiſen** (denen, die auf ihre Weisheit ſtolz ſind) **verborgen: den Kleinen aber** (den Demüthigen) **geoffenbaret haſt.** Hier ſaget er es ja gerade hin, es ſey ein Geſetz ſeines himmliſchen Vaters, den Demüthigen — nur den Demüthigen ſeine Geheimniſſe zu offenbaren d. i. ſo zu offenbaren, daß ſie Eindrücke auf ſein Herz machen; und der Heiland billiget dieſes Geſetz ſeines himmliſchen Vaters mit einem beſonderen Nachdrucke. **Recht ſo Vater, daß es dir alſo gefiel** (26. v.) als wollte er ſagen: Ich trage zwar Verlangen alle Menſchen ſelig zu machen, doch nur mit dieſem Bedingniſſe, daß ſie mich nicht ver-

ſchmähen, daß ſie einſehen, wie nothwendig ihnen meine Offenbarung iſt, wie nothwendig es war, daß du mich auf die Erde geſandt haſt. Der Hochmüthige erkennet mich aber nicht, und ſeine ganze Denkungsart ſteht der Offenbarung meiner Geheimniſſe ſchnurgerade entgegen. Recht alſo Vater, daß du ihm deine Erleuchtung, die er nur verſchmähen würde, entzieheſt. Hernach wendet ſich der Heiland zu uns, und empfiehlt uns das Beyſpiel ſeiner Demuth, als von deſſen Nachahmung unſer ganzes Chriſtenthum beginnen müſſe. **Nehmet mein Joch auf euch, und lernet von mir, weil ich demüthig bin.** Er wollte ſagen: Dem Stolzen iſt jedes Joch, ſey es auch das ſüßeſte und leichteſte, unerträglich. Der Stolze erkennet nicht einmal die Nothwendigkeit der Belehrung. Der Stolze iſt gegen alle Lehren durch die Vorurtheile ſeines verderbten Herzens ſchon zum voraus eingenommen. Wenn ihr alſo mein Joch auf euch nehmen und ſowohl durch den Glauben an mich, als durch die Beobachtung meines Geſetzes glücklich werden wollet, ſo müſſet ihr vor allem demüthig zu ſeyn von mir lernen: dann werdet ihr gegen alle Geheimniſſe, die ich euch vortragen, und gegen alle Gebothe, die ich euch auflegen werde, gelehrig ſeyn... Demuth iſt alſo die erſte Gemüthsbeſchaffenheit, welche der Glaube an Chriſtum von uns fodert.

Wer mithin m. GG. von dem Glauben an das Geheimniß der Geburt Chriſti durchdrungen ſeyn will, der verdemüthige ſich, er erwecke in ſich das Gefühl ſeines

Sün-

Sündenelendes und ſeiner Armſeligkeit: eben ſobald wird er durch die Erleuchtung Gottes die verborgene Weisheit in dieſem Geheimniſſe wahrnehmen. Alles wird ihn rühren, was er in der Krippe antrift. Er wird über ſeine Sünden weinen, und über die Liebe Gottes ſtaunen. Er wird ohne fürwitzig zu fragen? Wie ſchickt ſich die Armuth für den Gottmenſchen? froh und voller Zuverſicht über die Nachricht davongehen, die ihm ſein Glaube giebt: **Es iſt dir ein Heiland gebohren.**

Die zweyte Gemüthsbeſchaffenheit, welche der Glaube an Chriſtum von uns fodert, um uns durchdringen zu können, iſt die Armuth im Geiſte — die Losreiſung des Herzens von dem Irrdiſchen, die Verläugnung weltlicher Begierden, jene Verläugnung, von welcher Paulus in einer Stelle ſeines Briefes an den Titus (K. II.) die eben an dem heutigen Tage verleſen wird, ſpricht: **Die Gnade Gottes unſeres Heilandes iſt erſchienen, und giebt uns das Lehrſtück, daß wir alle weltliche Begierden verläugnen.** Zum Beweiſe der Nothwendigkeit dieſer Verläugnung ſey uns eine einzige Probe genug. Welches war wohl die Urſache, daß der Heiland ſo vielen unter den Juden ein Stein des Anſtoßes und ein Aergerniß geworden iſt? Keine andere, als weil ſie auf einen Erlöſer warteten, der ſie zeitlich beglücken, und ihnen Reichthum und weltliche Ehre verſchaffen ſollte. Weil nun Jeſus dieſe Erwartung nicht befriedigte, noch ſeiner Abſicht gemäß befriedigen konnte; ſo war er in ihren Augen kein Heiland. Er wirkte Wunder; er überführte ſie aus der Schrift von

der Wahrheit ſeiner Sendung. Sie konnten ſeine Wunder nicht läugnen, — konnten ſeine Beweiſe nicht widerlegen. Und doch war er ihr Heiland nicht, weil er derjenige nicht war, den ihre Leidenſchaft ſuchte.

Ich behaupte aber meine GG. auch in den Augen derjenigen Chriſten iſt Jeſus kein Heiland, die nicht dem Geiſte nach arm, dem Herzen nach von dem Irrdiſchen losgeriſſen ſind. Sey es auch, daß ſie ihn mit dem Munde bekennen, ſo verläugnet ihn jedoch ihr Herz.

In der That ſind nicht die Wünſche und die Begierden, von denen das Herz mancher Chriſten ganz beſeelet iſt, auffallende Widerſprüche gegen Chriſtum und ſein Evangelium? Der Heiland verſpricht ihnen ewige Güter; ſie aber begehren nur Zeitliche. Der Heiland befiehlt ihnen das Reich Gottes vor allem zu ſuchen; ihre Hauptſache aber iſt zeitliches Glück, und ſie tragen ſogar kein Bedenken, das Reich Gottes einem unerlaubten Gewinne aufzuopfern. Der Heiland verheißet ihnen den Frieden des Herzens; ihr Herz aber kennt kein anderes Ziel ſeiner Befriedigung, als den Ueberfluß des Reichthumes. Der Heiland verſpricht ihnen Gnadenſchätze; gegen dieſe aber ſind ſie unempfindlich, weil ihr Schatz da iſt, wo ihr Herz iſt, bey Gütern nemlich, die ihr Auge blenden — Mit einem Worte: Jeſus iſt ihr Heiland nicht, und wenn ſie nicht in dem chriſtlichen Glauben wären gebohren und erzogen worden; ſo würden ſie eben ſo wenig an ihn glauben, als ehmals die Juden. — Wenn alſo das Geheimniß der Geburt Chriſti Eindruck auf

uns

uns machen, wenn der erniedrigte Gottmenſch uns nicht zum Aergerniſſe werden ſoll; ſo müſſen wir durch Verläugnung aller irrdiſchen Begierden die Armuth der Hirten zu Bethlehem nachahmen; wir müſſen mit der reinſten Begierde, mit geiſtlichen Gütern bereichert zu werden, zur Krippe hinzutretten; und dann werden wir an Jeſu alles antreffen, was unſer Herz befriedigen kan, wir werden kein Bedenken tragen, ihm als unſerm Heilande zu huldigen.

Fern alſo ſey von uns aller Hochmuth! fern alle Anhänglichkeit an das Irrdiſche! O Jeſu unſer Heiland wir bitten dich durch deine Erniedrigung, mit welcher du dich in die Unmündigkeit eines Kindes eingekleidet; durch die Thränen, die du vergoſſen; durch das Ungemach, welches du gelitten haſt, laß uns doch zur lebendigen Erkenntniß unſeres Sündenelendes gelangen; damit wir gedemüthiget und zerknirſchet, den unſinnigen Stolz ablegen, der ſich für Niemand weniger, als für einen Sünder ſchickt. Laß uns den Werth der geiſtlichen Güter, die du auf die Erde zu bringen gekommen biſt, einſehen; damit unſer Herz doch einmal die ſklaviſchen Feſel, mit welchen es an irrdiſche Dinge gebunden iſt, von ſich werfe. Nimm alles aus uns hinweg, was bisher ein Aufenthalt war, daß du nicht völligen Beſitz von unſeren Herzen nehmen konnteſt. Und laß die frohe Nachricht der Engel, **Es iſt euch ein Heiland gebohren**, nach ihrer ganzen Bedeutung an uns wahr werden, Amen.

Auf

Auf das Feſt der Beſchneidung Jeſu Chriſti.

Vocatum eſt nomen eius Ieſus, quod vocatum eſt ab Angelo, priusquam in vtero conciperetur.

Sein Name iſt genannt worden Jeſus, welcher ſchon genannt war, ehe dann er in Mutterleibe empfangen wurde. Luk. 2.

So wie Maria und Joſeph ſich in keinem Stücke mehr Gewalt über das Kind Jeſu anmaßten, als ſo viel ihnen von Gott gegeben war, und ſo wie ſie alle Aufträge des Himmels, die ſie in Anſehung desſelben empfangen hatten, treulich erfüllten; ſo legten ſie ihm auch den Namen Jeſus nicht willkürlich auf; ſondern um den Befehl, den ihnen Gott durch einen Engel verkündigen ließ, zu vollziehen. Dieſer Befehl, der Mariä ſchon vor der Empfängniß ihres heiligen Kindes, und darauf nochmal dem heil. Joſeph angedeutet wurde, lautete alſo: Du ſollſt ſeinen Namen Jeſus heiſſen. (Luk. 1.) Matth. 1.)

So wie aber alle Anordnungen des Himmels in Anſehung des menſchgewordenen Gottesſohns auf ſeine Verherrlichung abzielten; ſo hatte auch die Beſtimmung und Bekanntmachung ſeines Namens nichts anders zur Abſicht, als ihn groß und herrlich zu machen. Da Gott im alten Bunde ſich unter dem Namen Jehova den Menſchen bekannt machte; ſo legte er ihnen zugleich

auch

auch die Pflicht auf, dieſen Namen zu heiligen. **Du ſollſt den Namen Gottes deines Herrn nicht vergeblich führen.** Da nun der eingebohrne Gottes in einer ganz neuen und den Menſchen ſo vortheilhaften Eigenſchaft eines Erlöſers den Menſchen erſchienen iſt, welche durch den Namen Jeſus ausgedrückt wird; ſo iſt es auſſer Zweifel, daß die Offenbarung dieſes Namens zugleich Ankündigung der Pflicht war, ihn zu heiligen.

Ich werde dieſe Pflicht Ihnen heute einzuprägen ſuchen. Und zu dieſem Ende **erſtlich** die Würde dieſes großen Namens zeigen, und **andertens** die rechte Art, wie er von uns geheiliget werden ſolle, angeben.

Erſter Theil.

Wir finden zwar in der göttlichen Schrift mehr als ein Beyſpiel, daß Menſchen den Namen Jeſus oder Joſua geführt haben, beſonders jener berühmte Heersführer des iſraelitiſchen Volkes, der in die Stelle des Moſes eintrat; dieß thut aber der Ehre dieſes heiligſten Namens keinen Abbruch; denn Jeſus oder Joſua heißt nach der buchſtablichen Bedeutung ſoviel, als ein Erretter; und in ſofern konnte dieſer Name auch den Helden beygeleget werden, die von Gott ſind erwecket worden, ſein Volk von dem Joche fremder Völker zu befreyen. Seitdem er aber dem allgemeinen Welterlöſer iſt aufgelegt worden, ſo kömmt er ihm ausſchließungsweiſe zu; es iſt nicht mehr menſchlicher, ſondern ein göttlicher Name, er hat eben dieſelbe Würde und

Hei-

Heiligkeit, wie der große Name Jehova. Dieß wird erhellen, wenn wir die eigentliche Bedeutung davon, den unendlichen Preiß, den derſelbe gekoſtet hat, und endlich die Kraft desſelben unterſuchen.

Was bedeutet der Name Jeſus? So wie er dem Sohn Mariä nicht willkürlich und nach menſchlichen Gutbedunken iſt aufgeleget, ſondern von Gott ſelbſt durch einen Engel beſtimmt worden, ſo iſt er auch von Gott durch denſelben Engel erkläret worden. **Du ſollſt ſeinen Namen Jeſus heiſſen**, ſprach dieſer zu Joſeph: **denn er wird ſein Volk von ihren Sünden erlöſen. — von ihren Sünden.** Hierinn liegt das unterſcheidende, das göttliche Merkmal dieſes heiligſten Namens. Es gab mehrere Helden, die ihr Volk von dem Joche der Tyraney, von dem Drucke übertriebener Auflagen, von den Anfeindungen fremder Völker entledigten: aber nur ein einziger Jeſus iſt, **der ſein Volk**, d. i. alle Menſchen von ihren Sünden, vom ewigen Unheile, von der Sklaverey der Hölle, von dem Zorne Gottes zu befreyen kam. Und waren wohl zu dieſer Erlöſung menſchliche Kräfte hinreichend? Nein: denn das Werk einer ſolchen Erlöſung iſt eben ſowohl ein göttliches Werk, als die Schöpfung ſelbſten. Von den Sünden erlößen, heißt eben ſo viel, als Menſchen, die ſich durch ihre Sünden der Gnade und Seligkeit verluſtiget hatten, Gnade und Seligkeit wieder verleihen: gleichwie aber nur Gott Menſchen zu einem übernatürlichen Ziel und Ende erſchaffen konnte; ſo konnte auch nur Gott Menſchen, die durch ihre Sünden von ihrem über-

übernatürlichen Ziel und Ende abgewichen waren, dahin zurückführen, und ihnen die Fähigkeit zum Seligwerden neuerdings verleihen. Ein Geſchöpf, es ſey ſo erhaben, als es will, kann nicht einmal ſich ſelbſt ſelig machen: wie viel weniger andere? Es muſte zwar der Heiland der Menſchen ein wahrer Menſch ſeyn; weil er im Wege der Genugthuung und der Vermittlung das Erlöſungsamt ausführen ſollte: allein die menſchliche Natur allein, wäre ſie auch ſo rein und unſchuldig, wie vor dem Sündenfalle geweſen, und jede andere endliche Natur konnte dieſer Genugthuung die Zulänglichkeit nicht geben, welche ſie haben muſte, um die Gerechtigkeit Gottes völlig zu befriedigen, die unermeßliche Schuld, die auf den Menſchen lag, zu vertilgen, und ſie aus dem Stande des äußerſten Verderbens in den Stand einer übernatürlichen Glückſeligkeit zurück zu verſetzen. Wir muſten einen ſolchen hohen Prieſter haben, der, wie Paulus zu den Hebr. ſchreibt, nicht allein heilig, unbefleckt, und von den Sündern abgeſöndert; ſondern auch höher als der Himmel war. (Hebr. VII.) Es muſte ein Heiland ins Mittel tretten, der zwar wahrer Menſch, aber auch zugleich wahrer Gott war. Nun dieſer Erlöſer iſt Jeſus, und dieſer Name iſt ihm beygelegt worden, weil er der Erlöſer iſt: **Du ſollſt ſeinen Namen Jeſus heiſſen: denn er wird ſein Volk von ihren Sünden ſelig machen.** Konnte er aber dieſes Erlöſungsamt nicht übernehmen und ausführen, ohne zugleich Gott und Menſch zu ſeyn; ſo iſt auch der Name, der ihm deswegen zukömmt, ein geheimnißvoller, ein göttlicher Name. Jeſus heißt alſo

ſoviel, als eine göttliche Perſon, die ſich den Menſchen zu Liebe erniedriget, und eine Knechtsgeſtalt angenommen hat, um für ſie genugzuthun, ſie mit Gott zu verſöhnen und zu vereinigen. Wir drücken alſo die ganze Größe des Gottmenſchen aus, wir bekennen das Grundgeheimniß unſerer heil. Religion, wir preiſen die unendliche Liebe, die Gott gegen uns getragen hat, ſo oft wir dieſen Namen mit wahrem Glauben und mit Aufmerkſamkeit auf ſeine Bedeutung ausſprechen — Welch' ein heiliger Name!

Die Würde dieſes Namens leuchtet auch aus dem unendlichen Verdienſte und aus den Bemühungen hervor, welche er gekoſtet hat. Der Erlöſer muſte ein Gottmenſch ſeyn. Dieß haben Sie erſt vernommen. Ob aber gleich die geringſte, und am wenigſten beſchwerliche Handlung dieſes Gottmenſchen hinlänglich würde geweſen ſeyn, uns zu erlöſen; ſo ſollte doch nach der Anordnuug der göttlichen Rathſchlüſſe dieſes große Geſchäft auf keine andere Art, als durch eine Reihe von Erniedrigungen, und durch das freywillige Opfer eines mühſeligen Gehorſams vollbracht werden. Sein Gehorſam ſollte ſoweit gehen, daß er ſelbſt ſein Blut und Leben an dem Kreuze dargäbe. Das Blut des Gottmenſchen ſollte eigentlich unſre Heilsquelle ſeyn, damit wir mit dem heil. Paulus ſagen könnten: **Wir haben in Chriſto unſere Erlöſung und die Nachlaſſung unſerer Sünden durch ſein Blut** (ad Epheſ. I.) und mit dem heil. Johannes (1. Joh. I 7.) **Das Blut Jeſu Chriſti reiniget uns von aller Sünde.** Dahin deuteten auch die Schlacht und Verſöhnungs-

opfer

opfer des A. B. die insgeſamt nichts als Vorbilder des blutigen Verſöhnopfers Chriſti waren, und aus denen ſich, ob ſie gleich an und für ſich keine Kraft hatten, dennoch ſo viel ſchließen läßt, daß Gott Blutvergießung foderte, um ausgeſöhnet zu werden. **Es geſchieht keine Vergebung ohne Blutvergieſſen:** ſagt Paulus (Hebr. 9.) Nun hat Chriſtus der gebenedeyte Sohn Mariens dieſe von Gott verordnete, und von ſeiner Gerechtigkeit gefoderte Bedingniß wirklich erfüllet. Er hat ſich erniedriget, er hat gehorſamet, er hat Blut vergoſſen. **Er hat ſich erniedriget**, ſagt Paulus (Philipp. II. 8.) **und iſt gehorſam geworden bis zum Tode, ja bis zum Tode des Kreuzes** — Und dieß war, wie derſelbe Apoſtel zu lehren fortfährt, dieß war ſein Verdienſt, wodurch er ſich den großen Namen Jeſus erworben hat. **Darum hat ihn Gott erhöhet, und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Nämen iſt.** (c. 9.) nemlich den Namen Jeſus — Warum iſt ihm aber heute ſchon bey der Feyerlichkeit der Beſchneidung, mithin lang vor ſeinem Tode dieſer Name aufgeleget worden, da er ihn doch durch ſeinen Tod verdienen muſte? Die Urſache iſt dieſe: weil er heute, indem er ſich dem Geſetze der Beſchneidung unterwarf, das erſtemal gehorſamte, das erſtemal Blut vergoß, und das erſte Angeld zur Erlöſung der Menſchen hergab; weil er aber auch eben hiedurch ſich verbindlich und anheiſchig machte, für die Menſchen zu ſterben, und ſein Blut bis auf den lezten Tropfen zu vergießen. Die Beſchneidung des alten Bundes nemlich, war nichts anders, als eine feyerliche Einweihung zum Ge-

ſetze Moſis: denn wie der heil. Paulus ſagt, ſobald **der Menſch ſich beſchneiden ließ, ſo war er ſchuldig, das ganze Geſetz zu halten.** Nachdem ſich alſo Chriſtus auch von dieſer Zeremonie nicht ausſchloß, ſo machte er ſich zugleich verbindlich das ganze Geſetz zu erfüllen, und zwar auf die vollkommenſte Art, nach allen Abſichten, welche das Geſetz erzielte. Er ſagte es ſelbſt, **er ſey nicht gekommen, das Geſetz aufzuheben, ſondern es zuerfüllen.** Indem aber das Geſetz an ſich ſelbſt nach der Sprache desſelben Völkerlehrers nichts zur Vollkommenheit brachte, weil ſeine Zeremonien und Opfer nichts als Schatten und Vorbilder waren; ſo beſtund die vollkommenſte Erfüllung des Geſetzes in Anſehung Chriſti darinn, daß er die Schatten des alten Bundes in Wahrheit verwandelte, daß er die Weisſagungen der Propheten in Erfüllung brachte, daß er ſtatt der alten unkräftigen Opfer ſich ſelbſt als Opfer herſtellte, daß er ſtatt des Blutes der Böcke und Rinder ſein eigenes vergoß, daß er ſtarb: denn ſobald dieſes geſchehen war, ſo war auch das Geſetz erfüllt, nicht dem Buchſtaben nach, ſondern dem Geiſte die Schatten waren verſchwunden, die Wahrheit war vorhanden, der Zweck des Geſetzes war erreicht, und darum konnte auch der Heiland am Kreuze ſagen: **Es iſt vollbracht.** Ich frage alſo nochmal: Was hatte die Beſchneidung in Anſehung Chriſti für Folgen? oder wozu machte er ſich bey dieſer feyerlichen Zeremonie verbindlich? Zur vollkommenſten Erfüllung des Geſetzes, d. i. zur gänzlichen Aufopferung ſeines Blutes am Kreuze: denn dahin zielte das Geſetz mit allen ſeinen Bildern, Opfern,

ei-

und Weisſagungen. Izt ſehen Sie m. Z. die klar entwickelte Urſache, warum ihm an dem heutigen Tage ſchon der Name Jeſus beygelegt wurde. Sie ſehen aber auch, welch ein theurer und koſtbarer Name dieſes iſt, da er ſo viele Erniedrigungen, ſo viel Leiden, ein ſo beſchwerliches Opfer, ſo viele Schmerzen, ſo viel Blut koſtete; da ihn der himmliſche Vater ſeinem menſchgewordenen Sohne unter keiner anderen Bedingniß gab, als daß er bis zum Tode des Kreuzes gehorſam würde, und da dieſer Gottmenſch ſo bereitwillig die Bedingniß annahm, ſein Leben aufzuopfern, um dieſen Namen zu erwerben. O koſtbarer Name! O Name, vor dem ſich alle Knye biegen müſſen, und der nie ohne Ehrfurcht ausgeſprochen werden darf! Ein Name über alle Namen, weil es auch ein Geheimniß über alle Geheimniſſe iſt, daß ſich der Eingebohrne des Vaters auf das tiefſte erniedrigte, und um die Menſchen von ihren Sünden zu erlöſen, ſich ſelbſt herſtellte, das blutige Verſöhn und Genugthuungsopfer zu werden. Wir begreifen es freilich auch nicht, warum gerade die tiefſte Erniedrigung die Stufe zu der alles überſteigenden Erhöhung ſeyn müſte; aber das Unbegreifliche dieſes Geheimniſſes ſey ja kein Hinderniß unſeres Glaubens: genug ſey uns zum Glauben, was Paulus ſagt: **Er hat ſich ſelbſt erniedriget, und iſt gehorſam geworden bis zum Tode, ja bis zum Tode des Kreuzes: darum hat ihn auch Gott erhöhet, und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen iſt.** Die Erniedrigung des Sohns Gottes war nemlich von einem unendlichen Werthe; darum iſt auch der Name

den er dadurch erworben hat, von unendlicher Würde. Dieſe Würde erſcheinet endlich auch aus der Kraft desſelben.

Worinn beſteht wohl die Kraft des Namens Jeſu? Dieſe Kraft zeigte ſich vom Anbeginn der Stiftung der Kirche und dauert ewig. War es nicht der Name Jeſu, wodurch die Kirche iſt gegründet worden? Nicht wahr m. GG. Eine der herrlichſten Proben von der Wahrheit der chriſtlichen Religion waren die Wunderwerke, die durch die Hände der Apoſtel geſchahen. Wenn z. B. Petrus vor der Pforte des Tempels einen Menſchen, der vom Mutterleibe an lahm war, und der als ein ſolcher von der ganzen Stadt gekannt war, mit einem einzigen Worte geſund und auf freyen Fuß herſtellte, ſo erfolgte auf dieſes einzige Wunderwerk und die bey dieſer Gelegenheit vorgetragene Predigt eine Bekehrung von fünf tauſend Menſchen. Welches war aber das mächtige Wort, wodurch Petrus und alle übrige Apoſtel ihre Wunder wirkten, als der Name Jeſu? **In meinem Namen**, ſo lautete die Verheißung, die ſie empfangen hatten, **werdet ihr Teufel austreiben, ihr werdet fremde Sprachen reden, ihr werdet Kranke heilen.** Ihr ganzer Reichthum, und die Ausrüſtung, mit welcher ſie in die Welt geſandt wurden, war der Name Jeſu. Darum ſagte auch Petrus zu jenen Lahmen zu Jeruſalem: **Gold und Silber habe ich nicht: Was ich aber habe, das gebe ich dir: Im Namen Jeſu des Nazareers ſteh auf und wandle.** Damit machten ſie aber auch einen reicheren Gewinn,

winn, als wenn ſie Gold und Silber im Ueberfluſſe, und alle Schätze der Erde gehabt hätten: ſie gewannen viele tauſend Seelen. Der alleinige Name Jeſu war alſo das glücklichſte Verbreitungsmittel ſeiner heiligen Religion, und eben hieraus leuchtet ſeine göttliche Kraft hervor, weil um die Menſchen zur Anbethung desſelben zu bereden, ſo ſehr ſie auch dagegen eingenommen waren, dennoch kein fremdes Hülſmittel dazu vonnöthen, ſondern dieſer alleinige Name genug war. Wenn man das große und wichtige Geſchäft der Apoſtel im Grunde betrachtet; ſo haben ſie nichts anders gethan, als daß ſie den Namen Jeſu predigten, und in demſelben Wunder wirkten.

Die Kraft desſelben zeigte ſich aber nicht nur beym Anfange der Kirche, ſondern ſie währet noch, und dauert ewig. Dieſes iſt der einzige Name, durch deſſen Bekenntniß wir alle unſer Heil erlangen müſſen. **Auſſer ihn iſt keiner unter den Himmel den Menſchen gegeben, in dem wir ſelig werden könnten** (Petr. in den Apoſtelg. K. 4. v. 12.) Durch ihn erhalten alle Sakramente des N. B. ihre heiligmachende Kraft. Dieß zeiget der Ausdruck an, der mehrmal in der Apoſtelgeſchichte vorkömmt: **Sie wurden in Namen Jeſu getauft.** Die Taufe wurde gewiß nach der Verordnung Chriſti im Namen des Vaters und des Sohnes, und des heil. Geiſtes gegeben; aber ihre Kraft zu heiligen empfängt ſie aus dem Schatze der Verdienſte Chriſti: darum wird ſie auch die Taufe im Namen Jeſu genannt. Das nemliche gilt in Anſehung der übrigen

Sakramente, Dieß iſt ferner jener Name, der alles bey Gott ausrichten kann, und der den himmliſchen Vater bewegt, das Gebeth der Menſchen zu erhören. So ihr den Vater in meinem Namen etwas bitten werdet, verſichert uns der Heiland ſelbſten, ſo wird er es euch geben. Dieß iſt auch der Name, der uns von den Nachſtellungen des Höllenfeindes ſchützt, vermöge einer klaren Verheißung: In meinem Namen werden ſie Teufel austreiben. Dieß iſt der Name, deſſen Segen ſich ſogar auf unſere zeitliche Geſchäfte verbreitet: In deinem Namen, ſo ſprach ſchon ehmals Petrus zu Jeſu, will ich meine Netze auswerfen. Er warf ſie aus, und war glücklich, da er zuvor eine ganze Nacht hindurch vergeblich gearbeitet hatte. Dieß iſt der Name, der allen gemeinſchaftlichen Unternehmungen das Gedeihen giebt: Wenn zwey oder drey in meinem Namen verſammelt ſind, ſo bin ich mitten unter ihnen. Dieß iſt der Name, der alle auch die geringſte unſerer Werke heiliget. Was ihr immer thut, empfiehlt uns Paulus, ihr möget eſſen oder trinken, ſo thut es im Namen des Herrn Jeſu Chriſti. Dieß iſt der ſalbungsvolle Name, der ſogar die gröſten Widerwärtigkeiten verſüßet. In dieſem Namen Schmache zu leiden, war den Apoſteln nicht Schmache und Leiden, ſondern Glück und Freude. (Apoſtge. K. 5. v. 41.) Dieß iſt endlich der Name, damit ich eine ſeiner hauptſächlichſten Früchte nicht vergeſſe, der der allgemeinen heiligen Kirche zum Unterpfande dienet, daß ihr Gott nie den Beyſtand ſeines heil. Geiſtes entziehen, und ſie nimmermehr in Glaubens=

bensſachen in Irrthum werde gerathen laſſen: **Denn ſeinen Namen hat er uns verbürgt**, da er den heil. Geiſt verſprochen hat, der uns alle Wahrheit lehren würde. (Joh, K. 14. v. 26.) Sehen Sie GG. — So wohlthätig, ſo unumſchränkt iſt die Kraft dieſes Namens. Die Dauerhaftigkeit der Kirche, die untrügliche Wirkung der hh. Sakramente, unſere Sicherheit vor unſeren Feinden, die Gültigkeit aller unſerer Werke in Abſicht auf den Himmel, unſer ewiges Heil, alles beruht auf ihn. Iſt dieß nicht ein heiliger, ein göttlicher Name? — Nun: ſo gebührt ihm auch Lob und Ehre: Er muß von uns geheiliget werden. Und worinn ſoll dieſe Heiligung beſtehen? Dieß zeiget

Der zweyte Theil.

Ich übergehe hier, daß man dem Namen Jeſu auch äuſſerliche Ehrenbezeigungen ſchuldig ſey: denn dieß drücket der Text des heil. Paulus aus: **Vor ihm müſſen ſich alle Knye biegen.** Ich übergehe auch, daß es ein ſträflicher Misbrauch dieſes Namens iſt, wenn man ihn vergeblich, ohne Sinn und Bedeutung ausſpricht, und bey jedem Ausdrucke einer Verwunderung, oder eines anderen Affektes ihn zu einem ganz profanen Sprüchworte macht. Wobey ich mich eigentlich aufhalten will, iſt dieſes, daß die rechte Heiligung des heiligſten Namens, erſtlich in einer eifrigen Bekenntniß desſelben, zweytens in einem kindlichen Vertrauen auf ihn, drittens und hauptſächlich in der praktiſchen Benutzung

desſelben, oder was gleichviel iſt, in einer ernſtlichen Beſchäftigung für unſer Seelenheil beſtehe.

Was iſt erſtlich billiger m. GG., als daß wir Erlößte durch Jeſum zu allen Zeiten gegen ſeinen heiligſten Namen, und das dadurch bezeichnete Geheimniß die tiefſte Ehrerbietung hegen, und die lebendigſte Andacht ausdrücken? Vor dieſem Namen, ſagt Paulus, müſſen ſich alle Knye biegen, derer, die im Himmel, auf der Erde und unter der Erde ſind. Welche unter dieſen drey Klaſſen von Geſchöpfen geht aber die Pflicht der Knyebeugung und die Ehrerbietung mehr an, als uns? Die heiligen Engel ſind eigentlich nicht erlöſet worden; weil ſie dem Allerhöchſten von ihrer Schöpfung an Treu verblieben ſind: Doch verbindet ſie Gott zur Anbethung Jeſu: denn er hat es nach dem Zeugniſſe des heil. Paulus ſo verordnet: **Es ſollen ihn alle Engel anbethen** (Hebr. I. 6) — und ſie erfüllen dieſe Pflicht — Die verworfenen Geiſter ſind zwar gefallen, ſind aber nicht erlöſet worden; doch fühlen ſie zu ihrer Strafe die Kraft des heiligſten Namens. **Sie glauben und zittern**, ſagt der heil. Jakob. (K. 2. v. 19.) Wir aber, wir ſind erlöſet worden. Unſertwegen iſt der Sohn Gottes auf die Erde gekommen. Er iſt unſer Emmanuel. **Gott mit uns.** Und wir ſind ſein Volk, jenes Volk, von welchem der Engel ſprach: **Er wird ſein Volk erlöſen von ihren Sünden.** Er iſt im eigentlichſten Verſtande unſer Jeſus. So nennten ihn auch gemeiniglich die hh. Apoſtel. So nennet

ihn

ihn die heil. Kirche, indem ſie alle ihre feyerlichen Gebethe mit jener allgemeiner Formel beſchließt: **Durch unſeren Herrn Jeſum Chriſtum.** Wäre es nicht der ſchwärzeſte Undank, wenn wir, wir Menſchen, gegen den Menſchenerlöſer gleichgültig im Glauben, kalt in der Anbethung wären? Fern ſey das von uns! So oft wir ſeinen Namen ausſprechen, oder ausſprechen hören, ſo werde eine heilige Empſindung, zuſammengeſetzt von Dankbarkeit, von Ehrfurcht und Liebe in uns rege; beſonders da, wo Chriſtus das blutige Opfer, welches er am Kreuze vollbracht hat, als Prieſter in Ewigkeit nach der Ordnung Melchiſedech, unſichtbarer und unblutiger weiſe auf unſeren Altären erneuert; wo uns durch dieſe heilige Handlung zugleich das Andenken ſeines Verſöhnungstodes erwecket wird, und auch die Früchte desſelben ausgeſpendet werden — da glühe unſer Herz, und es ſtelle ſich auf eine lebhafte Art den Stamm des Kreuzes vor, woran er ſein Blut vergoſſen, und den großen Namen Jeſus erworben hat. Ueberhaupt aber ſey **Jeſus** jener mächtig auf uns wirkende Name, der uns über alle Menſchenfurcht ſiegreich mache, und uns in allen Gelegenheiten, da ſeine Religion angetaſtet wird, mit Eifer, ſie zu vertheidigen, entflamme!

Ferner m. GG. da doch unſer göttlicher Erlöſer den Befehl oder vielmehr die unſchätzbare Erlaubniß uns gegeben hat, **in ſeinem heiligſten Namen zu bitten**, nebſt der Verheißung, daß wir erhalten werden; ſo laſſet uns auch dieſen Namen durch ein mit kindlichem Vertrauen verrichtetes Gebeth heiligen, oder beſſer zu reden, laſ-

ſet uns unſer Gebeth durch den Namen Jeſu heiligen. Wir mögen bedörfen was wir immer wollen, was immer für eine Erleuchtung und Gnade, — ſind wir beängſtiget; leiden wir eine Verſuchung; werden wir gegen den Glauben oder je eine Pflicht angefochten — Was zaudern wir, als wüſten wir uns nicht zu rathen? Iſt nicht ein allmächtiger Name im Himmel, die Quelle alles Segens, aller Erleuchtung, aller Stärke, und alles Troſtes? In dieſem laßt uns bitten, und der Vater wird es uns geben. Wir werden erhört — wir müſſen erhört werden. Ja, wenn ſogar Jemand klagen würde, er fühlte kein Vertrauen, ſein Geiſt wäre zu trocken, zu ſchwach, ſich zu Gott zu erheben, ſo ſage ich: Er bitte um eben dieſes Vertrauen, bitte um die Gnade zu bethen — nur im Namen Jeſu — Er wird erhalten; das ſchwache Vertrauen wird ſtärker werden; das ſtärkere Vertrauen wird ihn müthiger zum Gebethe machen, dem muthigen Gebethe wird keine Gnade verſaget werden. O daß doch ſo viele Chriſten die heiligen Vortheile nicht kennen, welche mit ihrem würdevollen Berufe verbunden ſind. Sie klagen über lauter unüberwindliche Angelegenheiten des Geiſtes. Wenn man ſie zur Buße auffodert; ſo ſchützen ſie die Stürme der Verſuchungen vor. Spricht man ihnen Muth zum Kampfe wider dieſe Verſuchungen ein; ſo ſeufzen ſie über Schwachheit. Zeigt man ihnen das Mittel gegen die Schwachheit, das Gebeth; ſo entſchuldigen ſie ſich mit dem Verdruſſe zum Bethen. Bethen ſie auch; ſo geben ſie vor, ſie erhielten nichts. Wie kömmt das? und wie ſtimmt das mit dem Worte Jeſu überein:

Was

Was ihr immer in meinem Namen verlangen werdet, das wird euch der Vater geben. Dieß Wort kann nicht trügen. Alſo mußt du dich betriegen mein Chriſt, du, der du ſagſt, du könneſt nicht büßen, du, der du ſagſt, du könneſt nicht ſtreiten, du, der du ſagſt, du könneſt nicht bethen, oder du erhielteſt nichts. An deinem Willen, an deinem Herzen, an deinem Gebethe, an deiner Vorbereitung zum Gebethe muß es fehlen. In der That wir können alles durch den Namen Jeſu erlangen, wenn wir auf ihn unſer Vertrauen ſetzen: Sogar Berge können wir nach der Sprache des Evangeliums von der Stelle verſetzen, wie vielmehr Berge überſteigen. d. i. Hinderniſſe der Tugend überwinden? Laßt uns doch vertrauen. Wir ſind es der Ehre des heiligſten Namens ſchuldig. Wir ſind es aber auch unſerem eigenen Seelenheile ſchuldig. Denn in ſofern wir auf die Gnade vertrauen, und je ſtärker dieſes Vertrauen iſt, deſto ämſiger werden wir an unſerem Seelenheile arbeiten. Fleiß zur Bewirkung unſeres Seelenheils aber iſt mit einem Worte die erſte Art, den Namen Jeſu zu heiligen.

Ich frage nochmal: Was bedeutet der Name Jeſus? Er bedeutet ſoviel, als ein Erlöſer der Menſchen. Dieſer Name iſt, wie Sie vernommen haben, ein göttlicher, ein glorreicher Name, ein Name über alle Namen. Alſo gereichte es dem Sohne Gottes zur Ehre, ein Erlöſer der Menſchen zu ſeyn. — Allein was lag Gott an uns Menſchen? Waren wir denn eines ſo koſtbaren Blutes werth, als das Blut eines Gottmenſchen iſt?

Wir

Wir waren es eigentlich nicht werth — aber genug! der Sohn Gottes hat uns erlöſet, er hat unſere Seelen hochgeachtet, er hat nicht geglaubt, daß er zu viel gäbe, wenn er ſein Blut dafür aufopferte. Es war ihm keine Erniedrigung zu tief, und das Kreuz nicht zu ſchwer, und der Kreuztod nicht zu ſchmählig, um den Namen eines Erlöſers zu erwerben. Wenn nun der Sohn Gottes unſere Seelen ſo hoch achtete, und ſo klare Proben dieſer Hochachtung ablegte, müſſen wir nicht den Werth derſelben einſehen? Und wie! wenn wir unſere unſterbliche Seelen, die von einem ſo großen Werthe ſind, zu Grunde gehen ließen, wenn wir durch den freywilligen Sündendienſt uns in das Verderben ſtürzten, da wir ſelig werden können, wäre dieß nicht ein Unglück, in das wir auf eine muthwillige Art, gegen die Abſichten unſeres Heilandes geriethen? Nicht genug! Wäre dieß nicht eine gröbliche Beleidigung unſeres Heilandes, eine frevelhafte Verſchwendung ſeiner Verdienſte, eine Verachtung ſeines Blutes, eine Vereitlung aller ſeiner Bemühungen um unſer Heil — die ſpöttlichſte Entheiligung des Namens Jeſu? Ja gewiß: denn die ganze Bosheit eines Chriſten, der in der Sünde und Unbusfertigkeit ſtirbt, beſteht, wenn man es im Grunde betrachtet, darinn, daß er die Gnade der Erlöſung verſchmähet; daß er den Sohn Gottes, der ihm zu Liebe Menſch ward, der ihm ſo viele Gnaden darbot, der ihn ſo zärtlich liebte, der ſo langmüthig auf ſeine Buße wartete, nicht zum Seligmacher haben wollte; ſondern ihn gleichſam auffoderte, ſein unerbittlicher Richter zu ſeyn. Was einſt Jeſus dem treuloſen Jeruſalem ſagte: **Wie oft habe ich dei-**

ne

ne Kinder verſammeln wollen, und du haſt nicht gewollt? — und was nachmals Petrus zu den Juden ſprach: Dieß iſt der Eckſtein, den ihr verworfen habt, dieß wird den Stof ihres Endurtheils ausmachen — und auch den Stof des Endurtheils, welches über einen unbusfertigen Chriſten ergehen wird. Er hat die Gnade der Erlöſung, und ſeinen Erlöſer, der ihn zur Seligkeit berief, verworfen: Darum wird auch dieſer ihn verwerfen — wird zu ſeinem Untergange lachen.

Wie können wir denn alſo den Namen Jeſu am beſten verehren? Wie können wir unſeren Glauben, unſere Dankbarkeit gegen das große Geheimniß der Erlöſung beweiſen? Nicht anderſt, als wenn wir unſere eifrige Mitwirkung beytragen, damit das Blut Chriſti an uns nicht verlohren gehe, und damit uns Jeſus das wirklich ſey, was er ſeyn will — unſer Erlöſer. Nur alsdenn zeigen wir, daß wir ihn erkennen, und mit Dankbarkeit gegen ſeine Wohlthat erfüllet ſind, wenn wir uns unſer Heil angelegen ſeyn laſſen. Daher ſind immer die in ihrem Heilsgeſchäfte ſchläfrigen Chriſten zugleich die gleichgültigſten in ihrem Glauben; es mag nun ſeyn, daß dieſe Gleichgültigkeit im Glauben jene Schläfrigkeit hervorbringe, oder aber daß die Schläfrigkeit in Bewirkung des Seelenheils allmählig den Glauben ſchwäche.

Was uns anbelangt, laßt uns heute unſeren Glauben neu erwecken, und forthin ſtäts darinn wachſen; dabey aber mit gleichem Schritte unſeren Eifer für unſer

See-

Seelenheil verſtärken, gewiſſenhafter in Befolgung der göttlichen Gebothe, treuer in Anwendung der Gnade, ämſiger im Gebrauche der manchfältigen Heilsmittel, aufgeweckter zum Gutesthun werden. Dieß iſt die rechte Art den Namen Jeſu zu heiligen.

Dieſe Warnung m. GG. mögte ich Ihnen heute, da wir ein neues Jahr antretten, mit doppelten Nachdrucke einprägen. An dieſem Scheidpunkte der Zeit ſehen wir auf das Vergangene zurück, und ſehen dem Zukünftigen entgegen. Was ſagt uns aber unſer Gewiſſen in Anſehung des Vergangenen? Es errinnert uns einerſeits, wie viel Urſache wir haben, Gottes Güte und Langmuth zu preiſen, wie lange ſchon Gott unſere Schwachheiten geduldet, durch wie viele Einſprechungen er zu unſern Herzen geredet, wie oft und mit welch deutlichen Zeichen er uns zur Buße berufen habe. Es macht uns aber auch andererſeits den Vorwurf, daß wir der Gnade Gottes ſo wenig mitgewirket, ſo wenig auf ſeine Einſprechungen geachtet haben. Es macht uns den Vorwurf, daß wir faſt gar keine Fortſchritte zum Guten noch gemacht, faſt gar keine Mühe zur Bezwingung unſerer Leidenſchaften angewendet haben. Es macht uns den Vorwurf, daß wir zeither ganz unbekümmert um die Zukunft fortgelebet haben, als wollten wir für allzeit auf dieſer Erde leben. Getrauten wir uns wohl bey dieſem Zeugniſſe des Gewiſſens in die andere Welt zu wandern? Nun aber da dieſe unwiderbringliche Zeit fürüber iſt, auf welche Gedanken ſoll uns die Zukunft bringen? O in welch dunkle Schatten iſt ſie eingehüllt?

Was läßt ſich wohl beſtimmtes von ihr ſagen? Werden wir dieſes Jahr überleben? . . . Wir wiſſen es nicht. Werden wir dieſes Monat überleben? . . . Wir wiſſen es auch nicht. Werden wir eines ſanften oder unverſehenen Todes ſterben? . . . Wir wiſſen es nicht. Dieſes einzige wiſſen wir, daß Gott, deſſen Verheißungen ewig währen, der heute morgen und zu allen Zeiten der Nemliche, der Unveränderliche iſt, uns jeden Augenblicke, da wir uns aufrichtig zu ihm wenden, zur Gnade aufnehmen, und, wenn wir anders mitwirken, es uns an keiner Gnade werde fehlen laſſen, damit wir unſeren Lauf glücklich vollenden. Laßt uns alſo nicht ins Ungewiße laufen; ſondern das Gewiße ergreifen, Amen.

Auf das Feſt der heil. drey Könige.

Ecce Magi ab Oriente venerunt.

Siehe da kamen Weiſe aus Morgenland. Matth. 2.

Siehe, rufet der Evangeliſt aus, da er die Geſchichte, welche den heutigen Feſttag veranlaſſet, zu erzählen anfängt. Siehe: ein Ausdruck, der ſeine Verwunderung anzeiget, und uns eine beſondere Aufmerkſamkeit auf die Begebenheit, die erzählet wird, gebietet. **Da kamen Weiſe aus dem Morgenlande.** Und was iſt denn an der Ankunft dieſer Fremdlinge ſo beſonders merkwürdig? Alles iſt merkwürdig, und nicht der mindeſte Umſtand darf übergangen werden.

Gott ließ dieſen Bewohnern des Orients, die als Heyden noch in den Finſterniſſen und Schatten des Todes ſaßen, ein ungewöhnliches Luftzeichen in der Geſtalt eines Sternes erſcheinen, um ihnen die Ankunft des Erlöſers in die Welt anzudeuten. Aufmerkſam gemacht durch dieſes Zeichen; auf den Gedanken gebracht, daß es einen neugebohrnen Judenkönig bedeute; begierig die Wahrheit zu erfahren und mit Augen einzuſehen, ſtellen ſie eine weite und beſchwerliche Reiſe an, treffen nach vielen ausgeſtandenen Müheſeligkeiten in Jeruſalem der Hauptſtadt in Judenland ein, wo ſie nähere Auskunft erfragen. Von da ſetzen ſie ihre Schritte unter der Anleitung des Sternes weiter fort gegen Bethlehem, wo ſie den neugebohrnen Jeſum finden, und ihn fußfällig anbethen. Iſt dieſes nicht eine auſſerordentlich merkwürdige Begebenheit? Siehe alſo mein Chriſt. Folge der Einladung des Evangeliſten, bemerke an dieſer Geſchichte, was dir zum Nutzen dient: Es ſteht nicht umſonſt geſchrieben: **Da kamen die Weiſen;** ſondern damit du ihnen nachfolgeſt, oder im Falle, daß du ihnen nicht nachfolgteſt, zu deiner Beſchämung. Siehe, dieſe hh. Wanderer ſind die Erſtlinge des berufenen Heydenthums, deine Vorgänger im Glauben, die erſten Anbether deines Heilandes, die erſten Chriſten, diejenigen, die Gott, gleichwie er ſie vor allen anderen durch ſeine Gnade zum Glauben berufen hat, alſo auch als Muſter der Treue gegen den Gnadenruf allen nachkommenden Glaubigen vorſtellen will. Durchgeh mein Chriſt ihre Geſchichte nicht obenhin, ſondern geſelle dich im Geiſte zu ihnen von ihrer Auswanderung aus ihrem

Eigenthume an bis zur Krippe. Beobachte da ihre Verrichtungen. Verlaß ſie auch bey ihrer Zurückkehre nicht mit deinem Augenmerke. Erfülle mit einem Worte, was dir das Evangelium zuruft: Siehe — zu deiner Verwunderung, zu deiner Beſchämung, zu deiner Erbauung. Siehe, damit du lerneſt, der Gnade treu zu ſeyn.

Ja Treue gegen die göttliche Gnade dieß iſt die wichtige Lehre, die ich heute aus dem Beyſpiele der hh. Weiſen ziehen will, eine Lehre, die zwar ſehr oft auf den h. Redeſtühlen behandelt wird, die aber auch nicht oft genug und niemal zweckmäßiger, niemal vollſtändiger als nach der Anleitung des heutigen Evangeliums behandelt werden kann. Alles iſt darinn lehrreich. Ihre Reiſe nach ihren Beweggründen, Umſtänden, und Abſichten betrachtet. Ihr Eintritt in die Wohnung des Heilandes nebſt ihren Verrichtungen allda — Selbſt ihre Zurückkehre. In gegenwärtiger Rede wollen wir uns mit dem erſten Punkte unterhalten.

Erſter Theil.

Wenn Gott in ſeinen Wegen, wodurch er ſich den Zugang zu den menſchlichen Herzen bahnet, geheimniß voll iſt, ich will ſagen, wenn er mit ſeiner Gnade nur rufet, wann, auf welche Art, und ſo lang es ihm gefällt, ſo muß auch der Menſch ihm ſtäts mit offenen und gelehrigen Herzen entgegen zukommen bereit ſeyn. Er muß die Zeitpunkte, da Gott zu ſeinem Her-

zen redet, aufmerkſam beobachten. Er muß hauptſächlich dem Worte Gottes nachdenken, weil dieſes die gewöhnliche Sprache iſt, wodurch er uns ſeinen Willen zu erkennen giebt. Er muß gehörigen Fleiß anwenden, um die Abſichten, die Gott in Anſehung ſeiner vorhat, zu erkennen. Er muß endlich, da er den Ruf vernommen, und die Abſichten desſelben erkennet hat, nicht ſäumen, demſelben zu folgen. Die hh. Weiſen aus Morgenland geben uns von dieſer Aufmerkſamkeit und Treue das lehrreichſte Beyſpiel. **Wir haben ſeinen Stern geſehen**, ſprachen ſie, **und ſind gekommen ihn anzubethen.** Hiemit drücken ſie die ganze Regel ihres Verhaltens aus. Es war eben ſo viel, als ſagten ſie: Wir haben einen auſſerordentlichen Stern geſehen, und ſind darüber ins Nachdenken gerathen — Wir ſind auf den Gedanken gebracht worden, er bedeute einen König der Juden — Wir machten den Schluß, dieß ſey ein Zeichen unſeres Berufes zu ihm — Darum ſind wir gekommen.

Sie ſahen einen auſſerordentlichen Stern, ganz unvermutheter weiſe. Wahrſcheinlich betrachteten ſie nach ihrer Gewohnheit und Lieblingsneigung den geſtirnten Himmel, und ſiehe! hier begegnete ihren Blicken ein Stern, den ſie nie zuvor geſehen hatten, und der ſowohl durch ſeinen ungewöhnlichen Glanz, als auch durch ſeinen Standort etwas beſonders verrieth. Dieß brachte ſie zum Nachdenken. Ihr erſter Gedank war dieſer. Der Stern, den wir erblicken, iſt nicht ein bloſes Ungefähr, nicht eine leere Lufterſcheinung; ſondern ein Zeich-

en von oben herab. Was bedeutet es M. GG. Ein Chriſt ſoll eben nicht auf auſſerordentliche Zeichen und Ahndungen warten, um über ſein Heil und über ſeine Pflichten nachzudenken, ſich zu Gott umzuwenden. Auch gemeine Begebenheiten ſollen uns dazu hinreichend ſeyn; und ich glaube, der Anblick des Himmels und der Erde auch in ihrer alltäglichen Geſtalt, dieſer Anblick, ſage ich, der einſt dem Machabäiſchen Knaben Muth einflößte, ſein Leben für die Ehre ſeines Schöpfers aufzuopfern, wird auch uns erhabene Gedanken genug von der Allmacht, der Majeſtät und Güte des Schöpfers einflößen können. Um ſo mehr aber muß unſer Nachdenken geſchärft werden, wenn uns etwas auſſerordentliches begegnet, es ſey hernach in uns oder auſſer uns. Wenn z. B. das Gewiſſen des Sünders erwacht, und ihm eine ungewöhnliche Unruhe verurſacht, wenn ihm mitten unter ſeinen Geſchäften, oder nach einer vollendeten Arbeit der Gedank aufſteigt: Du erſchöpfeſt deine Kräfte, um dir Ehre vor der Welt zu machen, um deine Wiſſenſchaft zu erweitern, um deine Familie zu ernähren, und zu bereichern: warum vergiſſeſt du aber deine Seele, und läſſeſt dein unrichtiges Gewiſſen in ſeiner ganzen Unordnung liegen, ohne ihm auch nur eine ernſthafte Stunde zu widmen? Wenn Gott dem Menſchen ein beſonders Glück beſcheret; oder ihm in Gegentheil eine Prüſung zuſchickt, da, ſage ich, ſoll der Sünder — der Menſch nachdenken. Ueber was? über die Bedeutung dieſer Gewiſſensbiſſe, dieſer Einſprechungen, dieſer Wohlthaten, dieſer Züchtigungen. Er ſoll an ſich ſelbſt die Frage ſtellen: Was hat Gott mit dir für Abſichten vor, daß er

dieſe Unruhen in dem Innerſten deines Gewiſſens entſtehen läßt, daß er dieſe Einſprechungen dir zuſendet, daß er dieſe beſonderen Wohlthaten dir erweiſet, oder durch dieſe Widerwärtigkeiten dich prüfet? Er ſoll nachdenken, er ſoll Gott um Erleuchtung anrufen, er ſoll ſein eigenes Herz ohne Zurückhaltung und Zwang reden laſſen: denn dieß ſind beſondere Zeitpunkte der Gnade, die man nicht unbenutzt darf verſtreichen laſſen; weil oft die Veränderung des ganzen Menſchen, oder wenigſtens ein merkwürdiger Schritt dazu von dieſen Gnadenwinken abhängt.

Allein darf ich nicht die Klage führen, die ehemals ein gewiſſer Prophet führte: **Wer iſt, der in ſeinem Herzen nachdenke?** Wofür ſieht man wohl ausserordentliche Ereigniſſe, ſie mögen in oder auſſer den Menſchen entſtehen, an, als für leere Zufälle, für ein eitles Ungefehr; als wenn keine allwaltende Vorſicht wäre, die in den Triebfedern, durch welche ſie den Menſchen bewegt und regiert, unausforſchlich iſt, und welcher Nichts, was unter der Sonne geſchieht, ſo klein und unbedeutend iſt, was ſie nicht als Mittel zu großen Abſichten gebrauchen könne. Was ſind dem Sünder ſeine Gewiſſensunruhen, und die Stürme der Niedergeſchlagenheit, die dann und wann ſein ganzes Gemüth auftrüben, anderſt, als Folgen einer Veränderung im Körper, oder einer vorausgegangenen Verdrüßlichkeit, oder einer ganz dunklen Urſache? Beyleibe giebt es der Sünder nicht zu, daß Gott einen Theil daran habe. Wie ſie entſtanden ſind, ſagt er, ſo werden ſie ſich auch

zerſtreuen. Ja ſie werden ſich zerſtreuen; aber — dann iſt auch die Gnade verſchwunden, durch die Gott einen ſolchen Sünder zurecht weiſen wollte. Züchtigungeu des warnenden Gottes — wofür hält ſie der Menſch? Er fühlt die Streiche, läugnet aber wenigſtens, daß die Hand Gottes ſie aufzählt, und macht ſich eine Ehre daraus, es zu läugnen; ob er gleich durch ein kurzes Nachdenken über ſein Leben ſich überzeugen könnte, wie vielmal er dieſe Streiche verdienet hätte. **Allein wer iſt, der in ſeinem Herzen nachdenke?** — Wohlthaten, Beglückungen, wofür ſieht man ſie an? Für Auffoderungen zur Dankbarkeit, für Geſchenke Gottes, für Einladungen zu ſeinem Dienſte? Nein: ſondern lediglich für Früchte des Fleißes, für Belohnungen des Verdienſtes, den man ſich bey der Welt erworben hat. **Wer iſt, der in ſeinem Herzen nachdenke**, und bis zu Gott, der Alles in allem iſt, mit ſeinen Gedanken aufſteige? Iſt es Wunder, wenn ſo viele Gnaden an den Menſchen verlohren gehen, da ſie nicht einmal die Zeitpunkte, in welchen ſie Gott giebt, beobachten, da ſie ſo manches Licht, welches von oben herab kömmt, bey ſeinem erſten Aufgange überſehen, oder wenigſtens keiner Betrachtung werth halten?

Die heiligen Weiſen ſahen einen auſſerordentlichen Stern, und hielten ſich für verpflichtet, dieſer Erſcheinung ein reifes Nachdenken zu widmen; darum waren ſie auch ſo glücklich, die Wahrheit zu entdecken, und auf den Gedanken zu kommen, dieſer Stern bedeute einen neugebohrnen König der Juden. Was ſie eigentlich

lich auf dieſen Gedanken leitete, davon giebt uns der heil. Evangeliſt Mathäus keine Nachricht: es ſteht uns darum frey unſere Muthmaßungen anzuſtellen. Sie konnten auf zweyerley Weiſe auf dieſen Gedanken gebracht werden. Gott, der ihnen das Geſtirn am Himmel ſehen ließ, konnte ſie auch durch einen Traum von der Bedeutung desſelben unterrichten. Hat er ihnen, wie am Ende der Geſchichte erzählt wird, auch im Traume die Warnung gegeben, daß ſie nicht wieder zum Herodes nach Jeruſalem zurückkehren mögten; ſo konnte er ſie auch durch einen Traum von der Bedeutung des Sternes unterrichten. Sie konnten auch noch auf eine andere Art zu dieſer Einſicht gelangen. Es waren nemlich, wie bekannt iſt, die zehen Stämme der Iſraeliten, und nachher auch die übrigen zween Stämme aus dem Königreiche Juda nach Perſien, Meden, in die Länder um Babylon und andere morgenländiſche Gegenden als Gefangene hinweggeführet worden. Bey dieſer Gelegenheit konnte die Religion der Juden kein Geheimniß bleiben. Es muſte unter anderen bekannt werden, daß ſie auf einen großen König und Meſſias warteten, der ein herrliches weit ausgebreitetes Reich aufrichten würde, auf den ſie ſich vermuthlich in ihrer Gefangenſchaft ſehr oft beriefen. Die Heyden konnten auch aus der nemlichen Quelle die berühmteren Prophezeyungen erfahren, auf welche die Juden ihre Hoffnung bauten. An die Gewißheit angränzend iſt es aber, daß den hh. Weiſen entweder von den Juden oder anderſtwoher jene berühmte Prophezeyhung des Balaams bekannt war, die in dem Buche Numeri mit folgenden

Wor-

Worten beſchrieben ſteht. **Es wird ein Stern aus Jakob erſcheinen, und eine Ruthe aus Jſrael hervorſproſſen, welche die Fürſten Moabs zerſchlagen, und alle Kinder Seths verwüſten wird. Aus Jakob wird er ſeyn, der herrſchen ſoll.** Dieſe Prophezeyung, ſage ich, war gewiß die Hauptquelle, aus welcher ſie Aufklärung ſchöpften, was dieſer Stern bedeute. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo haben die hh. Weiſen eine auſſerordentliche Gelehrigkeit bewieſen, wenn ſie entweder der uralten Prophezeyung Balaams, oder anderen Offenbarungen, welche ihre Voráltern aus dem Umgange mit Juden erlernt hatten, ſo viel Glauben beymaßen, daß ſie, ſobald der Stern aus der Gegend von Jakob erſchienen war, ohne den mindeſten Anſtand zu nehmen, ſich mitten in die Stadt Jeruſalem ſtellten, und laut fragten: **Wo iſt der neugebohrne König der Juden?** Bemerken Sie es wohl, m. GG. Sie fragten nicht: Jſt ein neuer Judenkönig gebohren? ſondern ſie fragten nur nach den Ort, und ſetzten ſeine Geburt als ungezweifelt voraus: **Wo iſt er, der neugebohrne?** Dieß war ein Glaube, der ganz Jeruſalem zu ſchanden machte. Die Jnnwohner, die Prieſter dieſer Stadt bewahrten nicht nur eine Prophezeyung, ſondern ganze Bücher von Prophezeyungen von älteren und neueren Zeiten auf, welche klar auf Chriſtum deuteten und nicht nur ſeine Ankunft, ſondern auch ſeinen göttlichen Karakter, ſeine Verrichtungen auf der Erde, ſeine Wunderwerke, ſogar den Ort ſeiner Geburt anzeigten. Es iſt auch kein Zweifel, daß ſie den Sinn dieſer Prophezeyungen wohl verſtun-

ſtunden; weil ſie, nachdem ſie auf Befehl des Herodes zuſammengetretten ſind, um in der Schrift über den Ort der Geburt des Meſſias nachzuſchlagen, ſo geſchwind den hh. Fremdlingen Auskunft zu geben wuſten = In Bethlehem Juda = war ihre Antwort: dennoch waren ſie, die andern lehrten, ſelbſt ungelehrig, und um ihren großen Meſſias unbekümmert. Sie lößten Fragen über Chriſtum auf, und blieben dennoch unglaubig. Selbſt die Ankunft der Weiſen aus Morgenland war ein neues Zeichen, welches die Stadt Jeruſalem hätte aufmerkſam machen müſſen. Steht nicht im Iſaias geſchrieben: Steh auf Jeruſalem, **und werde licht: denn die Glory des Herrn iſt über dich aufgegangen. Die Heyden werden in dei- deinem Lichte wandeln, und die Könige in dem Glanze deines** Aufganges? Steh auf Jeruſalem: Dieſe fremden Heyden ſind wirklich da, ſie verkünden es laut in deinen Ringmauern: **Wo iſt der neugebohrne König der Juden.** Sie wollen in deinem Lichte wandeln. Sie verlangen Auskunft von dir: Du ſollſt ihnen aber auch mit dem Beyſpiele vorangehen — Aber Jeruſalem läßt zu ſeiner Schande die Heyden vorkommen — Nicht genug; es folgt ihnen nicht einmal nach — Und was erwarteten denn die Juden um überzeugt zu werden, daß ihr großer König wirklich da ſey, noch für Aufſchlüſſe? Vielleicht daß dieſes neugebohrne Kind ſelbſt auftretten und ſich öffentlich zeigen mögte? Dieß geſchah auch: Da aber der Heiland ſeine Sendung von oben herab auf keine andere Art erprobte, als indem er ſich auf die göttlichen Schriften berief,

auf Moſen und die Propheten; indem er ihnen ſagte: **Forſchet die Schrift. Glaubet dem Moſes: denn er giebt Zeugniß von mir**, und da ſie leider von dieſen göttlichen Ausſagen ihre Augen verſchloßen, was war noch für ein Mittel gegen ihre Verwerfung übrig?

Müſte ich es aber doch nicht zur Beſchämung der Chriſten ſagen, daß auch ſie dem Beyſpiele der Gelehrigkeit dieſer hh. Weiſen bey weitem nicht nachkommen? O welch einen Schatz von Offenbarungen, welch einen Reichthum von göttlichen Ausſprüchen beſitzen wir? Wie reichlich hat uns Gott ſeine Weisheit mitgetheilet? Welch helle Ausſichten hat er uns in die Zukunft geöfnet, mit welcher Deutlichkeit und Vollſtändigkeit hat er uns unſere Pflichten vorgeſchrieben? **Ehemals**, ſagt Paulus, **hat Gott zu den Vätern durch Propheten, zuletzt aber ſelbſt durch ſeinen Sohn mit uns geredet.** Iſt das lehrreiche Evangelium dieſes göttlichen Sohnes und der Umfang der darinn enthaltenen Offenbarungen nicht weit mehr, als eine Prophezeyhung Balaams? — Eben deswegen aber, wenn es zu verwundern iſt, daß die hh. Weiſen einer noch in viele Dunkelheiten eingehüllten Prophezeyung beypflichteten, ſo iſt es noch mehr zu verwundern, daß ſo viele Chriſten ſich gegen die häufigen und deutlicheren Offenbarungen ihrer Religion ungelehrig bezeigen. Ganz unbegreiflich aber iſt es, daß ſie gegen das Wort Gottes als gegen eine gemeine und gewöhnliche Sache alle Ehrerbietung verlieren, und ihr Herz gegen alle Ein-

drücke

drücke desſelben verhärten, daß ſie es gar nicht mehr hören mögen. Mein Gott, was fordern denn dieſe Menſchen noch von dir, um ihr Herz deiner Gnade zu ergeben? Soll ihnen vielleicht ein Stern in den Lüften erſcheinen, oder ſoll ein anderes Zeichen geſchehen, oder ſoll ein Verſtorbener ihnen aus der anderen Welt Nachricht bringen? Allein darauf dörfen ſie ſich keine Rechnung machen — und ſollte es auch geſchehen, würde ihr Herz wohl mehr gerührt werden, da es gegen ſo viele Worte der Wahrheit unempfindlich iſt? Nein! Dieſe Antwort ließ der Heiland dem Vater Abraham geben, den er in einem Geſpräche mit dem reichen Praſſer einführte. Vater Abraham, ſprach der in die Hölle begrabene Reiche, wenn mir nicht mehr zu helfen iſt, und wenn ich in meiner Peine keine Linderung zu hoffen habe; ſo laß doch wenigſtens den Lazarus zu meinen annoch lebenden Brüdern gehen, damit ſie, um ihrem ewigen Unglücke vorzukommen, noch zeitlich Buße thun. Sie haben **Moſen und die Propheten**, antwortete Abraham, **dieſe ſollen ſie hören.** Allein, verſetzte der Reiche Unglückliche. **Wenn ein Verſtorbener zu ihnen kömmt**, ſo **werden ſie** kräftiger zur Buße erwecket werden. Du irreſt dich, gab Abraham zur Antwort: **Wenn ſie Moſen und die Propheten nicht hören, ſo werden ſie auch nicht glauben, wenn jemand von Todten auferſteht.** Durch dieſe Parabel wollte uns der Heiland zu verſtehen geben, daß der Menſch nichts koſtbareres auf der Erde beſitze, als das göttliche Wort der Offenbarung, daß nichts geſchickters ſey ſowohl zur Erleuchtung des Verſtandes, als zur Rüh-

rung

rung der Herzen, als eben dieſes; daß es alſo um das Heil desjenigen Menſchen allemal geſchehen ſey, der in der Verhärtung ſoweit kömmt, daß er gegen die deutlichen Warnungen und Ausſagen dieſes göttlichen Wortes unempfindlich wird. Ach laſſet uns weder auf einen Stern in den Lüften, noch auf die Nachricht eines Verſtorbenen aus der anderen Welt warten. Der leblose Stern würde nicht mehr Licht in unſre Seelen bringen können, als das Wort desjenigen, der das Licht von dem Lichte, und der Abglanz des ewigen Vaters iſt. Und ein Verſtorbener würde uns nicht mehr ſagen dörfen, als was uns ſchon ſo oft iſt geſagt worden, und unaufhörlich widerhohlt wird. Wir haben das Evangelium Chriſti und die Schriften ſeiner von dem h. Geiſte erleuchteter Apoſtel. Damit laßt uns zufrieden ſeyn, und laßt uns unſere Herzen nicht dagegen verhärten, wenn wir dieſe gleichwohl gewöhnliche Stimme hören. Das Beyſpiel der hh. Weiſen, die viel weniger Offenbarungen hatten, und weit mühſamer zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen muſten, als wir, erwecke uns heute, und mache unſere Herzen gelehrig. Wie viel mehr wiſſen wir von unſerem Heilande, als jene hh. Fremdlinge aus dem Morgenlande gewußt haben? Welch ein ungleich hellerer Stern ſcheinet uns, als jener war, der ihnen erſchien? Sie wuſten weiter nichts, als daß ein neugebohrner König der Juden irgendwo anzutreffen ſey, und waren in die Nothwendigkeit verſetzt, erſt nach den Ort ſeiner Geburt zu fragen: Wir hingegen wiſſen nicht nur, daß dieſer Heiland in Beth-

lehem

lehem gebohren, in Nazareth erzogen; ſondern auch daß er in ganz Judenlande offentlich gelehret habe, daß er von ſeinen Feinden zum Tode in Jeruſalem verantwortet, daß er auf dem Berge Golgatha an das Kreuz geheftet worden, daß er aber den dritten Tag auferſtanden, ſeinen Jüngern in Galiläeen erſchienen, endlich gegen den Himmel aufgefahren ſey, von dannen er kommen wird, die Lebendige und die Todte zu richten. Uns ſind die merkwürdigen Worte bekannt, die er geredet, und die Wunder, die er gewirket hat. Wir kennen ihn nicht nur als einen König der Juden, wie die Weiſen aus Morgenland, ſondern als einen Herrn des Himmels und der Erde, als den König aller Könige, als den Erlöſer aller Menſchen, als einen wahren Gott, als denjenigen, deſſen Name über alle Namen iſt. Und um alles dieſes zu wiſſen, brauchen wir nicht eine Reiſe von etlichen hundert Meilen anzuſtellen; ſondern man kömmt uns in der erſten Kindheit mit dieſer Heilswiſſenſchaft zuvor, und es koſtet uns, um in derſelben immer weiter zu kommen, nichts, als dann und wann eine ſtundelange Aufmerkſamkeit bey der Anhörung des Worts Gottes, oder Leſung eines erbaulichen Buches. Sagen Sie an: Iſt bey einer ſo ausgebreiteten, ſo wenig mühſamen Kenntniß der Glaubenswahrheiten, und der damit verbundenen Pflichten, die wir haben, oder wenigſtens haben könnten, unſere Obliegenheit, nach dem Lichte des Heilandes zu wandeln, nicht viel größer, als jene der morgenländiſchen Weiſen? Dieſe aber folgten ihrer wiewohl ſchwächeren Erleuchtung, und ſtellten eine

Reiſe an, um den Heiland aufzuſuchen: Izt fragt ſichs: Was müſſen wir thun? Ich glaube, jeder wird aus dem bisher geſagten ſich ſelbſt die Antwort geben können.

Laſſet uns indeſſen den Beweggrunden der Reiſe, welche die HH. aus Morgenland angeſtellet haben, weiter nachforſchen. Es iſt wahr: ſie ſahen einen auſſerordentlichen Stern, und ſind über dieſe Erſcheinung ins Nachdenken gerathen. Sie kamen mittels einer Prophezeyhung, die ihnen weiteren Aufſchluß gab, auf den Gedanken, dieſer Stern bedeute einen neugebohrnen König der Juden. Was bewog ſie aber, dieſen König der Juden ſelbſt zu beſuchen? Da auch hier die h. Geſchichte ſchweigt; ſo iſt es uns erlaubt, ſo viel zu unſerer Erbauung dient, unſeren Gedanken Platz zu geben. Auſſer allem Zweifel iſt es, daß die Erleuchtung Gottes den erſten Antheil an ihrer Entſchließung hatte, und daß ſie allen übrigen Beweggründen das Uebergewicht gab: denn da es Glaubenslehre iſt, daß der Anfang des Heils von der Gnade abhange, ſo iſt es keinem Streite mehr unterworfen, daß die hh. Fremdlinge keine einzige Entſchließung faßten, und keinen einzigen Schritt machten, der ihnen nicht von Gott eingegeben war. Doch laſſet uns auch den Spuren ihrer erleuchteten Vernunft nachgehen. Man muß ſich nicht vorſtellen, daß den Heyden auch mitten in ihren Finſterniſſen nicht manchmal einige Hellung aufgieng. Sie lernten eben durch ihr immerwährendes Vernünfteln die Schwäche und die Schranken ihrer Vernunft die Widerſprü-

che, die Ungereimtheiten, in die ſie ſich ſelbſt verwikelten, viel zu deutlich kennen, als daß ſie nicht manchmal einige fromme Wünſche nach höherer Erleuchtung hätten erwecken ſollen. Wir erfahren bey dem Plato einem der berühmteſten Weltweiſen, daß, als er einſt mit einem ſeiner Schüler über eine gewiße Frage (moraliſche Wahrheiten betreffende) lange vergeblich geſtritten hatte, endlich das Ende ihres Streites war, daß ſie einander wechſelſeitig bekannten, hier ſey Ungewißheit vorhanden, und man könne mit dem Lichte der bloſen Vernunft nicht weiter kommen. Bey dieſer Gelegenheit machte Plato eine merkwürdige Aeuſſerung, die offenbar auf einen künftigen allgemeinen Lehrer der Welt deutete. Bey dieſen Ungewißheiten, ſprach er, haben wir weiter nichts zu thun, als mit Geduld zu warten, bis Jemand komme, der uns unterrichte, wie wir uns zu verhalten haben. Und derjenige, der dieſes lehren wird, nimmt ſich gewiß deiner Wohlfahrt im Ernſte an. Worauf Alzibiades, ſo hieß ſein Schüler, antwortete: Wenn doch derſelbe nur ungeſäumt käme; ich bin bereit alles zu thun, wozu er mich anweiſen wird, und ich hoffe, daß er einen beſſeren Menſchen aus mir machen würde. So redeten Heyden. Sie hatten mitten in ihrer Finſterniß manchmal eine Erleuchtung — Ich behaupte es alſo nicht ohne Grunde, daß auch die hh. Weiſen in Morgenland viele dergleichen Erleuchtungen hatten, noch ehe ſie den Stern ſahen; daß ſie das Schwankende ihrer Einſichten, die Gränzen ihrer ſich ſelbſt gelaſſenen Vernunft, ihre Bedürfniſſe, die Nothwendigkeit eines höheren Aufſchluſſes erkannten, und

ganz

ganz davon überzeugt waren. Da ſie ferner laut ihrer Prophezeyungen einen großen König der Juden voraus-ſahen, der in der ganzen Welt merkwürdige Verände-rungen anrichten würde; ſo läßt es ſich fürwahr anneh-men, daß ſie ſich an demſelben nicht nur einen irrdiſch-en Beherrſcher, der die Völker der Erde ſich zinß-bar machen, ſondern einen ſolchen, der ſich beſonders des moraliſchen Zuſtandes der Welt annehmen würde, vorſtellten. Nun der Stern, das Zeichen der Geburt die-ſes Königs war da. Sie waren untereinander einig, dieſer König ſey gebohren. Was ſollten ſie thun? Sollten ſie ihn aufſuchen, und um ſeinetwegen eine weite Reiſe anſtellen, oder ſollten ſie warten, bis er ſie aufſuchte? ... Ihr Entſchluß war dieſer: Wir müſſen, um eine uns ſo vortheilhafte Wahrheit zu finden, auch unſeren Fleiß anwenden, es koſte, was es wolle. Wir müſſen es uns gefallen laſſen, ihn zu beſuchen. Und dieß war der rechte, der heiligſte Entſchluß. Hier laſſet uns ein wenig ſtehen bleiben.

Der Menſch muß um die nothwendigen Erleuch-tungen zu empfangen, und um die Abſichten, die Gott mit ihm vorhat, zu erkennen, einen gewißen Fleiß an-wenden. Da aber die hh. Weiſen aus Morgenland glaubten, daß es nicht zuviel ſey, wenn ſie, um mit dem neugebohrnen Heilande bekannt zu werden, eine weite und beſchwerliche Reiſe anſtellten, wie? fodere ich etwann zu viel, wenn ich ſage: der Chriſt, da er eine beſondere Erleuchtung oder einen beſonderen Beyſtand Gottes zu einem wichtigen Vorhaben vonnöthen hat,

ſoll ſich zu einem etwas längeren und beharrlichen Gebethe bequemen; er ſoll ein beſonderes Werk der Andacht auf ſich nehmen? Fodere ich zuviel, wenn ich ſage: der Chriſt ſoll um in ſeiner Heilswiſſenſchaft fortzuſchreiten, ſichs ein Geſetz ſeyn laſſen, an Gott geheiligten Tagen, wenn er nicht eine hinlängliche Entſchuldigung hat, der Verkündigung des Worts Gottes beyzuwohnen, auch der Leſung eines erbaulichen Buches abzuwarten? Fodere ich zuviel, wenn ich ſage: der Sünder ſoll, um ſein Gewiſſen in Richtigkeit zu bringen, nach Verhältniß der Zeit, da er die Unordnung darinn hat überhand nehmen laſſen, eine ernſthafte und fleißige auch mehrere Tage lange Erforſchung anſtellen? Fodere ich zu viel, wenn ich ſage: Der Chriſt, der in Anſehung ſeiner Pflichten noch unwiſſend iſt, ſoll ſich einen Führer wählen, ſoll ſich die Schritte, die er thut, um unterrichtet und berathen zu werden, nicht gereuen laſſen, ſoll ſich der Verdemüthigung nicht ſchämen, ſeine Unwiſſenheit zu bekennen, und die Unordnung ſeines Gewiſſens zu eröfnen? Oder m. GG. warum geſchehen ſo wenig wahre Bekehrungen? Warum bleibt mancher Unwiſſende immer unwiſſend, mancher Laue immer lau, mancher Sünder immer ein Sünder, als weil er an ſeine Beſſerung keinen Fleiß anwendet; weil er ſo viele Erleuchtungen ungenußt verſtreichen läßt; weil er die Angelegenheiten ſeiner Seele für zu unwichtig anſieht, vielleicht auch weil er zu ſtolz iſt, ſich jemand anzuvertrauen, vielleicht weil er zu bequem iſt. M. GG. Es iſt ein Beyſpiel, woran ſich jeder Chriſt ſpiegeln muß, daß Heyden, da ſie nur die erſte Spur von der

Ge-

Geburt eines Erlöſers bekamen, eine Reiſe von etlichen hundert Meilen anſtellten, um ihn näher kennen zu lernen, und die erſten Früchte ſeiner wohlthätigen Ankunft in die Welt einzuerndten. O Chriſten ich ſehe der Vorwürfe kein End, die mir dieſes einzige Beyſpiel macht.

Es iſt noch ein Umſtand übrig, mit deſſen Betrachtung ich meine Rede beſchließen will — Die hh. Weiſen waren überzeugt, daß der Stern, der ihnen erſchienen war, ein Zeichen ihres Berufes ſey, den neugebohrnen König der Juden zu beſuchen. Allein er war erſt neugebohrn! Hätten ſie nicht einige Zeit noch verziehen können, bis er herangewachſen, und wenigſtens aus den Jahren der Unmündigkeit ausgetretten wäre? Nein! die Vorſtellungen, die ſie von dem neugebohrnen Könige hatten, waren viel zu groß, und die Bedürfniſſe, die ſie bey ſich ſelbſt fühlten, viel zu dringend, und die Erleuchtung, die ihnen Gott für dießmal gegeben hatte, war ihnen viel zu koſtbar, als daß ſie ihre Entſchließung hätten weiter hinausſchieben ſollen. Wer weiß, da die Schrift ſie Weiſe, d. i. Gelehrte, durch lange Erfahrung geübte Männer nennet, ob nicht auch ihre Lebenstage ſchon an das Alter angränzten, und ob nicht auch die Beſorgung in Anſehung ihrer ungewißen Lebensfriſt ihren Entſchluß beſchleunigte? Kurz, Sie traten, ohne viel Zeit zu verſäumen, die Reiſe an, ſo bald ſie den Stern geſehen hatten. Es gieng zwiſchen der Erſcheinung dieſes Zeichens und ihrer Reisfertigkeit keine Zwiſchenzeit her, als daß ſie ihre Ueberlegungen zuſammentrugen, — über die Bedeutung des Sternes nachdachten, ſich zur Reiſe rüſteten, ihre

Opfergeſchenke, die ſich dem neugebohrnen Könige gewidmet hatten, bereiteten. **Wir haben ſeinen Stern geſehen**, ſprachen ſie, **und ſind gekommen.** Dadurch zeigten ſie in der That, daß ſie Weiſe waren, nicht ſowohl wegen ihrer profanen Wiſſenſchaft, wegen ihrer Sternkunde, ſondern wegen ihrer klugen Entſchließung, ſchleunig der Gnade zu folgen. Dieß war übernatürliche Weisheit. Dieß hatte ihnen nicht Fleiſch und Blut, ſondern der Vater der Lichter eingegeben.

Dieß iſt auch von unumgänglicher Nothwendigkeit, m. GG. daß wir von den Erleuchtungen, die Gott in unſere Herzen ſendet, den ſchleunigſten Gebrauch machen, wenn wir in Anſehung unſeres Heils uns ſicherer ſtellen wollen. Nicht, wie es der ſchändliche Gebrauch vieler Chriſten iſt, mit der Ausführung eines Vorſatzes zur Beſſerung ganze Jahre zu Rath gehen, ſchwere Sünden von einer Jahrszeit zu der andern mit entſetzlicher Gefahr auf ſeiner Seele liegen und anwachſen laſſen, die Pflichten der Buße z. B. die Wiedererſtattung der verletzten Ehre, oder des entfremdeten Guts ſeines Nebenmenſchen, von Tag zu Tag verſchieben; ſondern wenn man einmal ſeinen Sündenſtand erkennet hat, und von Gott erleuchtet und gerührt iſt, ohne Verſchub ſeine tödtliche Bürde ablegen, mit ſeinem Gewiſſen Richtigkeit machen, eine gänzliche Lebensveränderung vornehmen. **Verziehe nicht von Tag zu Tag**, ſpricht der Sohn Sirachs, **und ſäume nicht, dich zu dem Herrn zu bekehren.** Die Gnade, eben weil ſie eine Gnade iſt, ſteht nicht in unſerer Gewalt. Der Geiſt

geiſtet,

geiſtet, wann und ſo lang er will. Säumet man der Gnade zu gehorchen, ſo zerſtreuen ſich die guten Gedanken, die folgenden Augenblicke ſind nicht mehr ſo licht, wie die vorhergehenden. Die Sünde und die Leidenſchaft bemächtigen ſich aufs neue des Gemüthes, und verbreiten ihre Todesſchatten darüber. Der Stern iſt verſchwunden — der Menſch iſt der alte noch — Und wird der Stern abermal erſcheinen, zur Zeit, auf welche er vielleicht die Ausführung ſeiner Vorſätze verleget? Wenn der Menſch nicht will, da Gott will, wird wohl Gott hernach wollen, da der Menſch will? Oder richtiger zu reden, kann der Menſch wollen ohne Gott? muß nicht ſeine Gnade unſerem Verſtande und Willen zuvorkommen, ſo oft wir etwas zu unſerem Heil unternehmen und ausführen ſollen? Welch eine Verwegenheit iſt es alſo, die Ausführung guter Gedanken auf ungewiße Zeit hinaus zu verſchieben?

Laßt uns alſo das lezte Lehrſtück von den hh. Weiſen aus Morgenland annehmen, die, ſo bald ſie von Gott erleuchtet waren, mit Hindanſetzung aller Einwendungen, die ihnen Fleiſch und Blut, und natürliche Weisheit eingeben konnte, ihre Reiſe zu dem Weltheiland antraten. Laßt uns durch dieſes Beſpiel ermuntert, im Falle, daß wir im Sündenſtande uns befänden, ohne Verſchub unſere Seele durch den würdigen Gebrauch der Heilsmittel von ihren Feßlen befreyen; aber auch wenn wir von der Sünde losgezählet ſind, laßt uns nicht ſtilleſtehen; ſondern den guten Einge-

bungen, die uns zum Fortgange in der Vollkommenheit einladen, bereitwillig folgen, damit wir von Zeit zu Zeit die Gewißheit unſerer Auserwählung mit einem neuen Bande befeſtigen.

Auf das Feſt der hh. drey Könige.

Intrantes domum inuenerunt puerum cum Maria matre eius, et procidentes adorauerunt eum, et apertis theſauris ſuis obtulerunt ei munera. *Matth.* 2.

Da ſie in das Haus hineingiengen und das Kind mit ſeiner Mutter fanden, fielen ſie vor ihm nieder, und betheten es an, öfneten ihre Schätze, und brachten ihm Geſchenke. **Matth.** 2.

Die Geſchichte der hh. Weiſen aus Morgenland, ſo wie ſie in dem nur verleſenen Evangelium erzählet wird, zerfällt von ſich ſelbſt in drey Abtheilungen. Zur erſten gehöret die Reiſe, die ſie auf Veranlaſſung eines Sternes unternommen haben, mit allen dem, was ihnen auf dieſer Reiſe, beſonders zu Jeruſalem begegnete. Zur zweyten ihre Ankunft zu Bethlehem, nebſt ihren Verrichtungen allda. Zur dritten endlich ihre Zurückkehre. In jedem dieſer Geſichtspunkte erſcheinen ſie als ausgemachte Muſter der Treue gegen die göttliche Gnade.

Vori-

Voriges Jahr betrachteten wir ihre Entſchließung, den neugebohrnen König der Juden aufzuſuchen; wir bewunderten ihre Redlichkeit und Herzhaftigkeit, mit welcher ſie dieſe Entſchließung faßten und ausführten. Wie viele Ausflüchte hätten ſie nehmen, wie viele Einwendungen hätte ihnen ihre Eigenliebe gegen eine ſolche Unternehmung machen können. Wie? wenn ſie die Erſcheinung des Sternes einem bloſen Zufalle zugeſchrieben; wenn ſie über die Bedeutung desſelben nachzuforſchen unterlaſſen; wenn ſie bey ſich gedacht hätten - Sey es auch, daß dieſer Stern einen neugebohrnen König der Juden bedeute, was geht es uns an? Wie? wenn ſie auf weitere Nachrichten von dieſer Begebenheit gewartet; wenn ſie ihre Reiſe wenigſtens auf längere Zeit hinaus verſchoben hätten, bis dieſes neugebohrne Kind mögte groß geworden ſeyn? Wie? wenn die Liebe zu den Ihrigen ſie zurückgehalten hätte, wenn ſie die Beſchwerniſſen der Reiſe verabſcheut, wenn ſie Bedenken genommen hätten, wie man ihnen in einem fremden Lande begegnen mögte? Fürwahr erſtaunungswürdig war ihre Entſchließung, wenn man alles, was ſie davon hätte abhalten können, bedenket.

Eben ſo erbaulich iſt aber auch ihr Verhalten in Bethlehem, welches wir heute betrachten wollen. Was ſagt uns der heil. Text davon? **Da ſie in das Hauß hineingiengen, fanden ſie das Kind mit ſeiner Mutter. Sie fielen nieder und bètheten es an, ſie öfneten ihre Schätze, und brachten ihm Opfer.**

Dieſe Verehrung, welche ſie dem Kinde Jeſu bezeigten, hatte alle Merkmale eines ächten Glaubens — Demuth und Unterwerſung des Verſtandes, Eifer der Andacht, Werkthätigkeit. Ich ſage **erſtlich** Demuth und Unterwerſung des Verſtandes, weil ſie ſich durch das niedrige Ausſehen des Kindes Jeſu nicht irremachen ließen **Erſter Theil.**

Zweytens Eifer der Andacht, weil ſie daſſelbe knyefällig anbetheten. **Zweyter Theil.**

Drittens endlich Werkthätigkeit, weil ſie ihm koſtbare Opfer brachten. **Dritter Theil.**

Laſſet uns m. GG. von dieſen Vätern des berufenen Heydenthums glauben lernen.

Erſter Theil.

Der Glaube, ſagt der heil. Paulus, **iſt ein Beweiß der Dinge, die nicht erſcheinen.** (Hebr. 11.) Was man mit Augen ſieht, mit Händen taſtet, und mit der Vernunft begreifet, dieß iſt kein eigentlicher Gegenſtand des Glaubens. Gegenſtände des Glaubens müſſen ſich auſſer dem Bezirke unſerer Erfahrung, oder auſſer den Einſichten unſerer Vernunft befinden. Eben deswegen fodert der Glaube eine Verläugnung unſerer Sinne, eine Unterwerfung unſerer Vernunft; und der heil. Paulus ſagt, er predige einen Glauben, deſſen Abſicht ſey, **alle Höhen zu ſtürzen, die ſich wider die Erkenntniß Gottes erheben**, und jeden

den Verſtand zum Gehorſam Chriſti gefangen zu nehmen. Demuth und Gefangengebung des Verſtandes iſt die erſte Eigenſchaft des Glaubens, ohne welche ſich derſelbe gar nicht denken läßt. Der wahre Glaubige iſt damit zu frieden daß er überzeugt ſey, Gott habe geredet, und eine Wahrheit geoffenbaret: Dieſe Wahrheit ſey hernach noch ſo unbegreiflich und geheimnißvoll; ſo glaubt er ſie, und iſt von ihr eben ſo feſt überzeugt als von dem, was er mit Augen ſieht, und mit ſeinem Verſtande begreiſt.

Nun laſſet uns ſehen, wie der Glaube der hh. Weiſen in dieſer Rückſicht beſchaffen war. **Da ſie in das Hauß hinein giengen,** ſagt der heil. Text, **fanden ſie das Kind mit ſeiner Mutter.** Hätte ſie nicht ſchon das bloſe Anſehen dieſes Hauſes abſchrecken können? Hätten ſie nicht vor dem Eingange ſchon einander zurufen ſollen? Wie? ein Stall ſoll die Wohnung des neugebohrnen Königs ſeyn? Wir ſind getäuſcht — O uns betrogene, warum haben wir eine ſo weite Reiſe angeſtellt? Doch ſie giengen hinein, **fanden das Kind**, und wie? nicht in weichen, noch weniger prächtigen Kleidern eingehüllet, nicht königlich verpfleget, ſondern ganz von Armuth umgeben — **Sie fanden das Kind mit ſeiner Mutter.** Und dieß war ſein ganzes Gefolge? — ſonſt war keine Bedienung da, ſonſt waren keine Anbether da, nicht einmal von Bethlehem?

Fürwahr dieſe äuſſerlichen Umſtände der Niedrigkeit Jeſu waren eine ſchwere Verſuchung für dieſe Fremd-

linge ihn nicht zu erkennen, man mag nun einer Meinung beytretten, was für einer man will, daß ſie entweder Könige, oder daß ſie nur Gelehrte und Sternkündige waren. Waren ſie Könige, wie es ſehr wahrſcheinlich, ſo waren ſie an die Pracht ihrer Höfe gewöhnt; ſie waren gewohnt, eine zahlreiche Bedienung um ſich zu haben; ſie wohnten in Palläſten, an welchen die Kunſt, alles was nur koſtbar iſt, verſchwendet hatte. Was muſte alſo der Stall und die Krippe für Eindrücke bey ihnen machen? Waren ſie aber Weltweiſe, die den Lauf der Geſtirne zu beobachten pflegten, und vor deren Augen ſtäts der große Schauplatz der Natur offen ſtund; ſo konnte es ihnen eben ſowohl auffallend ſeyn, ſich auf einmal in einen Stall, als das Ziel einer ſo weiten und müheſamen Reiſe verſetzt zu ſehen. Und welches war die vorläufige Vorſtellung, die ſie ſich von dem neugebohrnen Judenkönige machten? Es war keine geringe Vorſtellung: denn ſie ſuchten ihn in der Hauptſtadt Judenlands in Jeruſalem auf, mithin würden ſie ſeiner Wohnung gewiß nicht in Bethlehem, noch weniger in einem Stalle vermuthet haben. Und wenn es, wie höchſt wahrſcheinlich iſt, die berühmte Prophezeyhung Balaams war, welche ſie zu Rathzogen, um ſich über die Bedeutung des erſchienenen Sternes aufzuklären; ſo konnten ſie ſich von dem Judenkönige, den ſie ſuchten, keinen anderen, als den erhabenſten Begriff machen. **Ein Stern wird aus Jakob erſcheinen, und eine Ruthe aus Iſrael hervorſproſſen, welche die Fürſten Moabs zerſchlagen, und die Kinder Seths vertilgen wird. . . Von Jakob wird er ſeyn,**

der

der herrſchen ſoll. So lautete die Prophezeyung. Daraus muſten ſie den Schluß machen, der König, von dem hier die Rede wäre, müſte ſo mächtig ſeyn, als noch nie einer auf Erden war. Und nun was ſollten ſie denken, wenn ſie in eine baufällige Hütte geführt wurden, **und da ein armes Kind mit ſeiner Mutter fanden.** Gewiß dem Zeugniſſe der Sinne, dem Urtheile der Welt, den Einſichten der Vernunft nach fanden ſie allda Nichts großes, Nichts königliches, Nichts, was ſie zu einer ſo weiten und beſchwerlichen Reiſe hätte bewegen können, Nichts, was ihnen zeitliche Vortheile hätte verheißen können. — Und dennoch ließen ſie ſich die unternommene Reiſe nicht gereuen, ließen ſich durch dieſes äuſſerlich niedrige Anſehen nicht ſtören: ſie erkannten Jeſum für denjenigen, den ſie geſucht hatten. Welch ein demüthig und unterwürfiger Glaube! denn ich frage nochmal: Worinn beſteht die Demuth, und Unterwerfung des Glaubens? Darinn, daß man, ſobald Ueberzeugung da iſt, daß Gott geredet habe, nicht einen Augenblick mehr forſche, nicht einen Augenblick mehr zweifle, ſondern der geoffenbarten Wahrheit den feſteſten Beyfall gebe, wenn gleich die Sinne noch nicht befriediget ſind; wenn gleich die Vernunft ihre Einſichten verſägt. Nun ſehen Sie m. GG. Dieſe Weiſen erblickten einen Stern, und ſie ſahen durch Erleuchtung Gottes ein, daß er einen neugebohrnen König der Juden bedeute, nicht nur einen irrdiſchen König, der durch die Gewalt ſeiner Waffen die Menſchen unterjochen, ſondern einen ſolchen, der die Welt beſſern, und die in derſelben herrſchend gewor-

de-

denen Unordnungen vertreiben würde. Dieſer Stern leuchtete ihnen treu und einförmig; und wenn er ſie auf eine Zeitlang verließ; ſo zeigte er ihnen doch bald ſein wohlthätiges Licht wieder. Sie konnten daraus ſicher ſchließen, daß es kein Irrlicht, ſondern ein von Gott zu ihrer Erleuchtung geſandtes Zeichen ſey. Ferner die Weiſung, die ihnen der lebloſe Stern gab, und die Ausſage der Schriftgelehrten zu Jeruſalem trafen mit einander pünktlich überein. Dieſe Schriftgelehrten ſagten aus: **In Bethlehem muß der Meſſias gebohren werden:** Denn ſo ſteht es in den Propheten geſchrieben. — Und eben dahin führte ſie auch der Stern. Sie waren alſo vor allem Betruge geſichert, ſie waren überzeugt, daß Gott zu ihnen rede. Nun mögte gleich der Stall, die Krippe, die Armuth des Kindes und ſeiner Mutter noch ſo empörende Eindrücke auf ihre Sinne machen; war es gleich gegen alle ihre Erfahrungen, daß je ein König ſo arm, ſo erniedrigt geweſen ſey; war es ihnen gleich nach den Einſichten ihrer Vernunft unbegreiflich, wie ein Kind, das ſo gering anzuſehen wäre, derjenige ſeyn ſollte, von dem die Welt ihr Heil zu erwarten hätte; ſo glaubten ſie dennoch feſt und ohne allen Wankelmuth, Jeſus ſey der große Erretter, den ihnen Gott angezeiget hätte. Sie glaubten, was ſie nicht ſahen, ja ſie glaubten, ob ihnen gleich ihr Geſicht etwas ganz anders zu bezeugen ſchien. Warum? Ich wiederhole es nochmal: Weil ſie überzeugt waren, daß Gott zu ihnen geredet hatte, und daß ſie dem Zeugniſſe Gottes Unterwerfung ſchuldig wären.

Welch ein herrliches Beyſpiel! Laſſet uns m. GG. glauben lernen, von dieſen Vätern des Glaubens, von dieſen hh. Weiſen, die wir als die Erſtlinge des berufenen Heydenthums ehren. Wenn Gott zu uns redet, ſo müſſen die Sinne ſchweigen. Wenn Gott zu uns redet, deſſen Verſtand unendlich höher als aller Menſchenverſtand iſt, ſo muß ſich der unſrige gefangen geben. Nun hat aber Gott zu uns geredet, und wir ſind durch ſo viele unwiderſprechliche Proben davon überzeugt. Nicht nur ein Stern leuchtet uns wie den Weiſen, nicht nur eine Prophezeyung iſt uns ausgeleget worden; ſondern das Evangelium zeichnet uns ſo viele Wunderwerke auf, die Jeſus gewirket, und wodurch er ſeine Gottheit bezeuget hat. Es deutet uns auf ſo viele Prophezeyungen, die an ihm ſind in Erfüllung gegangen. Es herrſchet in allen Schriften des neuen Bundes eine ganz göttliche Uebereinſtimmung. Und Gott hat die Fülle ſeines Geiſtes und aller ſeiner Gaben auf die Erde geſendet, um uns Menſchen zu erleuchten. Laſſet uns glauben, daß Jeſus der wahre Sohn des lebendigen Gottes iſt, ob er gleich von der Krippe an bis zum Kreuztode ſich erniedriget hat. Laſſet uns glauben alles, was die Lehre dieſes göttlichen Heilandes enthält, koſte es uns auch Verläugnung unſerer Sinne, und unſerer Begriffe, ſeyen auch Wahrheiten darunter, gegen die ſich unſer Auge empört, Wahrheiten, vor welchen unſere Vernunft ſtaunet.

Ich gehe weiter,

Zwey-

Zweyter Theil.

Die Verehrung, welche die drey hh. Morgenländer Chriſto bezeigten, hatte das erſte Merkmal eines ächten Glaubens, Demuth und Unterwerſung der Verſtandes unter den Gehorſam der göttlichen Offenbarung. Sie hatte auch das zweyte Merkmal an ſich — Eifer der Andacht.

Wenn man von der Wahrheit ſeines Glaubens überzeugt iſt, ſo muß ſich dieſe Ueberzeugung auch auf das Herz ergießen. Man muß den Wahrheiten, die dieſer Glaube vorträgt, den Offenbarungen, die uns die Majeſtät Gottes, die Unendlichkeit ſeiner Vollkommenheiten, beſonders die Größe ſeiner erſtaunlichen Liebe zu erkennen geben, würdige Anmuthungen des Herzens entſprechen laſſen. Dieß iſt eine unumgängliche Pflicht, welche aus dem Glauben fließt, von deren Erfüllung die hh. Weiſen uns ein herrliches Beyſpiel geben.

Sie fielen vor Jeſu nieder, und betheten ihn an, ſagt der heil. Text. Hier unterſcheidet er mit klaren Worten die **innere**, und die **äuſſere** Religionsübung. **Sie betheten ihn an**, dadurch wird die innere Religionsübung: **Sie fielen vor ihn nieder**, dadurch wird die äuſſere bezeichnet.

Sie betheten ihn an. Da ſie Jeſum gewiß für etwas mehr als für einen irrdiſchen König anſahen; ſo iſt auch hier unter dem Ausdrucke Anbethung nicht eine

profane

profane Verehrung, die man großen Monarchen zu bezeigen pflegte, ſondern eine wahre Gottgebührende Anbethung zu verſtehen; und geſetzt auch dieſe hh. Weiſen hätten vom Anfange, da ihnen der Stern erſchiene, und noch während ihrer Reiſe bis zur Krippe hin, Jeſum nicht für denjenigen erkennet, der er iſt; ſo iſt es doch die gründlichſte Behauptung, wenn man ſagt, Gott, der die ſeinen Gnadeneinſprechungen erwieſene Treue allemal mit neuen Gnaden vermöge ſeiner unendlichen Freygebigkeit belohnet, werde ihnen für die Redlichkeit, welche ſie ſeiner erſten Erleuchtung bezeigten, und für die auſſerordentlich herzhafte Entſchließung zu einer ſo weiten Reiſe, und für die Standhaftigkeit, mit welchen ſie ihre Reiſe bis zur Krippe fortſetzten, beym erſten Anblicke Jeſu ſeine Erleuchtung verdoppelt, und ihnen die Gottheit ſeines Sohnes zu erkennen gegeben haben. **Sie betheten ihn an**, dieß heißt alſo eben ſoviel, als: Ihr Herz war voll der tiefſten Ehrfurcht gegen die unter der Kindheit, und unter der Menſchheit verborgene Gottheit Jeſu; voll Empfindungen der Dankſagung gegen die ihnen verliehene Wohlthat der Erleuchtung; voller Entzündung über das Glück, ihre Reiſe, und ihr Streben nach Wahrheit ſo reichlich belohnt zu ſehen; voller Freude über die helle Erkenntniß der Wahrheit in Rückſicht auf die Finſterniſſe, in denen ſie zeither lebten; voller Liebe gegen Gott, der ſie ſo wunderbar führte, ſo augenſcheinlich begnadigte; voller Demüthigung gegen Gott, der ſie vor ſo vielen Tauſenden aus lauter Gnade auszeichnete; voller Zärtlichkeit gegen Jeſu; voll der ſehnlichſten Wünſche,

ſeine Erkenntniß allenthalben ausgebreitet zuſehen. **Sie bethete**n **ihn an.** Dieſe Anbethung drückten ſie auch noch durch äuſſerliche Zeichen aus. **Sie fielen vor ihm auf die Knye nieder.** Ob ſie gleich, wie es wahrſcheinlich iſt, Beherrſcher von Ländern, und Knyebeugungen von ihren Unterthanen anzunehmen gewohnt waren; ſo wuſten ſie doch, daß in Anſehung Gottes nicht der mindeſte Unterſchied zwiſchen ihnen und den geringſten Menſchen wäre. Ueberzeugt, daß ſie nichts, als Staub und Aſche wären, fielen ſie in den Staub nieder. Gerührt durch die große Wohlthat, die ihnen Gott bezeiget hatte, dachten ſie nicht, eine Knyebeugung wäre zu viel; ſondern ſie dachten, ſie könnten bey ihrer Unvermögenheit, gebührenden Dank abzuſtatten, weniger nicht thun, als ihr ganzes Weſen vor Gott vernichten, und ſich auf die Erde hinſtrecken. Sie bildeten ſich nicht ein, wie ſichs manche Chriſten einbilden, es müſte doch zwiſchen ihnen und gemeinen Leuten ein Unterſchied ſeyn, und wenn dieſe knyeten, ſo dörften ſie ſtehend ihre Andacht verrichten. Ganz durchdrungen von der verborgenen Gottheit Jeſu vergaſſen ſie Hoheit, Würde, Rang, Zepter, Kronen. **Sie fielen auf ihre Knye nieder.**

Laſſet uns m. GG. von dieſen wahren Anbethern Gottes Eifer der Andacht lernen. Sind wir überzeugt von der Wahrheit unſeres Glaubens, warum hat unſer Herz ſo wenig Antheil daran? Warum können wir ſo ungerührt und froſtig an die gröſten Geheimniſſe unſerer Religion denken? Warum können wir ſo

ohne

ohne alle Empfindung der Wahrheit anhören, daß der Sohn des ewigen Gottes für uns Mensch geworden ſey, und durch ein eben ſo ſchmerzliches als ſchmähliges Leiden die Verſöhnung für unſere Sünden vollbracht habe? Warum wird ſo wenig Andacht in uns rege, da wir dem großen Opfer beywohnen, welches auf unſeren Altären verrichtet wird, und welches, ſo wie es das wahre Fleiſch und Blut Chriſti enthält, alſo auch eine wahre und weſentliche Darſtellung des blutigen Kreuzopfers iſt, welches für aller Welt Sünden iſt vollbracht worden? Warum iſt unſer Gebeth ſo zerſtreut, und kalt? Sind denn Verſtand und Wille nicht mehr Kräfte einer und der nemlichen Seele? Wenn alſo unſer Verſtand überzeugt iſt, warum iſt das Herz nicht gerührt? Warum verſägt es ſeine Empfindungen? Oder — ſoll ich nicht vielmehr die gründliche Vermuthung ſchöpfen, auch die Ueberzeugung des Verſtandes ſey ſchwach — unſer Glaube ſey todt. Laſſet es mich im Tone der Beſtürzung ſagen: Ach! wie weit ſind wir davon entfernt, Anbether Gottes im Geiſte und in der Wahrheit zuſeyn? Ich ſage erſtens: Anbether im Geiſte, daß wir alle Geiſteskräfte anwendeten, um Gott ſeine gehörige Anbethung zu erweiſen; alle Aufmerkſamkeit, um die erhabenen Glaubenswahrheiten uns recht zu Gemüthe zu führen, und alle Kräfte des Willens, um uns durch dieſelbe durchzudringen, und zu würdigen Empfindungen bewegen zu laſſen — ich ſage zweytens: Anbether in der Wahrheit, daß wir unſere Religionsübungen nicht in einem blos äuſſerlichen Weſen beſtehen ließen, welches eben darum, daß es blos äuſſerlich iſt, Heucheley iſt. Nein! das

erſte, was Gott gebührt, iſt unſer Herz. In dieſem Herzen muß ſich die Wärme der Dankſagung, das Feuer der Liebe entzünden — und dann erſt müſſen ſich die innere Empfindungen auch durch äuſſerliche Zeichen ausdrücken, dem Beyſpiele der drey hh. Weiſen gemäß, von welchen der heil. Text ſagt: **Sie fielen vor ihm nieder.**

M. GG. Eine Religionsübung, die nur im äuſſerlichen beſteht, iſt keine gotteswürdige Verehrung: Im Gegentheil Gott nur innerlich anbethen, und dieſe Anbethung nicht auch äuſſerlich darthun wollen, iſt Eigenſinn, der die ſchädlichſten Folgen auf die Religion haben würde; oder beſſer zu reden, es iſt ein eitler Vorwand gewißer Menſchen, die Gott weder innerlich noch äuſſerlich anbethen; um aber dem Vorwurfe der Ruchloſigkeit auszuweichen, vorgeben, ihre Religion beſtünde im Herzen. Ich will indeſſen die Geſinnungen ſolcher Chriſten nicht weiter unterſuchen, noch die Nothwendigkeit des äuſſerlichen Gottesdienſtes aus dem Weſen der Sache ſelbſt beweiſen; weil dieſer Beweiß zu weitläufig ſeyn würde. — Genug, daß alle Beyſpiele von wahren Anbethern, welche in der göttlichen Schrift aufgezeichnet ſind, Meldung von einem äuſſerlichen Gottesdienſte thun. Elias beugte ſein Angeſicht ſo tief, daß es faſt die Knye erreichte, und bethete um Regen. Daniel öfnete täglich dreymal ſein Fenſter, wendete ſich gegen Jeruſalem hin, beugte die Knye, und bethete Gott an. Paulus ſaget ſelbſt von ſich: **Ich beuge meine Knye zu dem Vater meines Herrn Jeſu**

Chriſti, daß er euch nach dem Reichthume ſeiner Glory durch die Kraft ſeiner Gnade ſtärken möge, damit der innere Menſch in euch mehr und mehr zur Vollkommenheit wachſe. Das Beyſpiel der hh. Weiſen will ich nicht widerholen. Doch was ſage ich Paulus, Daniel, Elias, die hh. Könige? Jeſus ſelbſt fiel, um uns ein Beyſpiel zu geben, welche Ehrfurcht uns durchdringen müſſe, wenn wir zu Gott bethen. — Jeſus ſelbſt, ſage ich, fiel auf dem Oelberge auf ſein Angeſicht nieder, und bethete. Da ſchäme ſich alſo der Chriſt, der, indem er prahleriſch vorgiebt, ſeine Religion beſtehe im Herzen, zum Aergerniſſe ſeiner Brüder mit ausſchweifenden Blicken, mit frechen Geberden, und mit einer Leibesſtellung, die ſelbſt bey ſeinen weltlichen Beſuchen anſtändiger ſeyn würde, im Hauſe Gottes während der heiligſten Handlungen des Gottesdienſtes daſteht, und nicht den mindeſten Ausdruck der Andacht nicht einmal mit einer Miene blicken laßt. Er ſchäme ſich. — Was aber uns anbelangt, ſo möge das Aergerniß ſolcher gleichgültigen Chriſten keinen Eindruck auf uns machen. Laſſet uns innere Religionsübung mit deräuſſerlichen verbinden. Die innere fodert Gott, weil er das Herz anſieht; aber auch die äuſſere fodert er, und die Ehre ſeines Hauſes. Und geſetzt auch, was ich nie zugeben kann, die innere könne ohne der äuſſerlichen beſtehen; ſo fodert dennoch Gott auch dieſe, in ſofern ſie das Erweckungsmittel der Andacht unſerer Brüder iſt.

Ich ſchreite nun zum **Dritten Theile**, den ich ganz kurz behandeln will.

Der Glaube fodert Unterwerfung des Verſtandes; ſonſt iſt es kein Glaube. — Er fodert zweytens Eifer der Andacht; ſonſt iſt es kein gründlicher und ſtarker Glaube. Er fodert drittens Werkthätigkeit, ſonſt iſt es kein vollkommener und kein lebendiger Glaube. **Denn der Glaube, der keine Werke hat,** ſagt der heil. Apoſtel Jakobus, **iſt in ſich ſelbſten todt.** Nun ſage ich: der Glaube der hh. Weiſen hatte auch noch dieſes lezte Merkmal ſeiner Aechtheit.

Sie öfneten ihre Schätze, und opferten ihm Geſchenke, Gold, Weihrauch, und Myrrhen. Die meiſten hh. Väter ſind der Meinung, in der Auswahl dieſer Geſchenke liege ein beſonderes Geheimniß. Sie ſagen, dieſe hh. Morgenländer hätten Jeſu Weihrauch geopfert, als einem Gotte; weil die Räucherung ein bey dem feyerlichen Gottesdienſte allgemein hergebrachter Gebrauch war. — Gold als einem Könige; weil dieſes den Königen zum Tribut bezahlt zu werden pflegt. — Myrrhen endlich als einem Menſchen, der zwar ſterben, aber keine Verweſung leiden würde; weil die Myrrhen der Fäulung widerſtehen. Ich laſſe dieſe uralte Ausdeutung bey ihrem Werthe; ſage aber mit einem Worte: Die hh. Weiſen opferten die koſtbarſten Produkte ihrer Länder, das beſte, was ſie hatten, und dazu — ihr ganzes Herz. Sie gelobten Gott ihr ganzes

zes lebenlang zu dienen, ihm zu danken, ihn anzubethen — ihr Herz in Zuverſicht auf ewige und unvergängliche Güter von dieſer Erde loszureißen — ihr Fleiſch nach dem Beyſpiele Jeſu, den ſie in gröſter Niedrigkeit und Armuth angetroffen hatten, zu kreuzigen, und ſich von allem, was unordentlich, was Wolluſt iſt, zu enthalten.

Auch unſer Glaube m. GG. wenn er werkthätig ſeyn ſoll, muß Gott ſeine Opfer bringen, und zwar ſolche Opfer, welche Einfluß auf unſere Beſſerung haben. Der Glaube muß aus unſeren Werken wie aus einem Spiegel hervorglänzen. Man muß aus unſeren Werken abnehmen können, was wir innwendig glauben.

Glauben wir m. GG. daß Gott derjenige Herr iſt, dem wir allein dienen, und unſer ganzes Leben widmen müſſen; ſo dörfen wir nicht eiteln Menſchenruhm ſuchen, ſondern all unſer Thun und Laſſen muß von den Geſinnungen des frommen Königs David beſeelt ſeyn: **Herr nicht uns, nicht uns, ſondern deinem Namen gieb Ehre.**

Glauben wir, daß Gott derjenige Herr iſt, der uns alles, was wir beſitzen, verliehen hat; ſo müſſen wir ihm nicht nur dafür danken, ſondern müſſen ihm auch gewiße Opf r dafürbringen, und da er, wie David ſagt, aller unſerer Güter nicht bedarf, ſo müſſen wir ihm jene Opfer darbringen, die er ſelbſt vorgeſchrieben hat — wir müſſen gegen die Arme freygebig ſeyn.

Glauben wir, daß Gott einſt unſer überaus großer Lohn ſeyn wird; ſo dörfen wir unſer Herz nicht an irrdiſche Schätze heften, wir dörfen nicht durch Eigennutz und Geitz unſer Leben entweihen.

Glauben wir, daß wir durch Chriſtum geheiliget, daß wir durch die Taufe Glieder des Leibes Chriſti, und Tempel des heil. Geiſtes geworden ſind; ſo dörfen wir unſeren Leib nicht durch Unordnung der Wolluſt und Schwelgerey beflecken.

Glauben wir, daß Chriſtus durch Leiden uns erlöſet hat, und in ſeine Herrlichkeit eingegangen iſt, und daß auch wir, gleichwie uns der heil. Paulus ſagt, in ſo fern mit ihm werden verherrlichet werden, als wir mit ihm leiden; ſo müſſen wir bey allen unangenehmen Begebenheiten unſeres Lebens, in kleinen und großen Widerwärtigkeiten, bey allen Unbequemlichkeiten, die mit unſeren gewöhnlichen Geſchäften verbunden ſind, Geduld haben.

Glauben wir, daß Gott alles anordnet, daß er in ſeinen Anordnungen unendlich weiß iſt, und daß er bey allem, was uns auch widrig zu ſeyn ſcheint, unſere Wohlfahrt erzielt; ſo müſſen wir auf ihn vertrauen, und er mag uns zuſchicken was er immer will, ihm danken.

Glauben wir, daß ein aufrichtiges Gebeth nie unerhört bleibt, daß die Heilsmittel unſerer Religion, wenn man ſich gehörig dazu vorbereitet, ihre untrügliche

Wirkung haben; daß Gott denjenigen, welche Durſt und Verlangen nach ſeinem Worte haben, ſeine heilſamen Einſprechungen nie verſägt; ſo müſſen wir zuverſichtsvoll bethen, müſſen die Heilsmittel unſerer Religion öfters empfangen, müſſen ſein Wort begierig hören und betrachten.

Nun freilich ſind mit der Erfüllung aller dieſer Pflichten gewiße Beſchwerniſſe, Unbequemlichkeiten, Verleugnungen unſerer ſelbſt, Abtödungen, Leiden verbünden. Dieß ſind aber die Opfer, die wir Gott bringen müſſen, die der Glaube von uns fodert, wenn es anderſt ein lebendiger Glaube ſeyn ſoll.

Ich ſchließe die Rede.

O wie glücklich ſchätzten ſich die hh. Weiſen, nachdem ſie erleuchtet, zur Erkenntniß der Wahrheit und des wahren Gottes ſind geführt worden; nachdem ſie ihren Herrn und Heiland, ihren Erlöſer und Lehrer haben kennen gelernt? Wer kann die Freude ausdrücken, die ſie empfunden haben? Wer kann den Abſchied mit Worten beſchreiben, den ſie von Jeſu werden genommen haben? Wie viel tauſend Dank und Jubelſprüche werden ſie ihm nachgerufen haben? O Jeſu! werden ſie gerufen haben, dein Name ſoll ſtäts in unſerem Munde ertönen. Das Beyſpiel deiner Demuth ſoll ſtäts das Muſter unſeres Lebens ſeyn. Dir wollen wir leben und ſterben.

Wir aber m. GG. wir ſind nicht weniger erleuchtet, als dieſe hh. Weiſe: mögten wir doch die Würde unſeres Berufes erkennen, und von Zeit zu Zeit mehr angefeuert werden, demſelben nachzuleben!

Wahr iſt es, wir ſind ſchwache Menſchen, und tauſend Fehlern unterworfen. Mögten wir aber doch wenigſtens nach und nach unſere Fehler beſtreiten. Mögten wir doch wenigſtens nach und nach zur Tugend emporſteigen. Mögten wir doch wenigſtens nach und nach die Leidenſchaften überwinden, die die Hinderniſſe eines gottgefälligen Wandels ſind. Die Gnade, die Gott den morgenländiſchen Weiſen bezeiget hat, war groß — aber auch uns fehlt es nicht an Gnade. Nichts iſt alſo übrig, als daß wir ihre Treue gegen die Gnade nachahmen, um zu eben derſelben Seligkeit zu gelangen, zu welcher ſie gelanget ſind.

Auf das Feſt Mariä Lichtmeß.

Exaltauit humiles.

Gott hat die Demüthigen erhöhet. Luk. 1.

Den Willen Gottes erkennen, ſeine Wege beobachten, auf ſein Verhalten gegen die Menſchen, die je gelebt haben, aufmerkſam ſeyn, um ſich daraus Maasregeln zu ziehen, was ihm gefalle, oder misfalle, dieß war zu allen Zeiten das Geſchäft Mariä, dieß war der Geſichtspunkt, aus dem ſie die ganze göttliche Schrift überſah. Was ſich aber die heilige Jungfrau immer aus den heiligen Schriften zuſammenlas, was ſie aus allen Beyſpielen, die vom Anbeginne der Schöpfung darinn aufgezeichnet ſind, bemerkte, lief alles auf den Grundſatz hinaus: Gott hat ein beſonderes

Wohlgefallen an der Demuth: denn er hat es zu allen Zeiten recht augenſcheinlich an Tag gelegt, indem er allen wahrhaft Demüthigen die Erhöhung als einen eigenen Lohn beſchieden hat. Demuth war eben deswegen die Lieblingstugend Mariä, welche ſie mit ihrer jungfräulichen Reinigkeit zu verbinden ſich beſonders beſtrebte. Sie erndete aber auch bald die reichſten Früchte ihrer Tugend, ſie erfuhr es an ſich ſelbſt, wie wahr es ſey, daß der Herr die Demüthigen erhöhet; ſie iſt in Anſehung ihrer Demuth zu einer Würde, welche die höchſte iſt, zu welcher nur ein Menſch gelangen kann, zur Würde einer Gottes Mutter erhöhet worden. Fern war es aber von ihr, da ſie den Lohn ihrer Tugend erhalten hatte, das Verdienſt derſelben zu vermindern, und auf ihre Würde ſtolz zu werden; ſondern ſie dachte vielmehr = Da mich der Herr ohne meine Verdienſte aus lauter Gnade erhöhet hat; ſo muß ich in meinen Augen noch demüthiger werden, ich muß durch meine Erniedrigung ſeiner Gnade Zeugniß geben = und von dieſer Geſinnung legte ſie an dem Tage ihrer Reinigung, den wir heute feyern, die herrlichſte Probe ab. Aber auch Gott bekräftigte es bey derſelben Gelegenheit von neuem an Maria, was er ſchon zu allen Zeiten bewieſen hatte, daß er die Demuth mit Erhöhung kröne.

Laſſet uns heute m. GG. zu unſerer Erbauung eines wie das andere betrachten, wie ſich Maria verdemüthiget, wie Gott Mariam erhöhet habe.

Die Demuth Mariä wird uns zum Beyſpiele dienen. Ihre Erhöhung aber wird uns ein Beweggrund zur Nachahmung ihres Beyſpieles ſeyn.

Erſter Theil.

Demuth läßt ſich in doppelter Rückſicht betrachten, auf Gott, und auf Menſchen. Sich demüthigen in Rückſicht auf Gott, heißt ſich nie auf die von ihm empfangenen Gnaden etwas einbilden, und niemal glauben, man habe den Grad der Tugend erreicht, daß man keiner weiteren Vervollkommung bedörfe. Sich demüthigen in Rückſicht auf die Menſchen, heißt ſich niemal beſſer dünken, als andere Menſchen, und auch jene Vorzüge, die man wirklich hat, anderen nie zur Bewunderung aufdringen. In dem einem wie in dem anderen Verſtande zeigte Maria ihre Demuth, indem ſie die Reinigungzeremonien auf das genaueſte beobachtete.

Erſtlich in Rückſicht auf Gott.

Das Geſetz der Reinigung war gewiß ſeinem ganzen Innhalte nach ein demüthigendes Geſetz: denn es befahl, ein Weib ſollte nach der Geburt eines Knaben vierzig Tage für unrein gehalten werden, unter dieſen vierzig Tagen ſollte ſie die ſieben erſten von allem Umgange mit Menſchen, die übrigen drey und dreißig aber wenigſtens von dem Zugange zum Tempel ausgeſchloſſen ſeyn. Aus wie vielen Gründen hätte ſich Maria von dieſem Geſetze ausnehmen, hätte ſie nicht ihre Entſchuldigung ſelbſt aus dem Buchſtaben deſſelben her-

leiten

leiten können? Sie war Mutter und Jungfrau; ſie hatte ohne Begierlichkeit empfangen, und ohne Schmerzen gebohren. Sie iſt durch ihre Geburt nicht in mindeſten verunreiniget; im Gegentheil ſie iſt dem Geiſte und dem Leibe nach weit reiner geworden; alles war an ihr ſonderbar, und über die Geſetze der Natur erhaben. Wozu die Reinigung? Warum ſollte diejenige, welche den Welterlöſer gebohren, und der ganzen Welt Freude und Segen verkündiget hatte, von dem Umgange mit Menſchen ausgeſchloſſen, warum ſollte ihr, da ſie doch der lebendige Tempel Gottes war, vierzig ganze Tage lang der Zutritt zu dem Tempel verſaget ſeyn? Kurz dieſes Geſetz paſſete ſowohl ſeinem Buchſtaben als ſeinem Zwecke nach ganz und gar nicht auf Mariam. Indeſſen war es ein in den Büchern Moſis deutlich aufgezeichnetes Geſetz Gottes; und die Ehrfurcht Mariä gegen dasſelbe war viel zu groß, als daß ſie ſich zur Begünſtigung ihrer Freyheit eine Ausnahme davon erlauben ſollte. Es war ein Geſetz Gottes, eben desſelben Gottes, der ſie mit der Völle ſeiner Gnaden überſchüttet hatte, und Maria ſah wohl ein, daß Vorzüge, die ſie aus lauter Gnade von Gott empfangen hatte, ihr nicht zum Vorwande dienen könnten, ſich von dem Gott ſchuldigen Gehorſame aus eigener Macht loszuſagen. Es war ein Geſetz Gottes, und Maria erkannte, daß es das billigſte Geſetz ſey, und mithin auch ſie verbinde, wenn es auch keinen anderen Zweck hätte, als den Menſchen zu demüthigen. Es war ein Geſetz Gottes; und dieß war ihr ſchon genug: denn dem göttlichen Geſetze gehorchen, gereicht zur Ehre. Sie unterwarf ſich alſo

dem-

demſelben willig und mit Freuden; eben darum, weil ſie eine Demüthigung, die von Gott verordnet war, ſich nicht zur Schande rechnete; eben darum, weil ſie auf ihre Vorzüge nicht ſtolz war, und weil ſie in Ansehung der großen Gnaden, die ihr Gott verliehen hatte, ſich keineswegs von den Pflichten anderer Menſchen losgeſprochen, ſondern vielmehr durch eine neue Pflicht, Gott den demüthigſten Dank zu ſagen, verbunden achtete. Zudem bildete ſich Maria keineswegs ein, als hätte ſie ſchon den Grad der Vollkommenheit erreicht, daß ſie keiner weiteren Vervollkommung bedörfte. Ob gleich der Engel ſie die **Gnadenvolle** genannt, ob er ihr gleich geſagt hatte, Gott habe ſein Wohlgefallen an ihr gefunden; ſo wuſte ſie dennoch, daß der Gerechte ohne Unterlaß nach größerer Heiligung ſtreben, und zu dieſem Ende ſein ganzes Leben lang die Gebothe Gottes pünktlich zu befolgen fortfahren müſſe. Auch aus dieſem Grunde unterwarf ſie ſich dem Reinigungsgeſetze, ob ſie gleich die allerreineſte war; ſie unterwarf ſich dem Reinigungsgeſetze, ſage ich, eben darum, weil ſie von dem vermeſſenen Gedanken, als bedörfte ſie keiner Reinigung mehr, weit entfernt, mit einem Worte, weil ſie demüthig war.

O wie billig, ja wie nothwendig iſt es uns, m. GG. daß wir das Beyſpiel Mariä nachahmen, daß wir uns nie auf irgend einen Vorzug etwas einbilden, um uns Freyheiten gegen das göttliche Geſetz zu erlauben? Stolz war immer die leidige Quelle des Ungehorſams. Da jedes Geſetz eine Demüthigung

oder eine Einſchränkung unſerer Leidenſchaften mit ſich bringt; ſo empöret ſich der Stolz und die Eigenliebe dagegen. Laſſet den Menſchen einmal von ſich ſelbſt, von ſeinem Herkommen, von ſeiner Würde, ſeiner Wiſſenſchaft, ſeinem Reichthume, ſeiner Geſtalt eingenommen ſeyn; ſo wird er bald da, bald dort ſich Ausflüchte gegen das Evangelium erlauben. Alles, was nur immer demüthigend iſt, was der Leidenſchaft Schranken ſetzt, was der Bequemlichkeit zuwider iſt, was Nachgiebigkeit fodert, dieß iſt ſeiner Meinug nach kein Geſetz für ihn. Saget ihm, er ſoll ſeiner Hitze Einhalt thun; er ſoll ein erlittenes Unrecht vergeben, oder ein Unrecht, das er Jemand zugefüget hat, abbitten; er ſoll gegen die Fehler ſeines Nebenmenſchen Gelaſſenheit bezeigen; ſaget ihm er ſoll ſich abtöden, er ſoll ſeinem Wohleben Schranken ſetzen, er ſoll ein bußfertiges Leben führen: Saget einer weltlichgeſinnten Chriſtinn, ſie ſoll ihre Eitelkeit und ihren ausſchweifenden Putz einſchränken, und berufet euch gleichwohl auf die klaren Vorſchriften des Evangeliums; ihr Stolz wird es dennoch nicht zulaſſen, daß ſie von ihrer Pflicht überzeugt werden; ihre Eigenliebe wird auch den klärſten Buchſtaben des Geſetzes verdunkeln; ihre geblendete Vernunft wird die grundloſeſten Ausreden für noch ſo wichtig anſehen; ſelbſt das ehrwürdige, das kraftvolle Wort-Evangelium, wird keinen Eindruck auf ſie machen. Darum ſagt der Heiland: **Wenn dein Auge einfältig iſt, ſo wird dein ganzer Leib licht ſeyn. Wenn aber dein Auge ſchalkhaft iſt, ſo wird dein ganzer Leib finſter ſeyn.** Das einfältige Aug iſt hier nichts an-

ders,

ders, als die Einfalt des Herzens, die aus der Demuth entſpringt. Wenn dieſe den Menſchen beſeelt, ſo werden alle ſeine Handlungen gut ſeyn: denn er wird das Geſetz Gottes, welches die Richtſchnur derſelben iſt, ſtäts mit geraden und aufrichtigen Blicken anſehen; er wird ſeine Verbindlichkeit nach ihrem ganzen Umfange anerkennen, und ſich mit Verſtande und Herzen zur Erfüllung derſelben unterwerfen. Weſſen Auge aber ſchalkhafte iſt, das heißt, weſſen Herz aus Mangel der Demuth nicht einfältig iſt, der wird an dem klärſten Geſetze Dunkelheit und Zweydeutigkeit erblicken; er wird Einſchränkungen darinn zu finden glauben, die nicht darinn liegen; er wird jedes Geboth, welches ſeiner Leidenſchaft zuwider iſt, für unpaſſend erklären, und ſich nach ſeinem böſen Herzen Gründe zur Entſchuldigung erdichten. Wie nothwendig iſt es alſo, daß wir die Demuth Mariä nachahmen; da der einfältige Gehorſam gegen das Geſetz Gottes ganz und gar davon abhängt?

Insbeſonders aber laſſet uns die demüthigen Geſinnungen Mariä uns zum Muſter nehmen, damit wir nie von dem ſchädlichen Irrwahne eingenommen werden, als bedörften wir keiner Beſſerung mehr. Dieſe gebenedeyte unter allen Weibern, dieſe allerreineſte Jungfrau, dieſe jungfräuliche Mutter ſchämte ſich nicht ein Geſetz zu beobachten, welches ſie verband, nach einer vierzigtagigen Abſönderung in den Tempel zu gehen, und ſich mittels eines dargebrachten Opfers von der geſetzmäßigen Unreinigkeit befreyen zu laſſen. O wie viele

le Flecken kleben uns an? Welchen Fehlern ſind wir unterworfen? Wie oft machen wir uns vor Gott ſträflich? Und wie viel Urſache haben wir, uns von Zeit zu Zeit in dem Richterſtuhle der Buße anzuklagen? Wenn wir nun bey alle dem, daß wir ſo oft und unzähligmal fehlen, dennoch unſere Fehler nicht erkennen, uns nicht demüthigen, und nicht öfters zur Buße ſchreiten wollten, um uns von unſeren Sünden zu reinigen; was würde unverzeihlicher ſeyn, als dieſes? Wir haben bey unſerer ſtarken Neigung zur Sünde, und bey den Vorwürfen, die uns unſer Gewiſſen von unſeren Fehltritten macht, keinen anderen Troſtgrund, als dieſen, daß Gott uns zu vergeben, und uns aufzuhelfen bereit ſey, wenn wir uns vor ihm demüthigen, und in Zuverſicht auf den Beyſtand ſeiner Gnade Beſſerung geloben. Wie aber? wenn wir zu unſeren gehäuſten Fehltritten immer gleichgültig und träg zur Buße ſind, was bleibt uns alsdenn noch für ein Troſtgrund übrig? Dieß mögen ſich beſonders jene laue Seelen zur Warnung ſeyn laſſen, die in einer beſtändigen Unachtſamkeit auf ſich ſelbſt, in Verachtung muthwilliger läßlicher Sünden dahinleben, ſelten ihr Gewiſſen durchforſchen, ſelten zu dem heiligen Richterſtuhle der Buße und noch ſeltener mit wahrer Vorbereitung ſich begeben. Indem ſie ſich keiner groben und in die Augenfallender Laſter bewußt ſind; ſo bilden ſie ſich ein, ſie wären rein vor Gott: allein ſie ſind vielleicht ſchon wirklich aus dem Gnadenſtande gefallen; ſie ſind, ohne daß ſie es wiſſen, ein Gegenſtand des göttlichen Misfallens. Es paſſet ganz auf ſie, was der Geiſt Gottes einſt dem Biſchofe von

Laodizea durch den heil. Johannes ſagen ließ (Offenb. 3. K.) **Du biſt weder kalt noch warm. Du ſagſt, du wäreſt reich, und bedörfeſt niemand; du weiſt aber nicht, daß du elend, und erbärmlich, und arm, und blind, und nakt biſt. — Werde eifriger, und thue Buße.** Ja GG. nichts iſt für Menſchen, wie wir ſind, für gebrechliche, und dem manchfachen Betruge der Leidenſchaften ausgeſetzte Menſchen gefährlicher, als die Verwahrloſung des Gewiſſens, Vergeſſenheit unſerer Gebrechlichkeiten, und eine gewiße Genügſamkeit, vermöge welcher man ſich mit einer eingebildeten Sicherheit ſchmeichelt, und in der Bezähmung ſeiner Leidenſchaften, in der Berichtigung ſeines Gewiſſens, in der Ausbildung ſeiner Tugend weiter fortzugehen unterläßt. Die unvermeidliche Folge davon iſt, daß man eine Menge Leidenſchaften heget, einen gehäuften Unrath geheimer Fehler bey ſich überhand nehmen läßt, den Eifer zur Tugendübung allmählig verliert, und ſich der gröſten Heilsgefahr ausſetzt. Was iſt alſo übrig, als daß wir um dieſe Folge von uns abzuwenden, unermüdet in der Erforſchung unſeres Gewiſſens, in der Aufſpürung unſerer geheimen Fehler ſind; daß wir uns ſtäts als Sünder vor Gott demüthigen, und öfters das Heilsmittel der Buße gebrauchen; daß wir mit einem Worte keinem Wahne mehr widerſtehen, als jenem, wir wären rein, wir wären ſicher, unſer Leben wäre ſchon hinlänglich geordnet, wir bedörſten keiner Beſſerung mehr.

Laſſet uns weiter gehen. Ich habe gezeigt, wie ſich Maria vor Gott gedemüthiget habe, indem ſie aus Ehrfurcht gegen ſein Geſetz, der vielen Gründe ſich davon auszunehmen, ungeachtet, daſſelbe pünktlich beobachtete, und, obwohl ſie das Zeugniß eines Engels für ſich hatte, daß ſie die Gnadevolle ſey, dennoch die Reinigung nöthig zu haben glaubte. Ich will nun auch zeigen, wie ſich Maria vor den Menſchen demüthigte. Vor Menſchen ſich demüthigen heißt, ſich nicht beſſer dünken, als Andere, und auch jene Vorzüge, die man wirklich hat, Anderen nicht zur Bewunderung aufdringen. Nun betrachten Sie Mariam. Nachdem ſie die Tage der Reinigung genau erfüllet hatte, ſtellet ſie ſich in dem Tempel, ſie ſtellet ſich unter den Haufen gemeiner Weiber, und zeichnet ſich nicht durch das mindeſte vor ihnen aus, ſie behauptet keinen abgeſönderten Platz, keinen Vorgang, ſie äuſſert nicht den mindeſten Widerwillen, ſie ſteht da in der gröſten Gelaſſenheit, Ungezwungenheit und Stille, und wartet, bis die Ordnung zu opfern an ſie kömmt. Mit einem Worte, wer nicht von dem Geheimniſſe, das in ihr vorgegangen war, einen beſonderen Unterricht empfangen hatte, der muſte ſie für ein gemeines Weib anſehen, weil er nichts auszeichnendes an ihr wahrnahm. Dieſe Herablaſſung, wodurch ſie ihre Jungfrauſchaft verbarg, war um ſo mehr zu bewundern, da ſie die Zierde einer unverletzten Reinigkeit über alles ſchätzte, und ſelbſt dem Engel Gottes, der ihr die Mutterſchaft des Meſſias ankündigte, die Einwendung gemacht hatte, daß ſie keinen Mann erkenne. Allein eben dieſer Umſtand ſetzt

ihre Demuth in das helleſte Licht. Sie wollte eine Jungfrau ſeyn, und verbleiben; darum weigerte ſie ſich ſo lange in die Annehmung der Mutterwürde zu willigen, bis ſie die Verſicherung erhielt, daß es ohne Verletzung ihrer Jungfrauſchaft geſchehen würde. Da ſie aber Mutter geworden, und dabey Jungfrau verblieben war, wollte ſie ihren Ruhm eben nicht den Menſchen zur Bewunderung aufdringen, ſie verbarg ihr Geheimniß, und zufrieden mit ihrem verborgenen Schatze, wollte ſie lieber für eine der gemeinen Weiber angeſehen werden, als durch eine voreilige Offenbarung ihres Vorzuges das Verdienſt der Demuth verlieren. Wie beſchämend iſt dieſes Beyſpiel der tiefſten Herablaſſung Mariä für uns?

Maria ſtellte ſich unter die gemeinen Weiber, ſie, die nicht nur über Menſchen, ſondern ſelbſt über Engel erhaben war, die ſelbſt nach dem Zeugniſſe eines Geſandten Gottes **die gebenedeyte unter allen Weibern war.** O wie viele giebt es unter den Menſchen, welche ſich einbilden beſſer zu ſeyn als andere? Aus welchem Grunde? Wegen natürlichen Vorzügen? Allein was hat der Menſch, frage ich mit dem heil. Paulus, das er nicht empfangen hätte? Hat er aber alles empfangen, warum rühmt er ſich, als ob er es nicht empfangen hätte? Der Rechte, die den Menſchen in Anſehung ihrer Vorzüge von Gott und von der Welt eingeräumt ſind, mögen ſie ſich immer mit Mäßigung bedienen; aber das Recht andere zu verachten, zu verſpotten, zu unterdrücken, ſklaviſch und nach blinder

Will=

Willkür zu behandeln, wer hat ihnen dieſes jemal eingeräumt? Von Natur ſind wir alle einander gleich, und wenn je Einer von Gott dem Ausſpänder der Gaben etwas vor Anderen voraus empfangen hat; ſo darf er dieſes nicht anders als für eine Gnade anſehen, und er muß es nicht nur mit ſtätem Danke gegen Gott gebrauchen, ſondern auch nach der Abſicht Gottes, ſtatt ſich gegen ſeine Nebenmenſchen zu erheben, ſich vielmehr ihnen nützlich zu erweiſen ſuchen. — Oder ſind es vielleicht übernatürliche Vorzüge, auf die ſich jemand etwas vor anderen einbilden könnte? — weil er frömmer, weil er tugendhafter iſt, als andere — wie jener Phariſäer in dem Evangelium öffentlich in dem Tempel Gott dankte, daß er nicht wie andere Menſchen ſey? Allein übernatürliche Vorzüge ſind es noch weniger, auf die wir ſtolz ſeyn, und uns über andere erheben könnten; theils weil ſie unſere natürliche Kräfte überſteigen; theils weil ſie immer mit einer heilſamen Ungewißheit verbunden ſind. Da ſie unſere natürliche Kräfte überſteigen, ſo müſſen wir nothwendigerweiſe einen höheren Geber und Ausſpänder davon erkennen, und mithin ihm allein, nicht uns die Ehre geben. Da ſie noch dazu mit einer Ungewißheit verbunden ſind, ſo können wir nicht einmal mit Zuverläßigkeit behaupten, daß wir ſie beſitzen, noch weniger, daß wir ſie zu allen Zeiten behalten werden. Wer von uns kann mit Gewißheit ſagen, er befinde ſich in der Gnade Gottes, und ſeine Tugenden hätten alle Eigenſchaften einer vor Gott gültigen Tugend? Wer von uns hat jemal ein Zeugniß erhalten, ſo wie es Maria von dem Engel

empfangen hat, der ſie verſicherte, ſie habe Gnade bey Gott gefunden, der Herr ſey mit ihr? Wie mancher bildet ſich vielleicht ein, gerecht zu ſeyn, da er es nicht iſt? Und wie oft geht jene evangeliſche Parabel von dem Phariſäer und Zöllner in Erfüllung? Wie oft geſchieht es, daß ein verachteter Sünder zur Buße ſich bekehrt, da indeſſen ein aus Hochmuth von ſeinen Tugenden eingenommener Menſch in ſeinem elenden Betruge fortlebt? Aus keinem Grunde alſo können wir uns über unſere Mitmenſchen erheben.

Wir dörfen uns aber nicht nur über andere nicht erheben; ſondern es iſt auch der chriſtlichen Demuth zuwider, daß wir von Anderen Bewunderung unſerer Vorzüge erwarten, und dem Menſchenlobe nachjagen. Maria verbarg den Vorzug ihrer unverletzten Jungfrauſchaft durch das tiefſte Stillſchweigen, weil Sie zufrieden war, eine Jungfrau zu ſeyn, ob ſie gleich von den Menſchen nicht dafür gehalten wurde. So ſollte auch unſere Bemühung vorzüglich darauf ausgehen, daß wir die Tugend wirklich erwerben, und vervollkommen: ob uns die Menſchen deshalben loben und bewundern, dieß ſollte unſere letzte Sorge ſeyn: denn eine Tugend bleibt bey alle dem, daß ſie unbekannt iſt, dennoch eine wahre Tugend; hingegen das Streben nach Lob und Beyfall bringt ſie um ihren Werth, und um ihren Lohn. Wahrlich ſagt der Heiland von denen, die Allmoſen geben, nur um von den Menſchen geſehen zu werden: Sie haben ihren Lohn ſchon erhalten, ſie haben mithin keinen mehr zu gewarten. Wahr iſt es zwar: nach der

Lehre deſſelben Heilandes ſollen unſere Werke öffentlich leuchten, und um Andere zur Nacheiferung erwecken zu können, kundbar werden; aber wir dörfen doch nicht ſelbſt Lobſprecher unſerer Tugenden abgeben, wir dörfen nach dem Ausdrucke des Evangeliums nicht vor uns in Poſaunen blaſen; ſondern wir müſſen in der Stille und in verborgener Abſicht thun, was wir zu thun ſchuldig ſind, und es unſeren Mitmenſchen ſelbſt überlaſſen, das Gute, wenn etwas an uns iſt, zu bemerken, und zu ihrer Erbauung zu benutzen.

Wenn es aber ein Fehler iſt, Tugenden, die man auch wirklich beſitzet, Anderen zur Bewunderung aufdringen; wie groß iſt jener Fehler, wenn man um die Wahrheit der Tugend ganz unbekümmert, nur um den Schein derſelben ſich bewirbt? Und iſt vielleicht dieſer Fehler ſo ganz ſelten unter uns? O wie viele giebt es, die für Jungfrauen wollen angeſehen werden, da ſie doch bey weiten nicht jene Wachſamkeit und Behutſamkeit anwenden, welche nöthig iſt, das Kleinod der Unſchuld zu bewahren; da ſie vielmehr allen Gelegenheiten, bey welchen ihre Tugend Gefahr läuft, ſich blos ſtellen? O welcher Abſtand zwiſchen dieſen, und zwiſchen Maria? — Welcher Abſtand zwiſchen Menſchen, die ſtolz ſind ohne Tugend, und Maria, die bey der reinſten Tugend demüthig war? O laſſet uns doch unſere Größe nicht in dem Urtheile der Menſchen ſuchen: denn die Größe, die nur von den Menſchen abgemeſſen wird, iſt eitel. Laſſet uns nicht darauf ausgehen, daß man mit Fingern auf uns deute, daß man ſage: Sehet: dieß iſt der gottsfürchtige Hausvater, dieß iſt der liebvolle Menſchenfreund, dieß iſt das

friedfertige Weib, dieß iſt die ſchamhafte Jungfrau, dieß iſt die andächtige Wittwe; ſondern laſſet uns vor allem beſtreben, daß wir wahrhaft tugendhaft ſind, und mit dem demüthigen Zeugniſſe unſeres Gewiſſens uns vor Gott beruhigen können.

Vernehmen Sie nun auch, wie Gott Mariam bey derſelben Gelegenheit erhöhet habe, damit Sie von der Wahrheit, daß Gott die Demüthigen erhöhe, von neuem überzeugt, um ſo mehr Antrieb zur Ausübung dieſer Tugend verſpüren mögen.

Zweyter Theil.

Die Darſtellung Jeſu in dem Tempel war der eigentliche Zeitpunkt ſeiner feyerlichen Offenbarung in Iſrael. Er offenbarte ſich zwar ſchon bey ſeiner Geburt; aber nur in dem kleinen Landſtädtlein Bethlehem, nur einigen geringen und armen Hirten. Er offenbarte ſich auch den Weiſen aus Morgenland; allein dieſe Offenbarung nutzte den Juden nur in ſofern, als durch dieſe Fremdlinge das Gerücht in Jeruſalem verbreitet wurde, daß ein Judenkönig gebohren ſey. Heute aber wurde er in Jeruſalem, der Hauptſtadt in Judenland, und in dem Tempel, dem Orte der Verſammlung des ganzen Volkes dargeſtellt, und er wurde unter den herrlichſten Umſtänden geoffenbaret. Da nach dem Zeugniſſe des heil. Textes viele, die auf die Erlöſung Iſraels warteten, zugegen waren, ſo traten zween von dem heil. Geiſte erfüllte Zeugen auf; Zeugen, die ihrer Gottſelig-

keit

keit wegen bey dem ganzen Volke berühmt, und unver. werflich waren, Simeon und Anna — Simeon, von dem der heil. Text ſagt. **Er war gerecht und gottesfürchtig, und wartete auf den Troſt Iſraels, und der heil. Geiſt war in ihm.** — Anna, welche an demſelben Orte das Zeugniß erhält, **daß ſie nicht aus dem Tempel kam, ſondern im Bethen und Faſten Tag und Nacht Gott diente,** und in dieſem gottſeligen Lebenswandel ein und achtzig Jahre erreicht hatte. Dieſe zween traten auf, und verkündigten öffentlich, daß Jeſus der Sohn Mariä, der ſeit Jahrtauſenden erwartete Meſſias ſey. Simeon beſang ſeine Einführung in den Tempel mit einem anmüthigen Lobgeſange, und verlangte nun, nachdem er das Glück hatte, den Heiland mit ſeinen Augen zu ſehen, nichts anders mehr, als im Frieden aus dieſer Welt zu ſcheiden. Anna redete gleichfalls viel von ihm zu allen, die auf die Erlöſung Iſraels warteten. — Dieß war alſo der Zeitpunkt der feyerlichen Offenbarung Jeſu. War es aber der Zeitpunkt der Offenbarung Jeſu; ſo war es zugleich auch der Zeitpunkt der Offenbarung Mariä: denn die Ehre der Mutter war von der Ehre des Sohnes unzertrennlich. Er fuhr das Volk, daß es an dem Sohne Mariä ſeinen Meſſias zu verehren hatte, ſo konnte es auch gegen ſeine Mutter nicht gleichgültig ſeyn. O welche Segenswünſche werden nicht fromme Seelen ausgeſchüttet haben? Ich werde nicht irren, wenn ich ſage: Es werden einige ausgerufen haben, wie ehmals die Inwohner Bethuliens zu der Judith = Du biſt Ehre Jeruſalems, du biſt die

Freude Iſraels, die Herrlichkeit unſeres Volkes — und die von der Zunſt Juda = du biſt die Ehre unſeres Stammes — Andere, wie jenes Weib im Evangelium: **Selig biſt du, die du das Glück gehabt haſt, dieſes gottſelige Kind** in deinem Leibe zu tragen: ſelig biſt du, die du es mit deinen Brüſten ſäugeſt. Die Weiber, die ſie noch nicht gekennet hatten, werden ausgerufen haben, wie die entzückte Eliſabeth: Wie kömmt es, daß ſich die Mutter des Herrn unter uns mengt? — und jene, die ſie ſchon von Jugend auf kennten. Sehet die Früchte der Tugend. Sehet dieſe hat ſich von Jugend an dem Dienſte Gottes gewidmet, darum iſt ſie auch die Einzige aus allen, die Gott auserſehen hat, den Meſſias zu gebähren. — Kurz es iſt offenbar geworden, daß ihr Sohn der erwartete Erretter Iſraels ſey. Welche Ehre für ſie?

Sehen Sie GG. dieß war die Erhöhung, die augenblicklich auf ihr Demüthigung erfolgte. Eben die Stunde ihrer Demüthigung war alſo die Stunde ihrer Erhöhung. Maria mengte ſich unter die gemeinen Weiber: Gott richtete aller Augen auf ſie. Maria ſchwieg zu ihrer geheimnißvollen Vorzügen ſtill: Gott aber ſendete Zeugen, die das Lob ihres Sohnes und auch das ihrige verkündigten. — So wahr iſt es: **Gott erhöhet die Demüthigen.** — Und wer zweifelt noch daran? Wie viele Proben bewähren nicht dieſe Wahrheit? Gott hat die Demüthigen erhöht, ſprach Maria. Wer waren dieſe Demüthigen, an welche da Maria dachte? Moſes, Joſeph, David und unzählige Andere

waren

waren es. Alle dieſe waren demüthig, und ſie ſind erhöhet worden. — Und wie wunderbar ſind ſie nicht erhöhet worden? Moſes, dem an dem Hofe des Pharao alle Ehrenſtellen offen ſtunden, der, wenn er nun gewollt hätte, für einen Sohn der Königstochter konnte angeſehen werden, der aber wie Paulus ſagt, (Hebr. 11.) lieber mit ſeinem Volke Schmache leiden, als an dem Reichthume der Egyptier theil haben wollte, dieſer, gerade dieſer Moſes ward von Gott auserſehen, ſein Volk zu regieren, und an der Spitze eines unzählbaren Heeres zu ſtehen. — Joſeph ſaß im Kerker viele Jahre lang, verlaſſen von allen, vergeſſen von ſeinen eigenen Freunden auf das tiefeſte gedemüthiget. Auf einmal, da der König von Egypten einen Traum wollte enträthſelt haben, Niemand aber im ſtande war, ſeine Bedeutung zu errathen, erinnert ſich der Mundſchenk am Hofe an ihn: Ich kenne einen Menſchen, ſagt er, der geſchickt iſt, Träume auszulegen — Wer iſt dieſer? — Er ſchmachtet im Kerker — Joſeph heißt er — Joſeph wird beſchickt. Es werden ihm die Ketten abgelößt. Er kömmt nach Hofe, und legt den Traum des Königs aus. — Sogleich wird er Mitbeherrſcher Egyptens. — Nathan der Prophet ward in das Haus des Iſai geſandt, um aus ſeinen Söhnen den König von Iſrael zu wählen. Iſai führte ihm alle ſeine Söhne vor. Keiner aus allen dieſen war es, den der Herr gewählt hatte. Haſt du keinen Sohn mehr, fragte der Prophet. Noch einen ganz kleinen, antwortete der Vater, er weidet die Schafe. — Laß ihn kommen. — David kömmt, und er der jüngſte, der verachteſte unter ſeinen Brüdern wird zum König geſalbet.

O! wer ſoll, wenn er dieſe Wunder der Vorſicht, dieſe unausforſchlichen Rathſchlüſſe Gottes betrachtet; betrachtet, wie Gott zu allen Zeiten die Blicke ſeines Wohlgefallens auf die Demüthige geworfen hat, wer ſoll nicht in Demuth auf Gott harren, und gerade dieſen einzigen Weg für den gebahnten anſehen, um nicht nur zur Tugend und zur Gnade Gottes, ſondern auch ſeinem zeitlichen Glüke, zur Verſorgung, zur zeitlichen Wohlfahrt zu gelangen? O wie betriegen ſich die Menſchen, die einen anderen Weg gehen? Manche junge Chriſtinn denkt, ſie werde ſich durch Ueppigkeit und ausſchweifenden Putz in der Welt emporbringen; allein dieß zieht ihr vielleicht eine fürübergehende Bewunderung, am Ende aber Verachtung zu. Wie viel beſſer würde ſie berathen ſeyn, wenn ſie ihre Zierde in der Eingezogenheit und Arbeitſamkeit ſuchte? — Mancher junge Haushälter, ſchwingt ſich über ſeinen Stand empor, fängt ſein Hausweſen mit prahleriſchen Anſtalten an, wählt niedrige, ungerechte Wege, um reich zu werden. Allein Wohlleben wird ſeinen ungerechten Gewinn verſchlingen, ſein Kredit wird ſinken, ſein Haushalten wird zurückgehen, der Sturz wird das Ende ſeines Uebermuthes ſeyn. Wie viel beſſer würde ihm gerathen ſeyn, wenn er in die Gränzen ſeines Standes zurückträte? Billigkeit mit Dienſtfertigkeit und Betriebſamkeit verbunden, würde ihm wo nicht auf einmal, doch wenigſtens nach und nach zu einem guten — Vermögensſtande emporhelfen. Mancher junge Menſch glaubt ſich dadurch zu empfehlen, daß er Anderen mit Gewalt ſein Wiſſen und ſeine Talente aufdringt; daß er überall darein redet, ſich einen Entſcheidungston

anmaßt, und rechthaberiſch iſt. Allein dieß erweckt gerade ein Vorurtheil wider ihn. — Mit einem Worte: Beſcheidenheit, kluges Stillſchweigen, Eingezogenheit, ſtandesmäßige Einſchränkung, lauter Zweige der Demuth, ſind das ſicherſte Mittel ſich auch zeitlich glücklich zu machen. Die Wahrheit: Demuth bahnt den Weg zur Erhöhung: iſt durch die Schrift, durch Vernunft und Erfahrung erprobet. Laßt uns alſo Demuth lernen, und nie keine Zeit aufhören, dem uns angebohrnen Stolze zu widerſtehen. Selbſt unſer zeitliches Glück hängt davon ab. Doch was ſage ich: unſer zeitliches Glück? Iſt dieß nicht allein ſchon Beweggrund genug? Unſer ewige Glückſeligkeit hängt davon ab. Amen.

Auf das Feſt Mariä Lichtmeß.

Poſtquam impleti ſunt dies purgationis Mariae ſecundum legem Moſis, tulerunt illum in Ieruſalem, vt ſiſterent eum Domino.

Als die Tage ihrer Reinigung nach dem Geſetze Moſis erfüllet waren, brachte ſie ihn nach Jeruſalem, damit ſie ihn dem Herrn darſtellten. Luc. 2.

Wiewohl die Darſtellung Jeſu in dem Tempel nach dem Buchſtaben des heil. Textes nur allein ſeinen Aeltern und forderſamſt Mariä zugeſchrieben wird, weil das göttliche Kind ſich noch im Stande der Unmündigkeit befand: ſo war dennoch ohne allem Zweifel ſeine

freye

freye Einwilligung dabey; und man muß um den Umfang des ganzen Geheimniſſes, ſo wie auch der Sittenlehre, die darinn liegt, zu faſſen, die Handlung Jeſu von der Handlung Mariä unterſcheiden. Jeſus läßt ſich aufopfern. Maria opfert ihn, und erfüllet zugleich die Pflichten, die Mütter im alten Bunde zu erfüllen hatten. Das eine, wie das andere geſchah dem Geſetze Moſis gemäß, welches ſowohl verordnete, daß jede Erſtgeburt dem Allerhöchſten in dem Tempel dargebracht werden, als auch, daß jede Mutter, die einen Knaben brachte, vierzig Tage in der Reinigung zubringen, und dann ein jähriges Lamm, oder wenn ſie arm wäre, ein paar Tauben zum Opfer geben ſollte. Wir haben alſo hier ein zweyfaches Beyſpiel des Gehorſams. Jeſus, der höher, als das Geſetz war, gehorſamet demſelben. Maria hingegen gehorſamet einem Geſetze, welches nach ſeinem Buchſtaben betrachtet, ſie bey den Umſtänden ihrer Mutterſchaft gar nichts angieng.

Es war alſo das eine, wie das andere Beyſpiel des Gehorſams ſehr ſonderbar. Das erſte wegen der Erhabenheit der Perſon, welche ſich dem Geſetze unterwarf, nemlich des Gottmenſchen. Das zweyte wegen der Einfalt und Redlichkeit, mit welcher ſich Maria unterwarf. Das erſte zeiget uns die Pflicht zu gehorſamen überhaupt, und ganz beſonders in Rückſicht auf den Chriſten: das zweyte aber macht die elenden Ausflüchte zu ſchanden, welche manche Chriſten gegen ihre unumgängliche Pflichten nehmen.

Erſter Theil.

Ein Geſetz, damit es verbinde, ſodert nothwendig Untergebene. Da alſo unſer Erlöſer als Gottmenſch kein Untergebener, ſondern vielmehr Herr des Geſetzes war, ſo hatte es in Anſehung ſeiner auch keine Verbindlichkeit — und es geſchah mithin nicht aus Abhängigkeit, ſondern aus freyem Willen, wenn er ſich heute nach dem Befehl Moſis im Tempel darſtellen ließ. Er befolgte ja auch das Geſetz des Sabaths, und doch erklärte er den Phariſäern bey dem heil. Markus ganz frey, ſie mögten ihn nicht für einen gemeinen Iſraeliten anſehen, der aus Pflicht und Schuldigkeit das Joch des Geſetzes trüge; ſondern er ſey der Herr des Sabaths (Mark. II. 28.) Warum gehorſamte er alſo, da er doch nicht zum Gehorſame verbunden war? Dieſe Frage iſt einerley mit jener: Warum iſt er Menſch geworden, und hat eine Knechtsgeſtalt angenommen, da er Gott war? Die Antwort iſt alſo auf eine, wie auf die andere Frage eben dieſelbe: Er wollte der Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen ſeyn. So wie aber das Amt eines Mittlers von ihm foderte, zugleich auf die Ehre Gottes — und auf das Heil der Menſchen Rückſicht zu nehmen; ſo gehorſamte er auch aus einer zweyfachen Abſicht; dem Geſetze, dem er nicht unterworfen war; erſtlich, um dem Geſetze Gottes ein neues Anſehen zu verſchaffen, zweytens um uns von den Uebertrettungen des Geſetzes, und dem dadurch verwirkten Fluche zu erlöſen.

Gott wuſte zwar vom Anfange ſeinem Geſetze Anſehen genug zu geben; indem er es den Menſchen

ſchen mit einem Nachdrucke einſchärfte, der an ſich hinlänglich war, ſie von der Uebertrettung desſelben abzuſchrecken: allein es hatte nicht die erwünſchten Wirkungen. Wie gemeſſen war nicht das allererſte Geboth, welches unſerem Stammvater gegeben wurde? **An welchem Tage du** (von der verbothenen Frucht) **eſſen wirſt, ſollſt du des Todes ſterben.** Sollte man nicht glauben, da er nur erſt zu leben, und die ſüßeſten Früchte der Schöpfung zu genießen angefangen hatte, ſo ſey nichts geſchikter und zureichender geweſen, ihn in Schranken zu halten, als die Todesfurcht? Dennoch er, der erſte Menſch, übertrat das erſte Geſetz Gottes ſchon in den erſten Tagen ſeines Lebens — Da aber durch dieſen Ungehorſam der Tod mit einem ganzen Heere von Uebeln, mit der Blindheit des Verſtandes und dem Verderbniſſe des Herzens in die Welt eingieng, was war nun erſt von den Nachkömmlingen zu erwarten? Ueberhandnehmende Laſter vertilgten beynahe das Geſetz, welches Gott in die Herzen der Menſchen eingeſchrieben hatte. Die Menſchen lebten wie Paulus ſagt, in der Welt **ohne Geſetz**, ohne Kenntniß des Geſetzes. Und da ſogar Abgötterey den gröſten Theil des Erdbodens überſchwemmte, da der wahre Gott, der Urheber des Geſetzes ſelbſt nicht mehr gekannt, nicht mehr gefürchtet wurde, müſte nicht Gehorſam ein Unding werden? — Freilich erhielt Gott noch immer den Samen das Rechtglaubens und der Tugend auf dem Erdboden. Mitten unter dem allgemein gewordenen Verderben war ein gerechter Noe vorhanden, der Gott fürchtete, und ſeinem Geſetze treu blieb. Nach-

her

her lebte ein Abraham dieſes Muſter der Treue und des Gehorſams, der kein Bedenken trug, auf Befehl Gottes ſeinen eigenen Sohn zum Schlachtopfer zu bereiten. Aus dieſem lezteren erwekte auch Gott ein Volk, welches durch ſeinen Segen ſich gleich dem Sande des Meeres vervielfältigte. Er gab ihm ein beſonderes deutlich aufgezeichnetes Geſetz durch Moſen, — verband es durch tauſend Wohlthaten, und Gunſtbezeigungen, erwartete aber auch von ihm, daß es dem Gehorſame ſeines Stammvaters nachahmen, und den Ruhm eines auserwählten treuen Volkes vor ſo vielen anderen ungläubigen Nazionen des Erdbodens behaupten ſollte. Demungeachtet artete auch dieſes aus. Wie häufig ſind nicht die Klagen in der Schrift über den Ungehorſam dieſes Volkes? Bey dem Iſaias ſagt Gott: **Ich habe den ganzen Tag meine Hände ausgeſtreckt zu einem ungläubigen und widerſprechenden Volke.** Und zu dem Ezechiel ſprach er: **Ich ſende dich zu den Kindern Iſrael, zu einem abtrinnig halsſtärrigen und ungezähmten Volke?** Ungehorſam war alſo von Anbeginne durch alle Zeiten hindurch das gemeine Laſter, wodurch ſich die Menſchen die Ungnade Gottes und die gerechteſten Strafen zuzogen. Freilich behielten die Kinder Iſrael bey alle ihrem Undanke noch das äuſſerliche Gepränge des Gottesdienſtes bey, ſie feyerten ihre Feſttäge, ſie ſchlachteten Opferthiere. — Was konnte ihnen aber alles dieſes nutzen, und wie konnten ihre Opfer Gott angenehm ſeyn, indem ſie dadurch dem Herzen nach nicht beſſer geworden ſind? Sie ſündigten und opferten, — ſie ſündigten wieder und opfer-

ten

ten wieder, ſie häuften Miſſethaten auf Miſſethaten, und Opfer auf Opfer. D. i. ſie hörten nie auf denjenigen Gott zu läſtern, und durch ihren Ungehorſam zu beleidigen, den ſie gleichwohl mit dem Munde und äuſſerliche Erſcheinungen des Gottesdienſtes bekenneten, und verehrten. Was war billiger, als daß ihnen Gott widerholtermal durch ſeinen Propheten ſagen ließ: er hätte kein Gefallen mehr an ihren Opfern, er haſſete ihre Feyerlichkeiten, er brauchte ihre Schafe nicht, ihre Rauchwerke ſeyen ihm ein Gräul, Gehorſam wolle er und nicht Schlachtopfer. Was war aber auch bey allen dieſen Gräule des Ungehorſams, bey ſo vielfältigen Beleidigungen der Majeſtät Gottes, und bey den eiteln Verſuchen der Menſchen ſie zu verſöhnen, noch übrig. Woran ſtehen wir izt mit unſeren Gedanken? Im Falle, daß Gott dem ungeachtet das Menſchengeſchlecht nicht verwerfen wollte, war nichts mehr übrig, als daß ein höherer Mittler aufträte, welcher der verlezten Ehre Gottes Erſtattung und Genugthuung leiſtete, der dem ſo tauſendmal übertrettenen Geſetze Gottes gleichſam neues Anſehen verſchafte, der die Menſchen gehorſamen lehrte. Dieſen Mittler führte David ſchon vorlängſt (in 39. Pſ.) mit folgenden Worten zu Gott redend ein. **Du haſt keine Schlacht noch Speisopfer gewollt. Du haſt keine Brandopfer für die Sünde gefodert. Darum ſprach ich: Siehe ich komme. In dem ganzen Buche ſteht von mir geſchrieben, daß ich deinen Willen vollziehe. Mein Gott; dieß habe ich gewollt, und dein Geſetz habe ich in der Mitte meines Herzens.**

Deien

Deine Gerechtigkeit habe ich in einer großen Gemeinde verkündiget, als wollte er ſagen: Mein Gott, du haſt zwar allerley Opfer in dem Geſetze verordnet; allein da die Menſchen ſie ſchändlicherweiſe gemisbraucht haben, um deine Gebothe deſto ungeſtrafter zu übertretten, ſo gefallen ſie dir nicht mehr, und können dir nicht gefallen. Gehorſam willſt du, nicht Opfer. Weil du aber dem ungeachtet die ungehorſamen Menſchen nicht verwerfen, ſondern ſie vielmehr durch kräftigere Mittel zum Gehorſam anleiten willſt; was iſt übrig, als daß ich ſelbſt komme, mich deinem Geſetze zu unterwerfen, und die Menſchen zu lehren, was ſie deiner Gerechtigkeit ſchuldig ſind.

Sehen Sie GG. dieſe Worte, die unſer Erlöſer vorlängſt durch den Mund Davids geredet hatte, fangen heute an, in Erfüllung zu gehen. Sehet: **er kömmt**, läßt ſich durch die Hände ſeiner jungfräulichen Mutter dem Allerhöchſten darſtellen, laßt für ſich das Opfer entrichten, welches in dem Geſetze Moſis verordnet war. Seine Abſicht dabey war keine andere, als damit er ſeinem himmliſchen Vater den erſten Zinnß der Genugthuung darbrächte, und die Menſchen den Werth des Gehorſams, und das Anſehen des göttlichen Geſetzes bekannt machte. Es iſt keine Schande, ſo würde, wenn er nicht ſeine Gottheit unter der Decke der Kindheit hätte verbergen wollen, jedem, der ihn gefragt hätte, warum er ſich hier in dem Tempel darſtellen ließe, da er doch Herr des Tempels ſey; warum er ſich vor dem hohen Prieſter demüthigte, da er doch vielmehr Huldigung von dem Prieſter anzunehmen hatte — es iſt

keine Schande, würde er, ſage ich, geantwortet haben, daß ich gehorſame: denn es iſt ein göttliches Geſetz, dem ich mich unterwerfe. Aber Schande für die Menſchen iſt es, daß ſie nicht gehorſamten, daß ſie ſo viele Uebertrettungen häuſten, für die ich mich nun als Mittler herſtellen, für die ich meinem Vater Genugthuung leiſten muß. Wundert euch nicht, ihr Menſchenkinder, ſo würde er ferner geſagt haben, wundert euch nicht, daß ich als Gottmenſch mich dem Geſetze unterwarf. Iſt dieß nicht eine nothwendige Folge eures Ungehorſams? Und muſte nicht eines von beyden geſchehen, daß ihr entweder durch euren Ungehorſam zu Grunde gienget, oder daß ich der Geſetzgeber ſelbſt vom Himmel herabſtiege, euch Gehorſam zu lehren? War wohl etwas hinreichend, euch dazu zu bewegen? Waren es Drohungen? waren es Strafen? war es ſelbſt die Todesſtrafe? waren es Verheißungen und wirkliche Wohlthaten? Nichts von alle dieſem konnte euch zum Gehorſam bewegen. Darum komme ich alſo ſelbſt, ich entäuſſere mich des Rechtes der Unabhängigkeit, und gehorſame. Lernet ihr Menſchenkinder; lernet Unterwerfung.

M. GG. Wer von uns fühlt nicht die Kraft dieſes Beyſpieles? Wir Menſchen abhängig von Gott aus tauſend Urſachen, weil wir ſeine Geſchöpfe ſind, weil er unſer Wohlthäter iſt, weil er unſer künftiges Schickſal zu beſtimmen hat, weil er allein uns glückſelig machen, aber auch uns verwerfen kann, wir übertratten ſo oft ſeine Geſetze, und zwar nicht nur aus Uebereilung, ſondern ſo oft aus ſträflichem Leichtſinne, aus Trägheit, aus Bosheit, aus Stolz und Vermeſſenheit,

und

und wir erzitterten über unſeren Ungehorſam ſo wenig, daß wir vielmehr uns nicht ſelten damit rühmten, und die Uebertrettung unzähligmal widerhohlten. Hier aber unterwirft ſich ſelbſt der Gottmenſch und geht uns mit dem Gehorſame vor. Muß nicht Schamröthe unſere Angeſichter überdecken? Er zeigt uns durch dieſen Auftritt ſeiner Verdemüthigung die Majeſtät Gottes, weil aus der Größe desjenigen, der ſich unterwirſt, offenbar die Größe des Gebieters hervorleuchtet. Muß nicht eine heilige Furcht uns erſchüttern? Wie Verehrungswürdig iſt ſein Geſetz, weil ein Gottmenſch ſelbſt es befolget? Wird er wohl unſeren muthwilligen Ungehorſam ſo gleichgültig anſehen, als wir uns zeither einbildeten? Iſt ſeine Ungnade, die er auf uns wirft, nicht gerecht? Iſt ein ewiges Feuer nicht eine unſerem Frevel ganz angemeſſene Strafe?

Jedoch m. GG. der Gehorſam Chriſti hatte nicht nur allein die Abſicht uns zu beſchämen, und uns unſere Ungerechtigkeit vor Augen zu legen; ſondern auch die Kraft, uns von unſeren Uebertrettungen und den dadurch verſchuldeten Strafen zu erlößen. Ja dieſer Gehorſam war das eigentliche Erlöſungsmittel, welches die Weisheit Gottes wählte, um es den unermeßlichen Schulden und Uebertrettungen der Menſchen entgegenzuſetzen. Gleichwie die Quelle alles Unheils der Ungehorſam des erſten Menſchen war, durch deſſen unſelige Nachahmung ſich das Uebel bey ſeinen Nachkommen ohne Maaß verbreitete; ſo ſollte auch durch den Gehorſam Jeſu Chriſti nicht nur dieſem Strome des Verderbens Einhalt gethan werden;

ſondern es ſollte ſich auch die Quelle der Gnade in weit größerem Ueberfluſſe, als ehmals die Sünde, auf das Menſchengeſchlecht ergießen. Dieß iſt die Lehre des heil. Paulus, wenn er zu den Römern ſagt: **So wie durch den Ungehorſam eines Einzigen viele Sünder geworden ſind, ſo werden auch durch den Gehorſam eines Einzigen viele gerechtfertiget werden.** Izt löſet ſich von ſelbſt die ganze Frage auf, warum der Heiland, ob er gleich keinem Geſetze unterworfen war, dennoch gehorſamte und ſich dem Befehle gemäß, den Moſes in Anſehung der Erſtgeburten gegeben hatte, heute im Tempel darſtellen ließ. Auf Gehorſam läßt ſich die ganze Abſicht der Ankunft des Sohns Gottes auf die Erde, und aller ſeiner Verrichtungen allda hinziehen. Dieſen Gehorſam fieng er in den erſten Tagen ſeiner Kindheit zu leiſten an, und ſetzte ihn fort bis zum Tode des Kreuzes. Durch dieſen verdienſtvollen Gehorſam ſind wir von dem Fluche erlöſet worden, der des Ungehorſams halber auf uns gefallen war.

Wie aber, **ſollen wir in der Sünde beharren, damit die Gnade überflieſſe?** ſo fragt der heil. Paulus in der nur gedachten Stelle? Sollen wir fortfahren, ungehorſam zu ſeyn, weil wir ein Erlöſungsmittel in dem Gehorſam Chriſti gefunden haben? **Fern ſey das**, iſt ſeine Antwort. Vielmehr da wir durch ihn ſind erlöſet worden, da wir der Sünde abgeſtorben, und dem alten Menſchen nach mit ihm ſind begraben worden; ſo ſollen wir auch zu einem neuen Menſchen aufſtehen, der nicht mehr dem erſten Menſchen dem Uebertretter ähnlich iſt, ſondern Chriſto an Gehorſam gleichförmig werden. Zum

weite-

weiteren Beweiß dieſer Wahrheit giebt der Völkerlehrer noch zween hauptſächliche Gründe an. Der erſte iſt dieſer: **Die Sünde**, ſagt er, **ſoll nicht mehr über euch herrſchen: denn ihr ſtehet nicht unter dem Geſetze, ſondern unter der Gnade.** d. i. Das Geſetz iſt durch die Gnade Chriſti ſo ſehr erleichtert worden, daß ſich nun Niemand mehr über harte Satzungen beſchweren, und durch den Vorwand dieſer Beſchwerniſſen ſich entſchuldigen könne. Das Geſetz, wie es ehmals war, verhält ſich zu dem Geſetze, wie es nun iſt, eben ſo, wie ſich das Betragen eines Herrn gegen ſeine Knechte zu dem Betragen eines Vaters gegen ſeine Kinder verhält. Ehmals war das Geſetz gebieteriſch, und voller Drohungen; nun iſt es voll Salbungen, Verheißungen und rührender Beweggründe. Nun iſt es ein ſanftes Joch, ein Gnadengeſetz, und ſo faſt gar kein Geſetz: denn unſer Verſtand wird durch die Gnade Chriſti ſo ſehr erleuchtet, daß er es ſelbſt einſehen kann, wie niedrig, wie ſchändlich es ſey, den böſen Lüſten zu gehorchen; daß er alſo nicht ſo wohl durch Vorſchriften des Geſetzes, als vielmehr durch eigene durch Chriſtum erlangte Einſichten angetrieben wird, dem Willen die Verläugnung unordentlicher Lüſte zu gebieten. Und unſer Wille wird gleichfalls durch die Gnade Chriſti ſo geſtärkt, und zum Guten geneigt, daß ihm die Bewegungen der unordentlichen Lüſte nicht mehr überlegen ſind, wenn er anderſt nicht aus Trägheit ihnen ſelbſt unterliegen will. **Ihr ſeyd nicht unter dem Geſetze, ſondern unter der Gnade. Darum ſoll die Sünde nicht über euch herrſchen.** Der zweyte Grund, den

Paulus anführt, um uns zum Gehorſam gegen das göttliche Geſetz zu bewegen, iſt folgender: Wenn ihr Gott nicht gehorſamen wollet, ſagt er, ſo werdet ihr euren böſen Lüſten gehorchen, und ſolglich Knechte der Sünde werden: denn wem jemand gehorſamet, deſſen Knecht wird er. Nun was wollt ihr lieber? Wollt ihr abermal Knechte der Sünde werden, nachdem ihr euch Chriſto untergeben habt, und durch ihn in den Stand der Gerechtigkeit, ſolglich der Freyheit ſeyd verſetzet worden? Wollt ihr nicht vielmehr, euch ganz und gar dem Dienſte der Gerechtigkeit zu eurer Heiligung widmen? Und bedenkt noch: welches ſind die Früchte des Sündendienſtes, und im Gegentheil jene des Gehorſams gegen Gott? Die Beſoldung, welche die Sünde giebt, iſt der Tod, die Belohnung aber, welche die Gnade denjenigen giebt, die gehorſamen, iſt ewiges Leben. Nun wählet unter beyden. Was wollt ihr lieber? dem Geſetze Gottes, oder dem Geſetze der verderbten Natur gehorchen? — Die Folge, die wir aus dieſen beyden Betrachtungen ziehen ſollen, iſt dieſe: daß es ſowohl eine unverantwortliche Entheiligung der Gnade, als auch eine unverzeihliche Thorheit ſeyn würde, wenn wir nicht aufhörten zu ſündigen, und durch Ungehorſam unſere Schulden zu häufen, nachdem wir durch Chriſtum von dem Unglücke, welches uns der Ungehorſam zugezogen hatte, ſind erlöſet worden. Noch kürzer faſſet ſich der heil. Paulus in dem Brief an die Hebräer: da er ſagt: Chriſtus, ob er gleich Sohn Gottes war, hat dennoch aus dem, was er gelitten, Gehorſam gelernt, und da er vollendet war, iſt er allen, die ihm gehorſamen,

ſamen, Urſache des ewigen Heils geworden. (Hebr. V.) In dieſen Worten liegt eine kurze Widerholung alles deſſen, was ich zeither geſagt habe. Chriſtus, ob er gleich Sohn Gottes war, hat Gehorſam ausgeübet. Welch erhabenes Beyſpiel! Welch eine Beſchämung für uns nichtige Menſchen, daß wir uns gegen Gott empören, und ſein Geſetz ſo vielmal übertretten? Zu unſerem Troſte gereicht es zwar, daß eben dieſer Gehorſam des Sohns Gottes ein Verſöhnungsmittel für uns iſt; allein mit welcher Bedingniß wird uns dieſe Erlöſung zu Theil werden? Mit dieſer einzigen, daß auch wir ihm gehorſamen. Er iſt allen jenen, die ihm gehorſamen, die Urſache des Heils geworden. Welches wird alſo der Antheil der Uebertretter ſeyn, und jener, die ſich nicht in das Joch Chriſti fügen wollen? Ewige Schande, Unheil ohne Rettung — und billig: denn wenn ſelbſt das Beyſpiel eines gehorſam gewordenen Gottmenſchen, und die Gnade, welche er ihnen durch ſeinen Gehorſam verdienet hat, ihren hallſtärrigen Nacken nicht beugen und ſie nicht zur Unterwerfung gegen Gott bewegen kann; ſo muß ja der Fluch und die Todesſtrafe, welche auf den Ungehorſam gelegt iſt, ewig auf ihnen liegen bleiben.

M. GG. unſer Theil ſey nicht bey dieſen Ungehorſamen; ſondern Chriſtus möge uns eine Urſache des ewigen Heils werden. Laßt uns alſo auch die Bedingniſſe erfüllen, welche uns zu dieſem Ende vorgeſchrieben ſind. Rückt uns unſer Gewiſſen vor, daß wir von je einer unordentlichen Begierde beherrſchet werden; laßt uns dieſes ſchändliche Joch abwerfen, und viel lieber das ſanfte Joch Chriſti

auf uns legen, der nebſt dem er uns von unſeren Uebertrettungen erlöſet, nebſt dem er uns durch ſeine Gnade die Erfüllung des Geſetzes, die Verläugnung unſerer ſelbſt erleichtert hat, uns noch dazu mit dem eigenen Beyſpiele ſeines Gehorſams vorangegangen iſt.

Ich ſchreite nun zum **Zweyten Theile**, worinn ich Mariam als das Muſter eines einfältigen und redlichen Gehorſames vorſtelle, und zeigen werde, wie beſchämend dieſer für uns ſey, die wir Geſetzen von gröſter Unumgänglichkeit die Unterwerfung verſagen.

Das Geſetz, welches Maria heute, oder vielmehr von der Geburt Jeſu an bis auf den heutigen Tag, alſo vierzig Tage lang beobachtete, war in folgenden Worten verfaßt: **Wenn ein Weib durch Beywohnung des Mannes ſchwanger wird, und ein Knäblein gebährt, ſoll ſie ſieben Tage unrein ſeyn, und drey und dreyßig Tage lang abgeſöndert bleiben. Sie ſoll nichts Heiliges berühren, noch in das Heiligthum eingehen, bis die Tage ihrer Reinigung vollendet ſind.** (Levit. XII.) Betrachte man dieſes Geſetz entweder nach ſeinem buchſtäblichen Innhalte, oder nach ſeiner Abſicht; ſo hatte es für Maria keine Verbindlichkeit. Sie hatte nicht auf eine gemeine, ſondern auf eine auſſerordentlich und geheimnißvolle Art empfangen, und auch durch die Geburt iſt ſie gewiß nicht verunreinet, ſondern vielmehr weit heiliger und reiner — reiner als die Engel geworden. Mit einem Worte: Dieſes Geſetz paſſete gar

nicht

nicht auf die Umſtände ihrer Mutterſchaft: doch erfüllte ſie dasſelbe pünktlich und umſtändlich. Sie erfüllte es, ungeachtet es ein ganz unweſentliches, ein bloſes Zeremoniengeſetz, ein veränderliches Geſetz war. Sie erfüllte es; theils weil ſie aus Demuth ſich keine Auslegung desſelben zur Begünſtigung ihrer Freyheit erlaubte, theils damit ſie ſich nicht vor anderen Weibern auszeichnen, und das Volk, dem das Geheimniß ihrer jungfräulichen Mutterſchaft und ihrer geheimnißvollen Geburt noch unbekannt war, nicht ärgern mögte. Was ſoll ich nun hieraus in Abſicht auf Ihre Erbauung m. GG. für Schlüſſe ziehen? Werde ich vielleicht ſagen: Beobachtet auch durch das Beyſpiel Mariä ermuntert, Geſetze, die euch nicht verbinden. Werde ich vielleicht ſagen: Haltet evangeliſche Räthe, die euch nicht zur Pflicht auferlegt ſind. Werde ich ſagen: leget euch beſondere Demüthigungen auf, wodurch ihr euren Stand vor der Welt unkenntlich machet? Nein: ſondern nur dieß einzige: Wenn Maria ſo wenig Vorliebe vor ihre Perſon, und ſo viel Achtung für das Geſetz hatte, daß ſie ſich nicht einmal in Anſehung desjenigen, welches ſie gar nicht angieng, eine Freyheit und Ausnahme geſtattete: wie viel mehr ſind wir verbunden, Geſetze zu beobachten, ohne deren Verordnung und Beobachtung unſere Glükſeligkeit unmöglich beſtehen könnte? Wie unverantwortlich iſt es hingegen, wenn wir ſie nicht, oder wenigſtens nicht nach ihrer Strenge beobachten? — Um meine Abſicht näher zu erklären, mache ich einen Unterſchied zwiſchen Geſetzen, welche man zwar anerkennet, aber doch freye Entſchuldigungen

ſich dagegen erlaubet, und zwiſchen Geſetzen, deren Daſeyn und Verbindlichkeit, wie es ſcheinet, von vielen nicht einmal anerkennet wird.

Das Geſetz der Verläugnung böſer Lüſte, welch ein weſentliches und mit dem Menſchenwohl innigſt verbundenes Geſetz iſt es nicht? Wäre die Rache, wäre die Wolluſt, wäre die Unmäßigkeit nicht auf das ſtrengſte verbothen, in welche Ausſchweifungen würde ſich nicht das Menſchengeſchlecht ſtürzen? Hätte Gott nicht geſagt: **Mein iſt die Rache, ich will vergelten**, du aber o Menſch ſollſt deinem Feinde verzeihen — Welche Blutvergießungen würden den Erdboden entweihen, wie unſicher würde der Aufenthalt unter den Menſchen durch beſtändige Feindſeligkeiten und Anſchläge der Rachgier werden? Hätte Gott nicht den Eingriff in fremdes Vermögen verbothen, welche Betrügereyen und Vervortheilungen würde der ſinnreiche Geldgeitz nicht erfinden und ausüben? Hätte Gott nicht der ſinnlichen Luſt Schranken geſetzt, würde nicht die Helfte des Menſchengeſchlechtes in ein weichliches Sodomiten Geſchlecht ausarten? Die Neigung zum Böſen iſt dem Menſchen angebohren: würde ihr nicht durch Geſetze Einhalt gethan, ſo würde ſie ihn unaufhaltbar in alle Gattungen von Laſtern fortreißen. Gott der Schöpfer und der Erhalter der Menſchen muſte alſo ſchon in das Herz des Menſchen ſolche Geſetze, die ſeiner Leidenſchaft Schranken ſetzten, eingeben, und wenn ſie demungeachtet durch überhandnehmende Laſter unkenntlich gemacht wurden, ſo muſte er ſie durch Offenbarung erneuern:

Diß

Dieß alles wird jeder ohne Widerſpruch zugeben. Warum finden aber ſolche weſentliche Geſetze demungeachtet ſo viel Widerſtand? Warum ſträuben ſich ſo viele Menſchen gegen die Pflicht der Verläugnung ihrer böſen Lüſte? Warum weigert ſich ſo mancher Unverſöhnliche die Rachgier gegen ſeinen Feind fahren zu laſſen; da er doch ſelbſt einbekennen muß, die Rachgier bringe keine Vortheile, ſie bringe ihm vielmehr ſelbſt den gröſten Schaden, ſie ſtöre ſein Gemüthsruhe. Warum zaudert ſo mancher Betrüger das ungerecht an ſich gezogene Gut zu erſtatten; da er doch ſelbſt geſtehen muß, er würde gleiche Widererſtattung fodern, im Falle, als ihm etwas ungerechter weiſe entfremdet würde? Warum will ſo mancher Weichling ſeine böſe Natur nicht bezähmen, warum will er die Gelegenheiten, die ihr zur Unterhaltung dienen, nicht verlaſſen; da er doch ſelbſt nicht verhehlen kann, daß dieſes Laſter für augenblickliche Luſt tagelange Unruhe bringe, und eine ganze Reihe nicht nur geiſtlichen ſondern auch leiblicher Uebel nach ſich bringe? Warum will der Unmäßige ſich nicht von dem Ueberfluſſe im Eſſen und Trinken enthalten, da er es doch nicht nur einſieht, ſondern ſogar fühlt, daß die Unmäßigkeit ſeine Geſundheit zerſtöre? — Und was wird es wohl für ein Entſchuldigung ſeyn, welche alle dieſe, um ihre Unordnungen zu bemänteln, anführen mögten? Vielleicht der Hang der Leidenſchaft? welch unglückliche Entſchuldigung! Der Hang der Leidenſchaft, die Unordnung der böſen Natur iſt gerade der Grund, der das Geſetz um ſo nothwendiger macht. Wie will der Menſch die Entſchuldigung ſeines Ungehorſams darinn

rinn finden? Eben deswegen mein Chriſt, weil du zum Zorne oder zur Wolluſt geneigt biſt, darum muß dir das Geſetz die Ausſchweifungen des Zorns, der Wolluſt verbieten; und weil deine Leidenſchaft unbändig iſt, darum muß das Geſetz ſtrenge ſeyn. Weil die Leidenſchaft einer Wurzel gleicht, die, wenn ſie nicht vom Grunde ausgerottet wird, immer neue Auswüchſe der Bosheit hervortreibt, darum muß das Geſetz ihr die Axt an die Wurzel ſetzen. Eben deswegen weil die Leidenſchaft ein Feuer iſt, welches, wenn es nicht gedämpft würde, nach und nach den ganzen Menſchen aufzehren würde, darum muß das Geſetz Vorſehung thun, daß der erſte Funke derſelben ausgelöſcht werde, und daß alles, was Zunder, was Nahrung für ſie iſt, entfernt werde. Eben deswegen, weil z. B. ein unerlaubter Blick hinreichend iſt, die Einbildung zu erhitzen, eine erhitzte Einbildung das Gemüth zu heftigen Begierden fortreißt, eine gehegte Begierde aber, wo Gelegenheit vorhanden iſt, leicht ins Werk ausgeht; darum muß, um dieſer ganzen Reihe von Uebeln vorzubeugen, ſchon der Blick auf unanſtändige Gegenſtände verbothen ſeyn. Mit einem Worte der Hang zum Sündigen iſt gerade dasjenige, was Gott durch ſeinen weiſen Geſetze zum Beſten des Menſchen aufhalten will. Wie irrt ſich der Menſch, wenn er darinn Ausflucht gefunden zu haben glaubt? — Laßt uns Gehorſam von Maria lernen. Sie unterwarf ſich einem Geſetze, welches ſie nach den Umſtänden ihrer Perſon gar nicht angieng. Wie viel mehr müſſen wir jene Geſetze erfüllen, die uns ſo weſentlich und nothwendig ſind, daß wir ohne deren Daſeyn und Erfüllung

nicht

nicht einmal vernünftige Menſchen ſeyn, ſondern in unvernünftige Thiere ausarten würden.

Ferner, ſage ich, giebt es Pflichten, gegen die es die Kühnheit ſo weit treibt, daß ſie ihnen ſelbſt die allgemeine Verbindlichkeit abſpricht; ungeachtet es Pflichten ſind, die uns zum Gebrauche derjenigen Mittel anhalten, von welchen unſere geiſtliche Vervollkommung und unſer Seelenheil ganz und gar abhängt. Nichts iſt ja gewöhnlicher unter uns, als eine allzulange Entfernung von dem Worte Gottes, und die Nachläßigkeit im Gebrauche der hh. Geheimniſſe. So entſchieden ſtrafbar aber dieſer Leichtſinn iſt, ſo iſt dennoch eine gewiſſe Gattung weltlich geſinnter Chriſten kühn genug, ihr Bedürfniß in Anſehung dieſer Heilsmittel dreiſt zu läugnen. Viele ſehr viele Chriſten giebt es beſonders in den heutigen Tagen, welche ihre Trägheit in Betrachtung göttlicher Wahrheiten, in Anhörung des Worts Gottes aufs äuſſerſte kommen laſſen. Frage man ſie aber, warum ſie ſich denn ſo lange enthielten, dieſes Brod ihrer Seele zu genießen? Sie werden ohne lange anzuſtehen, antworten: ſie fänden ſich nicht dazu verpflichtet; ſie ſeyen hinlänglich von den Schuldigkeiten eines Chriſten unterrichtet, ſie wüſten, was ſie zu thun hätten. Allein ich frage weiter: Iſt es wahr, daß ihr hinlänglich unterrichtet ſeyd oder nicht? Iſt es wahr? warum iſt doch euer Lebenswandel nicht ſo exemplariſch, als er es bey dieſer vorgeblicher Einſicht in eure Pflichten ſeyn ſollte? Warum trift man ſo auffallende Mängel an eurem Verhalten gegen den Nebenmenſchen, ſo viele Unordnungen in euer Lebensart, ſelbſt bey euren Standesgeſchäften und bey eurer

Wirth-

Wirthſchaft an? Zu geſchweigen, daß es offenbar falſch iſt, wenn jemal ein Chriſt vorgiebt, er habe ſein Chriſtenthum ſo vollkommen inne, daß er nichts mehr zu lernen brauchte. Der erleuchteſte Gottesgelehrte hat nie ausgelernt. Das Reich der Wahrheiten, die uns durch das Wort Gottes bekannt werden, iſt beynahe unermeßlich; und die Pflicht eines Chriſten, ſich aus dieſen Schätzen mehr und mehr zu bereichern, hat keine Gränzen, als dieſes Leben. Wehe dem Menſchen, der vielleicht an ſein Lebensend anlangt, und nicht einmal noch gelernt hat, auf Gott zu hoffen. — Zu geſchweigen auch, daß die Verkündigung des Worts Gottes die Abſicht hat, nicht nur zu belehren und zu unterrichten, ſondern auch an die Wahrheiten, die ſchon bekannt ſind, neuerdings zu erinnern, ſie gleichſam in dem Herzen aufzuwärmen, und den Menſchen zur thätigen Erfüllung ſeiner Pflichten aufzumuntern. — Iſt es aber nicht wahr, träge Chriſten, und iſt es ein leeres Vorgeben, daß ihr hinlänglich unterrichtet ſeyd, warum unterlaſſet ihr die Erfüllung der Pflicht, welche die wichtigſte aus allen iſt, euch unterrichten zu laſſen, die Erfüllung dieſer Pflicht, wovon euer Seelenheil abhängt? denn wiſſet: ihr werdet einſt nicht nur nach dem gerichtet werden, was ihr wirklich wiſſet, ſondern auch nach dem, was ihr aus unverantwortlicher Nachläßigkeit nicht gelernt habt, nicht lernen wolltet, da ihr es lernen konntet. — Zudem weiſe ich euch auf das Beyſpiel Mariä hin, und ſage: Geſetzt: ihr bedörftet keinen Unterricht aus den Predigten zu hohlen: Solltet ihr nicht ſchon aus dem einzigen Grunde, damit ihr ein gutes Beyſpiel gebet, und

eure Mitchriſten nicht ärgert, euch wenigſtens nicht ſo lang von ihrer Verſammlung entfernen; gleichwie auch Maria, ob ſie gleich dem Reinigungsgeſetze ihren perſönlichen Umſtänden nach nicht unterworfen war, dennoch das Volk nicht zu ärgern, ſich demſelben unterwarf.

Noch andere giebt es, die ſich von dem Busſakramente zu lang entfernen. Auch dieſe wiſſen ihrer Schläfrigkeit einen Mantel umzuhängen. Was glauben Sie m. GG. daß dieſe für Urſachen angeben? Sie begiengen ja nichts Böſes, und ſie wüſten ſich keine beſondere Unordnungen vorzurücken. Dieſes Vorurtheil beſtreite ich auf die nemliche Art, wie das vorige. Erſtlich iſt dieſe vorgegebene Unſchuld ſehr unglaublich, und es läßt ſich eben deswegen daran zweifeln, weil ſie es ſelbſt vorgeben. So viel weiß ich, daß die Schrift ſagt: der Gerechte ſey immer der erſte, der ſich ſelbſt anklage. Selbſtruhm und dreiſtes Vorgeben der Unſchuld erweckt alſo immer den Verdacht der Unwahrheit gegen ſich. Zudem iſt der Gerechte, der einestheils den Umfang und den Geiſt ſeiner Pflichten kennt, anderentheils aber ſeiner Schwachheit, Vergeſſenheit, Unergründlichkeit ſeines Herzens bewußt iſt, immer in Beſorgung, ob nicht verborgene Flecken ihm ankleben, die das Auge des Allwiſſenden ſieht; ob nicht z. B. ſeine auch guten Werke eine unächte Abſicht entweihe: darum ruft David, auch nachdem er Buße gethan hatte, voller Zerknirſchung noch aus: **Wer weiß, wie oft er fehle? Reinige mich Herr von meinen verborgenen Sünden.** (Pſ. 18.) Und Paulus dieſer Mann voll Innbrunſt und Liebe gegen Gott, voll Eifer für das Heil

der Menſchen trägt zwar kein Bedenken, ſich ſelbſt das Zeugniß zu geben, er ſey ſich keiner Unterlaſſung ſeiner Apoſtelpflichten bewuſt, doch ſetzt er hinzu: **Darum bin ich noch nicht gerechtfertiget** (1. Kor. IV.) Wie abſtechend iſt doch die gewiſſenhafte und demüthige Ausſage dieſer großen Heiligen gegen das kühne und unüberlegte Vorgeben jener Chriſten, die bey einer ſichtbaren Lauigkeit ihres Wandels ſchuldlos ſeyn wollen? Und was verräth dieſes ihr Vorgeben anderſt, als daß ſie in der äuſſerſten Unaufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, vielleicht gar in einer groben Unwiſſenheit ihrer Pflichten fortleben?

Geſetzt aber auch, was ich nicht zugeben kann, daß ſie wirklich ſchuldlos und frey von ſchweren Sünden wären; ſind ſie denn verſichert, daß ſie es allzeit bleiben, und daß ſie nie aus dem Gnadenſtande fallen werden? Iſt es nicht eine merkwürdige Warnung, die der Apoſtel giebt: **Wer ſteht, ſehe zu, daß er nicht falle.** Welches iſt aber das Verwahrungsmittel gegen den Fall? Iſt es nicht die öftere und genaue Prüfung des Gewiſſens? Iſt es nicht die Wachſamkeit, vermöge welcher man auf ſeiner Hut ſteht, damit man nicht durch Verachtung kleinerer Sünden allmählig zu größeren verleitet werde? Iſt es nicht die heilige Furcht, die uns antreibt, von Zeit zu Zeit mit uns ſelbſt zu Gericht zu gehen? Nun wird aber alles dieſes durch den öfteren Zutritt zu dem heil. Busſakrament unterhalten und befördert — und was das hauptſächlichſte iſt, es löſchet ja vermöge ſeiner eigenen Kraft nicht nur vergangene Sünden

den aus, ſondern bringt uns auch neue Gnaden zuwegen, die uns gegen künftige Sünden verwahren. Da ſehen Sie nun den Vorwand derjenigen, die ſich allzulange von dem Richterſtuhle der Buße entfernen, weil ſie ihrem Vorgeben nach nichts Böſes begehen — in ſeiner Blöſe dargeſtellt. Lauigkeit, Trägheit, Unluſt die gehörige Aufmerkſamkeit zur Erforſchung ihres Gewiſſens anzuwenden, eine höchſtſündhafte Entſchloſſenheit nicht weiter zur Vollkommenheit vorzuſchreiten, dieß ſind die Urſachen, warum ſie ſich ſo ſelten bey unſeren Beichtſtühlen blicken laſſen. Gewiß der Fromme, der ſich keinen Fleiß gereuen läßt, ſich ſelbſt zu erforſchen, und kennen zu lernen; der ſeiner Schwäche und Unbeſtändigkeit bewußt iſt; der auf ſeiner Hut ſteht, damit er nicht falle; der die heilige Furcht in ſeinem Herzen bewahret, der ſieht es ein, wie viel es zur Beharrlichkeit nutze, ſich öfters auch von kleineren Flecken zu reinigen, und ſeine Vorſätze zum Guten zu erneuern; der entfernt ſich nicht ſo lange von dem Bußſakramente, der bedient ſich nicht des elenden Vorwandes: er begienge Nichts Böſes; der folgt vielmehr dem Beyſpiele der heiligſten Jungfrau, die, obgleich ſie keine Reinigung bedorfte, ſich dennoch dem Reinigungsgeſetze unterwarf.

Laßt uns Demuth von ihr lernen; ſo werden wir eben ſobald aufhören, die Ausrede zu brauchen: wir bedörften keiner Belehrung — keiner Reinigung. Laßt uns Redlichkeit von ihr lernen, damit wir ſowohl die Abſichten des Geſetzes, als auch uns ſelbſt richtiger beurtheilen lernen. Laßt uns ehrfurchtsvoller von Gott

denken lernen, damit wir ſeine Geſetze, ſein Wort, ſeine Gnadenmittel mehr, als zeither in Ehren halten. Alles was Gott in Abſicht auf uns verordnet hat, zielt auf unſer wahres Beſte, zielt dahin, damit wir mehr und mehr erleuchtet, mehr gebeſſert, mehr gereiniget und geheiliget würdig ſeyn mögen, zur Vereinigung mit ihm zu gelangen.

Auf das Feſt des heil. Apoſtels Matthias.

Oſtende, quem elegeris.

Herr zeige, wen du erwählet haſt. Act. 1.

Die Apoſtelgeſchichte erzählet uns umſtändlich und ausführlich die Erwählung des heil. Matthias, deſſen Feſttag wir heute feyern, zum Apoſtelamte. Da die Apoſtel nach der Auffahrt des Heilandes zu Jeruſalem verſammelt waren, trat einſt Petrus, das Haupt der übrigen mitten unter ihnen auf, und mochte den Vortrag, daß um die Weisſagung der Schrift in Erfüllung zu bringen, die durch den Austritt des unglücklichen Judas erledigte Stelle unter ihnen erſetzt werden müſte. Man ſchlug aus der anſehnlichen Jüngerſchaar zween vor, Matthias und Barſabas, die vor allen anderen tüchtig und würdig befunden wurden, Männer, die ſeit des dreyjährigen Lehramtes Jeſu ihre Treue gegen ihn ſchon erwieſen hatten, Männer, die vom Eifer für die Ehre Gottes, ſo wie von Liebe gegen ihre Mitmenſchen ganz beſeelt waren, Männer von untadelhaf-

tern

ten Lebenswandel und von einem erhabenen, und zu großen Unternehmungen aufgelegten Geiſte — Allein ihre Verdienſte waren, ſoweit die menſchliche Beurtheilung zureichte, beynahe einander gleich. Man konnte ſich von jedem unter ihnen verſprechen, daß er der apoſtoliſchen Verſammlung zur Zierde ſeyn, und ſeinen Poſten mit großen Nutzen behaupten würde. Die Apoſtel konnten ſich inzwiſchen aus keinem Grunde entſchließen, einen dem anderen vorzuziehen. Zu wem ſollten ſie ſich nun in dieſer Verlegenheit wenden, als zu dem Herzenskenner, zu Gott, um deſſen Ehre es zu thun war? Einmüthig riefen ſie alſo aus. O Herr, **der du die Herzen aller Menſchen kenneſt, gieb uns zu erkennen, wen aus beyden du erwählet haſt.** Darauf gaben ſie ihnen Looſe, und das Loos fiel auf den Matthias. Die Art, durch Looſe zu entſcheiden, war aus Beyſpielen des alten Bundes bekannt. Des Looſens bediente ſich unter andern der Prophet Samuel, als er den Auftrag erhalten hatte, einen König in Iſrael aufzuſtellen, und bey ſich unſchlüſſig war, welche Zunft unter den Zwölfen er auserſehen ſollte, um dieſen König daraus zu nehmen. So ward auch das gelobte Land unter die zwölf Zünfte von Joſue durch Looſe ausgetheilt, Dieß ſchien den Alten der ſicherſte Weeg zur Entſcheidung zu ſeyn, in allen jenen Fällen, wo unter mehreren, deren keiner vor den anderen ein Vorrecht hatte, eine Stelle zu vergeben, oder eine Austheilung zu machen war, damit hernach Niemand ſich beklagen könnte, er ſey verkürzt, oder aus partheilichen Abſichten anderen nachgeſetzet worden. Dieß ahmten

nun auch die Apoſtel nach. Es iſt wahr: einige hh. Väter ſind der Meinung, die Apoſtel hätten da als unerfahrne Männer gehandelt, und als ſolche, die noch nicht von dem heil. Geiſte erfüllt waren, indem ſie eine ſo wichtige Sache, als die Wahl eines Apoſtels war, dem Looſe überlaſſen hätten: allein da ſie erſtens gehörigen Fleiß angewendet hatten, um aus der geſammten Jüngerſchaar durch reife Beurtheilung der Verdienſte die zween würdigſten auszuſuchen; da ſie ferner die Entſcheidung nicht dem blinden Looſe überließen, ſondern zugleich innbrünſtig zu Gott betheten er möge die Looſe regieren; ſo läßt ſich nicht nur allein ihre Art zu wählen entſchuldigen, ſondern es erhellet auch daraus ihr lebhafter Glaube an die Vorſicht Gottes, und beſonders ihre Gewiſſenhaftigkeit, und ihre heilige Angelegenheit, nichts gegen den Willen Gottes vorzunehmen — In ſofern liefert mir die Handlung der Apoſtel reichhaltigen Stof zu einer Sittenrede. Ich werfe die Frage auf: Wie ſoll ſich der Chriſt verhalten, wenn er im Zweifel und Verlegenheit ſich befindet, ob das, was er thun und unternehmen will, das was er wünſchet, auch der Wille Gottes ſey. — und ich antworte hierauf. Er ſoll ſich vor allem zum Gebethe verfügen. Er ſoll zweytens anderee beſonders gottesfürchtige Menſchen zu Rath ziehen. Er ſoll drittens ſich immer in jener Geiſtesverfaſſung erhalten, daß er, wenn dasjenige, was er wünſcht und unternimmt, nicht von ſtatten geht, in den göttlichen Willen ſich zu ergeben bereit ſey. —

Erſter

Erſter Theil.

Der Chriſt, der im Zweifel ſich befindet, ob das, was er wünſcht und unternimmt, Gott gefällig und ſeinem Seelenheile erſprieslich ſey, ſoll ſich vor allem zum Gebethe verfügen.

Das Gebeth iſt in einem ſolchen Falle beſonders nothwendig, es iſt Gott beſonders angenehm, es hat auch eine beſondere Verheißung, erhöret zu werden.

Es iſt erſtlich ganz beſonders nothwendig. Das Gebeth iſt zwar überhaupt und in dem ganzen Laufe des menſchlichen Lebens das Mittel, wodurch wir den Beyſtand, den Schutz und den Segen Gottes uns zuwegebringen müſſen: denn alles, was wir immer Gutes erwarten, iſt Wohlthat Gottes, die erfleht werden muß; beſonders nöthig aber iſt es in allen jenen Fällen, wo wir unſere eigene Unzulänglichkeit fühllen, wo das Bewuſtſeyn unſerer Ungewißheir uns erinnert, daß wir einer höheren Vorſicht, der weiſen Regierung Gottes bedörfen. Was iſt uns übrig in einem ſolchen Falle, wenn wir anderſt Gott zu gefallen ſuchen, wenn wir um unſer Seelenheil, welches mit den mannichfachen Abwechslungen unſeres Lebens in großer Verbindung ſteht, beſorgt ſind, wenn wir der Gefahr, uns durch unſeren Eigenſinn unglücklich zu machen, entgehen wollen, was iſt übrig, ſage ich, als daß wir uns zum Gebethe verfügen? So bethete der König Salomon, als er die Regierung antrat. **Ich bin ein ſchwacher Menſch,**

dieß waren ſeine Worte: **ein Menſch, der eine kurze Zeit lebt. Sende mir Herr deine Weisheit, daß ſie bey mir ſey, und mit mir arbeite, damit ich wiſſe, was dir angenehm iſt. Denn wer unter den Menſchen kann den Rath Gottes wiſſen, wer kann gedenken, was Gott will? Die Gedanken der Menſchen ſind verzagt, und unſere Vorſicht iſt ungewiß.** Ja ſo iſt es: **Die Vorſicht der Menſchen iſt ungewiß.** Die Zukunft iſt vor ſeinen Augen verhüllt. Selten ſieht er die Folgen ſeiner Handlungen hinlänglich ein. Unmöglich könnte er alſo die dunkeln Wege dieſes Lebens ſicher durchwandern, unmöglich bey ſeinen Entſchließungen einen feſten Fuß ſetzen, unmöglich ſich vor Anſtoß und Fall verwahren, wenn nicht Gott ihn führte und regierte. Die Vorſicht Gottes muß ſich von dem Beherrſcher an bis zu den geringſten Menſchen, von einem Ende zu den anderen erſtrecken. Sonſt iſt der Unterthan, wie der Beherrſcher Irrwegen, Steinen des Anſtoßes und Heilsgefahren ausgeſetzt. Gebeth iſt alſo nöthig. Bethen müſſen wir, ſo oft wir uns in einer Verlegenheit, und in einem zweifelhaften Falle, an deſſen Ausgange uns viel gelegen iſt, befinden: **Herr gieb uns zu erkennen, was dein Wille iſt:** Denn nur in ſo fern, als wir durch Gebeth unſer Vertrauen auf ihn zu erkennen geben, können wir uns ſeiner väterlichen Zuneigung, ſeiner beſonderen Leitung und Regierung getröſten.

Zweytens iſt ein ſolches Gebeth Gott beſonders wohlgefällig: Denn der Menſch, der alſo bethet, leget dadurch einen richtigen Beweiß ab, daß er ſeine Schwachheit einſehe,

und

und auf ſich ſelbſt mistraue; daß er dagegen die Weisheit und Oberherrſchaft Gottes als die einzige Regel ſeiner Handlungen anerkenne. Jedes Gebeth aber, welches aus dem richtigen Begriffe göttlicher Vollkommenheiten entſteht, iſt Gott angenehm, und gewinnet ſeine Vaterliebe. **Ich will ihn beſchützen**, ſpricht Gott bey Pſalmiſten, **weil er meinen Namen erkennet hat** (Pſ. 90.) Zudem iſt der Gegenſtand dieſes Gebethes offenbar gut. Es iſt einer von jenen, denen der Heiland ſelbſt in ſeiner Gebethformel einen eigenen Platz angewieſen hat, indem er uns bethen lehrte: **Dein Wille geſchehe.** Der Menſch, der im Falle einer Angelegenheit Gott um Erleuchtung und Regierung bittet, will ja nichts anders ſagen, als eben dieſes: nicht anders, als: Mein einziger Wunſch iſt es, o Herr, zu allen Zeiten und in allen Umſtänden meines Lebens deinem Willen gleichförmig zu handeln: In dieſem Falle aber, in den ich izt verſetzt bin, traue ich meinen Einſichten nicht, ich weiß nicht, was dir wohlgefällig ſey. Lehre alſo, erleuchte mich, gieb mir Winke, was ich thun ſoll: Dieſen Winken will ich folgen. Was iſt heiliger, als dieſes Gebeth?

Die Menſchen bethen oft um allerley Dinge, um langes Leben, um Reichthümer, um Befreyung von Trübſalen und dem von Drucke ihrer Feinde; allein es iſt dieſes nicht immer ein gottgefälliges, öfters gar ein verwerfliches Gebeth; weil ſie hierinn zu viel ihrem eigenen Willen folgen, den eigenen Plan, den ſie ſich zu ihrer Glückſeligkeit gemacht haben, zur Maasregel nehmen,

oder doch eine allzuheftige Abneigung gegen alle Prüfungen an Tage legen; weil ſie mit einem Worte mit allzuviel Selbſtdünkel, daß was Gott ihnen geben ſoll, beſtimmen. Wenn wir aber bitten, Gott möge uns ſeinen Willen zu erkennen geben; ſo können wir verſichert ſeyn, daß Gott dieſes Flehen mit höchſtem Wohlgefallen anſehe. Er hat es ſelbſt dem König Salomon erklärt. **Weil du dieß Wort verlangt haſt, und nicht langes Leben, nicht Reichthümer, nicht die Seelen deiner Feinde, ſondern Weisheit, um das Gute von dem Böſen zu unterſcheiden, ſo habe ich dir nach deinem Worte gethan, und dir Verſtand und Weisheit gegeben.** (3. König. III. 11.) Wenn wir nun aber voraus wiſſen, daß Gott ein ſolches Gebeth ſeinem Gegenſtande nach genehm halte, ſo müſſen wir ja den ſtärkſten Antrieb empfinden, uns in unſeren Angelegenheiten zu Gott zu wenden.

Eben dieſe Zuverſicht aber, die aus der Verſicherung des göttlichen Wohlgefallens entſteht, giebt uns einen neuen Anſpruch auf Erhörung, weil eine beſondere Verheißung da iſt, daß Gott diejenigen, die ihn mit Zuverſicht um die Gnade der Erleuchtung bitten, erhören werde. **Wer unter euch Weisheit bedarf,** ſagt der heil. Jakob, **der bitte Gott, und es wird ihm gegeben werden. Er bitte aber im Glauben, und wanke nicht.** (Jak. I.) Um Weisheit bitten, heißt nichts anders, als bitten, daß uns Gott erleuchte und uns ſeinen Willen zu erkennen gebe: denn weil dasjenige, was Gott will, allemal das beſte, das weiſeſte iſt; ſo beſteht auch die gröſte Weisheit des Men-

ſchen

cken darinn, daß er dieſen Willen wiſſe, und darnach handle. Nur Zuverſicht alſo, und unſer Gebeth wird ſicher erhöret werden. Gott wird ſeinen Worten Kraft geben, und uns aus unſeren Angelegenheiten, ſie betreffen, was ſie immer wollen, entreißen.

Wie ſehr fehlen alſo jene Menſchen, die, wenn ſie wichtige Unternehmungen vorhaben, wenn ſie in einer Angelegenheit ſtecken, ſich entweder in ihr eigenes Nachdenken ſo ſehr vertiefen, oder Kummer und Bangigkeit ſo ſehr bey ſich überhand nehmen laſſen, daß ſie das Gebeth auſſer Acht ſetzen, und auf Gott, den Gott alles Troſtes, den Helfer in allen Nöthen, die Quelle aller Weisheit vergeſſen? Sollten ſie nicht vor allem ſich zu ihm wenden; von einem lebhaften Glauben an die Wahrheit, daß er alles regiere, und anordne, erfüllt, ſeine Vorſicht zur Führerinn wählen, und feſt vertrauen, er werde ſie aus ihrem Labyrinthe ſicher führen, ſo führen, daß ſie keinen Anſtoß leiden? Woher kömmt es aber, daß dieſes nicht geſchieht? Es kömmt daher, weil ſie weder von Gott richtige Begriffe haben, noch auf ihr Seelenheil, welches mit allen ihren Unternehmungen und Ereigniſſen ihres Lebens in Verbindung ſteht, den Bedacht nehmen, den ſie nehmen ſollten. Ein richtiger und von dem Glauben geleiteter Begriff von Gott würde ſie nicht in der Vergeſſenheit Seiner fortirren laſſen, und die Sorge für ihr Heil würde ſie antreiben, ſich bey allen ihren Unternehmungen um die ſicherſte Auskunſt und Wegweiſung umzuſehen, die nirgendswo, als bey Gott anzutreffen iſt. Da aber ihr Geiſt viel

zuſehr zerſtreut iſt, als daß er ſich fertig zu Gott erheben könne; da ſie auch viel zu träg ſind, ſich von Gott durch die Betrachtung ſeiner Vollkommenheiten richtige Begriffe zuwegezubringen; da ſie ferner zu irrdiſch ſind, und die Angelegenheiten ihres Lebens anſſer Verbindung mit ihrem Seelenheile betrachten, ſo iſt Bethen ihr lezter Gedank,, da es der erſte ſeyn ſollte.

Laßt uns alſo m. GG. nicht dieſen irrdiſchgeſinnten Menſchen uns gleich ſtellen, ſondern ſowohl um Gott die Ehre zu geben, die ihm gebührt, als auch um unſerer eigenen Sicherheitwillen in allen bedenklichen Fällen unſeres Lebens nach der Ordnung zu Werke gehen, welche darinn beſteht, daß wir uns vor allem zu Gott durch das Gebeth wenden.

Demnächſt aber ſoll man auch Menſchen, vorzüglich gottesfürchtige Menſchen zu Rath ziehen. Dieſes iſt die zweyte Regel.

Zweyter Theil.

Gott pflegt nicht immer durch unmittelbare Einſprechungen ſeinen Willen zu erkennen zu geben. Dieß würde auch nicht immer der ſicherſte Weg für uns ſeyn. Wir würden oft unſere Einbildungen für göttliche Einſprechungen annehmen, und dieß könnte ſowohl denjenigen Perſonen, die in ihrem Gewiſſen ängſtig und zaghaft ſind, als auch denen, welche etwas entſchloſſener ſind, gefährlich werden; den erſten zwar, weil die Unordnung ihres Gewiſſens nur um ſo mehr zunehmen würde; den anderen aber, weil ihr Eigenwille auf ſolche

Art

Art immer die Vorhand behalten, und unter dem Vorwande, Gott zu Rath gezogen zu haben, den Betrug ſeiner Abſichten nur um ſo ſicherer bemänteln würde. Der gewöhnlichſte Weg, deſſen ſich Gott bedienet, iſt dieſer, daß er Menſchen als Werkzeuge erwählt, um uns durch ſie ſeinen Willen zu erklären.

Im alten Bunde war es etwas gewöhnliches Propheten zu fragen, die man deswegen die Männer Gottes nennte. Zu dieſen wendeten ſich ſelbſt die Königin ihren wichtigſten Staatsangelegenheiten, oder aber Gott kam ihnen zuvor, und ſendete ſie als Bothen zu ihnen. Im neuen Bunde ſind gleichfalls Beyſpiele aus der Schrift vorhanden, die es bekräftigen, daß Gott die Abſicht habe, Menſchen durch Menſchen zu belehren. Da Paulus durch die wunderbare Erſcheinung Jeſu bekehrt, fragte: **Herr was ſoll ich thun?** ſo erhielt er zur Antwort: **Gehe hin zu Ananias** dem Prieſter; **der wird dir ſagen, was du thun ſollſt.** Eben dieſer Völkerlehrer, wiewohl er durch unmittelbare Offenbarung das Evangelium Jeſu gelernet hatte, hielt es dennoch, wie er in dem Sendſchreiben an die Galater bezeugt, für rathſam, eine beſondere Reiſe nach Jeruſalem anzuſtellen, und dem Petrus nebſt einigen anderen Apoſteln zu befragen, ob ſeine Lehrart die rechte, die göttliche ſey. — Wenn nun Gott zu allen Zeiten in Abſicht auf die Offenbarung ſeines Willens die Menſchen von einander abhängig machte, wenn er ſelbſt einem zur Belehrung der ganzen Welt auserſehenen Manne, wie Paulus war, nicht unmittelbar ſeinen Willen bekannt machte,

te, ſondern ihn erſt zu einem Prieſter in die Schule ſchickte; und wenn dieſer ſo erleuchtete und von dem heil. Geiſte erfüllte Apoſtel nicht gänzlich auf ſich traute, ſondern um von der Nutzbarkeit ſeiner Lehrart und Richtigkeit ſeiner Lehre völlig verſichert zu ſeyn, ſeine Mitapoſtel zu Rath zog; ſo weiß ich nicht, ob je ein Menſch ſey, der es wagen dörfte, in ſeinen Entſchließungen und Unternehmungen vorzuſchreiten, ohne andere befragt zu haben. Sey es auch, daß Jemand die ausgebreiteſte Erfahrung, die tiefſten Einſichten habe, ſey es, daß er ſelbſt andere belehren und berathen könne; ſo ſoll er dennoch, was ſeine eigene Angelegenheiten betrift, ſich nicht zuviel zutrauen, und ſich nimmermehr einbilden, er könne des fremden Rathes entbehren. Auch der Weiſeſte kann fehlen, kann von Vorurtheilen eingenommen ſeyn, die ihm ein anderer leicht benehmen, kann gewiße Umſtände bey ſeiner Ueberlegung unbemerkt laſſen, die ein anderer ohne Mühe bemerken, kann gewiße Folgen nicht vorausſehen, die ihm ein anderer glücklich entdecken würde.

Nebſt der menſchlichen Fehlbarkeit iſt noch eine andere Urſache vorhanden, warum Niemand ſo leicht fremden Rath übergehen ſolle. Gott will nemlich, daß die Menſchen durch das ängſte Band der Geſellſchaft, der Liebe, der Dienſtfertigkeit mit einander verbunden ſeyn ſollen. Nichts knüpfet aber dieſes Band der Geſellſchaft, der Liebe und Dienſtfertigkeit feſter, als das Bedürfniß, welche ſie wechſelſeitig gegen einander haben. Gewiß derjenige, der ſich ſelbſt genügſam zu ſeyn dünkt,

der

der ſich einbildet, er bedörfe keines anderen, wird geneigter ſeyn, ſich über andere zu erheben, andere zu verachten: derjenige hingegen, der weiß, daß er auch anderer Menſchen bedörfe, wird mehr Achtung gegen ſie hegen, wird ſich mehr beſtreben andere lieb zugewinnen, und ſich ſorgfältiger in acht nehmen, die Liebe gegen ſie zu verletzen. Eben deswegen, glaube ich, hat es Gott einem jeden Menſchen, auch die, welchen er vorzüglichere Gaben verliehen hat, nicht ausgenommen, zum Bedürfniſſe gemacht, von anderen belehrt, und berathen zu werden. Es iſt alſo gefährlich, in allen beſonders bedenklichen Fällen ſeinen eigenen Einſichten zu folgen, weil man auf ſolche Art gegen die Abſicht Gottes handelt, und mithin der Leitung ſeiner Vorſicht ſich nicht ſo zuverſichtlich getröſten kann.

Die Hauptfrage iſt nun aber dieſe: Wen ſoll man zu Rath fragen, wen ſoll man ſich zum Rathgeber in ſeinen Angelegenheiten auserſehen? Denn gewiß wählt Gott nicht jeden ohne Unterſchied zum Ausleger ſeines Willens; eben darum, weil er gewöhnlich nicht durch unmittelbare Offenbarungen denſelben eröfnet. Wen ſoll man alſo wählen, um glauben zu können, daß Gott durch ihn zu uns reden will? Die heilige Schrift giebt uns hierinn ſehr beſtimmte Regeln an. **Geh ſtäts mit einem frommen Manne um**, ſagt der Sohn Syrachs, **mit einem Manne, von deſſen Gottesfurcht du überzeugt biſt: Die Seele eines frommen Mannes, ſagt dir die Wahrheit beſſer, als ſieben Wächter, die auf der Warte ſitzen, und um ſich herumſchauen.**

ſchauen (K. 37.) Das iſt Menſchen, die auf ihre Erfahrenheit; Klugeit und Vorſicht ſtolz ſind, und die darauf warten, daß man ſie frage und ihre Ausſagen bewundere. Die Urſache, warum man in Auserwählung eines Rathgebers auf Gottesfurcht und beſonders auf Freyheit von Leidenſchaften ſehen ſoll, giebt der heil. Schriftſteller an demſelben Orte an: Wirſt du wohl berathen ſeyn, fragt er, **Wenn du einen Laſterhaften über die Heiligkeit, einen Ungerechten über die Gerechtigkeit, ein Weib über die Eiferſucht, einen Neidigen über die Dankbarkeit, einen Ungerechten über die Ehrbarkeit, einen Faulen über die Arbeit zu Rath frägſt.** Ganz natürlich iſt es, daß ein jeglicher ſeine eigenen Geſinnungen anderen mitzutheilen ſucht. Eben ſo gewiß iſt es aber auch, daß die Welt voll böſer Geſinnungen, und verderbter Grundſätze iſt. Wie leicht kann man alſo in Irrthümer geführt werden, wenn man einen Rath befolgt, ohne die Gewiſſenhaftigkeit und die Gottesfurcht ſeines Rathgebers zu kennen? Klage einmal der Beleidigte ſeine erlittene Unbild einem Rachſüchtigen: Wird dieſer ihn zu beſänftigen ſuchen? Wird er ihm nicht vielmehr Anſchläge zur Rache geben, und ihm Mittel zeigen, wodurch er ſich rächen ſoll? — Klage einmal der in ſeinem Gewiſſen beängſtigte einem Gewiſſenloſen ond Leichtſinnigen ſeine Geiſtesnoth. Wird ihn dieſer auf eine beſcheidene und gründliche Art zurechtweiſen? Wird er nicht vielmehr, ohne zu unterſuchen, ob es gegründete oder ungegründete Zweifel ſind, einen übereilten Ausſpruch thun, der, wenn er befolgt würde, dieſen Gewiſſensängſtigen ſelbſt zu einen Leichtſinni-

ſinnigen machen könnte? Frage Jemand, der in der Einrichtung ſeines Hausweſens begriffen iſt, einen Menſchen zu Rath, der eitel und voller Prachtliebe iſt. Wird dieſer nicht lauter laſtſpielige Projekten ihm machen, ohne Hinausſicht auf Folgen, ohne zu bedenken, ob nicht etwa die Ausführung derſelben die Vermögensumſtände desjenigen, der ihn gefragt hat, überſchreite? Klage einmal eine bekümmerte Ehegattinn ihre häusliche Nöthen einer anderen, die voll Eiferſucht und Unbeſcheidenheit iſt. Wird ihr dieſe wohl einen heilſamen Rath ertheilen können? Werden nicht alle ihre Anſchläge darauf ausgehen, das Feuer der Zweytracht und Eiferſucht zu nähren? Frage ein junger mit Arbeit beladener Geſchäftsmann einen anderen, der zufrieden mit guten Einkünften bequem iſt, und die Arbeit ſcheut: frage er ihn um Rath, wie er zu Werk gehen müſſe, um ſich ſeiner Pflicht zu entladen. Was wird er anderſt erwarten können, als eine Antwort, die ſeinem Betragen gauz gleichförmig iſt? Kümmere dich nicht viel um die Arbeit. Laß ſie liegen. D. i. ſey taub zu dem Schreyen der Wittwen und Weiſen. Wenn nun alſo die Grundſätze, die Denkungsart, die Lebensart des Menſchen gemeiniglich Einfluß auf ſeine Rathſchläge haben; ſo kömmt alles darauf an, daß man in den Verlegenheiten ſeines Lebens bey der Erwählung eines Rathgebers auf Frömmigkeit und Gottesfurcht bedacht nehme und ſeinen Anſchlägen, es ſey dann, ſie wären offenbar gut, kein Gewicht beylege, als bis man von ſeiner Frömmigkeit, von ſeiner guten Lebensordnung, Gerechtigkeit, Sanftmuth, Nächſtenliebe überzeugt iſt. Geh

mit

mit einem frommen Manne um, deſſen Gottesfurcht du kenneſt. Hat man aber einen ſolchen gefunden, ſo vertraue man ſich ihm an, man eröfne ihm ſeine Entſchließungen, man entdeckte ihm alle Umſtände, die ihn in den Stand ſetzen können, ein reifes Urtheil zu fällen, man bitte und beſchwöre ihn, daß er ohne Zurückhaltung ausſage, was ſeinen Einſichten nach das gottgefälligſte, das beſte, das nützlichſte ſeyn mögte — und man halte ſeinen Rath in Ehren, weil man mit Grunde glauben kann, das Gott ihn leiten und regieren werde, damit er die Wahrheit rede.

Die allerweſentlichſte Regel aber bey allen Unternehmungen, Abſichten und Wünſchen iſt dieſe: Der Chriſt ſuche ſich in der Geiſtesverfaſſung zu erhalten, daß er ſich in den Willen Gottes gänzlich zu ergeben bereit ſey, wenn das, was er wünſcht, nicht erfolgte; wenn das, was er unternimmt, nicht von ſtatten geht. Hievon im **Dritten Theile.**

Ich werde nicht irren, wenn ich behaupte, es gebe wenig ſo vollkommene Menſchen, die alle Behutſamkeit und Genauigkeit anwenden, um zu prüfen, ob ihre Wünſche und Entſchließungen gottgefällig ſind. Die meiſten überlaſſen ſich den Vorſpieglungen und den angenehmen Träumen ihrer Eigenliebe. Sie beſtimmen ſich ſelbſt ihr Loos, faſſen Entſchließungen nach ihrem Dünkel, ſchreiten zu Unternehmungen, deren Folgen ſie nicht vorausſehen, und hegen Abſichten, die nicht die lauterſten ſind. Sie fragen zwar Andere um Rath,

um ſich bereden zu können, daß ſie nicht übereilt zu Werke gehen: allein ſie wählen entweder ſolche Rathgeber, von denen ſie mit ihren Abſichten übereinſtimmende Ausſagen erwarten können, oder ſie wiſſen doch die Anfrage alſo einzurichten, daß ſie die Antwort, die man ihnen darauf geben ſoll, vielmehr ſelbſt beſtimmen, als fremden Einſichten überlaſſen. Ja ſie machen ſogar einen Gegenſtand des Gebethes daraus, daß Gott ihnen zur Erreichung ihrer Abſichten helfen möge, weil die Heftigkeit ihrer Wünſche ſie an der Güte derſelben gar nicht zweifeln läßt. Indeſſen erhöret Gott der Allweiſe, der nicht nur eine zeitliche, ſondern eine ewige Glückſeligkeit dem Menſchen zum Ziele ſetzt, und alle Vorfälle des Lebens auf dieſes Ziel hin ordnet, dieſes Gebeth nicht — kann es nicht erhören, weil er vorausſieht, daß ihre Wünſche und Unternehmungen ihnen zum Verderben gereichen würden. Es iſt dieſes offenbar eine göttliche Wohlthat, und als eine ſolche muß ſie auch der Menſch anſehen, und dankbar annehmen. Er muß eben deswegen ſobald er Anzeichen hat, daß Gott ſeinen Wünſchen und Abſichten entgegen iſt, ſie mit entſchloſſenen Muthe ausſchlagen, und ſprechen: **Herr nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe.**

Einige Beyſpiele der Schrift werden uns hierinn zur Maasregel dienen können. Der hohe Prieſter Heli heegte die Abſicht, daß ſeine zween Söhne, und ihre Nachkömmlinge das hoheprieſterliche Amt behaupten ſollten. Dieß war ſein einziger Wunſch, weil er aus blinder Vaterliebe die Fehler ſeiner Söhne überſah,

und nicht überlegte, was dieſe Ungerathene, die ſchon bey ſeinen Lebzeiten ſich ſo viele Unordnungen erlaubten, einſt für Unheil in dem Heiligthume anſtiften, was für Aergerniß dem Volke geben; weil er nicht überlegte, daß ſie gleichfalls an ihren Kindern ſchlechte ärgerliche Prieſter auferziehen würden. Gott ließ ihm deswegen durch den Samuel das Strafgericht, welches er über ſie verhängt hatte, ihre Entfernung von dem Prieſter-amte nemlich, andeuten. Heli vernahm es mit Entſetzung; doch faßte er ſich ſogleich und ſprach: **Was gut in den Augen Gottes iſt, das geſchehe.** — David heegte gegen das erſte Kind, welches er mit der Bethſabea gezeugt hatte, eine ungemeine Liebe, und war untröſtlich, da es erkrankte. Er faſtete und bethete, daß Gott es möge leben laſſen. Das Kind aber ſtarb. Man trug Bedenken, es ihm zu eröffnen, weil man glaubte, er würde in die äußerſte Traurigkeit verſetzet werden. Endlich fragte David ſelbſt nach, und als er die Nachricht empfieng, daß das Kind geſtorben wäre, ſo fieng er gegen alle Erwartung an, heiterer zu werden; er wuſch und ſalbte ſich, wie die Schrift ſagt, gieng in den Tempel und bethete den Herrn an. Als ſeine Bediente über dieſes Betragen in Verwunderung geſetzt, ihn fragten, warum er zu dem Tode ſeines Kindes ſo gleichgültig ſey, da ihn die Krankheit des Kindes ſchon ſo ſehr betrübet hätte, gab er zur Antwort: Was ſoll ich faſten und weinen? Kann ich das Kind zum leben erwecken? — Der Todesfall des Kindes gab ihm nemlich die Entſcheidung, daß ſein inſtändiges Bethen um das Leben desſelben dem Willen Gottes nicht ge-

mäß

mäß war: darum beruhigte er ſich, und bethete die Anordnung Gottes an.

Auf gleiche Art ſollen auch Chriſten, ſobald ihnen Gott durch Vereitlung ihrer Wünſche, ihrer Abſichten und Unternehmungen zu erkennen giebt, daß ſie nicht nach ſeinen Willen, mithin auch nicht zu ihrem Beſten waren, eben ſobald nicht mehr darauf beſtehen, über die Vereitlung derſelben nicht trauern, ſondern zufrieden ſeyn. Sie ſollen bey ſich denken: wie kann ich ändern, was Gott verordnet hat? ſie ſollen ſprechen: was gut in den Augen des Herrn iſt, dieß geſchehe: ſie ſollen mit dem David in den Tempel gehen, und ſogar ſeine ihren Abſichten widrige Anordnung anbethen.

Werden ſie aber wohl imſtand ſeyn, ihren Wünſchen und Begierden auf einmal Gränzen zu ſetzen, wenn ſie ſich von denſelben allzuheftig fortreiſen laſſen? Wird ihr durch die Bewegungen der Leidenſchaft erhitztes Herz ſich durch den Gedanken an eine höhere Anordnung beruhigen laſſen? Wird es auch nur gelaſſen genug ſeyn, um dieſem Gedanken nachzudenken, und die Wichtigkeit desſelben zu erwägen? Was iſt ſtürmiſcher, als ein Gemüth, welches von ſich ſelbſt eingenommen, von ſeinem eigenem Willen fortgeriſſen, auf ſeine Anſchläge erpicht, allenthalben anſtößt, bald da bald dort Hinderniße findet, und Ausſichten wahrnimmt, die ihm entgegen ſind? dieſe Hinderniße dienen weiter zu nichts, als es nur ungeſtümmer und verwegener zu machen, ſtatt ſie ihm Einhalt thun, und es auf dem Gedanken zu bringen

 ſoll.

ſollten: Gott ſey dawider. Menſchen, die auf ihre Abſichten leidenſchaftlich verſeſſen ſind, machen es gerade ſo, wie der Afterprophet Belaam, der, da er einmal die Reiſe angetretten hatte, das Volk Gottes zu verfluchen, auf ſeine Eſelinn, die den Weg fortzuſetzen ſich weigerte, unbarmherzig dareinſchlug; ungeachtet es ein Engel des Herrn war, der ſich ihm widerſetzte — oder wie der König Saul, der, da ihm Gott wegen ſeiner Widerſpänſtigkeit die Entſetzung ſeiner Familie von dem Throne ankündigen ließ, von der Zeit an ſich den Stürmen ſeiner Galle überließ, gegen den von Gott zur Thronfolge auserſehenen David wütete, und auch dann wenn er einige Zeit lang beruhiget zu ſeyn ſchien, in einen nur deſto heftigeren Unwillen ausbrach. So, ſage ich, machen es gemeiniglich die Menſchen, die bey der Ausführung ihrer Abſichten der Leidenſchaft zuviel einräumen.

Es iſt alſo eine weſentliche Regel, daß man die Heftigkeit ſeiner Wünſche mäßige, ſeine Abſichten nicht zu ſteif werden laſſe, die Gemüthsruhe bey ſeinen Unternehmungen immer beyzubehalten ſuche, und ſich beſonders feſt an den Gedanken halte: Herr wenn es dein Wille nicht iſt, ſo ſoll das, was ich wünſche, nicht erfolgen, das, was ich unternehme, fehl gehen. Geht es alsdenn wirklich fehl; ſo iſt der Wille doch ſchon zur Ergebung geſtimmet; oder es koſtet doch ſoviel Mühe nicht, ihn der Anordnung Gottes unterwürfig zu machen.

Mit einem Worte: es ſey unſer höchſtes und einziges Geſetz: **der Wille Gottes geſchehe** — und zu wel-

welcher Zeit, durch welche Zeichen er uns immer denſelben bekannt machen will, ſey unſer Herz bereit, ſich darein zu ergeben — nicht gezwungen, ſondern mit der gröſten Willigkeit: denn wo zielen wohl alle ſeine Anordnungen hin, als auf unſer wahres Beſte, auf unſere Seligkeit? Unſere Seligkeit aber iſt ſie nicht das höchſte, das wünſchenswürdigſte Gut? O Gott! Laß nur das Loos der Auserwählung auf uns fallen. Fahre fort alle Vorfälle und Ereigniſſe unſeres Lebens dahin zu ordnen. Wir ſind mit deinen Anordnungen vollkommen zufrieden, und wir ſchätzen uns glücklich, unter der Regierung deiner unendlichen Weisheit zu ſtehen. Auch deine Schläge ſind uns Wohlthaten. Auch das, was uns entgegen zu ſeyn ſcheint, iſt, wenn du es uns zuſchickeſt, für uns. Herr! mach uns nur ſelig, und dann herrſche über uns, ordne alles, wie es dir gefällt. Zernichte unſere Abſichten, vereitle unſere Wünſche. Nur dieſes einzige bitten wir: Laß nicht zu, daß wir deine Abſicht, uns ſelig zu machen, vereiteln. Amen

Auf das Verkündigungsfeſt Mariä.

Ecce concipies in vtero & paries filium. Hic erit magnus & filius altiſſimi vocabitur. Luc. 1.

Siehe Du ſollſt einen Sohn empfangen, und gebähren, dieſer wird groß ſeyn, und der Sohn des Allerhöchſten genannt werden. Luc. 1.

Der Menſch iſt zur Ehre geſchaffen: denn er iſt geſchaffen, ein Herr über die Geſchöpfe, ein Freund

Gottes, ein Kind Gottes, durch Tugend Gott ähnlich, ein Bürger des Himmels und Theilnehmer an dem Reiche Gottes zu ſeyn. Es iſt ebendeswegen kein Laſter, wenn der Menſch nach Ehre ſtrebt, ja es iſt vielmehr ſeine Pflicht daß er ſeines erhabenen Berufes und ſeiner Menſchenwürde eingedenk, nach Ehre ſtrebe. Nur zu beklagen iſt es, daß der Menſch gemeiniglich nicht einſieht, worinn ſeine wahre Ehre beſtehe. Daher kömmt es, daß viele ſo begierig nach Menſchenlob trachten, und ihren ganzen Ruhm darinn ſuchen, daß man überall mit lauten Beyfalle von ihnen ſpricht, und ihnen Schmeicheleyen ins Geſicht ſagt. Daher kömmt es, daß viele mit ihrer Lage und mit ihrem Stande nimmermehr zufrieden, immer etwas beſſeres ſeyn wollen, als ſie ſind; indeß als ſie ſich doch nicht befleißen, das zu ſeyn, was ſie eigentlich ſeyn ſollen. Daher kömmt es endlich, daß viele auf ihre Würden, die ſie begleiten, ſtolz ſind, und dabey vergeſſen, was ſie eigentlich vermöge ihrer Würde in Rückſicht auf Gott ſind.

M. GG. wir feyern heute den Tag, an welchem Maria die heiligſte Jungfrau zur höchſten Ehrenſtelle, deren nur ein Menſch fähig ſeyn kann, erhöhet worden iſt. Ein Engel kam zu ihr, und verkündigte ihr, daß ſie die Mutter des Allerhöchſten werden ſollte. Siehe! ſprach er, **Du wirſt einen Sohn empfangen, und gebähren. Dieſer wird groß ſeyn, und der Sohn des Allerhöchſten genannt werden.** Nun laſſet uns ſehen, wie ſich Maria dabey verhielt. Wir werden von ihr lernen können, welche Geſinnungen

er der Menſch haben müſſe, um den Klippen der Ehrſucht auszuweichen.

Der Engel eröfnete ſeine Geſandſchaft mit den ausgeſuchteſten Lobſprüchen, die er ihr ertheilte. **Sey gegrüſt du gnadenvolle,** ſprach er, **der Herr iſt mit dir. Du biſt gebenedeyet unter den Weibern.** Wie verhielt ſich Maria? **Sie ſtaunte über dieſe Sprache,** ſagt der h. Text, **und dachte bey ſich, was dieſes für ein Gruß wäre.**

Der Engel fuhr fort ihr die Abſicht ſeiner Sendung zu entdecken, und kündigte ihr an, daß ſie Mutter des Meſſias werden ſollte. Wie verhielt ſich Maria? So glänzend die Würde war, die ihr der Engel antrug, ſo weigerte ſie ſich dennoch dieſelbe anzunehmen, weil ſie einmal entſchloſſen war, eine Jungfrau zu bleiben, und weil ſie einmal glaubte, ſie könnte nicht zugleich Jungfrau ſeyn, und Mutter werden. **Wie wird dieſes geſchehen,** antwortete ſie, **da ich keinen Mann erkenne?** — Endlich erklärte ihr der Engel das Geheimniß, und lößte ihre Zweifel — Maria erſah daraus, das ſie wirklich berufen ſey, Mutter des Meſſias zu werden. Sie antwortete alſo ganz demüthig. **Ich bin eine Dienſtmagd des Herrn.**

Das Betragen Mariä läßt ſich mithin in drey Punkte zuſammenfaſſen. Sie ſtaunte über das Lob des Engels. Sie weigerte ſich aus Liebe zur Jungfrauſchaft, die Mutterwürde anzunehmen. Sie willigte

endlich darein, nachdem ſie den göttlichen Beruf erkannte, doch ſo, daß ſie ſich für nichts anders als für eine Dienſtmagd des Herrn anſah.

Wir können daraus lernen m. GG. daß der Menſch, um nicht an die Klippen des Ehrgeitzes anzuſtoſen,

Erſtlich gegen Menſchenlob mißtrauiſch ſeyn müſſe; daß er

Zweytens, ehe er etwas anderes zu werden ſucht, ſich vor allem beſtreben müſſe, das zu ſeyn, was er eigentlich ſeyn ſoll; daß er

Drittens, die Würde, die er annimmt, und der Rang, den er behauptet, ſey, welcher er wolle, ſich für nichts anders, als für einen Diener Gottes anſehen müſſe.

Erſter Theil.

Der Menſch ſoll erſtlich gegen Menſchenlob mißtrauiſch ſeyn. Maria ſtaunte ſogar über das Lob eines Engels: denn ob ſie gleich überzeugt war, daß es ein guter Engel ſey, der ſie grüßete, ſo konnte ſie dennoch, weil ſie ſtäts demüthig von ſich zu denken gewohnt war, ſich nicht geſchwind faſſen, da ſie dieſe ausgeſuchten und ungemeinen Lobſprüche vernahm, die ihr dieſer Geſandte Gottes beylegte. Der Gegenſtand davon war zwar keineswegs eitel, ſondern vielmehr überaus erfreulich und troſtreich: denn was kann dem Menſchen wohl angenehmer ſeyn, als wenn er vernimmt,

nimmt, daß er bey Gott in Gnaden ſtehe (**der Herr iſt mit dir**) dennoch weil ihr der Engel etwas ausnehmendes zuſchrieb, und ſie über alle ihres Gleichens erhob, weil er ſie die **gnadenvolle** und **die gebenedeyte unter den Weibern** nannte, ſo ließ es ihre Beſcheidenheit nicht zu, dieſe Lobſprüche als verdient anzuſehen. **Sie ſtaunte.** Sie verſetzte eben deswegen nach der Anmerkung des h. Ambroſius dem Engel auf ſeine erſte Anrede kein Wort, damit ſie ihm nicht Anlaß geben möchte, ihr Lob zu widerhohlen, und zu bekräftigen, ſondern **ſie dachte** wie der h. Text ſagt, **ſtaunend bey ſich, was dieſes für ein Gruß wäre.** D. i. ſie dachte bey ſich: wer bin ich? Eine arme Jungfrau. Ich bin im Angeſichte Gottes voller Schwachheiten. Warum nennt mich der Engel die **Gnadenvolle**? Zwiſchen Gott und mir iſt ein unendlicher Abſtand. Warum ſagt mir der Engel: **der Herr iſt mit dir**? Ich bin nicht beſſer, als andere Menſchen. Warum nennt er mich die **Gebenedeyte unter den Weibern**? Kurz obgleich Maria weder an der Sendung noch an den Einſichten, noch an den guten Abſichten des Engels, der ihr erſchien, zweifeln konnte; ſo gerieth ſie dennoch in eine kleine Gemüthsſtörung, blos darum weil ſie als eine demüthige Jungfrau ſich nicht gern loben hörte.

Nun m. GG. wenn ſogar das Lob eines Engels eine wahrhaft demüthige Seele in einige Verwirrung verſetzt, wie wir das Beyſpiel an Maria ſehen; ſo muß gewiß das Lob eines Menſchen uns nicht nur einiger-

maſſen ſtören, ſondern uns ſogar Mißtrauen erwecken. Damit Sie mich recht verſtehen, m. GG. wie ich verſtanden ſeyn will, ſo muß ich meinen Satz zum voraus beſtimmen. Allen Beyfall der Menſchen darf man eben nicht auf die Seite ſetzen; denn ein großer Theil unſerer Pflichten geht ja den Nebenmenſchen an: wir müſſen mithin darauf bedacht ſeyn, daß wir dieſe zufrieden ſtellen; Ihre Zufriedenheit aber bringt uns gemeiniglich ihren Beyfall zuwegen. Und meldet denn nicht das Evangelium von unſerem Heilande: **Er wuchs an Gnade bey Gott und bey den Menſchen?** Ja wenn jemand ein Amt begleitet, wozu ihm das Vertrauen ſeiner Mitbürger beſonders nöthig iſt, ſo muß er ihren Beyfall zu erwerben ſuchen, oder er muß wenigſtens in der Erfüllung ſeiner Pflichten ſo genau und behutſam zu Werk gehen, damit niemand Anlaß habe, einen Verdacht oder ein Mißtrauen auf ihn zu werfen.

Wir finden hievon ein Beyſpiel an dem h. Paulus. Da er das von den Korinthern geſammelte Allmoſengeld unter die Gläubigen zu Jeruſalem austheilen wollte, ſo geſellte er ſich mit Abſicht noch einige andere zu, die ihm zu dieſem Geſchäfte Hand bieten mögten. Seine Urſache war, wie er ſelbſt in dem zweyten Briefe an die Korinther meldet: **Wir ſind behutſam, damit niemand aus der ganzen Gemeinde unſeren Dienſt ſchelten möge — und wir ſuchen Recht zu thun, nicht nur vor Gott, ſondern auch — vor den Menſchen.** In dieſer Rückſicht alſo iſt es

nicht

nicht nur keine Eitelkeit, ſondern wahre Pflicht, den Beyfall der Menſchen zu ſuchen, — weil nemlich die Frucht gewißer Amtsverrichtungen, mithin auch die Beförderung der Ehre Gottes davon abhängt — Aber den Beyfall der Menſchen darf man ſich nie auch bey den löblichſten Handlungen zum letzten Ziele ſetzen. Man darf weder ſeine Glückſeligkeit darinn ſuchen, daß man von den Menſchen gelobet wird, noch auch ſeinen Muth und Eifer, löblich zu handeln verlieren, wenn man dieſes Menſchenlob nicht erhält. Am allerwenigſten aber darf man ſich zur Eitelkeit, und zum Wohlgefallen an ſich ſelbſt durch Menſchenlob verleiten laſſen: und deswegen ſage ich: Man ſoll um nicht von dem wahren Zweke ſeiner Handlungen abzuweichen, in das Menſchenlob allemal ein Mißtrauen ſetzen: denn was iſt das Menſchenlob? was wirkt es gemeiniglich? was nützt es?

Menſchenlob iſt oft ungegründet, oft partheyiſch, oft ſchmeichelhaft. Oft ungegründet, weil es den Menſchen nicht ſelten an Einſichten fehlt, wahre Verdienſte zu beurtheilen. Dieß iſt nach der Schrift der eigentliche Unterſchied zwiſchen dem göttlichen Urtheile und dem menſchlichen, daß Gott das Herz anſieht, der Menſch aber nur das Außenwerk. Daher kömmt es auch, daß die Heucheley oft gelobet und bewundert, die wahre Frömmigkeit hingegen getadelt wird. Daher kömmt es, daß oft derjenige, der mit ſeiner Geſchicklichkeit, oder mit ſeiner Rechtſchaffenheit viel Aufſehens macht, und prahlt, das Vertrauen anderer ge-

winnt,

winnt, derjenige hingegen, der wahre Vorzüge hat, ſie aber anderen nicht aufdringt, verkannt wird.

Das Menſchenlob iſt oft partheyiſch. O wie viele Nebenabſichten haben manchmal an dem Urtheile über die Menſchen Antheil? Wie oft erhebt ſich die Leidenſchaft auf den Richterſtuhl? Man lobt jemand, weil man von ſeiner Parthey, und von ihm eingenommen iſt. Man lobt jemand, oft blos um den Mitwerber deſſelben, dem man nicht gut iſt, herabzuſetzen. Man lobt andere, weil man ſeinen Vortheil dabey einſieht, oft darum ſchon, weil man ihr Gegenlob erwartet.

Das Menſchenlob iſt oft ſchmeichelhaft. Was thut man nicht, um anderen zu gefallen? Man verſtellt ſich ſogar und redet anderſt, als man denkt. Viele ſind zu furchtſam, die Wahrheit zu reden, und ihre Herzensmeinung herauszuſagen, weil ſie vorausſehen, daß ſie mißfallen würde. Viele loben aus Leichtſinn, weil es ſie nichts koſtet, und dennoch gern gehört wird. Viele loben, weil ſie glauben, es gehöre zur feinen Lebensart, immer anderen etwas Schönes und Gefälliges zu ſagen. Vielen endlich liegt daran, andere zu Freunden zu haben; weil ſie nun wiſſen, daß man ihnen nicht mehr gefallen, und ſie in guter Laune erhalten könne, als wenn man ſie lobt; ſo ſinnen ſie recht mit Abſicht darauf, um ſtäts Lobſprüche bereit zu halten.... Und wie? man ſollte auf Menſchenlob kein Mißtrauen ſetzen.

Zweytens was wirkt gemeiniglich das Menſchenlob?

Es

Es flößt entweder Selbſtgenügſamkeit, oder Ruhmſucht oder endlich eine ſklaviſche Neigung ein, dem Menſchen zu gefallen. Im erſten Falle hindert es den Fortgang zur weiteren Vollkommenheit. Denn wenn der Menſch einmal von ſich ſelbſt eingenommen iſt, und ſich einbildet, er beſitze ſchon Vorzüge genug, ſo ſchleichet ſich gemeiniglich Trägheit und Bequemlichkeit bey ihm ein. Wie mancher würde es in der Wiſſenſchaft und Fertigkeit, die ihm zu ſeinem Berufe nöthig iſt, viel weiter bringen, wenn er nicht durch Menſchenlob geblendet, glaubte, er dörfe nun ſeiner Anſtrengung Gränzen ſetzen, und er könne gleichſam ſcherzend ſeine Berufspflichten erfüllen? Was die Tugend und Frömmigkeit anbelangt, ſo iſt ihr ohnedem nichts gefährlicher, als eingebildete Sicherheit: denn die ganze Feſte eines wahren Chriſtenthums ruht darauf, daß man demüthige Geſinnungen von ſich ſelbſt hege, und immer glaube, man habe noch einen weiten Weg zurükzulegen, bis man zur Vollkommenheit gelange.

Im anderen Falle aber, wo nemlich das Menſchenlob Ruhmſucht einflöſet, ſetzet es uns wenigſtens das wahre Ziel löblicher Handlungen auſſer Augen, und raubet uns den inneren Werth und das Verdienſt derſelben: denn wer nur aus dem Beweggrunde handelt, um von dem Menſchen gelobet zu werden, und wer dieſes Lob als eine hinlängliche Belohnung anſieht, der hat keinen Anſpruch mehr auf eine weitere. **Wahrlich ſage ich euch**, ſpricht der Heiland; die, welche bethen, faſten, Allmoſen geben oder ſonſt etwas Gut-

es

es thun, um nur von den Menſchen geſehen zu werden, **die haben ihren Lohn erhalten.**

Im dritten Falle endlich, wo nemlich das Menſchenlob ſklaviſche Neigung einflößt, den Menſchen zu gefallen, verſetzet es uns in ſchwere Verſuchungen, unſere Pflichten zu verletzen, oder ſchwächet wenigſtens den Muth, ſie mit jener Genauigkeit zu erfüllen, welche unſer Beruf fodert: denn die Menſchen ſpänden ihren Beyfall nicht immer nach Gerechtigkeit aus, ſie loben ſehr oft nur das, was nach ihrem Wunſche iſt. Wer alſo ein Sklav des Menſchenlobes iſt, wer nicht den Muth beſitzt, ſich über Lob und Tadel gleich hinwegzuſetzen, der wird nie in Erfüllung ſeiner Pflichten gerade zugehen, ſondern bald hier bald dort ſich durch Menſchen, denen er zu gefallen ſucht, auf Abwege lenken laſſen, und entweder der Wahrheit oder der Gerechtigkeit zu nahe treten. Wenn nun das Menſchenlob ſo ſchädliche Folgen nach ſich ziehen kann, ſobald das Wohlgefallen daran einmal Beſitz von unſerem Herzen genommen hat, ſoll man nicht, um dieſen Folgen vorzubeugen, ein kluges Mißtrauen auf Menſchenlobe ſetzen?

Was nützt es endlich? Soll es zu unſerer Aufmunterung dienen? Allein nebſtdem dieſe Folge ungewiß iſt, weil nicht ſelten ſtolze Einbildung und Selbſtgenügſamkeit dadurch erzeugt wird; ſo muß doch gewiß die Tugend desjenigen auf ſehr ſeichteu Gründen ruhen, der das Menſchenlob als den Hauptgrund zu ſeiner

Auf-

Aufmunterung anſieht, und der von ſeinem Eifer, gutes zu thun, eben ſobald nachlaſſen würde, als er nicht gelobet wird. Iſt denn jener Beweggrund nicht weit edler, und auch, wenn man ihn recht zu Herzen genommen hat, weit ſtärker, da man Tugend zu üben, recht zu handeln, ſeine Pflichten zu erfüllen ſich darum befleißt, damit man ſich in ſeinem Gewiſſen beruhigen könne, und vor Gott beſtehen möge?

Oder ſoll das Menſchenlob dienen, uns zu überzeugen, daß wir unſere Pflicht erfüllen? Allein ſuchen wir auch wohl durch dieſe Ueberzeugung die Beruhigung unſeres Gewiſſens, oder erzielen wir nicht oft unter dieſem leeren Vorwande eitles Wohlgefallen an uns ſelbſt? Hohlen wir auch immer das Zeugniß derjenigen ein, die Freymüthigkeit genug beſitzen, uns die Wahrheit zu ſagen? Und wenn wir endlich auch das Zeugniß der verſtändigſten und aufrichtigſten Menſchen für uns hätten, ſo würden wir doch weiter nichts daraus abnehmen können, als daß die Menſchen mit uns zufrieden ſind. Ob aber auch Gott mit uns zufrieden ſey, dieß würde uns noch immer ein Geheimniß bleiben; und es wird auch ſolange ein Geheimniß bleiben, bis die Zeit kömmt, wo Gott die geheimſten Rathſchläge der Herzen offenbaren wird. Dann wird einem jeglichen ſein Lob widerfahren, ſagt Paulus. So wie nun aber der Beyfall Gottes unſere Glückſeligkeit beſtimmt, ſo muß auch unſere ganze Erwartung darauf gerichtet ſeyn. Laſſet uns mithin auf Menſchenlob ein gewißes Mißtrauen ſetzen.

Ich

Ich ſchreite zum **Zweyten Theil**.

Wer die Klippen des Ehrgeitzes vermeiden will, muß ſich auch vor allem befleißen, das zu ſeyn, was er ſeyn ſoll, ehe er etwas anderes zu werden ſucht.

Der allerheiligſten Jungfrau wurde ſeblſt von einem Engel der Antrag gemacht, daß ſie Mutter des Allerhöchſten werden ſollte. Welch erhabene Würde? Wie viele ihres Geſchlechtes würden darum gerungen haben? Allein weil ſie ſich einmal entſchloſſen hatte, eine Jungfrau zu ſeyn und zu bleiben, und weil ſie glaubte, ſie würde nicht anders als auf eine gemeine Art Mutter werden könnnen, ſo machte es keinen Eindruck auf ſie, daß ſie eine ſo groſze Würde erlangen, daß ſie einen ſo großen Sohn gebähren, daß ſie gleichſam die Mutter der ganzen Nachkommenſchaft werden, daß ſie von allen Menſchen Lob und Verehrung erhalten könnte; dieſes alles, ſage ich, machte keinen Eindruk auf ſie; ſondern die einzige Pflicht ſchwebte ihr vor Augen, ſich einer ſtandesmäßigen Vollkommenheit zu befleißen, und das zu ſeyn, wozu ſie ſich einmal vermöge eines beſonderen Gelübdes verſtanden hatte. Sie wollte zwar den Antrag des Himmels nicht ſchlechterdings ausſchlagen, doch erlaubte ſie ſich mit heiliger Freymüthigkeit die Frage an den Engel zu ſtellen: **Wie ſoll das geſchehen?** Und hätte ihr der Engel hierüber keine genugthuende Antwort gegeben, ſo würde ſie nicht nur die angebothene Würde ausgeſchlagen, ſondern auch

ſelbſt den Engel für keinen Geſandten Gottes angeſehen haben. Dieß ſoll uns zum Muſter dienen.

M. GG. Wenn jeder Menſch dem Stande, in den er verſetzt iſt, ſich gemäß verhielte, ſo würde die ſchönſte Ordnung und Harmonie auf der Welt anzutreffen ſeyn. Wenn Niemand etwas anders zu werden ſuchte, als wozu er fähig iſt, wenn jeder alle ſeine Fähigkeiten und allen ſeinen Fleiß anwendete, um ſeinen Beruf zu erfüllen, und wenn jeder auch die Geduld hätte, um die mit ſeinem Stande verbundenen Beſchwerniſſen zu ertragen; ſo würde allgemeiner Friede und allgemeine Zufriedenheit herrſchen. Niemand würde ſich über ſeinen Stand beklagen, und Niemand würde auch über den andern zu klagen Urſache haben, und ſelbſt derjenige, der in Niedrigkeit lebt, und viele Müheſeligkeiten zu überſtehen hat, würde glücklich ſeyn. Sobald aber die Menſchen das Ziel, das ihnen vorgeſteckt iſt, auſſer Augen ſetzen, und ſich ein ganz anderes nach ihrer Willkür vorſtecken; ſobald nicht jeder ſeinen eigenen ihm angewieſenen Weg geht, ſo müſſen ſie nothwendigerweiſe gegen einander rennen. Es muß Verwirrung entſtehen, ſobald die Menſchen ſich nicht befleißen, das zu ſeyn, was ſie ſeyn ſollen, und ſich durch immerwährende Begierden, etwas beſſeres zu ſeyn, herumtreiben laſſen.

Urtheilen Sie ſelbſt m. GG. was für ein ordentliches Ganzes, welch ein harmoniſcher Körper die Welt ſeyn würde, wenn von höhern Ständen an bis auf die geringſten jeder ſich nach ſeinem Berufe vollkommen zu machen ſuchte? Wie glücklich würde der Staat ſeyn, wenn der Große all ſein Anſehen und ſeine Macht zur Unterſtützung der Niedern, zur Abwendung aller Unordnungen

en verwendete, wenn der Geſchäftsmann allen gewiſſenhaften Fleiß anwendete, ſowohl zum Beſten des gemeinen Weſens, als auch zur Wohlfarth einzelner Menſchen die ihm aufgetragenen Geſchäfte zu beſorgen, wenn dagegen auch jeder Untergebene ſich den Verordnungen der Oberen fügte, und ſich mit Zufriedenheit in die Gränzen ſeines Standes einſchränkte, mit einem Worte, wenn Obere und Untergebene das wären, was ſie ſeyn ſollten? Und wie glücklich würden einzelne Familien ſeyn, wo Ehegatten einander aufrichtig liebten, Aeltern für ihre Kinder ſorgten, Kinder ihren Aeltern gehorſamten, Dienſtbothen mit ihrem Lohne zufrieden, das Wohl ihrer Herrſchaften treulich beſorgten, mit einem Worte, wenn Ehegatten, Aeltern, Kinder und Dienſtbothen das wären, was ſie ſeyn ſollten? Nun ſetze man aber, daß der, welcher in Ehren iſt, die damit verbundene Arbeit ſcheut, daß der Niedere ſich durch Uebermuth über die Gränzen ſeines Standes erhebt, daß der Ehegatt mit dem Stande, den er einmal eingegangen hat, und der unauflößlich iſt, unzufrieden ſey, daß die Kinder im Hauſe Tag und Nacht darauf ſinnen von der Zucht ihrer Aeltern los zu werden, daß der Dienſtboth, der noch Kräfte hat zu arbeiten, nach Bequemlichkeit ſeufzt; muß nicht Unordnung im Staate, Verwirrung in einzelnen Familien entſtehen? Was denn für Unordnung? Der, welcher die Laſt ſeiner Arbeit verabſcheut, wird den Gang der Geſchäfte in Stecken gerathen laſſen. Der, welcher ſich über die Gränzen ſeines Standes erhebt, wird auch die Schranken der Billigkeit und Gerechtigkeit überſchreiten. Der unzufriedene Ehegatt wird Mishelligkeiten ſtiften. Das unzufriedene

Kind

Kind im Hauſe wird die Geiſel ſeiner Aeltern ſeyn. Der unzufriedene Dienſtboth wird die Pflichten der Treue vergeſſen. Kurz ſobald der Menſch ſich nicht recht angelegen ſeyn läßt, das zu ſeyn, was er ſeyn ſoll, ſo wird die Treue in Erfüllung ſeiner Pflichten aufhören. Iſt dieß nicht Unordnung genug?

Laſſet es uns alſo m. GG. zur erſten Regel machen, und es für unſere erſte Pflicht halten, dem Stande, in den uns Gott verſetzt hat, getreu zu leben. Laſſet uns zu dieſem Ende zwey Stücke bedenken; erſtlich, daß es Empörung gegen Gott ſey, wenn man ſich etwas über ſeinen Stand anmaßt; zweytens daß die wahre Ehre in nichts anders beſtehe, als in einer ſtandesmäßigen Vollkommenheit.

Niemand, ſagt Paulus, nimmt ſich ſelbſt die Ehre, ſondern wer von Gott, wie ein anderer Aaron berufen iſt. (Hebr .5.) Dieſe Stelle iſt zwar hauptſächlich von dem Berufe zum Prieſterthume zu verſtehen; es iſt aber doch wegen der Allgemeinheit der Urſache eine Vorſchrift, die alle Stände angeht. Gott hat alle Stände geordnet, und jedem Menſchen zu den ſeinigen Stand ſowohl natürliche Fähigkeiten, als übernatürliche Gnaden zugemeſſen. Dieſe Ordnung, die Gott gemacht hat, muß uns heilig ſeyn. Und wer ſich ihr widerſetzt, der empört ſich gegen Gott, der rechtet mit ſeinem Schöpfer, der ſcheltet ihn, wie jener Knecht in Evangelium ſeinen Hausvater einen harten Mann ſchalt, der macht ihm Vorwürfe: Warum haſt du mich ſo gemacht? Warum haſt du mich in dieſen Stand ver-

ſetzt? warum mir ſoviele Arbeiten aufgeladen? warum mir weniger Vermögen gegeben als anderen? Warum haſt du mich nicht zu Ehren erhöht? = Iſt die Strafbarkeit einer ſolchen Empörung nicht augenſcheinlich?

Zudem müſſen wir, ehe wir nach Ehre ſtreben, uns zuerſt einen richtigen Begriff davon machen. Große Titel, äuſſerliche Ehrenbezeigungen, die man von anderen empfängt, ſind in der That nur etwas zufälliges von der Ehre, und es kann ſeyn, daß ein Menſch alles dieſes und doch keine Ehre hat. Die wahre Ehre beſteht in einer ſtandesmäßigen Vollkommenheit, und in ſofern kann ſich Jeder, auch der Niedrigſte Ehre erwerben. Die Ehre des Großen beſteht in der Wohlthätigkeit und Leutſeligkeit, die Ehre des Richters in der Gerechtigkeit, die Ehre des Bürgers in Betriebſamkeit und ſtandesmäßiger Einſchränkung, die Ehre des Handelsmannes in Ehrlichkeit und Billigkeit, die Ehre des Ehegatten in ehelicher Treue, die Ehre des Vaters und der Mutter in der guten Kinderzucht, die Ehre des Kindes in Gehorſam und Liebe, die Ehre der Jungfrau in der Schamhaftigkeit, die Ehre des Dienſtbothen und des Bedienten in der Treue und Wachſamkeit, die Ehre des Armen in der Geduld, mit welcher er ſein Schikſal erträgt. Es kann alſo jeder Menſch ohne Ausnahme ſich Ehre erwerben, aber nur in ſofern er ſich befleißet das zu ſeyn, was er ſeyn ſoll. Im entgegengeſetzten Falle aber ringt er zu ſeiner eigenen Strafe nicht ſowohl nach Ehre, als vielmehr nach Schande.

Dieſe Betrachtung m. GG. möge jeden, der mit ſeinem Stande unzufrieden iſt, in ſeine Gränzen zurükweiſen.

ſen. Wer zum Vorſtehen berufen iſt, der ſtehe vor, ohne ſeine Gewalt zu mißbrauchen. Wer zum Gehorchen berufen iſt, der gehorche, ohne ſich zu empören. Wer mit dem Ehebande verknüpft iſt, der bewahre heilige Treue, und aufrichtige Liebe. Wer unter der Zucht ſeiner Aeltern ſteht, der unterwerfe ſich. Wer viele Arbeiten auf ſich liegen, aber auch Kräfte dazu hat, der arbeite, ſolange er Kräfte hat, ohne ſich nach Gemächlichkeit zu ſehnen. Wer in einem niedern Stande lebt, der erhebe ſich nicht. Wer arm iſt, der ſey mit ſeinem Allmoſen zufrieden. Kömmt uns jemal eine Verſuchung an, mit unſerem Stande unzufrieden zu ſeyn, oder über unſeren Stand uns zu erheben, ſo laſſet uns wie Maria ſprechen: wie kann dieſes geſchehen? Wie iſt das möglich, daß ich das heilige Band trenne, womit mich Gott in meinem Stande verbunden hat? Wie iſt es möglich, daß ich durch Begierden, Abſichten und Unternehmungen, die der Anordnung Gottes zuwiderlaufen, mich glücklich mache? Und ſo wie ich von Maria geſagt habe, daß, wenn ihr der Engel ihren Zweifel durch keine genugthuende Antwort gelöſet, wenn er ihr nicht erklärt hätte, daß ihre Jungfrauſchaft mit der Mutterwürde beyſammenſtehen könnte, ſie ihn nicht für einen Geſandten Gottes würde angeſehen haben, ſo laſſet auch uns alle Gedanken, die uns mit unſerem Stande mißvergnügt, und gegen die damit verbundenen Pflichten und Beſchwerniſſen verdrüſſig machen, für Gedanken anſehen, die uns das natürliche Verderben eingiebt, und die uns der Satan eingiebt.

Ich ſchreite zum Dritten Theile

Der Menſch ſoll endlich, in welchem Stande er immer lebe, und welcher Rang auch immer damit verbunden ſey, ſich für nichts anders, als einen Diener Gottes anſehen. Nachdem Maria den Beruf des Himmels erkennet, und durch die Erklärung des Engels eingeſehen hatte, daß die Mutterwürde ihrer Jungfrauſchaft nicht nachtheilig ſeyn würde, willigte ſie endlich darein, doch mit dem demüthigſten Ausdrucke = Siehe ich bin eine **Dienerin des Herrn.** Als wollte ſie ſagen: Ich ſtaunte über dieſen Beruf. Ich erkenne mich für unwürdig. Aber dem Willen des Höchſten kann ich nicht widerſtehen. Hier bin ich. Ich unterwerfe mich, mein ganzes Weſen mein Fleiſch und Blut ſeiner höchſten Anordnung. Soll ich die glückliche ſeyn, die den Sohn des Allerhöchſten gebähren wird, ſo ſey das Wunder ſeiner Allmacht, die Unermeßlichkeit ſeiner Liebe ewig geprieſen = Ich aber bin nichts anders, als eine Dienerin des Herrn. Wir erſehen daraus die Demuth der heiligſten Jungfrau. Indeſſen war es ihre Pflicht, dieſe Geſinnungen zu heegen: denn auch die erhabenſte Mutterwürde ſprach ſie nicht von der Unterwerfung gegen Gott los. Ja Gott würde ſie nie zur Mutter ſeines Sohnes erwählet haben, wenn er nicht eine ausnehmende Demuth an ihr erblickt hätte — Wenn nun aber die Mutter des Allerhöchſten ſich eine Dienſtmagd des Herrn nennte, und wenn es ihre Pflicht war, ſich alſo zu nennen, wie vielmehr iſt es die unſrige, daß wir uns für Knechte Gottes anſehen? Der Monarch auf dem Throne iſt, wie der Unter-

than in der niedrigſten Hütte nichts anders, als ein Diener Gottes. So groß der Abſtand des einen Standes von dem andern iſt, ſo verliert ſich doch in Rückſicht auf Gott aller Unterſchied zwiſchen ihnen. Der Hohe wie der Niedrige hat nichts aus ſich ſelbſt. Was er hat, das hat er von Gott empfangen, und dafür muß er ihm einſt Rechenſchaft geben. Ja der Hohe iſt in gewißem Anbetrachte noch mehr ein Diener Gottes, weil er mehr empfangen und weil er ſchärfere Rechenſchaft zu geben hat. Dieß iſt indeſſen eine Wahrheit, die gar keinen weitläufigen Beweis vonnöthen hat, weil ſie jeder von ſelbſt eingeſtehen wird: denn es würde eine Verwegenheit ſeyn, die ſich gar nicht nennen ließe, wenn jemand leugnete, daß er ein Diener Gottes ſey.

Es iſt aber auch nicht genug, dieſe Wahrheit ſchlechterdings einzugeſtehen, man muß auch wie Maria innigſt davon durchdrungen ſeyn. Die demüthige Geſinnung, daß wir Diener Gottes ſind, muß in unſerem Gemüthe ganz herrſchend werden, und ſich durch ihren Einfluß auf unſeren ganzen Wandel ausbreiten. Sind wir Diener Gottes, m. GG. ſo dörfen wir uns nicht aus Stolz über unſere Mitmenſchen erheben: denn nichts ſchickt ſich weniger für einen Diener, als Hochmuth. Sind wir Diener Gottes, ſo dörfen wir das Anſehen, und die Gewalt die uns Gott anvertrauet hat, nicht mißbrauchen: denn nichts iſt unerträglicher, als wenn ein Diener das Vertrauen ſeines Herrn misbraucht, und ſich mehr anmaßt, als ihm ſein Herr befohlen hat. Sind wir Diener Gottes, ſo dörfen wir unſer Pfund nicht in das

Schweistuch vergraben, wir müſſen alle unſere Kräfte zum Dienſte Gottes und zur Wohlfarth unſerer Mitmenſchen aufopfern: denn nichts macht einen Diener verächtlicher, als Müſſiggang und Kömmlichkeit. Sind wir Diener Gottes, ſo müſſen wir ſeine Geſinnungen nachahmen, gütig geduldig gerecht ſeyn, wie er: denn nichts macht einen Diener gehäßiger, als wenn er hart und ungeduldig iſt, da ſein Herr gütig und langmüthig iſt. Sind wir Diener des Herrn, ſo muß uns alles an ſeiner Ehre gelegen ſeyn. Wir müſſen durch Beyſpiele des Gottesdienſtes anderen voranleuchten. Sind wir endlich Diener des Herrn, ſo müſſen wir, ſoviel in unſern Kräften ſteht, Aergerniſſe abzuſtellen ſuchen: denn es iſt eine der erſten Pflichten des Dieners, daß er die Ehre ſeines Herrn vertheidige. Nur dann, wenn wir dieſe Eigenſchaften an uns haben, dörfen wir es wagen, das demüthige Wort Mariä nachzuſprechen: Siehe Herr wir ſind deine Diener. Denn m. GG. wenn gleich die Rückſicht auf Gott, daß wir ſeine Diener ſind, uns einerſeits Verdemüthigung auflegt, ſo iſt es doch andererſeits ein wahres Vorrecht, welches wir uns nicht anmaſſen dörfen, wenn wir nicht gehorſam, treu gegen ihn, eifervoll für ſeine Ehre ſind. Es belebe uns alſo forthin ein heiliger Ehrgeitz. Und wenn wir das mindeſte gegen die Ehre Gottes begangen haben, ſo ſchmerze es uns in dem innerſten unſerer Seele. Unſer ganzes Beſtreben ſey es forthin, Gott zu gefallen. Laſſet uns wie David ſagen: Wie die Augen einer Magd auf ihre Frau gerichtet ſind, ſo ſind unſere Augen Herr auf dich gerichtet. Laſſet uns

bitten und unaufhörlich bitten: O Herr löſche unſere Namen nicht aus dem Buche deiner Diener aus, und wenn wir dich gleich oft beleidigt haben, mach uns nur wie einen deiner Taglöhner.

Auf das Feſt der Verkündigung Mariä.

Fiat mihi ſecundum verbum tuum. Luc. 1.

Mir geſchehe nach deinem Worte.

Die erſte Nachricht, die der Engel der heiligſten Jungfrau von dem Geheimniſſe der Menſchwerdung und von ihrer Auserwählung zum Mutterſtande brachte, ſetzte ſie zwar in Erſtaunung, und nöthigte ihr die, wiewohl demüthige und beſcheidene Frage ab: wie ſoll das zugehen, daß ich Mutter werde, da ich keinen Mann erkenne, und entſchloſſen bin eine Jungfrau zu bleiben? allein ſobald ihr der Engel nur dieſen einzigen Anſtand gehoben, und ihr erklärt hatte, daß ſie ohne Nachtheile der Jungfrauſchaft fruchtbar werden ſollte, ſo war ihr Glaube nicht nur feſt und ungezweifelt, ſondern zugleich ſo feurig, daß ſie die Vollbringung alles deſſen, was ihr verkündiget war, verlangte und erwartete. Mir geſchehe nach deinem Worte, ſprach ſie. Es war dieſes ein Glaube, der nicht nur auf ihren Verſtand todte Eindrücke machte, ſondern der ſogleich auf ihr Herz übergieng, und die lebhafteſten Wünſche erzeugte, daß die gnadenvollen Abſichten und Rathſchlüſſe Gottes wirklich in Erfüllung gehen mögten. Mir geſchehe nach deinem Worte. Dieß war jener Glau-

be, den die vom Geiſte Gottes erfüllte Eliſabeth ſo ſehr an ihr lobte und bewunderte; indem ſie ſprach: Selig biſt du, die du geglaubt haſt; denn es wird alles an dir vollbracht werden, was dir von dem Herrn iſt geſagt worden. Und eben dieß iſt jener Glaube, den auch wir nachahmen ſollen.

Es iſt wahr: wir bezweifeln das große Geheimniß der Menſchwerdung nicht. Oefters ſprechen wir jeden Tag mit einer Kniebeugung aus: Das Wort iſt Fleiſch geworden: allein mit welchen Rührungen des Herzens? Unſer Glaube iſt, wenn ich mich ſo ausdrücken ſoll, weiter nichts, als ein Alletagsglaube, der uns mit dem anbethungswürdigen Geheimniſſe ſo bekannt macht, daß es zuletzt uns gleichgültig wird, und nicht die mindeſte Erweckung zu einem heiligeren Leben mehr in uns hervorbringt. Es ſetzt uns nicht mehr in Erſtaunung, und beſſert uns auch nicht mehr.

M. GG. Laſſet uns an dem heutigen Tage unſeren Glauben neu erwecken. Laſſet uns denken: es werde uns heute zum erſtenmale geſagt: das Wort iſt Fleiſch geworden. Der Sohn des Ewigen iſt auf die Erde gekommen, um für die Menſchen Menſch zu werden. Dann aber gehe unſer Glaube wie jener der ſeligſten Jungfrau ſogleich auf unſer Herz über. Laſſet uns ſprechen, wie ſie: Uns geſchehe nach deinem Worte. Ewiger Gottesſohn, du biſt gekommen, uns ſelig zu machen, uns zu heiligen, uns zu einem heiligen Leben zu erwecken. Dieß geſchehe. Deine erbarmungsvolle Abſicht gehe an uns in Erfüllung.

Für-

Fürwahr wenn unſer Glaube ſo beſchaffen iſt, wie es ſeyn ſoll, ſo muß nothwendig das Verlangen und der Entſchluß zu einem heiligen Leben erfolgen: denn das Geheimniß der Menſchwerdung und der jungfräulichen Empfängniß Chriſti enthält alles, was uns zu einen beſſeren Leben antreiben muß,

Erſtlich den ſtärkſten Beweggrund zu einem heiligeren Leben.

Zweytens die ſtärkſte Verſicherung des göttlichen Beyſtands zu einem heiligeren Leben.

Erſter Theil.

Das Geheimniß der Menſchwerdung Chriſti enthält erſtlich den ſtärkſten Beweggrund in Abſicht auf uns zu einem heiligeren Leben. Dieſer Beweggrund liegt theils in der liebevollen Erniedrigung des Sohns Gottes, mit welcher er unſere Natur angenommen hat, theils in der Würde der Menſchennatur, zu welcher ſie durch die Vereinigung mit der Gottheit iſt erhöhet worden. Die liebevolle Erniedrigung des Sohns Gottes zu unſerer Menſchennatur herab ſoll uns bewegen, daß wir mit ernſten Beſtreben uns Gott nähern. Die Würde der Menſchennatur aber ſoll uns bewegen, uns ſelbſt in Ehren zu halten, und uns würdiger Tugenden zu befleißen.

In der That welch unausſprechliche Liebe m. Ch. hat uns Gott dadurch bezeiget, daß er ſein ewiges und unvergängliches Weſen mit dem ſchwachen endlichen Weſen eines Menſchen vereiniget hat? Welche Liebe? Hier hätte ich zwar Gelegenheit, die übrigen göttlichen Vollkom-

kommenheiten, ſeine Allmacht, ſeine Weißheit, ſeine Unerforſchlichkeit zu preiſen, die insgeſammt aus dieſem Geheimniſſe hervorleuchten — Seine Allmacht: denn es iſt wahr, was Maria ſprach: Gott hat an mir große Dinge gethan, er, der mächtig iſt, und jeder Chriſt, das ganze Menſchengeſchlecht könnte ihr dieſes mit Wahrheit nachſprechen — Seine Weiſheit: denn welch tiefer Rathſchluß der Weiſheit, um den Menſchen nicht verderben zu laſſen, ihn durch eine unendliche Genugthuung erlöſen; die Ausübung der Barmherzigkeit und der Gerechtigkeit ſo mit einander vereinigen, daß die erſte ſich nach ihrem ganzen Reichthume dem Menſchen mittheilet, und doch die zweyte eine unendliche Genugthuung erhält? Endlich die Unerforſchlichkeit; denn in welch unzugänglichen Lichte erſcheinet Gott, nach dieſem Geheimniſſe betrachtet? Wer darf es wagen, zu unterſuchen, wie die Vereinigung der Gottheit, der Allmacht und Majeſtät Gottes mit einem ſchwachen niedrigen und dem Leiden unterworfenen Fleiſche möglich iſt? — Ich will aber nur bey der Liebe ſtehen bleiben, die ſich beſonders in dieſem Geheimniſſe auszeichnet. Können wir, frage ich, eine größere auch nur denken, als dieſe iſt? Ja würden wir imſtand ſeyn, ich ſage nicht, eine größere, ſondern auch nur dieſe Art von Liebe zu denken, wenn nicht Gott durch ſeine Erſcheinung im Fleiſche uns wirklich dieſelbe geoffenbaret hätte? Wie? wenn Gott uns die Wahl ließe, ſelbſt zu beſtimmen, was für einen Beweiß von ſeiner Liebe er uns geben ſollte, würde wohl ein Menſch, würden alle zuſammengenommen, durch ein jahrhundertlanges Nachſinnen auf den Gedanken gerathen,

daß

daß er ihnen zu Liebe Menſch werden ſollte? ... Dieſes Geheimniß überſteigt nicht nur unſere eingeſchränkten Begriffe, ſondern auch unſere, wiewohl unermeßlichen Wünſche glückſelig zu ſeyn. Mehr hätte uns Gott nicht thun können, als da er uns ſeinen Sohn ſchenkte, und ihn zur Vereinigung ſeiner Gottheit mit unſerm gebrechlichen Fleiſche herabſendete. Hätte er uns alle Schätze, die der ganze Schöpfungskreiß enthält, zum Geſchenke gegeben, hätte er uns noch ſo große Vorzüge verliehen, als jene waren, mit welchen er den erſten Menſchen erſchaffen hatte, hätte er uns ſtatt eines menſchlichen Verſtandes einen engliſchen gegeben, ſo würde dieſes alles mit jener Liebe nicht zu vergleichen ſeyn. Gott hat uns mit ſeinem Sohne alles geſchenkt, ſagt Paulus; und dieſer göttliche Sohn iſt durch die Annehmung unſerer Natur uns alles geworden, nicht nur unſer Mittler und Seligmacher, ſondern unſer Freund, unſer Bruder.

Muß uns aber dieſe Liebe, dieſe tiefe Herablaſſung Gottes zu uns nicht der ſtärkſte Beweggrund ſeyn, daß auch wir uns beſtreben, uns Gott zu nähern, daß auch wir alles thun, was wir thun können, um frömmer und heiliger zu werden, da Gott ſoviel für uns gethan hat? — Sünder, zu dir wende ich meine Rede — zumal da die zur Bekehrung und zur Ausſöhnung mit Gott anberaumte Zeit vorhanden iſt. Du ſollſt deine Beſſerung beſchleunigen. Dieß iſt, was dir Gott ins Herz rufet, und was auf allen geiſtlichen Redeſtühlen widerhallt. Haſt du vielleicht der rufenden Gnade noch

immer

immer kein Gehör gegeben, und deine Entſchließung zu einen beſſeren Leben noch immer zurückgehalten, ſo ſäume nicht mehr. Heut entſchließe dich — heute, Heute iſt der Tag, an dem der Ewige den Tempel des jungfräulichen Leibes Mariä beſucht hat, um für dich Menſch zu werden. Werde auch du heute ein beſſerer Menſch — Heut iſt der Tag, an welchem das große Verſöhnungsgeſchäft des Menſchen mit Gott ſeinen Anfang genommen hat. Fang auch du heute daſſelbe Geſchäft an, in ſofern es von deinem Willen und deinem Entſchluſſe abhängt — Heute iſt der Tag des Heils und der Hoffnung. Ermuntre dich, und laß die Zweifel fahren, die dich in der Unentſchloſſenheit und in dem Mistrauen gefangen halten. — Heute iſt der Tag der Freude des ganzen Menſchengeſchlechtes. Sey doch der Unſinnige nicht, der ſich von der Theilnehmung dieſes Freudenfeſtes ausſchließet, und forthin lieber der Sünde dienen, als Verſöhnung erlangen will — Heute iſt der Tag, an welchem der Himmel dir gnädig war: breche den Bund, den du mit der Hölle gemacht haſt — heute iſt der Tag, wo Gott die unausſprechlichſte Liebe dem Menſchen bezeiget hat, indem er Menſch geworden iſt: höre auf, Sünder, ein Feind desjenigen zu ſeyn, der dich ſo innigſt liebet — Heute iſt der Tag, wo dir Gott ſeinen Sohn geſchenkt hat, und mit ihm alles. Schenke auch du ihm dein Herz, entreiß es der Welt, den Geſchöpfen, denen, die es durch eine unreine Liebe feßeln, und gieb es dem zurück, dem du es entzogen haſt, dem es gebührt, der ſich durch ſeine Liebe gegen dich um deine Gegenliebe ſo ſehr verdient gemacht hat.

Wie? ein ſo mächtiger Beweggrund, eine unendliche Liebe, das Geheimniß des menſchgewordenen Gottes ſollte deiner Entſchlißung nicht das Uebergewicht geben können? Gott hat ſich ſo tief zu dir herabgelaſſen, ſo innig mit deiner Natur ſich vereiniget, und du ſollteſt der Starre, der Unbewegliche ſeyn können, der nicht einen Schritt machte, um mit ihm vereinigt zu werden. Gott der beleidigte hat den erſten Schritt gethan, ſich mit dir auszuſöhnen, und du, der Beleidiger, du ſollſt nicht zu bewegen ſeyn, auch das deinige zur Verſöhnung beyzutragen? Gott hat den Rathſchluß gefaßt, den Menſchen und Engelzungen nicht ausſprechen können, um deinetwillen Menſch zu werden; und dir ſollte durch alles Zureden, durch alle Vorſtellungen, nicht einmal durch die Vorſtellung der unendlichen Liebe Gottes der Entſchluß abzugewinnen ſeyn, ein beſſerer Menſch zu werden, ein Menſch nach dem Willen Gottes, ein Menſch nach Richtſchnur des Geſetzes, ein Menſch nach Pflicht und Gewiſſen? Ich zittere in Anſehung des Sünders, der gegen ein ſolches Geheimniß unempfindlich ſeyn und den, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, ein Menſchgewordener Gottesſohn nicht bekehren kann — des Sünders, den ſeine böſe Gewohnheit ſo ſehr feßelt, daß die unerforſchlichſten Rathſchlüſſe der Weiſheit und Liebe Gottes ihn nicht bewegen können, ſeine Bande zu zerreißen. Ich zittre und ſtehe bey mir an, was ich für unbegreiflicher anſehen ſoll, die Liebe Gottes gegen den Menſchen, oder die Unempfindlichkeit des Menſchen gegen Gott — was ich für unbegreiflicher anſehen ſoll, daß Gott dem Sünder zu Liebe Menſch geworden iſt,

oder

oder daß der Sünder bey dem Glauben an dieſes Liebs-geheimniß noch fortfahren kann, ein Sünder ein Feind Gottes, ein Aufrührer gegen ſein heiliges Geſetz zu ſeyn.

Doch laſſe ich den Muth nicht ſinken, ſondern widerhohle es nochmal: Iſt es möglich, daß ein ſo großes Geheimniß, dem, der es glaubt, der es betrachtet, und überlegt, nicht zu Herzen gehen, ihm nicht das Geſtändniß abnöthigen ſollte. Ja es iſt eine unbegreifliche Liebe, daß Gott Menſch geworden iſt. ihn nicht ſeines Undankes wegen beſchämen, ſeiner Unentſchloſſenheit wegen betrüben, ihm nicht wenigſtens den ſehnlichſten Wunſch erwecken ſollte, bekehret, gebeſſert, mit Gott vereiniget zu werden? Und wenn er noch dazu die Würde der Menſchennatur betrachtete, zu der ſie durch ihre Vereinigung mit der Gottheit in Chriſto iſt erhöhet worden, müßte nicht dieſes ſeinem Entſchluſſe zu einem beſſeren Leben noch ein neues Gewicht hinzulegen?

Gott konnte gewiß die Menſchennatur nicht mehr adeln, als da er ſie ſelbſt angenommen hat. Höher konnte der Menſch nicht erhoben werden., als da Gott ſich erniedriget hat, und Menſch geworden iſt. Gott verlor dabey nichts von ſeiner Größe, und der Menſch gewann unſäglich viel Würde. Welch ein Vorzug, daß wir mit Wahrheit, ohne etwas zu übertreiben, ſagen können, ja vermöge unſeres Glaubens ſagen müſſen: Der Sohn Gottes iſt wahrer Menſch und dieſer wahre Menſch, dieſer Sohn Davids, dieſer Abkömmling von dem Samen Abrahams iſt zugleich Gott. Wo

kann

kann das ein Engel, einer von dem erhabenſten Engelchore ſagen? Niemal, ſagt Paulus, hat Gott die Engelnatur, wohl aber den Samen Abrahams ergriffen. (Heb. 2, 16.) Eben dieſes ſoll nun dem Menſchen zum Beweggrunde dienen, ſeine Natur in Ehren zu halten, und ſie durch würdige Tugenden auszuzieren. — Sowohl unſer Geiſt, als unſer Fleiſch iſt geadelt worden. Wir ſollen alſo ſowohl dem Geiſte nach würdigere, reinere Geſinnungen heegen, als auch dem Fleiſche nach uns von allem, was unrein und ſchändlich iſt, enthalten.

Unſer Geiſt iſt geadelt worden. Er iſt zwar an ſich ſchon ein edles Weſen, weil er ein Ebenbild Gottes iſt, noch edler aber iſt er dadurch geworden, daß der Sohn Gottes ſelbſt eine wahre menſchliche Seele annahm. In Anſehung dieſes Geheimniſſes ſollten wir alſo mehr Luſt an der Betrachtung Gottes und ſeiner unendlichen Vollkommenheiten, an dem Umgange mit ihm in dem Gebethe finden. Wir ſollten unſer Herz nicht an zeitliche Güter heften, ſondern vielmehr an ewige, unvergängliche, die des menſchlichen Geiſtes würdiger ſind. Wir ſollten ihn nicht zum Sklaven des Fleiſches werden laſſen. Wir ſollten den Aufwallungen des Zornes, welche die Vernunft vom Throne ſtürzen, nicht nachgeben; ſondern vielmehr die Sanftmuth Chriſti nachahmen. Wir ſollten keinen Hochmuth unterhalten: denn Stolz war es, der die erhabenſten Geiſter in den Abgrund ſtürzte. Stolz war es, der unſere erſten Aeltern aus dem Stande der Unſchuld und aus den Schooße des Glückes in den Stand des

Verderbens und Elendes verſetzte. Demuth hingegen war es, wodurch ſich der menſchgewordene Gott beſonders auszeichnete. Demuth war es, welche der ſeligſten Jungfrau das göttliche Wohlgefallen zuzog, und ſie zur Würde einer Gottesmutter erhob. Demuth war es, die uns der göttliche Erlöſer beſonders empfahl. Lernt **von mir demüthig zu ſeyn.** Nicht Stolz, ſondern Demuth erhebt und adelt den menſchlichen Geiſt. Wir ſollten ferner durch Unterdrückung aller unordentlichen Leidenſchaften eine vollkommene Ruhe in unſerm Gemüthe herzuſtellen ſuchen. Wir ſollten endlich auch in Trübſalen und unangenehmen Zufällen der Zufriedenheit und der gänzlichen Ergebung unſeres Willens in den göttlichen uns befleißen.

Dieſe Tugenden ſind es, die unſeren Geiſt vervollkommen, und uns der Aehnlichkeit mit Chriſto der Seele nach würdig machen.

Aber auch unſer Fleiſch ſollen wir in Ehren halten: Ja ich ſage, in Ehren halten: denn ob es gleich viele giebt, die eben darum ſündigen, weil ſie ihrem Fleiſche zuviel ſchmeicheln, ſeiner Weichlichkeit frohnen, und auf die äuſſerliche Geſtalt desſelben ſtolz ſind; und ob man gleich ſolche Menſchen an die Vergänglichkeit ihres Fleiſches erinnern, und ihnen ſagen muß = Staub iſt euer Urſprung, und eben der Körper, den ihr ſo weichlich pfleget, wird heute oder morgen in ſeine Verweſung niederſinken, den Würmen zur Speiſe werden, und in Staub und Erden ſich auflößen: ſo muß ich doch in einem andern nicht minder eig-

entlich-

entlichen Verſtande ſagen: Chriſten haltet euer Fleiſch in Ehren. Iſt es gleich ein gebrechliches, zur Verweſung neigendes, zur Begierlichkeit entzündbares Fleiſch; ſo hat es dennoch eine ungemeine Würde dadurch überkommen, daß der Eingebohrne des Vaters nebſt einer menſchlichen Seele auch einen wiewohl von den Folgen der Sünde freyen, doch eben ſo wahren ſichtbaren, aus Fleiſch und Blut, Haut und Beinen und Gliedmaßen zuſammengeſetzten Leib an ſich genommen hat. Deswegen bedienet ſich der h. Evangeliſt des bedeutenden Ausdruckes. **Das Wort iſt Fleiſch geworden.** Joh. 1.) Er ſaget nicht: Das Wort iſt Menſch geworden, wiewohl der Sohn Gottes eine wahre Menſchheit, mithin Seele und Leib angenommen hat, und wiewohl die Seele der edlere Theil des Menſchen iſt, ſondern = **das Wort iſt Fleiſch geworden** = um die Größe der Erniedrigung anzudeuten: denn die Erniedrigung würde nicht ſo groß geweſen ſeyn, wenn der Sohn Gottes als ein Geiſt nur einen menſchlichen Geiſt angenommen hätte, als da er zugleich auch die Gebrechlichkeit des Fleiſches annahm. Gleichwie es nun aber die Abſicht des Sohns Gottes war, ſich beſonders durch Annehmung des Fleiſches zu erniedrigen; ſo iſt auch der Menſch dem Fleiſche nach veredelt und erhöhet worden.

Ich ſage alſo mit Rechte: Chriſten haltet euer Fleiſch in Ehren. Nur kömmt es auf die Frage an: In welchem Verſtande? Freilich nicht durch eine weichliche Verpflegung deſſelben, nicht durch eine ſtolze

Einbildung auf ſeine äuſſerliche Geſtalt, noch weniger durch eine ſchandvolle Verwilligung in ſeine böſen Lüſte. Dieß heißet nicht ſein Fleiſch ehren, ſondern vielmehr es beſchimpfen, es zur Empörung gegen den Geiſt reizen, der Schmache ſich überliefern, ſich zum Thiere herabwürdigen. **Dieß iſt der Wille Gottes,** ſagt Paulus, **daß jeder ſein Geſchirr** (worunter er den Leib verſteht,) **in der Heiligung und in Ehren zu beſitzen wiſſe, nicht in der Leidenſchaft der Begierden: denn Gott hat uns nicht zur Unreinigkeit ſondern zur Heiligkeit berufen.** (1. Theſſ. 4, 3. 4.) Darinn beſteht die Ehre, die wir unſerem Fleiſche bezeigen, daß wir die Abtödung Jeſu in demſelben herumtragen, ſeine unordentlichen Lüſte kreuzigen, in allen unſeren Sinnen und Gliedmaßen Zucht und Ordnung halten. Dieſe Ehre ſind wir unſerem Fleiſche zu erweiſen ſchuldig, darum weil **das Wort Fleiſch geworden**, und wir auf ſolche Art mit ihm Blutsverwandte geworden ſind. Darinn beſteht die Achtung, die der Chriſt gegen ſein Fleiſch heegt, daß er mit Paulus ruft. (1. Kor. 6., 19.) **Wie? ich ſoll ein Glied Chriſti,** (mein Fleiſch, das ich mit Chriſto gemein habe, und welches er als ſein eigenes Glied anſieht, **zum Hurenglied machen?** zum Werkzeug der Unreinigkeit, zum Knecht der Ausſchweifung, zum Sklaven der Viehluſt, zum Geſchirre der Vernunft betäubenden Trunkenheit? Wie? ich ſoll die Liebe Chriſti, daß er mein Fleiſch angenommen hat, damit lohnen, daß ich gar alle Menſchen Vernunft verläugne, und zum Viehe werde? — ich ſoll nicht vielmehr in Anſehung

der

der ſo ſehr geadelten Menſchennatur, meine niedrigen und unordentlichen Lüſte verläugnen — und wenn es mich auch Mühe und Kämpfe gegen die Verſuchungen koſtet, ſoll ich dieſe nicht muthig auf mich nehmen — zur Ehre der heiligſten Menſchheit Chriſti, die, indem ſie mit der Gottheit in der Perſon des Wortes iſt vereiniget worden, eben dadurch das ganze Menſchengeſchlecht, und die ganze Menſchennatur veredelt, erneuert, geheiliget hat. So denken, wie Paulus gedacht hat, und nach dieſer Geſinnung handeln, daß heiße ich ſein Fleiſch in Ehren halten. Und dazu ſoll uns das Geheimniß der Menſchwerdung Chriſti ein Beweggrund ſeyn — Gewiß der ſtärkſte Beweggrund!

Es enthält aber dieſes Geheimniß zugleich die ſtärkſte Verſicherung des göttlichen Beyſtandes zu einem heiligeren Leben. Um ſo weniger kann der Glaube an daſſelbe, wenn er ſo beſchaffen iſt, wie er es ſeyn ſoll, unthätig ſeyn.

wie ich im **Zweyten Theile** zeigen werde.

Schon die erſte Prophezeyung dieſes Geheimniſſes, war dahin gerichtet, den Menſchen Vertrauen auf den göttlichen Beyſtand einzuflößen. Iſaias war der erſte, der es mit den deutlichſten Worten weisſagte: Siehe, ſprach er, **eine Jungfrau wird einen Sohn empfangen, und gebähren. Und ſein Name wird Emmanuel genannt werden.** (Iſ. 7., 14.) Die Veranlaſſung der Weisſagung war dieſe. Das Haus Juda war eben in der gröſten Beſtürzung. Je-

ruſalem war von zween Königen, den von Syrien, und den von Iſrael belagert. Eine unangenehme Nachricht nach der anderen ward dem König Achaz hinterbracht. Er war in Furcht, ſein Reich mögte zerſtört und er vom Throne geſtoßen werden. Da ſchickte Gott den Propheten Iſaias zu dem Achatz, der ihn verſichern ſollte, die Abſicht der zween Könige würde vereitelt werden, und Jeruſalem würde nicht in ihre Hände übergehen. Allein ſeine Verſicherung fand bey dem mistrauiſchen König keinen Glauben, Der Prophet bot ihm deswegen im Namen Gottes ein Zeichen an: **Begehre dir ein Zeichen von Gott, es ſeye in der Tiefe oder von der Höhe.** Auch dieſe Anerbietung ſchlug der König aus, mit dem Vorgeben, er wolle Gott nicht verſuchen. Darauf wendete ſich Iſaias zu dem Hauſe Davids und ſprach: **Der Herr wird euch ſelbſt ein Zeichen geben. Sehet eine Jungfrau wird einen Sohn empfangen und gebähren, und ſein Name wird Emmanuel genennt werden.** Schon lange zuvor alſo, ehe dieſes Geheimniß vollbracht war, bediente ſich Gott der Prophezeyung desſelben, um ein kleinmüthiges Volk zum Vertrauen auf ſeine Hülfe zu ermuntern. Das Hauß Juda ſollte nach der Abſicht Gottes aus den Worten des Propheten den Schluß machen. Wenn es durch die Allmacht Gottes möglich iſt, daß eine Jungfrau als Jungfrau einen Sohn empfange und gebähre, ſo wird es noch viel leichter möglich ſeyn, daß Gott unſere Stadt von der Belagerung rette; und wenn der Sohn, den ſie gebähren wird, Emmanuel heißt, das iſt, Gott mit uns, ſo werden uns alle unſere Feinde,

de, ſeyen es auch die mächtigſten, nicht ſchaden können; und wenn es Gott beſchloſſen hat, daß dieſer Emmanuel von einer Jungfrau aus dem Hauſe Davids ſoll gebohren werden, ſo werden alle menſchliche Anſchläge zum Sturze dieſes Hauſes zu nichts werden.

Wenn aber die bloſe Erwartung des Emmanuels zureichend war, ein Volk von dem äuſſerſten Kleinmuthe aufzurichten, wie vielmehr Vertrauen ſoll uns das wirkliche Daſeyn desſelben einflößen? Und wenn der Name dieſes Erretters von Iſrael beſtimmt war, dieſes Volk ſelbſt in ſeinen zeitlichen Angelegenheiten zu ermuntern, wie viel ſicherer können wir in unſeren geiſtlichen Nöthen auf ſeine Hülfe rechnen, als welchen abzuhelfen er eigentlich gekommen iſt? Emmanuel iſt ſein Name. Das iſt, **Gott mit uns.** Wenn Gott mit uns iſt, wer iſt wider uns? Welche Feinde, ſollten ſie ſich gleich wider uns vereinigen, und zu unſerem Untergange verſchwören, werden uns bezwingen? Welche Verſuchung wird uns beſiegen, wenn ſich Gott ſelbſt mit uns vereiniget, uns ſtreiten, ſiegen hilft? Was werden wir nicht unſeres natürlichen Verderbens ungeachtet, auszurichten, wie weit es in der Tugend zu bringen imſtand ſeyn, wenn Gott mit ſeiner Allmacht uns beyſteht, und unſerer Schwachheit aufhilft? Wie viel muß unſer Vertrauen auch dadurch noch an Stärke gewinnen, daß dieſer Emanuel ſichtbar im Fleiſche erſchienen iſt, und uns ſoviele Verſicherungen ſeiner Liebe durch Thaten und Worte gegeben hat? Muß nicht auch ſein ſo wunderbarer Eintritt in die Welt,

ſeine jungfräuliche Empfängniß uns für ein Zeichen gelten, daß er nie aufhören werde, ſeine Macht an unſerer Schwachheit kund zu machen? Laſſet uns doch nicht durch Mistrauen gegen Gott verſündigen, damit nicht eben jener Vorwurf au uns falle, den ehmals Iſaias dem Hauſe Davids machte: **Warum ſeyd ihr meinem Gott überläſtig?** (Iſ. 7., 13.) Warum glaubt ihr ſeine theuern Verſicherungen nicht? Warum klaget ihr über Mangel an Gnade, da ſie euch Gott im Ueberfluſſe anbietet? Warum vergrößert ihr eure Schwachheit ſo ſehr, da die Allmacht Gottes ſelbſt mit euch iſt? Das Geheimniß der Menſchwerdung des Sohns Gottes iſt ja ganz dazu beſtimmet, unſer Vertrauen aufzurichten. Dahin zielte auch die Botſchaft des Engels, der dasſelbige verkündigte.

Merkwürdig ſind die Worte, mit welchen er ſeine Rede zu Maria beſchloß, um ſie im Glauben zu ſtärken. **Bey Gott wird kein Ding unmöglich ſeyn.** (Luk. 1., 37.) Er wollte ſagen: Das Wunder, welches Gott an dir wirken wird, iſt nicht das einzige. Es iſt nur der Anfang des Heils, und damit wird Gott ſeiner Güte und Liebe noch lang keine Gränzen ſetzen. Es wird noch viel geſchehen, was für unmöglich angeſehen wurde.

Ich glaube, der Engel deutete hier auf alle Wunder, die durch Chriſto und nach Chriſto geſchehen würden, auf das Wunder der Vereinigung des Heydenthumes mit dem Judenthume, auf das Wunder der durch zwölf arme und ungelehrte Männer auf dem ganzen

Erd=

Erdboden ungeachtet aller Verfolgungen ausgebreiteten Lehre Jeſu, auf das Wunder des angenommenen Glaubens an die Gottheit des Gekreuzigten, und auf ſo viele Bekehrungen, durch welche die Gnade Jeſu an den gröſten Sündern ſich offenbaren würde. **Bey Gott wird kein Ding unmöglich ſeyn.** Dieſen Spruch merke ſich der kleinmüthige Sünder. Er wird das eingewurzelſte Verderben beſiegen, er wird Meiſter über ſeine Leidenſchaften werden, er wird die ſchwerſten Verſuchungen überwinden können, nichts wird ihm unmöglich ſeyn, wenn er auf den vertraut, **bey dem kein Ding unmöglich iſt.** Er bitte nur im Vertrauen um Gnade, glaube feſt, daß ihm Gott den zu ſeiner Bekehrung nothwendigen Beyſtand geben werde, und wirklich gebe. Er wirke mit. Und es wird alles geſchehen, was er für unmöglich hielt. Er nehme ſich den Glauben Mariä zum Muſter. **Mir geſchehe nach deinem Worte,** ſprach ſie. Sie zweifelte nicht an der Wahrheit des Wortes, noch an der Erfüllung desſelben. Sie ſprach: **Es geſchehe,** und es geſchah: denn in dieſem Augenblicke kam der Sohn Gottes in ihren jungfräulichen Schooſe und ward Menſch. So faſſe auch der Sünder, ohne ſich weder durch die Schwachheit und Gebrechlichkeit des Fleiſches, noch durch die Länge der ſündigen Gewohnheit, noch durch die Herrſchaft ſeiner Leidenſchaften, noch durch die bevorſtehenden Verſuchungen abſchrecken zu laſſen, den Entſchluß, ſein Leben zu ändern. Er ſpreche: **Es geſchehe.** — und es wird geſchehen. Er beſorge nicht, daß er vermeſſen ſey und daß er Gott verſuche, wie es der König Achaz beſorgte. Es

iſt keine Vermeſſenheit, keine Verſuchung Gottes, wenn man zu erlangen hofft, was Gott ausdrücklich verſprochen hat. Nun iſt aber die ausdrückliche Verheißung unſeres Heilandes vorhanden, daß alles, was wir mit lebendigem Vertrauen von Gott begehren, geſchehen werde. **Was ihr immer bitten werdet, glaubet nur, daß ihr es erhalten werdet, und es wird geſchehen.** (Mark. 11., 24.)

Und ſollte es auch nur möglich ſeyn, daß wir in dem Vertrauen auf Gott wankten, wenn wir das Geheimniß der Menſchwerdung des Sohns Gottes lebhaft glauben? **Hat uns nicht Gott mit ſeinem Sohne alles gegeben?** ruft Paulus. (Röm. 8.) Geſetzt auch es wäre keine ausdrückliche Verheißung von dem göttlichen Beyſtande vorhanden, ſo ſchließt ja dieſe einzige Wahrheit = **Gott hat uns ſeinen Sohn gegeben** ſchon alle Verheißungen in ſich ein. Gott hat uns den Urheber der Gnade ſelbſt gegeben. Wer will noch an der Gnade zweifeln? Jeder Chriſt kan ſagen: Chriſtus iſt mein: was fehlt uns? Gott hat uns aus eigenem Antriebe ſeiner Erbarmung ſeinen Sohn gegeben, wie viel mehr wird er uns geben, um was wir ihn durch Chriſtum bitten? Alles, um was wir immer bitten können, iſt weniger, als was er uns gegeben hat. Aus dem alſo, was er uns gegeben hat, läßt ſich ſchließen, was er uns noch geben werde. Wir haben den Sohn, mithin das Herz des Vaters. Chriſten laſſet uns auf Gott vertrauen, und nicht mehr an dem Beyſtande zweifeln, der uns zu unſerer Bekehrung vonnöthen iſt. So ſehr Gott durch unſere Sünden beleidigt wird, ſo wird er doch

durch unſer Mistrauen noch mehr beleidigt, weil Mistrauen das unſelige Band iſt, welches uns in der Sünde und in der Feindſchaft Gottes zurückhält.

Mistrauen hat Gott zu allen Zeiten misfallen, und wir treffen allenthalben in der Schrift Spuren davon an. Nochmal ſo ſehr muß es ihm aber mißfallen, ſeitdem er uns ſeinen Sohn zum Bürgen ſeiner Liebe und zum Pfand ſeiner Treue gegeben hat: Mehr konnte er uns nicht thun; eine ſtärkere Verſicherung von ſeiner Liebe und von ſeiner Treue konnte er uns nicht geben. Wenn dennoch auch dieſe uns nicht zum Vertrauen erweckt, ſo iſt unſer Heil verlohren. Allein **Warum wollet ihr ſterben Hauß Iſrael.** (Ezech. 18., 31.) Warum wollet ihr den Gedancken des Kleinmuths unterliegen? Warum wollet ihr den Eingebungen eures Seelenfeindes mehr, als den Verſicherungen Gottes, der der Freund eurer Seelen iſt, glauben? Iſt euch denn die Abſicht jenes Betrügers unbekannt? Er ſucht euch zur Sünde durch die falſchen Vorſpieglungen ihrer Annehmlichkeiten zu locken; dann aber durch Vorſtellungen der Beſchwerniſſen der Buße und der Tugendübung euch kleinmüthig zu machen, damit ihr in der Sünde ſterbet. Laſſet uns doch die Abſichten des Boswichtes nicht erfüllen, ſondern vielmehr die Abſichten Gottes, der uns ſeine Gnade darbietet, damit wir auch von dem tiefſten Sündenfalle wiederaufſtehen. Nichts halte uns mehr zurück, der Liebe Gottes durch Vertrauen und Gegenliebe zu entſprechen. Laſſet uns mit David ſpechen: Nun habe ich es geſagt. Itzt fange ich an — zu Gott zurückzukehren, mein Leben zu ändern.

Auf

Auf das Feſt der heil. Kaiſerinn Kunegund.

Virgo cogitat quae Domini ſunt, vt ſit ſancta corpore & ſpiritu. 1. Cor. VII.

Eine Jungfrau denkt, was des Herrn iſt, damit ſie dem Leibe und dem Geiſte nach rein ſey.

Es iſt eine chriſtliche Weisheitsregel, daß wir um zu wiſſen, wie weit wir es in der Tugend bringen können, und wie weit wir in derſelben noch zurücke ſind, nicht auf jene, die hinter uns, ſondern auf jene, die vor uns ſind, unſer Augenmerk richten: denn ſobald wir auf jene, die lau und ohne Eifer in der Tugendübung ſind, die gleichſam zweifelhaft zwiſchen Laſter und Tugend wanken — oder gar auf jene, die verderbt ſind, und dem Laſter anhängen, achtgeben, ſo werden wir uns entweder mit einer ſeichten, unbeſtändigen Tugend begnügen, und uns nicht befleißen, in derſelben feſt und gegründet zu werden; oder wir werden gar durch die Menge derer, die auf der breiten Straſſe wandern, beherzt, in ihre unſelige Fußſtapfen tretten. Sehen wir aber auf jene, die vor uns ſind, die in der Tugend weiter gekommen und vollkommen geworden ſind; ſo wird unſere Lauigkeit beſchämt, unſer Mistrauen beſtraft; wir können uns nicht mit der Unmöglichkeit oder mit einer allzugroßen Beſchwerniß entſchuldigen. Der Vorwurf. Warum könnet ihr nicht, was dieſe konnten. iſt uns unwiderleglich. Das un-

unaufhörlich auf uns wirkende Beyſpiel beſſerer Menſchen muß uns endlich mit Muth und Eifer entflammen, ihren Fußſtapfen nachzueilen. Dieß iſt auch die Haupturſache, warum uns die Kirche die Beyſpiele der Heiligen vorlegt, und die Betrachtung derſelben uns ſo nachdrücklich empfiehlt. Aus den Beyſpielen, die uns dieſe Selige zurückgelaſſen haben, die Menſchen waren, wie wir, von den nemlichen Schwachheiten umgeben, ſollen wir lernen, was wir durch die Gnade Gottes vermögen, und dann der Beyſpiele des Verderbens, die uns von Seiten der Welt vor Augen ſchweben, ungeachtet, den entſchloſſenſten Vorſatz zur Tugend faſſen, und zu keiner Zeit aufhören, in derſelben ſtäts weiter und weiter zu ſchreiten.

Iſt aber je eine Tugend, in Anſehung derer es uns nöthiger wäre, auf beſſere Beyſpiele, beſonders auf jene der Heiligen acht zu geben, ſo iſt es die Tugend der Reinigkeit. Wie verderbt iſt nicht die Welt in dieſem Stücke? Wie unzählig und wie auffallend ſind die Beyſpiele ihres Verderbens? Wie viele Schlachtopfer der böſen Lüſte ſehen wir von Zeit zu Zeit darniederfallen? Wie viele giebt es, die ein Geſchäft aus der Verführung machen? Wie viele, die der Verführung in die Arme fallen, und ihre Unſchuld, als wenn ſie nichts wäre, preisgeben? Und je herrſchender das Laſter der Unlauterkeit wird, deſto mehr verliert es in den Augen der Welt ſeine Abſcheulichkeit. Die Vergehungen gegen die Reinigkeit ſind weiter nichts mehr, als Schwachheitsfehler, die nicht mehr wie ehmals mit Schande bezeichnen. Es ſcheint ſogar, als fienge man an zu glauben, es ſey

faſt

faſt nicht möglich, eine unverletzte Reinigkeit zu erhalten. Wie nöthig iſt es, daß wir von dieſen Erſcheinungen, die ſo gefährliche Eindrücke auf uns machen, hinweg auf Beyſpiele der Reinigkeit, die uns die Heiligen zurückgelaſſen haben, unſer Augenmerk wenden. Und gewiß eines der würdigſten und zugleich ausgezeichnetſten iſt das Beyſpiel der heil. Kunegund, deren Feſttag wir heute feyern. Sie lebte, damit ich mit einem Worte den Gegenſtand Ihrer Aufmerkſamkeit m. GG. feſtſetze, ſie lebte in einem jungfräulichen Eheſtande. Auch da heegte ſie jene Geſinnungen einer Jungfrau, welche der heilige Paulus beſchreibt. Sie dachte nur was des Herrn iſt, und beſtrebte ſich dem Geiſte und dem Leibe nach rein zu ſeyn. Wie belehrend dieſes Beyſpiel für uns ſey, dieß werde ich in gegenwärtiger Rede zeigen.

Belehrend iſt es ſowohl an ſich, als in Anſehung der Mittel, deren ſich die heil. Kunegund bediente, um zu einer ſo erhabenen Tugend zu gelangen — Belehrend iſt es an ſich, weil es auf eine entſcheidende Art zeiget, daß die Beobachtung der geſätzmäßigen Reinigkeit bey alle unſerer Schwachheit unſere Kräfte nicht überſteige. I. Th. Belehrend iſt es in Anſehung der Mittel, deren ſich die heilige Kunegund bediente, weil es uns zeigt, welcher Mittel auch wir uns bedienen müſſen, um die Reinigkeit unverletzt zu erhalten. II. Th.

Erſter Theil.

Es iſt wahr: Beyſpiele eines jungfräulichen Lebens in dem Eheſtande ſind ſeltene Erſcheinungen; ſie ſind unter die Wunder der Gnade zu zählen, dergleichen

en auch ganze Jahrhunderte nicht viele aufzuweiſen haben; es ſind nebſt dem von Maria der heiligſten Jungfrau, und ihrem Geſpons Joſeph nur wenige vorhanden. Wäre aber auch nur ein einziges da, ſo würde es ſchon zureichend ſeyn, den Menſchen aufmerkſam zu machen, welch hoher Grad der Reinigkeit in einem gleichwohl gebrechlichen Fleiſche erreichbar ſey; zureichend, den zuweit getriebenen Vorwand der Gebrechlichkeit des Fleiſches zu entkräften; zureichend, wenigſtens dieſe Folgerung zu machen: Wenn es Menſchen gab, gleichwohl nur wenige, gleichwohl nur zween, die, ob ſie gleich Ehegatten waren, dennoch den großmüthigen Entſchluß faßten, eine ganz engliſche Reinigkeit der erlaubten Befriedigung ſinnlicher Lüſte vorzuziehen, ſo überſteigt es gewis keines Menſchen Vermögen, ſich in den geſetzmäßigen Schranken der Reinigkeit zu halten.

Nun ein ſolches Beyſpiel liefert uns wirklich die heil. Kunegund nebſt ihrem jungfräulichen Gemahle Heinrich, und dieſes, ſage ich, zeiget uns auf eine entſcheidende Art, daß die Beobachtung der Reinigkeit bey alle unſerer menſchlichen Schwachheit unſere Kräfte nicht überſteige: denn es zeiget uns erſtlich, wie weit es der Menſch in Verläugnung ſinnlicher Lüſte bringen könne. Es zeiget uns zweytens, welche Kraft zu dieſer Verläugnung der gefaßte Vorſatz, Gott allein zu gefallen, dem Menſchen mittheile. Es zeiget uns drittens welchen Reitz die Tugend der Reinigkeit habe, wenn der Menſch ſie zu ſchätzen weiß.

Es iſt ſchon eine wahre Tugend und Selbſtverläugnung, wenn der Menſch ſeinen Hang zum Unerlaubten

und Verbothenen zurückhält, und der ſchwerſten Verſuchungen dazu ungeachtet, ſich daſſelbe ſtandhaft unterſaget — Es iſt noch eine größere Tugend und Selbſtverläugnung, wenn der Menſch, da er das Recht hat, ſich in den Eheſtand zu verfügen, wo ihm die mäßige Befriedigung ſinnlicher Triebe erlaubt ſeyn würde, dennoch dieſes Rechtes ſich mit freyer Entſchließung begiebt und dieſer Entſchließung ewig treu bleibt. Es iſt endlich die gröſte Tugend und der höchſte Grad von Selbſtverläugnung, wenn der Menſch, da er in dem Eheſtande zum wirklichen Gebrauche desſelben das Recht hat, dennoch aus Liebe zur höheren Tugend ſich deſſen und zwar für immer enthält, welches der Fall iſt bey unſerer heil. Kaiſerinn.

Schon der erſte Grad dieſer Tugend beſchämet Menſchen von ungezähmten Trieben. Wie viele Ehegatten leben in den gehörigen Schranken ihres Standes und beobachten aufs genaueſte den Bund der ehelichen Treue, ſo daß ſie mit dem frommen Job ſogar ihre Feinde auffodern können = Wo iſt jemal mein Herz über ein fremdes Weib betrogen worden? Wo habe ich jemal an der Thüre meines Freundes gelauert? Wie viele leben auſſer der Ehe, und bewahren ihr Herz ſowohl als ihren Leib vor allen dem was unrecht und ſündhaft iſt, ſo lange, als es unrecht und ſündhaft iſt? Warum ſollten andere nicht können, was dieſe können?

Der zweyte Grad der Tugend der Reinigkeit beſchämet noch mehr. Giebt es Menſchen, welche wie Engel Gottes leben, die weder heyrathen, noch geheyrathet werden,

werden, da doch ihnen das Geſetz ihres Gottes dieſe Verbind-
lichkeit nicht auflegt; warum ſollte es andern unmöglich
oder doch ſo gar ſchwer ſeyn, wenigſtens die Schrank-
en der Pflicht, die ihnen Gott wirklich auflegt, zu be-
obachten.

Der dritte Grad der Tugend der Reinigkeit beſchäm-
et endlich am allermeiſten. Iſt es möglich, den Hang
zu dem, was nicht nur erlaubt ſeyn könnte, ſondern
wirklich erlaubt iſt, aus mehr als englicher Liebe zur
Reinigkeit zurückzuhalten, warum verkennen Andere ſo
ſehr die Kräfte ihres Verſtandes, die Kräfte ihres durch
die Gnade unterſtützten freyen Willens, daß ſie wie un-
vernünftige Thiere zum Genuſſe der verbothenen Sinn-
enluſt hinſtürzen? — Saget an ihr, die ihr entweder
auſſer dem Ehebunde, oder gar durch Uebertrettung ehe-
licher Schranken euch vergehet — ihr ſeyd doch keine un-
vernünftige Thiere, die des Zaumes und des Zügels bedörf-
en; ihr ſeyd mit einem Verſtande begabt, der euch das
Böſe beurtheilen, und die Schande desſelben einſehen
läßt; ihr habt einen freyen Willen euch von dem, was
ihr für böſe erkennet, zu enthalten; und dieſer freye
Wille, wenn er für ſich allein zu ſchwach iſt, hat ſich des
Beyſtandes der Gnade zu getröſten. Ihr habt das Ge-
ſetz eures Gottes ſchon von Jugend auf gelernet, wel-
ches euch die Bezähmung der Fleiſcheslüſte unter Be-
drohung der ſchrecklichſten Strafen gebietet, und es iſt
euch ſo unzähligmal wiederhohlet und eingeſchärfet wor-
den. Ihr habt ſelbſt ſoviele eigene Erfahrungen, welch
ſchädliche Folgen das Laſter der Unlauterkeit nach ſich
ziehe und in welche Sklaverey es den Menſchen ſtürze.

Ihr wiſſet, zu welcher Heiligkeit und Reinigkeit ihr vermöge eures chriſtlichen Berufes, als Glieder des Leibes Chriſti, und als Tempel des heil. Geiſtes verbunden ſeyd. Saget an: Seyd ihr zu entſchuldigen, wenn ihr bey der klaren Kenntniß des göttlichen Verbothes, bey dem vernehmlichen Zurufe eurer Vernunft und eures Gewiſſens, welches euch die Schande der Unlauterkeit aufdeckt, bey der Verſicherung von dem Beyſtande der Gnade, der euch gewiß zu allen Zeiten ſtärken und unterſtützen wird, dennoch eure Menſchennatur, und eure durch die heiligmachende Gnade geadelte Seele durch unrechtmäßige Lüſte entweihet. Seyd ihr zu entſchuldigen? Wendet ihr vielleicht das Verderben der Natur, den Hang zum Böſen vor? Allein könnet ihr ihn nicht beſtreiten? Haben ihn nicht ſo viele tauſende ſchon beſtritten, und beſtreiten ihn noch täglich? Giebt euch Gott nicht ſelbſt die Verheißung, daß er mit euch ſtreiten wolle? Würde er euch eine Pflicht auflegen, deren Erfüllung euch unmöglich wäre? Wie könnet ihr doch eine ſolche Entſchudigung in der Mitte des Chriſtenthumes noch geltend machen, in der Mitte des Chriſtenthumes ſage ich, welches nicht nur Beyſpiele von Ehegatten, die in unverbrüchlicher Treue lebten, und noch leben, nicht nur von Perſonen, die mit muthiger Entſchließung ſich einer lebenslänglichen Jungfrauſchaft widmeten, und noch widmen, ſondern ſogar einige von jungfräulichen Ehegatten, worunter die heilige Kunegund iſt, aufzuweiſen hat?

Welches iſt nun aber der Antrieb, der ſovielen jungfräulich lebenden Perſonen und insbeſonders unſerer fromm-

en

en Kaiſerinn zu einer ſo heldenmüthigen Selbſtverläugnung Muth einflößte? Sie ſuchte dem Herrn zu gefallen. Eine Jungfrau, ſagt Paulus, denkt, was des Herrn iſt. Erfüllt von ſeiner Liebe, trachtet ſie, ihm mehr und mehr zu gefallen. Es iſt eben deswegen ihrem Eifer keine Tugend zu ſchwer, keine zu erhaben. Sie erſchwingt ſich ſogar über ihre Pflicht, und ſuchet auch das, was nicht gebothen iſt, blos weil es Gott wohlgefällig iſt, zu erreichen. Von dieſem Geiſte ward unſere jungfräuliche Kaiſerinn angetrieben. Sie hätte fromm, chriſtlich, heilig auch bey dem Gebrauche ehelicher Rechte leben können; aber das unaufhaltbare Verlangen nach höherer Vollkommenheit, das Verlangen, Gott allein zu gefallen, entflammte ſie zur Verläugnung der rechtmäßigſten Rechte. So viel vermag alſo die Liebe Gottes und der Eifer, ihm zu gefallen. Er treibt Seelen, die von ihm erfüllt ſind, an, nicht nur das Gute, das Pflichtmäßige, ſondern auch das Beſſere, das Gott wohlgefälligere, auch das, was uns Gott nicht einmal zur Pflicht hat auflegen wollen, auszuüben. Wenn nun aber die Rückſicht auf Gott, und das Beſtreben ihm zu gefallen, ſoviel vermag; ſoll es nicht vielmehr vermögen, uns von dem Böſen und Verbothenen abzuhalten? Wenn der Menſch Gott vor Augen hat, und einſieht, daß ſein gröſtes Glück in dem göttlichen Wohlgefallen beſtehe; wenn er weiß, daß Gott durch Sünden gegen die Reinigkeit auf das empfindlichſte beleidigt werde, ſoll ihn dieſes nicht zum Widerſtande auch gegen die ſchwerſten Verſuchungen bewegen? ſoll er nicht mit dem keuſchen Joſeph ausrufen: Wie kann ich dieſes Bö-

ſe in den Augen meines Gottes thun? Wahr iſt es: Sinnliche Gegenſtände machen ſtärkere und lebhaftere Eindrücke auf uns, als das, was geiſtig, was unſichtbar iſt: demungeachtet wenn der Menſch den Gedanken, der ihm ſchon in der zarten Jugend eingeflößet wird, daß Gott allgegenwärtig ſey, daß er, ob er gleich unſichtbar iſt, dennoch das Innerſte unſeres Herzens, und unſere geheimſten Gedancken ſehe, feſthält, wenn er ihn mit zunehmenden Jahren mehr und mehr aufzuhellen ſucht, wenn er ſich daran gewöhnt, jeden Morgen zu Gott zu erwachen, und jedesmal beym Schlafengehen ſich an ſeine Gegenwart zu erinnern, und ſo oft er durch Verſuchungen beängſtigt wird, ſich zu ihm zu wenden; ſo iſt er gewafnet genug gegen ſein natürliches Verderben, es iſt kein ſinnlicher Eindruck, der ihn verblenden, der ihn die Erinnerung ſeiner Pflicht ſo ganz verdunkeln könne — Nur Menſchen, die Gott auſſer Acht ſetzen, die in dem Andenken an ſeine Gebothe keine Luſt finden, nur Menſchen, die den böſen Eindrücken alle Sinne öfnen, und ihr Herz von unkeuſchen Einbildungen ſo ganz erfüllen laſſen, daß der Gedanke an Gott daraus verdrängt wird, nur Menſchen, die, wie jene zween Richter bey dem Daniel ihre Augen niederſchlagen, damit ſie den Himmel nicht anſehen, und an den Vergelter des Guten nicht denken mögen, nur dieſe ſind die Sklaven der Sinnenluſt, nur dieſe ſind es, welche wie mit verbundenen Augen, wie betäubt und trunken von einen Fleiſcheslaſter in das andere ſtürzen. Unmöglich iſt es, ich widerhohle es nochmal, daß der Menſch, der **denkt, was des Herrn iſt,** der der Un-

ſterb-

ſterblichkeit ſeines Geiſtes, und ſeines Berufes zu Gott zu gelangen, eingedenk, Gott den Vergelter des Guten und Rächer des Böſen vor Augen hat, und ſich's zum heiligen Geſetze macht, dieſen ſeinen Gott nicht zu beleidigen, unmöglich iſt es, daß dieſer unter der Bottmäßigkeit des Fleiſches erliege.

Ja die Tugend der Reinigkeit hat ſchon an und für ſich ſelbſt ſoviel Reitz, daß ſie vor allen Vergehungen, die ihr entgegen ſind, hinlänglich verwahret, wenn man anderſt ihre belohnenden Früchte zu ſchätzen weiß. Eine **Jungfrau**, ſagt der heil. Paulus, **denkt, was des Herrn iſt, damit ſie dem Geiſte und dem Leibe nach rein ſey.** Dem Geiſte und dem Leibe nach rein ſeyn, den Engeln Gottes ähnlich ſeyn, den Zuſtand und die Eigenſchaften der Seligen ſchon in dieſem gebrechlichen Fleiſche nachahmen, ſind einer jungfräulichen Seele ſo einnehmende Vorzüge, daß ſie um dieſelbe zu erlangen, ſich keine Abtödtung und keine Aufopferung irdiſcher Vorurtheile gereuen läßt. Die Reinigkeit gleicht jener Perle, jenem verborgenen Schatze, wovon das heutige Evangelium ſpricht, daß der Menſch, der an Tugenden reich werden will, alles, was er hat, verkauft, um ſeiner habhaft zu werden. Wir ſehen dieſes an unſerer jungfräulichen Kaiſerinn. Wie viel opferte ſie nicht auf, um eine Jungfrau zu bleiben? Ich will nichts von den Zärtlichkeiten der ehelichen Liebe ſagen, ſondern nur dieſes einzige: Selbſt die Hofnung, einen erhabenen Sproſſen, der Zepter und Krone erben würde, aus ihrem Ehebunde hervorgehen zu ſehen, gab ſie

großmüthig auf um der Jungfrauſchaft willen. So muß alſo die Reinigkeit doch gewiß eine reitzende Tugend ſeyn. Indeſſen iſt es keine Pflicht, der Reinigkeit ſoviel aufzuopfern. Wer heyrathet, thut recht, ſagt der heilige Paulus. Aber Pflicht iſt es, alle unordentliche Neigungen, und alle Ueberwindungen, welche der Sieg über dieſelbe koſtet, der Reinigkeit freywillig aufzuopfern. Und verdient ſie es etwa nicht, dieſe ſchöne Tugend? Sind ihre Früchte etwa nicht belohnend genug? Sind Bewußtſeyn eines guten Gewiſſens, Ordnung des Herzens, Ruhe der Leidenſchaften, Zeugniß des guten Rufes nicht wahrhaft erwünſchliche Güter, die eines beharrlichen Kampfes werth ſind? . . . Man bedenke doch, in welch' ſchimpfliche Sklaverey und in welches Elend die Wolluſt ſtürzt. Sie macht, daß der Menſch die Oberherrſchaft ſeines Geiſtes über das Fleiſch vergißt, und ſich ganz dem Dienſte thieriſcher Lüſte widmet. Sie wirft die Vernunft vom Throne, und würdiget bis zu unvernünftigen Thieren herab. Sie peiniget bey Tag und bey der Nacht mit ihren ſchändlichen Forderungen. Sie machet ihrem Sklaven die Wahrheit und Gott ſelbſt verhaßt, oder wenn ſie es noch nicht ſo weit gebracht hat, ſo verurſacht ſie ihm die peinlichſte Gewiſſensunruhe. Sie verleitet ihn zu den ſchändlichſten Ausſchweifungen, vor denen jedes keuſche Ohr erſchrickt. Sie verblendet ihn, daß er ohne Bedenken ſeine Ehre, eines der erwünſchlichſten Gütern dieſes Lebens aufopfert. Sie zerſtöret Kräfte und Geſundheit. Sie richtet nicht ſelten den zeitlichen Wohlſtand zu Grund, und verleitet zu den unſinnigſten Verſchwendungen. Und was iſt der Lohn dieſer

ſer

ſer Sklaverey? Eine kurze Luſt, ein augenbliklichés Vergnügen, durch Marter und Pein, durch Aufwand des Vermögens und des zeitlichen Wohlſtandes, durch Verluſt der Ehre und der Geſundheit erkauft. Und wie? es ſollte dem Menſchen nicht leichter, nicht angenehmer ſeyn, die Reinigkeit mittels der Ueberwindung ſeiner ſelbſt zu erhalten, als den Genuß der ſchändlichen Wolluſt durch Sklaverey zu erkaufen? Wie? die Reinigkeit ſollte nicht mehr Reitze haben, als die Wolluſt? Ich empfinde dieſe Reitze nicht, ſagt der Sklav des ſinnlichen Lebens. Ich will es zugeben. Aber die Schuld liegt ſicher an ihm. Auch der Unreine fühlt zu gewißen Zeiten unter den Vorwürfen ſeines Gewiſſens, daß er ein Unmenſch werden würde, wenn er alle ſeine böſen Begierden befriedigen wollte; daß aber auch nichts peinlicher ſey, als unbefriedigte Begierden. Selbſt der Unreine ſeufzet oft über das eiſerne Joch, das ihn drükt. Sollte er nicht dem Elende ſeines Zuſtandes reifer nachdenken? Sollte er ſich nicht nach der Freyheit eines reinen Herzens ſehnen? Sollte er nicht an ſeine Unſchuldsjahre und an das Vergnügen derſelben zurückdenken? Sollte er nicht ſich ein Geſchäft daraus machen, auf jene, die ein unſchuldiges Leben führen, acht zu geben, um ſich dadurch zu überzeugen, daß Glük und Vergnügen nur auf Seiten der Tugend ſey? Sollte er ſich nicht alle Mühe geben, um ſeine ungeſtümmen Triebe zu unterdrücken? Sollte er nicht forderſamſt alle Gelegenheiten fliehen, die ſeinen unreinen Begierden zur Nahrung dienen? Würde er nicht auf ſolche Art wenigſtens nach und nach zur Empfindung der Annehmlichkeiten eines rein-

en Herzens gelangen? Würde nicht jede überwundene Verſuchung mit Rückſicht auf die jedesmal nach der Sünde erfolgte Gewiſſensmarter ihn wahrnehmen laſſen, welch beſſeren Theil diejenigen wählen, die gleichwohl mit Ueberwindung und Verläugnung ihrer ſelbſt ſich eines reinen Herzens befleißen? . . . Der Unreine empfindet den Reitz der Tugend der Reinigkeit nicht, weil er nicht will, weil er nur den böſen Eindrücken ſeine Sinne öfnet, weil er nur die Geſellſchaft der Unreinen liebt, weil er die Gelegenheiten, die ihn immer neu zum Thoren machen, nicht verläßt, weil er der Wahrheit, die ihm ſein Elend zu Gemüth führen würde, ausweicht; weil er mit allem Fleiße alles Gefühl der Tugend in ſich tödet. Genug! ſaget nicht mehr, ihr Sklaven der böſen Luſt, es ſey euch unmöglich, bey eurer menſchlichen Schwachheit die Reinigkeit zu bewahren. Das Gegentheil iſt, um alle andere Beweiſe zu übergehen, ſchon durch das Beyſpiel der heiligen Kaiſerinn, die in dem Eheſtande lebte, erwieſen: denn dieſes zeigt, zu welchen Grad der Selbſtverläugnung es der Menſch bringen könne. Es zeigt, welche Kraft der Vorſatz Gott zu gefallen, dem Menſchen einflöße. Es zeigt endlich, welche Reitze die Tugend der Reinigkeit habe, wenn man ſich in den Stand ſetzet, dieſelbe zu empfinden. Laſſet uns nun auch die Mittel noch erwägen, deren ſich die heilige Kaiſerinn Kunegund bediente, um zu einer ſo erhabenen Tugend zu gelangen: denn auch dieſes wird belehrend für uns ſeyn.

Zwey.

Zweyter Theil.

Man ließt von der heil. Kunegund, damit ich ihre Lebensart, in ſo fern ſie Bezug auf ihre Reinigkeit hat, in einem kurzen Auszuge darſtelle — man ließt von ihr, daß ſie von Jugend an gern unter der Aufſicht lebte, und auch nachher immer das ſtille und einſame Leben dem geräuſchvollen und zerſtreuten vorzog, oder wenn ſie Umgang ſuchte, nur den Frommen und Tugendhaften ihr Zutrauen ſchenkte. Man ließt von ihr, daß ſie eine Eingezogenheit und Schamhaftigkeit von ſich blicken ließ, die jedem, der ſie ſah, eine gewiße Ehrfurcht gegen ihre Tugend einflößte, daß ſie auch in ihrer Jugend ſich nie das mindeſte erlaubte, was den Schein einer weltlichen Freyheit haben konnte. Die Geſchichte bezeugt von ihr, daß ob gleich Handarbeit kein Bedürfniß des Lebens für ſie war, ſie dennoch,, um den Müſſiggange zu wehren, ſich auch mit der Handarbeit beſchäftigte, beſonders aber daß ſie an dem Leſen erbaulicher Bücher ihre Luſt fand. Man ließt endlich von ihr, und dieß iſt das hauptſächlichſte, daß ſie im Gebethe und Andachtsübungen eifrig und unverdroſſen war. Aus alle dem wird es leicht begreiflich, wie ſie die Tugend ihrer Reinigkeit, die ſie von Jugend an unter der Aufſicht frommer Augen bewahrte, gegen die ſie ſich nicht einmal einen Schein der Freyheit erlaubte, die ſie durch das Leſen erbaulicher Bücher ſtäts nährte, die ſie durch ein geſchäftiges Leben gegen Verſuchungen bewahrte, die ſie endlich durch den Umgang mit Gott, durch Andachtsübungen, beſonders durch den

Gebrauch der Heilsmittel befeſtigte, wie ſie, ſage ich, ihre Tugend zu einer ſo erhabenen Vollkommenheit brachte.

Die Mittel alſo deren man ſich bedienen ſoll, um ſeine Reinigkeit unverlezt zu bewahren, ſind folgende. Willige Unterwerfung unter der Aufſicht in den Jugendjahren — ſorgfältig gewählter Umgang — Verhütung der kleinſten Vergehungen gegen die Reinigkeit, und Zurückhaltung ſeiner ſelbſt von den mindeſten Freyheiten — Geſchäftiges Leben — hauptſächlich Gottesfurcht und Uebung der Religion. Ich ſage nichts, was nicht ſchon unzähligmal wäre geſagt worden. Mögte aber doch auch die bekannte und leider, von vielen nicht geachtete Wahrheit neuen Eindruck machen!

Alſo 1lich willige Unterwerfung unter der Aufſicht in Jugendjahren. Die Jugend iſt ſich nicht ſelbſt weiſe genug. Es mangelt ihr an Erfahrung. Sie kennt ſich nicht einmal ſelbſt. Sie begiebt ſich oft, ihrer Unſchuld froh, in Gefahren, die ihr Verführung drohen. Sie merkt das Gift der Schmeicheleyen nicht, bis es tödlich wird. Dagegen iſt kein Rath und kein Mittel übrig, als Gehorſam gegen eine wohlthätige Aufſicht: denn wer ſich nicht ſelbſt leiten kann, der muß ſich leiten laſſen. Weſſen Auge noch ungeübt iſt, die ihm gelegten Fallſtricke zu bemerken, der muß die Winke eines geübteren Auges in Acht nehmen. Der Verluſt der Unſchuld, der ſo ſchlimme Folgen nicht ſelten nach ſich zieht, iſt bey jungen Perſonen gemeiniglich nichts anders, als eine Strafe des Ungehorſams.

Das

Das zweyte Mitttel iſt Sorgfalt in Auswahl des Umganges. Umgang bildet den Menſchen, entweder zum Böſen oder zum Guten, beſſert oder verſchlimmert ihn, erbaut oder ärgert ihn, weiſet ſeine Vorſtellungen und Grundſätze entweder zurecht, oder verwirret und vergiftet ſie. Dieß iſt ein Erfahrungsgeſetz, der bis zur Unläugbarkeit gewiß iſt, von dem man tägliche Proben wahrnehmen kann. Iſt dem alſo, ſo kann der Menſch in der Auswahl des Umganges nicht behutſam genug ſeyn. Er verſchenke alſo ja ſeine Freundſchaft nicht an Unwürdige. Er ſehe ja die Stimme eines Verführers nicht für die Stimme eines Freundes an. Er ſehe zu, mit wem er umgeht, wenn ihm ſeine Unſchuld theuer iſt. Dieſe Beurtheilung iſt zumal ſo ſchwer nicht. Findet man ſolche, deren Mund im Böſesreden geübt iſt, die ſich in allen ihren Unterredungen anmerken laſſen, daß ihre Abſichten auf nichts ernſthaftes, ſondern auf lauter Luſtbarkeiten und Vergnügungen gehen, die von Gott und dem Chriſtenthume entweder gar nichts mögen reden hören, oder ſich gar Spottreden gegen die Frömmigkeit erlauben, die vom Laſter und beſonders von Vergehungen gegen die Reinigkeit nur als von Kleinigkeiten, nur im Gelächter reden — dieſe fliehe man — ſey auch ihr Umgang noch ſo vortheilhaft — man fliehe ſie, zumal, wenn man in der Tugend noch nicht feſt gegründet iſt.

Wer ferner ſeine Unſchuld bewahren will, der hüte ſich vor den erſten Vergehungen, er geſtatte ſich auch nicht die mindeſten Freyheiten. Dieſe Regel mögte

dreymal und noch öftermal wiederhohlen, damit ſie in eines jeden Gedächtniſſe bleibe, weil ſie von äuſſerſter Wichtigkeit iſt. Wer ſeine Unſchuld ſichern will, der hüte ſich vor den erſten Vergehungen: Man erlaubet ſich oft nur unreine Gedanken, unordentliche Begierden, geſtattet ſich Freyheiten im Umgange, und denkt dabey: weiter wolle man nicht gehen. Allein es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß man weiter gehen, und ſich zu größeren Laſtern werde fortreiſen laſſen. Den erſten Schritt kann man vermeiden; Aber den zweyten? hier iſt der Kampf ſchon ſchwerer, die Neigung zum Böſen ſtärker, die Begierden ſind ſchon in Unordnung gebracht, das Gewiſſen iſt verletzt, die Ruhe des Herzens iſt geſtöret, die Leidenſchaft iſt erreget. Welche Gefahr, daß man eine einmal geheegte Begierde länger unterhalte, mit der Zeit verſtärke, und endlich, wenn Gelegenheit vorhanden iſt, zur That ſchreite? Was die Tugend der Reinigkeit anbelangt, ſo iſt alles Nachgeben und Einwilligen in Verſuchungen nicht nur an ſich ſchon ſündlich, ſondern auch wegen den Folgen höchſt gefährlich. Man kann nicht ſprechen „Ich will den fürwitzigen Blick wagen; aber die Wolluſt ſoll nicht in mein Herz dringen. O Wolluſt, unmächtiges Laſter für den, der ſein Herz bewahrt; aber fürchterlich mächtiges Laſter für den, der auch nur einen Augenblick lang mit ihm vertraut wird. Fürchterliches Laſter, welches den Mann nach dem Herzen Gottes ſtürzte! Wem es alſo ernſt iſt, ſeine Unſchuld zu bewahren,„ der hüte ſich vor allem, was den Weg zu Ausſchweifungen bahnt,

er

er beſtreite jeden böſen Gedanken, unterdrücke jede unordentliche Begierde.

Ein ferneres und zur Bewahrung des Herzens beſonderes nöthiges Mittel iſt die Arbeitſamkeit. Ein müßiges Herz läßt ſich zu allerley Zerſtreuungen fortreißen — und die erſten Gedanken, die ihm begegnen, ſind gemeiniglich die unreinen. Verſcheucht man ſie auch, ſo kehren ſie wieder zurück, und heften ſich mit ſolcher Ungeſtümme und Zudringlichkeit ans Herz, daß man ſie nicht anderſt, als durch ein zur Hand genommenes Geſchäft verdrängen kan. Arbeitſamkeit iſt eben deswegen allen Klaſſen von Menſchen nöthig, nicht nur jenen, die das Bedürfniß des Brodes dazu nöthigt, ſondern auch anderen als Mittel, dem Müſſiggange zu wehren. Zu nützlichen Beſchäftigungen aber ſind freilich nicht nur Handarbeiten zu rechnen, ſondern auch Bücherleſen, doch nicht das Leſen ſolcher Bücher, die das Gift der Verführung in ſich enthalten, die mit den reitzendſten Gemählden der Wolluſt angefüllet, und die von Wollüſtlingen verfaßt ſind, welche weiter nichts als ihre leidenſchaftlichen Empfindungen niedergeſchrieben haben. Fern ſeyen aus den Händen der Chriſten und Chriſtinnen ſolche Bücher, ſey auch das Gift noch ſo verſteckt, ſeyen ſie auch als Kunſtwerke betrachtet noch ſo ſehr zu bewundern. Eine ſolche Unterhaltung iſt ſchädlicher als Müſſiggang. Sie bereichert vielleicht die Sprache mit einigen feineren Ausdrücken; zugleich erfüllt ſie aber das Herz mit den ſchändlichſten Einbidungen, mit den ſchändlichſten Leidenſchaften. Sie bringt dem Gemüthe oft

mit

mit einer Zeile Vorſtellungen bey, die der trägſte, ſtinkendſte Müſſiggang nie zur Wirklichkeit würde gebracht haben — Chriſten laſſet euch vielmehr fromme, erbauliche Bücher empfohlen ſeyn, Bücher, die jenen ähnlich ſind, welche die heilige Kunegund las, Bücher, die entweder Geſchichten von tugendhaften Perſonen, oder Regeln eines frommen tugendhaften keuſchen Wandels enthalten.

Ueberhaupt ſoll Religion die erſte Angelegenheit des Menſchen — des Menſchen ſo wie im Alter, alſo auch in der Jugend ſeyn. Sie iſt die ſtärkſte Beſchützerinn aller Tugenden, beſonders der Reinigkeit — Alle ihre Lehren, ihre Vorſchriften zielen dahin ab, unſere Neigungen auf die würdigſten beſten Dinge zu richten, uns Liebe zur Ordnung, zur Reinigkeit und Heiligkeit einzuflößen. Sie ruft uns zu „ Vergiß nicht o Menſch, daß du über unvernünftige Thiere erhaben, mit Engeln verwandt, nach dem Ebenbilde Gottes erſchaffen, daß du nicht zu einem ſinnlichen Leben, ſondern zu einem ewigen beſtimmt biſt. Vergiß nicht o Chriſt, daß dein Seele durch das Blut Jeſu theuer erkauft iſt, daß du ein Glied des Leibs Chriſti, ein Tempel des h. Geiſtes biſt. Sie verheißt uns allen Beyſtand von Gott zur Unterdruckung unſerer unordentlichen Leidenſchaften. Sie bietet uns den Gebrauch der kräftigſten Heilsmittel dar, die uns von unſeren begangenen Schwachheiten aufſtehen helfen, und uns gegen den Rückfall in dieſelbe verwahren. Dieſe Mittel gebrauche der Chriſt mit Aemſigkeit. Er würdige die Vorſchriften und Vorſtellungen, die ihm ſeine Reli-

Religion macht, ſeiner ganzen Aufmerkſamkeit. So wird er nicht fallen, und wenn er auch gleitet, ſo wird er nicht dahinſtürzen., und wenn er auch fällt, ſo wird er ſchnell wieder aufſtehen. O Gott laß uns deine Gegenwart und die Vorſtellungen deiner Religion nie aus dem Sinne kommen, ſo werden wir dem Leibe und dem Geiſte nach rein, mithin auch deiner Anſchauung fähig ſeyn, Amen.

Auf den zweyten Oſtertag.

Qui ſunt hi ſermones, quos confertis ad inuicem, et eſtis triſtes?

Was ſind das für Geſpräche, die ihr miteinander wechſelt, und warum ſeyd ihr ſo traurig. Luk. 24. 17.

Mit dieſer Frage unterbrach der Heiland die Geſpräche zweer ſeiner Jünger, denen er ſich auf einer Landreiſe nach Emaus in der Geſtalt eines Reiſenden zugeſellte. Und was waren es denn für Geſpräche, welche ſie führten? Geſpräche waren es, worinn ſie alle Zweifel ihres zerrütteten und kleinmüthigen Herzens einander mittheilten; Geſpräche, worinn ſie ſich zwar gegen den Heiland mit gröſter Achtung ausdruckten, aber doch nicht undeutlich zu verſtehen gaben, er würde ihrer Meinung nach, die großen Abſichten, die er auszuführen verſprach, nicht ausführen, und ſie als ſeine Jünger würden bey der gegenwärtigen Lage nicht viel ausrichten

richten können, um ihm mehrere Anhänger zu gewinnen; Geſpräche, worinn ſie zwar die Angelegenheit der Sache Jeſu ſich anmerken ließen, aber doch zu erkennen gaben, daß, wenn ſie keine andere Wendung bekäme, ſie nicht viel Luſt hätten, ſich offentlich für ſeine Parthey zu erklären; Geſpräche, welche eine Gemüthsverfaſſung verriethen, die, wenn ſie herrſchend in ihnen geworden, und nicht durch die Vermittelung Jeſu unterdrückt worden wäre, ſie vielleicht zu einem Abfalle hätte verleiten können.

Iſt aber der Wankelmuth dieſer Jünger nicht das lebhafte Bild vieler Chriſten, die, nachdem ſie während der heiligen Faſtenzeit zu dem Entſchluſſe gebracht waren, einen neuen Menſchen anzuziehen, und ſich zur Parthey der Tugend zu begeben, eine kurze Zeit darauf ſich desſelben gereuen laſſen, und der heilſamen Einſchränkungen, die ihnen die Tugend auflegt, eben ſobald überdrüſſig werden, als der Eindruck von den Beweggründen, die zuvor auf ihr Herz wirkten, etwas nachläßt? Kann man nun an ſolche Chriſten nicht eine ähnliche Frage ſtellen: Was ſind das für Gedanken, mit denen ihr umgehet, und warum ſeyd ihr traurig?... O mögten doch dieſe Gedanken bey ihnen nicht überhand nehmen? Mögte doch ihr Schwermuth ſie nicht endlich zu einem Abfalle von der Tugend verleiten?

Ich will in gegenwärtiger Rede mit dem Beyſtande Gottes alle Mühe anwenden, dieſer ſchrecklichen Folge vorzukommen.

Ich will erſtlich die Urſachen, welche gemeiniglich die Chriſten zum Wankelmuth in dem Tugendwege zu verleiten pflegen, unterſuchen und hinwegräumen, ich will andertens die Mittel, ſie gegen dieſen Wankelmuth zu verwahren, angeben. Das heutige Evangelium werde ich dabey nicht auſſer Acht laſſen.

Erſter Theil.

Die Unluſt und der Wankelmuth der zween Jünger des heutigen Evangeliums entſtund auf folgende Art... Erſtlich ſetzte ſie die Schmache des Kreuzes, welche ſie ihren Meiſter ausſtehen ſahen, in Verwirrung, weil ſie zeither von dem allgemein herrſchenden Vorurtheile der Juden eingenommen waren, ihr Meſſias würde als ein irrdiſcher König ſich durch den Ruhm ſeiner Siege allen Völkern furchtbar machen. **Unſere Prieſter, ſagten ſie, haben ihn zum Tode verurtheilt,** (Luk. 24. 20.) **und gekreuziget.** Dieß befremdete ſie: denn ſie konnten den Begriff eines Meſſias, und jenen eines zum Tode verurtheilten und gekreuzigten nicht zuſammenreimen — Ihre Verwirrung zog Mistrauen nach ſich. **Wir aber hofften, er werde Iſrael erlöſen.** ſprachen ſie (v. 21.) Die Kreuzigung Jeſu ſchien ihnen eine Begebenheit zu ſeyn, die ihren Erwartungen ſchnurgerad entgegengeſetzt wäre. Es war eben ſo viel, als wollten ſie ſagen: Statt daß er uns von unſeren Feinden erlöſete, ward er das Opfer ſeiner eigener Feinde, die ihn auf die ſchmählichſte Art zum Tode verdammten... Nachdem endlich das Mistrauen ihre Gemüther

einmal niedergeſchlagen hatte, ſo war jeder Umſtand zureichend, es zu vermehren, und ſie noch mehr niederzuſchlagen. Es waren nur erſt zween Tage nach dem Tode Jeſu verſtrichen, und der dritte war noch nicht vollendet. Statt daß ſie aber durch ſeine Verheißung, daß er den dritten Tag auferſtehen werde, gänzlich verſichert, mit voller Zuverſicht dem dritten Tage hätten entgegenſehen, und da die Entwicklung des Geheimniſſes erwarten ſollen, ſo wuchs vielmehr ihr Mistrauen mit jedem Tage: Ganz zerſchlagen ſprachen ſie: **Zudem iſt ſchon der dritte Tag, daß dieſes geſchehen iſt** (v. 21.) So entſtund und vermehrte ſich der Wankelmuth der zween Jünger. Nun laſſet uns ſehen, ob nicht der Wankelmuth vieler Chriſten in der Tugend eines ähnlichen Urſprunges ſey.

Die erſte Urſache, welche ſie unluſtig zur Tugend macht, iſt der Abſcheu gegen das Kreuz Chriſti, ich will ſagen, gegen die Pflicht der Kreuzigung und Abtödung ſeiner ſelbſt, welche ihnen die Tugend auflegt. Freilich koſtet es viele Ueberwindung, wenn man zu einer gründlichen Tugend gelangen will. Um eine wahre Andacht zu erlangen, muß man Meiſter über ſeine Trägheit und über ſeine Zerſtreuungen werden. Um eine wahre Reinigkeit zu erlangen, muß man nicht nur gegen die ungeſtümmen Triebe der böſen Luſt unaufhörlich ſtreiten, ſondern man muß auch, um ſeinen Leib in die Dienſtbarkeit zu bringen, ihn in die ängſten Gränzen der Mäßigkeit einſchränken. Um ſeinen Nächſten auf eine thätige Art zu lieben, muß man gar oft ſeine

eigene Bequemlichkeit und ſeinen eigenen Nutzen aufopfern. Um zur Vergebung erlittener Unbilden geneigt zu ſeyn, muß man den allerſchwerſten Sieg, der nur möglich iſt, über ſeine Eigenliebe davontragen. Um jedermann recht zu thun, muß man Habſucht und Eigennutz überwinden, und alles vermeiden, was immer zu unnöthigen Ausgaben Anlaß giebt, insbeſonders Luxus und Wohlleben. Um endlich mit ſeinen Umſtänden völlig zufrieden, und in den göttlichen Willen gänzlich ergeben zu ſeyn, muß man auch Leiden und Kreuz ertragen lernen. Dieſes Kreuz und Leiden aber, dieſe Ueberwindung und Verläugnung ſeiner ſelbſt, welche zur Tugendübung vonnöthen iſt, ſchrecket manche ab, und benimmt ihnen die Luſt dazu. Da ſie in Stunden der Erbauung die Schönheit der Tugend betrachteten, und ſie zu lieben durch die ſtärkſten Beweggründe aufgefodert wurden, ſo konnten ſie ihr ihren Beyfall unmöglich verſagen, es fiel ihnen ſchwer, ſo rührende Einladungen auszuſchlagen; allein wenn es darauf ankömmt, daß ſie die der Tugend entgegenſtehende unordentliche Neigungen ihres Herzens überwinden ſollen, ſo nehmen ihre Vorſtellungen auf einmal eine gänzliche Wendung. Die Tugend hört auf in ihren Augen liebenswürdig zu ſeyn. Das Joch des Chriſtenthums iſt nicht mehr ſo ſüß und angenehm, als es ihnen vormals zu ſeyn ſchien. Es geht ihnen, wie den Emauntiſchen Jüngern. Jene erkannten zwar Jeſum für einen Propheten, der **mächtig im Worte war;** es ſank ihnen aber der Muth, ihm nachzufolgen, ſobald ſie ihn an dem Kreuze erblickten. So ergeht es ſage ich, auch dieſen Chriſten. Die Kraft

des Worts Chriſti, welches ſie zur Tugend einladet, können ſie nicht läugnen; aber ſein Kreuz auf ſich zu nehmen, iſt eine Foderung, welche ſie traurig macht, zu welcher ſie ſich nicht entſchließen können.

Nachdem ſie ſich nun einmal traurige Vorſtellungen von der Tugend gemacht haben, ſo ſchlägt ſich gemeiniglich Mistrauen dazu, und Einbildung von Unvermögenheit. Dieſes Mistrauen geht ſo weit, daß ſelbſt die ſtärkſten Verheißungen Gottes und Gnadenverſicherungen nicht zureichen, es ihnen zu benehmen. Wir können dieſe betrübte Wahrheit in einem Gleichniſſe an den Iſraeliten ſehen. Mit welcher Betheurung hatte ihnen nicht ehemals Gott ſeinen Schutz verheißen? Und hatte er nicht bereits in Egypten den Anfang gemacht, ſeine Verheißungen zu bewähren, durch die erſtaunlichſten Wunder, die er da wirkte, um ſie aus der Gewalt des Pharao zu retten? Demungeachtet, und ſo viele Beweggründe ſie hatten, auf Gott zu vertrauen, ſo fiengen ſie doch ebenſobald an, wieder ihn zu murren, als ſie Moyſes durch die Wüſte führte. **Wird uns Gott auch in der Wüſte ſpeiſen, wird er uns Brod ſchaffen können?** rieſen ſie. (Pſ. 77. v. 19. 20.) Dieſes Mistrauen rührte von nichts anders her, als von ihrer Unluſt, durch die Wüſte zu wandern, die ſo ſtark auf ſie wirkte, daß ſelbſt die vorige Ueberzeugung von Gottes mächtiger Hilſe bey ihnen verſchwand. Aehnliche Folgen hat der Abſcheu vieler Chriſten, den ſie gegen die Tugend in Anſehung ihrer Beſchwerniſſe tragen.

Man

Man verſichert ſie, ſie würden **alles vermögen in Gott, der ſie ſtärkt**, es wäre keine böſe Gewohnheit ſo ſtark und ſo langwierig, von der ſie nicht mit Gotteshilfe los werden, keine Leidenſchaft ſo heftig, die ſie nicht beſiegen könnten; wenn es ſie auch Kämpfe und Siege koſtete, ſo würde ihnen Gott Waffen, Kraft und Muth dazu geben; es werde ſie gewiß niemal gereuen, zur Parthey der Tugend geſchritten zu ſeyn; die heitere Ruhe des Gewiſſens, und die unzähligen Belohnungen, welche die Tugend ſelbſt mit ſich bringt, würden ihnen alle Beſchwerniſſe, die ihnen das Ringen darnach verurſachte, überflüſſig vergelten. Allein da ſie einmal den Tugendweg als eine Wüſte anſehen, ſo bilden ſie ſich ein, es werde ihnen, ſobald ſie dieſen Weg wandern, alle Freude des Lebens auf einmal abgeſchnitten ſeyn; ſie fragen faſt eben ſo, wie die mürriſchen Iſraeliten,, Wird uns Gott auch Kraft geben können, daß wir ſo viele heftige Verſuchungen, ungeſtümme Triebe der Fleiſchesluſt, Aufwallungen des Zornes beſiegen? Wird er auch machen können, daß wir bey einem eingeſchränkten und abgetödeten Leben Vergnügen finden? Wird er uns auch die Freuden des Wohllebens, die wir im Dienſte der Tugend entbehren müſſen, erſetzen können? Dieſe Fragen werfen ſie auf, wo nicht mit ihrem Munde, doch wenigſtens in ihrem Herzen. Mit einem Worte die ſtärkſten Gnadenverſicherungen werden allmählig kraftlos in Rückſicht auf ſie. Die Beweggründe, die ihnen vormal ſo kräftig ſchienen, kommen ihnen nun nicht anders vor, als wie lauter Täuſchungen. Sie ſehen die erſten Regungen der Hofnung, und die erſten Entſchließungen zur

Tugend für nichts anders mehr, als für eine Uebereilung an. **Wir hoffeten, er werde uns erlöſen,** ſo ſprechen ſie mit den zween Jüngern.

Und da endlich das Mistrauen ſich in ihren Gemüthern einmal angeſponnen hat, ſo iſt jeder Umſtand zureichend es unglücklicher weiſe zu vermehren. So wie die zween Jünger in dem heutigen Evangelium mit jedem Tage ſtatt beherzter zu werden, vielmehr niedergeſchlagener wurden, ſo werden es auch dieſe Chriſten. Es darf nur eine oder die andere ſchwere Verſuchung ſie anfallen, ſo ſind ihre Entſchließungen vollends vernichtet. Sie bildeten ſich irrigerweiſe ein, die Gnade müſſe ſie auf einmal in ganz neue Menſchen umſchaffen, und nicht das geringſte Ueberbleibſel der Schwachheit in ihnen zurucklaſſen: da ſie nun wahrnehmen, daß ſie auch als Bekehrte noch ſchwach und Anfechtungen unterworfen ſind, ſo gereut ſie ihre Entſchließung, und ſie glauben berechtiget zu ſeyn, die Verſicherungen, die man ihnen von der Kraft des göttlichen Beyſtandes gemacht hat, für übertrieben, und ſich ſelbſt für betrogen zu halten. Ja GG. dieß iſt der Zuſtand vieler Chriſten. Und daher kömmt es, daß die Vorſätze, die ſie während der Bußezeit gemacht haben, ſo wankend ſind; und daß diejenigen, die vor wenigen Tagen Gott und der Tugend ewige Treue geſchworen haben, ſich nicht lange darnach durch ihr ganzes Betragen anmerken laſſen, daß ſie zum Rückfall in die vorige Sündengewohnheit geneigt ſind.

Wie ungerecht aber, wie treulos ſind nicht dieſe Geſinnungen? Verdienen dieſe Chriſten nicht mit weit

größerem Rechte die Beſtrafung als jene zween Jünger: **Ihr Kleinglaubige — was ſind das für Gedanken, die ihr heget, und warum ſeyd ihr traurig?** Reuet es euch vielleicht, eure Schande beweinet, und euren Sünden entſagt zu haben? Reuet euch euer Gott gegebenes Wort? Wollt ihr Gott, der euch ſchon ſo lange mit Langmuth ertragen, und nun mit ſo vieler Erbarmung zur Gnade aufgenommen hat, abermal untreu werden? Glaubet ihr, das Joch des Satans ſey doch ſänfter, als das Joch Jeſu Chriſti? Was ſind das für ſchreckliche, für meineidige Gedanken, die ihr heget? Warum ſeyd ihr traurig, einen Schritt gethan zu haben, der die Engel des Himmels mit Freude erfüllte?

Und wie nichtig ſind die Urſachen ihres Wankelmuthes? Laſſet uns ihren Ungrund betrachten. Ich habe erſtens geſagt. Das Kreuz Chriſti ſchrecket ſie ab. Eben dieſes ſchreckte auch die zween Jünger ab. Was gab ihnen aber der Heiland zur Antwort? Ihr Thoren und Kleinglaubige. **Muſte nicht Chriſtus leiden, und auf ſolche Art in ſeine Herrlichkeit eingehen?** (v. 26.) Eine ähnliche Antwort gebe ich dieſen Kleinmüthigen: Muß nicht der Chriſt leiden, und auf ſolche Art in ſeine Herrlichkeit eingehen? Iſt dieſes nicht eine Wahrheit, die man allenthalben in der Schrift aufgezeichnet findet, iſt es nicht eine Wahrheit, die aus der Grundverfaſſung des Chriſtenthums fließt? Was hätte denn die Tugend für ein Verdienſt, und warum gäbe uns Gott den Himmel dafür, wenn ſie uns gar nichts koſtete? Und warum hat uns Chriſtus die Fußſtapfen des Leidens vorgezeichnet, als daß wir ſie nach

ihm betreten ſollen? Thorheit iſt der rechte Name, mit welchem man die Geſinnungen derjenigen belegen muß, die ſich vor der Tugend ſcheuen, weil ſie Kreuzigung des Fleiſches und Selbſtverläugnung auflegt. Thorheit iſt es, zum Ziel und Ende gelangen und doch die Mittel dazu nicht anwenden wollen. Thorheit, Widerſpruch iſt es, ſich zum Chriſtenthume bekennen, und das Grundgeſetz desſelben nicht annehmen wollen. Thorheit iſt es den Lohn verlangen, aber die Arbeit ſcheuen, weil ſie Schweiß und Anſtrengung koſtet. Man würde ja denjenigen für einen Menſchen anſehen, der aller Vernunft beraubt wäre, der ſich entſchuldigte, die Arbeit, die ihm aufgetragen wird, ſey ihm zu ſchwer, und gleichwohl den Arbeitslohn verlangte. Nur Chriſten wollen es nicht einſehen, wie widerſinnig die Einwendung iſt, die ſie gegen das einem Chriſten unumgängliche Geſetz der Selbſtverläugnung machen — und dieß iſt in der That der höchſte Grad von Thorheit.

Ich habe zweytens geſagt: Mistrauen auf Gott iſt die Urſache ihres Wankelmuths. Allein iſt dieſes Mistrauen nicht höchſt ſträflich? Wer zürnet nicht von uns über die hartherzigen Iſraeliten, die noch gegen Gott murren konnten, nachdem er ſeiner Allmacht aufgebothen hatte, ſie zu überzeugen, daß er ſie ſchütze? Gott hatte ſie von der unerträglichen Sklaverey des ägyptiſchen Königs Pharao befreyet. Und da dieſer Hartnäckige das Volk nicht entlaſſen wollte, ſo waffnete Gott alle ſeine Geſchöpfe wider ihn. Mit zehenfachen Plagen, ſuchte er ihn heim, deren eine immer fürchterlicher

war,

war, als die andere. Ganze Heern von Inſekten muſten ſein Land überziehen, und ſelbſt die innerſten Gemächer ſeines Pallaſtes beſtürmen, um ihn zu quälen. Das Waſſer verwandelte ſich in Blut. Bliz, Donner und Hagel verwüſteten die Früchte. Die Luft wurde vergiftet. Eine allgemeine Seuche tödete das Vieh; und die Menſchen strozten von peſtartigen Geſchwüren. Eine ſchreckliche Nacht überzog ganz Egypten. Endlich kam der Würgengel, und erſchlug alles Erſtgebohrne von Viehe und Menſchen, ſelbſt den Königsſohn nicht ausgenommen. Das alles hat Gott gethan, die Iſraeliten zu überzeugen, mit welchem Eifer er ſie ſchütze,, Und doch konnten ſie noch die frevelhafte Frage aufwerfen. Wird er uns Brod in der Wüſte ſchaffen können? O dieſes hartherzige Volk! Wer zürnet nicht? Hat aber Gott vielleicht weniger gethan, uns Chriſten ſeines Beyſtandes zu verſichern? Hören Sie, was Paulus in ſeinem Sendſchreiben zu den Römern ſagt. **Wenn Gott für uns iſt, wer iſt wider uns? Der auch ſeinen eigenen Sohn nicht verſchonet, ſondern ihn für uns alle dargegeben hat. Hat er uns nicht alles mit ihm geſchenkt.** Röm. 8.? Was iſt noch übrig, das er uns nicht geben wolle, nachdem er uns ſeinen Sohn gegeben hat? und dieſer Eingebohrne, fährt Paulus fort, **Chriſtus Jeſus iſt für uns geſtorben, iſt für uns auferſtanden, ſitzet zur Rechten Gottes,** und hört nie auf, **unſer Mittler** zu ſeyn. Nachdem er alle dieſe Beweiſe der göttlichen Liebe angeführet hatte, ſo fodert er ſeines Orts alle zeitliche Uebel auf, ob ſie ihn von der Liebe Gottes werden trennen können.

Was wird mich von der Liebe Gottes trennen, Trůbſal, oder Angſt, oder Hunger, oder Blöſſe, oder Gefahr, oder Verfolgung oder das Schwerd? In allen dieſen ůberwinden wir, ſchließt er, wegen den, der uns geliebt hat. Und wie? ein Chriſt kann noch Mistrauen hegen, nachdem er durch ſo viele Beweiſe ůberzeugt iſt, daß Gott für ihn ſey? er kann noch die Frage aufwerfen: ob ihm Gott hinlångliche Kraft geben werde, ſeine böſen Gewohnheiten zu beſtreiten? Stråfliches Mistrauen, ſtråflicher, als jenes der Iſraeliten war! Fürwahr ein Chriſt, der noch zweifeln kann, ob Gott ihm ſeinen Beyſtand geben, und ob dieſer Beyſtand zulånglich ſeyn werde, muß die erſten Wahrheiten des Chriſtenthums nicht kennen. Was iſt größer — daß Gott ſeinen Sohn in die Welt geſandt hat, die Menſchen zu erlöſen, und ein Verſöhnopfer für ſie zu werden, oder daß er uns mit ſeiner Gnade beyſtehe, eine böſe Gewohnheit zu überwinden. Ich denke: das erſte iſt unendlich größer, es erſchöpft den ganzen Begriff von der göttlichen Güte. Gott hat uns alles erzeiget, was er uns nur erzeigen kann. Es iſt nichts mehr übrig, was wir von ihm verlangen könnten, und was nicht in dem Geheimniſſe des Sohns Gottes begriffen wåre. Aus dem Geheimniſſe der Erlöſung fließt alles von ſich ſelbſt, was nur für den Chriſten troſtreich ſeyn kann. Mit Rechte ſagt Paulus: Hat er uns nicht alles mit ſeinem Sohne gegeben? Was für ſeichte Begriffe muß alſo derjenige von ſeiner Religion haben, der noch an dem Beyſtande Gottes zweifelt?

Oder

Oder giebt ihm vielleicht dieſer Umſtand, daß er noch manche Ueberbleibſel des alten Verderbens in ſich verſpürt, giebt ihm dieſer Recht, an dem Beyſtande Gottes zu zweifeln? Nein: denn Gott hat uns nie verſprochen, daß wir ohne Kämpfe und ohne Siege zur Tugend gelangen würden; aber dieß hat er uns verſprochen, daß er uns zum Kampfe und zum Siege Kraft geben wolle; und dieß muß uns genug ſeyn. Freilich verſpürt der Menſch, der eine geraume Zeitlang einer böſen Gewohnheit ergeben war, noch immer die Folgen des angewöhnten Verderbens: denn man gelangt nur durch lange Uebung zur Vollkommenheit und zur Fertigkeit im Gutes thun; und auch nach langer, nach lebenslänglicher Uebung in der Tugend verläßt die Schwachheit den Menſchen nicht gänzlich. Laſſet uns alſo nicht die voreilige Klage führen, wie die zween Jünger in dem heutigen Evangelium. Nun iſt ſchon der dritte Tag „ Wir hoffeten, das Joch Jeſu Chriſti ſanft und leicht zu finden. Man verſicherte uns, wir würden bey der Tugendübung ungleich mehr Vergnügen, als bey der Sünde antreffen; und nun leiden wir dem ungeachtet unaufhörliche Verſuchungen. Mein Chriſt, der du alſo redeſt. Ich ſage dir: Du haſt bey alle den Verſuchungen, die du leideſt, und bey alle den Kämpfen, die du auszuſtehen haſt, mehr Vergnügen, als in dem Sündendienſte: Denn du haſt Gewiſſensruhe, und Gott wird dich auch nie über deine Kräfte verſuchen laſſen: Uebrigens widme einmal ſo viel Zeit der Tugendübung, als du dem Laſter gewidmet haſt. Diene einmal Gott ſo lang, als lang du ihm nicht gedienet haſt — Und dann will ich dich fragen,

ob

ob du noch ſo viel Beſchwerniß in der Tugendübung und in dem Dienſte Gottes finden wirſt, als du dermal vorgiebſt.

O uns Kleinglaubige! Nicht eine einzige Urſache iſt vorhanden, die unſeren Kleinmuth rechtfertigen könne. Vielmehr ſtreitet Alles wider uns. O laſſet uns doch die Vorſätze, die wir gemacht haben, nochmal erneuern, der Tugend ewig treu zu bleiben, und keine Mühe, keine Verläugnung ſcheuen, den Reſt der böſen Neigungen, der noch in uns zurückgeblieben iſt, vollends zu beſiegen. Laſſet uns aber auch, um in der Standhaſtigkeit befeſtiget zu werden, die gehörigen Mittel anwenden.

Zweyter Theil.

Was ſind dieſes für Mittel? Es ſind hauptſächlich zwey. Fortgeſetzte Anhörung des Worts Gottes. Fortgeſetzter Gebrauch des Geheimniſſes des Leibes Chriſti. Dieſe Mittel ſind um ſo bewährter, als ſich der Heiland ſelbſt derſelben bediente, um die zween wankenden Jünger zu ſtärken, und ſie mit neuem Muthe zu beſeelen, und als uns das Evangelium den glücklichen Erfolg derſelben bezeugt.

Er fieng an von Moyſe und den Propheten, ſagt der h. Text, **und legte ihnen aus, was an verſchiedenen Orten der Schrift von ihm aufgezeichnet war,** (v. 27.) Sehen Sie das erſte Mittel. Sehen Sie auch den Erfolg desſelben. **War nicht unſer Herz brennend in uns,**

da

da er auf dem Wege mit uns redete, und uns die Schrift auslegte? (v. 32.) Dieß ſagten ſelbſt die zween Jünger aus. Das Wort Gottes war es, welches die erſten Funken des Eifers für Jeſu in ihre Herzen gelegt hatte. Eben dasſelbe war es, welches dieſe halb erloſchene Funken in ihnen wieder erweckte und anblies. Das Wort Gottes war es aber auch, wie wir uns noch deutlich erinnern werden, welches den erſten Abſcheu gegen das Laſter in uns erweckte, und die erſten Regungen der Liebe zur Tugend in uns hervorbrachte. Zu eben demſelben Worte Gottes alſo müſſen wir unſere Zuflucht nehmen, ſobald wir Wankelmuth in uns verſpüren; oder beſſer zu reden, um nie wankelmüthig zu werden, müſſen wir nie aufhören, unſeren Geiſt durch die Kraft des göttlichen Wortes aufrecht zuhalten. Gewiß das Wort Gottes iſt von untrüglicher Kraft in Rückſicht auf alle diejenigen, die es mit Begierde anhören. So wie der Regen vom Himmel fällt, ſagt Gott bey den Propheten Iſaias, und nicht mehr dahin zurückkehrt, ſondern die Erde befeuchtet, und befruchtet, ſo wird auch das Wort, das aus meinem Munde ausgehet, nie leer zurückkehren, ſondern es wird alles ausrichten, was ich gewollt habe, und es wird ihm alles, wozu ich es ausgeſandt habe, gelingen (Iſ. 55. 10. 11.) Nie wird der Menſch dieſes göttliche Wort, das er mit guter Abſicht anhört, ohne Nutzen anhören. Es wird ihn an ſeine Pflichten ſtäts neu erinnern, es wird die Beweggründe, die ihn ehmals rührten, wieder in ſeinem Gemüthe aufwärmen, es wird dieſen Beweg-

gründen

gründen noch neue hinzuſetzen, es wird ihm noch unentdeckte Fehler entdecken, es wird ihm noch unaufgelöste Zweifel löſen, es wird ſeine Aufmerkſamkeit auf die Gefahren, die ihn umgeben, neu erregen, es wird ihm von Zeit zu Zeit hellere Selbſtkenntniß beybringen, und die manchfachen Betrüge ſeiner Leidenſchaft ans Licht ſetzen, es wird ihn ſchrecken, wenn er Furcht, und tröſten, wenn er Troſt vonnöthen hat. Es wird nie fruchtlos ſeyn. Jeder, der es mit Aufmerkſamkeit und Nachdenken angehört hat, wird eben die Empfindung haben, welche die zween Jünger hatten, die Empfindung des erneuerten Eifers. War nicht mein Herz brennend in mir, wird er zu ſich ſelbſt ſagen können, da ich das Wort Gottes auslegen hörte? — Vielleicht werden Sie mir einwenden: Es war ein ganz anderer Fall bey den zween Jüngern. Ihnen legte Jeſus ſelbſt das Wort Gottes aus, uns aber leget es nur ein Menſch aus. Allein dieſe zween Jünger wuſten ja nicht, daß es Jeſus war, der mit ihnen redete, ſie ſahen ihn weiter für nichts, als für einen Fremdling an? **Ihre Augen, waren gebunden, daß ſie ihn nicht erkenneten** (v. 16.) und doch **ward ihr Herz brennend in ihnen.** Nicht die Perſon alſo, welche zu ihnen redete, ſondern das Wort welches ſie anhörten, machte den Eindruck auf ſie. Werden Sie mir weiter einwenden „ Jeſus wirkte doch ingeheim und ohne von ihnen gekannt zu werden, auf ihr Herz, ſo muß ich dieſes zwar zugeben; aber auch hinzuſetzen, daß die geheime Wirkung der Gnade Gottes allemal mit der Verkündigung des Wortes Gottes verbun-

bunden iſt, wenn gleich ein purer Menſch, vielleicht auch ein fehlerhafter Menſch das Werkzeug davon iſt. Laßt uns alſo verſichert ſeyn, daß der Wankelmuth ſich nie unſerer bemächtigen, und unſere Herzen nie aus dem Gleichgewichte der Standhaftigkeit bringen werde, ſo lange wir nicht aufhören, Freunde des Worts Gottes zu ſeyn.

Und hier muß ich zur rechter Zeit ein Erinnerung machen. Es giebt Chriſten, die zwar zur Faſtenzeit einen beſonderen Eifer zur Anhörung göttlicher Wahrheiten von ſich blicken laſſen, der aber eben ſobald erliſcht, als dieſe Zeit fürüber iſt. Dieſe Gewohnheit iſt mit keinem Grunde zu rechtfertigen: denn gleichwie es nicht genug iſt, daß man gute Vorſätze faſſe, ſondern auch nothwendig, daß man dieſe Vorſätze ausführe, und in der Ausführung derſelben beharre, und öffentliche Beweiſe ſeiner Bekehrung an Tag lege, ſo iſt es auch nicht genug, daß man nur das Wort Gottes höre, um zu guten Vorſätzen erweckt zu werden, ſondern auch nöthig, dieſe Anhörung fortzuſetzen, um in der Ausführung ſeiner guten Vorſätze bekräftiget zu werden. Die Anhörung des göttlichen Wortes nicht fortſetzen, iſt eben ſoviel, als mit Fleiße vergeſſen wollen, was man heilſames gehört hat; eben ſo viel, als der Wahrheit ſatt und überdrüſſig ſeyn, und auf eine geraume Zeit lang Abſchied von ihr nehmen. Fern ſey dieſes von uns m. GG. Waren es keine heuchleriſchen Vorſätze, die wir zur Bußezeit gemacht haben, ſo müſſen wir auch die rechten Mittel gegen die Unbeſtändigkeit anwenden: Wir müſſen unſere Aemſigkeit in der Anhörung des göttlichen Wortes

fort-

fortſetzen, aber auch in dem Gebrauche der hh. Geheimniſſe. Denn dieſes iſt das zweyte Mittel gegen den Wankelmuth.

So bald der Heiland nach dem Berichte des h. Textes den zween Jüngern das Brod brach, unter welcher Brodbrechung nach der übereinſtimmenden Redensart der Schriften des neuen Bundes die Darreichung des Leibes Chriſti verſtanden wird, giengen ihnen die Augen auf, und ſie erkennten ihn. (v. 31.) Der Glaube, die Hofnung, die Liebe, die in ihnen beynahe erloſchen waren, erwachten zur vorigen Lebhaftigkeit. Das Wort Gottes hatte in ihnen ſchon heilige Begierden rege gemacht, die Brodbrechung aber vollendete die Vereinigung ihrer Herzen mit Jeſu, — und befeſtigte ihren Entſchluß, ihm treu zu verbleiben, und ſich zu ſeiner Lehre zu bekennen. Dieſelbe Vereinigung mit ihm und Befeſtigung unſerer Treue wird auch die Frucht unſeres öfteren Zutrittes zu ſeinem Tiſche ſeyn: Denn es iſt ſeine deutliche Verheißung vorhanden. Wer mein Fleiſch iſſet, der bleibt in mir, und ich in ihm. (Joh. 6.) Was heißt in Chriſto bleiben, als in dem Glauben an ihn befeſtiget ſeyn, im Vertrauen auf ihn nie wanken, und die Liebe gegen ihn, durch treue Erfüllung aller ſeiner Gebothe an Tag legen? Und was will auch das Bleiben Chriſti in uns anderſt ſagen, als einen ununterbrochenen Einfluß ſeiner Gnade auf uns, die nie aufhören wird, uns im Guten zu ſtärken, uns ſein Joch ſanft und angenehm zu machen, üns die Verſuchungen gegen ſeine Gebothe überwinden zu helfen, uns zu immer

größerer

größerer Vollkommenheit zu ermuntern? — Dieß war ja ſeine Abſicht, warum er dieſes gnadenvolle Geheimniß einſetzte. Er kannte unſere Schwachheit; er wußte, wie viele Gefahren uns umgeben, welch ungeſtümme Verſuchungen auf uns losſtürmen: darum wollte er ſelbſt auf eine geheimnißvolle Art mit uns vereinigt bleiben, damit wir an der Gnade ſeines Beyſtandes um ſo weniger zweifeln könnten, je näher er ſelbſt, der Urheber der Gnade bey uns wäre. Dieſes gnadenreiche Mittel alſo laſſet uns öfters gebrauchen, und es wird uns ſowohl durch den Eifer unſerer Vorbereitung, durch die Erneuerung des Andenkens Chriſti, durch die Widerhohlung der Entſchlüſſe zum Guten, und der Erweckung der Liebe Gottes, als auch durch ſeine eigene Kraft gegen den Rückfall in die Sünde ſchützen.

Kurz, wir haben nicht die mindeſte Urſache, dem Gelübde, welches wir in der letzten Bußezeit Gott abgelegt haben, untreu zu werden; im Gegentheil alle Urſache, demſelben ewig treu zu verbleiben. Laſſet uns nur beherzt gegen alle Verſuchungen ſtreiten, und durch Anwendung der Mittel, die uns Gott verliehen hat, uns beſtreben, in der Tugend feſter, in der Liebe Gottes gegründeter zu werden. Wir werden endlich ſelbſt einſehen, wie ſelig derjenige iſt, der ſich zur Parthey der Tugend hält, und wir werden die Kraft der Gnade preiſen, die ſich an unſerer Schwachheit kund machen wird, Amen.

Auf das Feſt des heil. Martyrers Georgius.

Ecce beatificamus eos, qui ſuſtinuerunt.
Jacob. V.

Sehet, wir ſprechen diejenigen ſelig, welche gelitten haben.

Zu allen Zeiten und ſchon im alten Bunde hielt man diejenigen in Ehren, welche für die Ehre der wahren Religion gelitten, und um ſie zu vertheidigen, ſich ſelbſt aufgeopfert haben. Fielen je bedrangte Zeiten ein, wo die Kinder Iſraels in ihrem Gottesdienſte geſtört und von ihren Feinden gekränkt wurden, ſo ſuchte man ſie durch nichts anders zur Standhaftigkeit im Streite für ihre Religion zu ermuntern, als indem man ihnen die Beyſpiele der frommen Vorväter vor Augen hielt. So machte es der Prieſter Mathatias in den gefährlichen Zeiten des gottloſen Königs Antiochus. **Ihr Kinder,** ſo ſprach er auf ſeinem Todsbette zu ihnen, **ſeyd Eiferer für das Geſetz, und opfert euer Leben auf für den Bund eurer Väter, und denket an die Thaten dieſer eurer Väter, was ſie gethan haben.** Denket an einen Moſes, und an einen Joſue, was ſie als Heersführer des Volkes gelitten haben. Denket an Ananias, Azarias und Miſael, die lieber der Feuerflamme preisgegeben werden, als den Gott Iſraels verläugnen wollten; an einen Daniel, der um ſeines

Ge-

Geſetzes willen zur Löwengrube verdammt war. — An alles das denket, und fürchtet euch nicht vor den Worten eines Sünders, der euch irrezumachen ſucht; glaubet gänzlich, daß es euch zur Ehre gereiche, für eine Religion zu kämpfen, die ſchon ſo viele tapfere Kämpfer und Helden aufzuweiſen hat. So ſprach dieſer tapfere Prieſter des alten Bundes.

Auf dieſe fromme Gewohnheit bezog ſich zweifelsohn der heil. Apoſtel Jakobus, wenn er in ſeinem Sendſchreiben ſpricht: **Sehet, wir ſprechen diejenigen ſelig, welche gelitten haben.**

In den erſten Zeiten der chriſtlichen Kirche ſind nicht weniger Denkmäler vorhanden, daß man das Andenken derjenigen, welche für ſie gelitten haben, ehrte. Welch ausgeſuchte Ehren erzeigte man nicht den Martyrern, die für die Wahrheit des Glaubens ihr Blut vergoſſen haben? Man ſammelte mit großem Fleiße die Merkwürdigkeiten ihres Leidens, man ſtellte beſondere Kirchendiener dazu auf, deren eigene Pflicht es war, ihre Thaten aufzuzeichnen. Man las ihr Namenverzeichniß alltäglich den Gläubigen unter der heil. Meſſe vor. Die Biſchöfe wendeten allen Schmuck ihrer Beredſamkeit auf, um die Standhaftigkeit dieſer Helden zu preiſen. Man ſammelte ihre Gebeine, und bewahrte ſie als ein Heiligthum auf. Man beſuchte mit Ehrerbietigkeit ihre Grabſtätten, und man wußte ſogar keinen würdigeren Ort, das heiligſte Opfer zu verrichten, und den Gottesdienſt zu halten, als dieſe Grabhöhlen der Martyrer. Lauter Beweiſe, daß man ſie in größten Ehren hielt. Dieſer Geiſt der erſten Kirche ver-

breitete ſich auch auf die folgenden Jahrhunderte. Man errinnerte ſich zu allen Zeiten mit feyerlicher Freude an die ſelige Schaar der Blutzeugen, welche ihr Leben für Jeſu Chriſto aufgeopfert haben. Bis izt noch können wir ſagen: **Sehet, wir ſprechen diejenigen ſelig, welche gelitten haben.** Aus was für Abſicht ſind wir ſelbſt an dieſem Orte verſammelt, als das Andenken eines Martyrers zu ehren, der ſich durch Standhaftigkeit im Leiden für Chriſtum den Palmzweig und den Ruhm eines Helden errungen hat. Iſt nicht die heutige Feyerlichkeit dem Gedächtniſſe des heil. Martyrers Georgius geweiht, den dieſes erhabene Gotteshauß als ſeinen Patronen anerkennt? Erwarten Sie aber nicht von mir, GG.! daß ich Sie mit Erzählungen aus der Ihnen längſt bekannten Leidensgeſchichte dieſes einzelnen Helden heute unterhalte; ſondern ich will vielmehr überhaupt zeigen, wie billig es ſey, daß die Kirche Chriſti ihre Martyrer ehret, und ihren Glaubigen zur Verehrung vorſtellt. Ich ſage: Die Martyrer machen eine beſondere Zierde der chriſtlichen Religion aus, und es empfängt dieſe einen beſonderen Glanz von ihnen. Sie empfängt von ihnen erſtlich einen Beweis ihrer Glaubwürdigkeit, zweytens einen Beweis ihrer Göttlichkeit. Ich ſage 1ſtens einen Beweis ihrer Glaubwürdigkeit, weil ſich unmöglich ſo viele Martyrer hätten entſchließen können, für ſie zu ſterben, wenn ſie nicht die glaubwürdigſte Religion wäre. Dieß zeige ich im erſten Theile. 2tens einen Beweis ihrer Göttlichkeit, weil ſie unmöglich unter ſo vielen Verfolgungen ihrer Bekenner hätte beſtehen, noch weniger wachſen und zunehmen können, wenn ſie nicht eine von Gott geſtiftete und

von ihm geſchützte Religion wäre. Dieß zeige ich im 2ten Theile. Der Gegenſtand, den ich behandle, iſt fruchtbar, uns zu erbauen: denn wenn die chriſtliche Religion ſo glaubwürdig iſt, daß ſo viele tauſende ſich entſchließen konnten, für ſie zu ſterben, ſollen wir uns nicht entſchließen, nach ihren Vorſchriften, gleichwohl nicht ohne Selbſtverläugnung zu leben? — Und wenn die chriſtliche Religion ſo göttlich iſt, daß die ärgſten Verfolgungen den Muth ihrer Bekenner nicht ſchwächen konnten, ſollen wir nicht das ſtärkſte Vertrauen heegen, daß auch wir Kraft von Gott erlangen werden, ihre Vorſchriften zu erfüllen?

Erſter Theil.

Das Zeugniß, welches ſo viele tauſend Martyrer der chriſtlichen Religion durch ihr Blut ertheilet haben, iſt ein Beweiß der **allerſtärkſten**, der **gründlichſten** Ueberzeugung, welche ſie von der Wahrheit dieſer Religion hatten. Ich ſage 1. der allerſtärkſten Ueberzeugung: denn welche Mittel wendete man nicht an, um die Martyrer Chriſti in ihrem Glauben wankelmüthig zu machen? Man ſchmeichelte ihnen, man machte ihnen Verheißungen, man bedrohete ſie, man vollſtreckte dieſe Bedrohungen. Es war keine Leidenſchaft, die man nicht bey ihnen in Bewegung zu ſetzen ſuchte, um ihren Muth für die chriſtliche Religion zu erſchüttern. Denken Sie ſich einen Georgius. Er war von anſehnlicher Herkunft. Er lebte am Hofe eines Kayſers. Er war Vorſteher von einem Kriegsheere. Sobald er ſich aber zur chriſtlichen Religion bekannte, ſo machte der Kaiſer keine Rückſicht

mehr auf ſeinen Adel, auf ſein Anſehen, auf ſeine Verdienſte für das Vaterland; er ließ ihm die Wahl, entweder ſeine äuſſerſte Rache zu erfahren, oder ſeine verdoppelte Gunſt zu genießen; entweder Chriſtum zu verläugnen, oder ſich den Händen der Peiniger übergeben zu ſehen. Wie empfindlich muſte es nicht einem Manne fallen, der Befehlshaber von einem Kriegsheere war, ſich mit Ketten feſeln zu laſſen, und in die Stricke der Henker zu fallen? Welcher Muth hätte da nicht wanken müſſen, wenn er nicht auf der feſteſten Ueberzeugung beruhet hätte? Auf der einen Seite Ehre, Anſehen, Reichthum, Kaiſergunſt, wenn er Chriſtum verläugnete; auf der andern Schmache, Schande, Verachtung, Ungnade des Kaiſers, Kerkerqual, Pein und Tod, wenn er Chriſtum bekennete! Wie hätte er ſich für das leztere entſchließen können, wie hätte er ſo viele zeitliche Vortheile verachten können, wenn er nicht die ſtärkſte Ueberzeugung von ſeiner Religion gehabt hätte; die ſtärkſte Ueberzeugung, daß Chriſtus, den er bekennte, wahrer Gott ſey, daß die Belohnungen, die er erwartete, ewige Belohnungen ſind? Wo iſt ein Menſch, deſſen Natur ſich nicht vor Peinen und Tod entſetzt? Viele feige Chriſten würden in Verſuchung gerathen, ihre Religion zu verläugnen, ob ſie gleich von der Wahrheit derſelben überzeugt ſind, wenn ſie um ihretwillen die Peinen der Martyrer ausſtehen ſollten: wie war es nun möglich, daß die Martyrer ſo entſchloſſen die entſetzlichſten Peinen hätten ausſtehen können, wenn ihr Glaube nicht felſenfeſt, und auf der ſtärkſten Ueberzeugung wäre gegründet geweſen? Man gehe die Geſchichten der Martyrer durch, ſo wird man finden, daß

ſie

ſie allemal von ihren Feinden auf der Seite ſind angegriff-
en worden, wo ſie am ſchwächſten zu ſeyn ſchienen.
Chriſtlichen Jünglingen verſprach man Ehre und Reich-
thum, chriſtlichen Jungfrauen anſehnliche Heyrathen,
chriſtlichen Müttern die Verſorgung ihrer Kinder, Per-
ſonen von Geblüte ſuchte man Stolz auf ihr Herkom-
men zu erregen, gelehrten und angeſehenen Männern
ſuchte man die chriſtliche Religion lächerlich zu machen:
und wenn alles dieſes nichts half, ſo verſuchte man ſie
durch Tormenten, man ließ ſie die Qual des Kerkers,
Hunger, Ungemach unter den wilden Thieren, Ruthen-
ſtreiche, Foltern fühlen. Hernach widerhohlte man die
Verheißungen. Wenn dieſe wieder nichts fruchteten, ſo
verdoppelte man die Tormenten. Man tödete ſie ſelten
mit einem gähen Schwerdſtreiche, ſondern unterwarf ſie
einer recht langwierigen Prüfung, in der Abſicht, ihre
Geduld endlich zu ermüden, und die Verläugnung des
Glaubens aus ihnen herauszuquälen. Es war kein Kunſt-
griff, den man nicht anwendete, um ſie zu überliſten.
Wie war es möglich, daß ſie alle dieſe Grade von Prü-
fungen ausſtunden, ohne von der Wahrheit ihrer Religion
feſt überzeugt zu ſeyn?

Es war aber auch die gründlichſte Ueberzeugung. Ei-
ne gründliche Ueberzeugung iſt jene, in welche ſich kein
Vorurtheil mit einmiſcht, die auf eine ruhige, und unbe-
fangene Unterſuchung der Wahrheit ſich gründet. Und ei-
ne ſolche war die Ueberzeugung der Martyrer: denn ſie
waren meiſtens ihrem urſprünglichen Bekenntniſſe nach
entweder Juden oder Heyden. Man weiß aber, wie ſehr

die Juden von ihrer Religion eingenommen waren, und man weiß auch, wie viele Mühe es koſtete, die Heyden ihres Aberglaubens zu überführen. Was hätte alſo ſowohl die Einen als die Anderen bewegen können, die chriſtliche Religion nicht nur anzunehmen, ſondern ſie auch mit ihrem Blute zu vertheidigen, als die einleuchtende Wahrheit derſelben? Was konnte wohl eine Religion, die, nebſt dem ſie Liebe des Kreuzes und Verläugnung aller Leidenſchaften befahl, noch dazu verfolgt, gehaßt, gekränkt war, für Reize haben, wenn es nicht ihre Wahrheit geweſen wäre? Denken Sie ſich einen Juden oder einen Heyden in den erſten Zeiten des Chriſtenthumes. Er ſah, daß die Bekenner desſelben allenthalben verhaßt waren. Sie dorften ſich nicht einmal ohne Gefahr ihres Lebens offentlich dafür ausgeben. Ihre Prieſter waren ohne Anſehen. Ihre gottesdienſtlichen Verſammlungen waren in unterirrdiſche Klüfte verbannt. Alles verachtete ſie, alles tobte und wütete gegen ſie. Die Galeeren und Kerker waren ſtäts mit Chriſten beſetzt. Wenn die Verfolgung ausbrach, ſo vergieng kein Tag, wo nicht Ströme von ihrem Blute floßen, wo nicht Chriſten da auf die Folter geſpannt, dort auf den Scheiterhaufen geworfen, dort den wilden Thieren zum Raube gegeben wurden. Denken Sie ſich nun einen Juden oder einen Heyden, der dieß alles ſah. Würde er ſich dennoch blindlings und übereilt zur chriſtlichen Religion bekennt haben, wenn er nicht zuvor eingeſehen hätte, daß ſie die einleuchtendſten Merkmale der Wahrheit für ſich hatte. Gewiß, tauſend Vorurtheile konnten die Menſchen damals gegen die chriſtliche Religion einnehmen, aber nicht ein einziges für ſie. Nur

ihre Wahrheit, ihre reif und gründlich geprüfte Wahrheit konnte die Chriſten ſoweit bringen, daß ſie Ehren, Reichthümer, und alles, was dem natürlichen Menſchen lieb iſt, verachteten, daß ſie ſelbſt Blut und Leben für ſie aufopferten.

Mit Rechte ſchließe ich alſo: Das Zeugniß, welches die heil. Martyrer durch ihr Blut der chriſtlichen Religion ertheilten, und welches eine eben ſo gründliche als feſte Ueberzeugung von ihrer Wahrheit vorausſetzt, gereichet dieſer heil. Religion zur Ehre, und macht einen nicht unbeträchtlichen Beweis ihrer Glaubwürdigkeit aus. Die Stärke dieſes Beweiſes fühlten ſchon in den erſten Zeiten ſowohl Heyden als Chriſten. Chriſten fühlten ſie: denn ſtatt durch die Niederlage ihrer Brüder in Entſetzung zu gerathen, und in der Bekenntniß ihrer Religion ſchüchtern zu werden, wurden ſie vielmehr immer eifriger und beherzter. Aus was Urſache, als weil das tapfere Zeugniß der Martyrer ihren Glauben ſtärkte? Aber auch Heyden fühlten die Kraft dieſes Beweiſes. Der heil. Martyrer Juſtinus, der zuvor ein heydniſcher Weltweiſer und nachher einer der berühmteſten Kirchenväter war, bekennet ausdrücklich in ſeiner erſten und zweyten Vertheidigungsrede für das Chriſtenthum, daß die Standhaftigkeit der Martyrer eine der fürnehmſten Urſachen war, die ihn zur Annehmung des Chriſtenthumes bewogen hätten. Aus der Geſchichte weiß man ferner, daß oft während der blutigen Hinrichtung der Martyrer, einige unter den Zuſchauern hervorgetreten ſind, die voller Verwunderung über die heitere Stand-

haftigkeit dieſer Helden ausgerufen haben: Der Chriſtengott iſt der wahre Gott. Selbſt die Legende unſers heil. Martyrers Georgius bezeuget, daß zween Prätoren, Männer vom großen Anſehen, Proteus und Anatolius mit Namen, durch ſeine Standhaftigkeit gerührt, ſich zu dem chriſtlichen Glauben bekennet, und den Martertod ausgeſtanden haben. Wenn nun das Zeugniß, welches die Martyrer der chriſtlichen Religion durch ihr Blut ertheilet haben, ſo viel Eindruck auf Heyden machte, was für Eindruck ſoll es auf uns machen? Der heil. Paulus machte an ſeine Hebräer, nachdem er ihnen das Leiden ihrer Propheten und der Martyrer des alten Bundes zu Gemuth geführet hatte, folgende Auffoderung: **Weil wir nun eine ſolche Wolke von Zeugen um uns haben, ſo laſſet uns alles ablegen, was uns beſchweret, und die uns anklebende Sünde; laſſet uns mit Geduld zu dem uns vorgeſetzten Kampfe laufen: ... denn ihr habt noch nicht bis aufs Blut wider die Sünde geſtritten.** (Hebr. 12.) Die nemlich Auffoderung kann ich auch in Rückſicht auf die Martyrer des neuen Bundes an Sie machen, m. GG. Nachdem wir nun eine ſolche Wolke von Zeugen für uns haben, die ihrer Religion ſelbſt da, wo ſie gekränkt und verfolgt war, treu verblieben ſind, die von der Wahrheit ihrer Religion ſo feſt überzeugt waren, und mit ſo feſter Zuverſicht auf die ihnen verheißenen Belohnungen hofften, daß ſie ſelbſt ihr Blut zu vergießen kein Bedenken trugen, ſo laßt uns nicht mehr ſo kalt und ſchläfrig in der Erfüllung unſerer Pflichten ſeyn, als wenn wir an der Wahrheit unſerer Religion zweifelten. Entweder

weder ſind wir überzeugt von der Wahrheit derſelben, oder nicht. Sind wir davon überzeugt, überzeugt, daß wir einſt ſtrenge Rechenſchaft von allen unſeren Handlungen vor Gott werden ablegen müſſen; überzeugt, daß eine ewige Belohnung auf uns warte, wenn wir recht thun; daß hingegen ewige Strafen uns bevorſtehen, wenn wir unſere Pflichten übertretten, warum handeln wir nicht dieſer Ueberzeugung gemäß? und warum ſind wir dennoch ſo unbekümmert bey der Sündenlaſt, die uns drückt? warum ſo träg zur Ausübung des Guten? Sind wir aber nicht, oder wenigſtens nicht lebhaft von der Wahrheit unſeres Glaubens überzeugt, warum bemühen wir uns nicht unſern Glauben zum Leben zu erwecken, und die großen Wahrheiten der chriſtlichen Religion durch öftere Betrachtung unſerm Geiſte gegenwärtig und geläufig zu machen? Das Chriſtenthum ſtellet uns ganze Schaaren von Helden und Blutzeugen vor, um uns zum Eifer zu ermuntern. Warum laſſen wir dieſe würdigen Vorgänger auſſer Augen, und ſehen nur immer auf die Kinder dieſer Welt, die ſich von Bequemlichkeit und Sinnlichkeit beherrſchen laſſen? Warum nehmen wir uns nicht die Zeiten des Eifers, ſondern die Zeiten der Lauigkeit zum Muſter? Sind wir nicht alle berufen, Helden zu ſeyn? Iſt uns nicht, gleichwie den Martyrern, eine unverwelkliche Krone verheißen? Erſtreckt ſich das Geboth J. C. "**Wer mir nachfolgen will, der „verläugne ſich ſelbſt,,** nicht auf alle Zeiten? Wie können wir alſo Nachfolger Chriſti ſeyn, ohne Selbſtverläugnung? und warum will ſich unſer laues Zeit-

alter

alter durchaus nicht zur Unterdrückung der böſen Lüſte und Begierden fügen? **Ihr habt noch nicht bis aufs Blut gegen die Sünde gekämpft,** ſagt Paulus. Das Evangelium befiehlt uns zwar, daß wir das Aug, welches uns ärgert, ausreiſen, die Hand oder den Fuß, der uns ärgert, abſchneiden ſollen; allein dieß ſollen wir auf eine ganz unblutige Weiſe an uns ſelbſt vollſtrecken: d. i. wir ſollen unſer Auge vor den Gegenſtänden verſchließen, die uns zur böſen Luſt reitzen, wir ſollen unſre Hände von dem ungerechten Gute zurückhalten, wir ſollen unſeren Fuß von dem Wege entfernen, der zur gefährlichen Geſellſchaft führt. Das Evangelium befiehlt uns zwar, daß wir unſer Fleiſch kreuzigen; allein auch dieſes koſtet keine Blutvergießung. Es iſt nicht nöthig zur Weſenheit des Chriſtenthumes, daß wir unſern Leib mit Geißeln zerfleiſchen, um ihn in die Dienſtbarkeit des Geiſtes zu bringen, ſondern nur, daß wir ihm die Schmeicheleyen der Sinnlichkeit verſagen, ihn zur Arbeit anſpannen, ihm den Ueberfluß an Speiſe und Trank, und Schlafe abſchneiden. Aber auch dieſe Einſchränkung will ſich die Lauigkeit der Chriſten unſerer Zeit nicht gefallen laſſen. Müſſen wir uns nicht ſchämen? Und welche Unbild fügen wir nicht unſerer Religion zu? Ich habe geſagt, daß die Heyden nicht ſelten durch die Standhaftigkeit der Martyrer gerührt, ſich zu dem Chriſtenthume bekennet haben. Wenn aber heut zu Tage ein Heyde uns beobachtete, wie wenig wir nach den Grundſätzen unſerer Religion handeln; wenn er bemerkte, wie oft wir Rache ſuchen, da uns doch das Chriſtenthum die Rache verbietet; wie wenig Be-

weiſe der Liebe wir gegen unſern Nächſten ablegen, da Nächſtenliebe doch ein Hauptgeſetz des Chriſtenthums iſt: würde er noch glauben, daß wir von der Wahrheit unſerer Religion überzeugt ſind? Würde er durch unſer Beyſpiel gerührt werden, ſich zur chriſtlichen Religion zu bekennen? Laſſet uns doch unſerer heil. Religion ein beſſeres Zeugniß ertheilen. Laſſet uns unſeren Wandel alſo einrichten, damit die Menſchen, die unſere Werke ſehen, die Religion, die uns dazu anleitet, preiſen, und zur Befolgung ihrer heiligen Vorſchriften eingeladen werden mögen. Laſſet uns beſonders bey dieſem gefährlichen Zeitlaufe, wo Gleichgültigkeit gegen die Religion ſo ſehr überhand nimmt, uns alſo betragen, damit Niemand durch uns geärgert, ſondern vielmehr jedermann erbauet werden, damit die Hochachtung gegen unſere heil. Religion mehr und mehr zunehmen möge. Und wenn uns die Beſchwerniſſe, die etwa mit einer exemplariſchen Tugendübung verbunden ſind, abſchrecken ſollten, ſo laſſet uns bedenken, daß die Religion, die wir bekennen, göttlich iſt, mithin auch göttlichen Gnadenbeyſtand uns verheißet.

Zweyter Theil.

Ja, GG.! wenn wir auch keinen andern Beweiß für die Göttlichkeit unſerer heil. Religion hätten, ſo würde uns ſchon die Standhaftigkeit der Martyrer, oder vielmehr die Beſtändigkeit der chriſtlichen Religion unter ſo vielen und grauſamen Verfolgungen überzeugen, daß ſie von Gott geſtiftet ſey, und von ihm geſchützt werde. Der aufrichtige Schriftgelehrte Gamaliel hatte

ehmals

ehmals weislich geſprochen, wenn er dem hohen Rathe zu Jeruſalem, der mit ſtürmender Hand die Apoſtel aus dem Wege zu räumen dachte, folgende Vorſtellung machte: " Ihr Männer von Iſrael, bedenket wohl, „was ihr mit dieſen Leuten thun wollet: denn iſt dieſes „Werk von Menſchen, ſo wird es von ſich ſelbſt zernich„tet werden. Iſt es aber von Gott, ſo könnet ihr es „nicht zerſtören.„ Dieſer gutmüthige Schriftſteller erinnerte ſich zweifelsohn an die Entſtehung der jüdiſchen Religion. Auch dieſe wuchs unter lauter Verfolgungen auf. Der König Pharao wendete alle nur erſinnliche Mittel an, die Kinder Iſraels zu kränken, und ihrer Vermehrung Hinderniſſe zu ſetzen. Sehet, ſprach er, das Volk der Kinder Iſrael wird groß! Kommt, laßt es uns mit Liſt unterdrucken, damit es ſich nicht zu viel vermehren, und, wenn etwa ein Krieg wider uns entſtünde, ſich zu unſeren Feinden ſchlagen möchte. Deswegen ſetzte er Frohnvögte über ſie, damit ſie von denſelben mit ſchweren Dienſten unterdruckt würden. Allein, je mehr man ſie unterdruckte, ſagt der heil. Text, deſto mehr wuchſen ſie an, und vermehrten ſich. Der König verfiel auf einen anderen Gedanken: er befahl den Hebammen, alle hebräiſche Knäblein in der Geburt zu erſticken. Auch dieſen Anſchlag vernichtete Gott. Die Hebammen, ſagt die Schrift, fürchteten Gott, und erfüllten den Befehl des Königs nicht. Das Volk ward indeſſen immer mächtiger, und vermehrte ſich. Gott ſendete Moſes und Aaron zu ihm, die ihm ſagen ſollten: Der Herr befiehlt dir, daß du das Volk entlaſſeſt, damit es ihm in der Wüſte opfere. Wer iſt dieſer Herr? antwortete der ſtol-

ze

ze König: Ich kenne ihn nicht; und ſtatt die Kinder Iſrael zu entlaſſen, legte er ihnen doppelte Frohnarbeiten auf, die ganz über ihre Kräfte waren, und ſtellte Aufſeher über ſie, die ſie ſtäts mit Schlägen anhalten ſollten. Bey allen dieſen Drangſalen wuchs dennoch das Volk, und blieb ſeinem wahren Gotte getreu. Gott beugte endlich den halſtärrigen Nacken Pharaos durch zehen ſchwere Plagen, und brachte ihn dahin, daß er das Volk freywillig entließ. Er mußte alſo zur Beſchämung ſeines ohnmächtigen Stolzes die Kinder Iſraels in unzähligen Schaaren wie im Triumphe aus ſeinem Lande ziehen ſehen. Er mußte ſelbſt die Macht des Gottes Iſrael einbekennen. Die Zäuberer Aegyptens riefen: "Dies iſt „der Finger Gottes.„ Die Aegyptier warneten einander: „Laßt uns von den Hebräern ablaſſen: denn der Herr „ſtreitet für ſie wider uns.„ So endigten ſich die Drangſalen der Hebräer, die ſie in Aegypten ausgeſtanden hatten, mit dem herrlichſten Siege über ihre Feinde. — Daran erinnerte ſich zweifelsohn der kluge Schriftgelehrte Gamaliel, wenn er dem tobenden Verfolgungsgeiſte des hohen Raths wider die Apoſtel Einhalt that, mit der Warnung: **Brüder, wenn dieß Werk aus Gott iſt, ſo könnet ihr es nicht zerſtören.**

Was dieſer kluge Rathgeber damals bey der erſten wider das Chriſtenthum erregten Verfolgung geſagt hatte, dieß entwickelte ſich von Zeit zu Zeit mehr zum größten Ruhme der chriſtlichen Religion, und zum augenſcheinlichen Beweiſe ihrer Göttlichkeit. Die Monarchen der Welt konnten mit all ihrer Macht das Chriſtenthum nicht zerſtören. Es war alſo aus Gott: denn wenn es

Gott

Gott nicht zum Urheber und Beſchützer gehabt hätte, ſo hätte es nothwendiger Weiſe zu Nichts werden müſſen.

Die Verfolgungen der Chriſten waren viel ſtärker, als jene der Jſraeliten, und ihr Widerſtand viel ſchwächer. Jch ſage: die Verfolgungen der Chriſten waren viel ſtärker, als jene der Jſraeliten. Man verdammte ſie nicht nur zu ſchweren Frohnarbeiten, man befahl nicht nur ihre kleine Kinder in der Geburt zu erſticken, man ſah ſie nicht nur für Müßiggänger an, wie Pharao die Hebräer; ſondern für weit ärger, als Straſſenräuber, als Todſchläger, als Mordbrenner, als Landsverräther. Man richtete unter ihnen die ſchrecklichſten Niederlagen an. Man verübte Grauſamkeiten an ihnen, die nur ein Barbar erſinnen kann. Hören Sie, was ſelbſt der heydniſche Schriftſteller Tazitus ſchreibt: "Nero ließ ſie durch „die ausgeſuchteſten Tormenten quälen. Er ließ ſie in „Häute einnähen, und durch wilde Thiere und Hunde „zerreiſen. Er ließ ſie langſam am Kreuze ſterben. Er „ließ ſie mit Pech und brennbaren Materien beſtreichen, „und als Fackel bey der Nacht leuchten.„ Wer entſetzt ſich nicht, wenn er dieſes ließt? Und dieſe Fälle waren nicht ſelten, ſie waren alltäglich. Man erſtickte alles Gefühl der Menſchlichkeit gegen ſie, man wütete gegen ſie ohne Rückſicht auf zarte Jugend, auf ehrwürdiges Alter, auf edles Herkommen, auf Anſehen, auf Würde und Verdienſte. Wer ſich nur zum Chriſtenthume bekennete, war des Todes ſchuldig, und derjenige, der mit einem ſchnellen Schwerdſtreiche davon kam, war noch der glücklichſte.

Und was leiſteten die Chriſten für einen Widerſtand? Nicht den mindeſten. Sie unterwarfen ſich allen rechtmäßigen Befehlen ihrer Kayſer, nur dem einzigen nicht, Chriſtum zu verläugnen. Sie bemühten ſich ihre Gunſt durch Treue und Rechtſchaffenheit ſich und ihrer Religion zu erwerben. Sie waren die arbeitſamſten Bürger, die treueſten Soldaten. Das einzige, was ſie zu ihrer Vertheidigung wagten, war dieſes, daß ihre Gelehrten, ein Juſtin, ein Tertullian Schutzſchriſten verfaßten, und den Kayſern einreichten, worinn ſie, jedoch auf die beſcheidenſte und demüthigſte Art das Vorurtheil, welches man gegen ſie heegte, widerlegten, worinn ſie ihre Feinde auffoderten, ob man unter ihnen einen Räuber, einen Auſwiegler, einen Verbrecher antreffen könnte, worinn ſie Rechenſchaft von ihrem Gottesdienſte ablegten, und verſicherten, daß ſie täglich für das Wohl ihrer Kayſer und die Wohlfahrt ihrer Länder betheten. Dieß war das Einzige, welches ſie zu ihrer Vertheidigung unternahmen. Uebrigens ſuchte auch Gott ihre Verfolger mit keinen ſo augenſcheinlichen Plagen heim, wie ehemals den Pharao den Verfolger des Volkes Iſrael. Er verwandelte ihr Waſſer nicht in Blut. Er ließ ihre Feldfrüchte nicht durch Hagel verwüſten. Er ließ keine Seuche über ihr Viehe kommen. Er ſendete keinen Würgengel über ihre Erſtgeburten. Durch Geduld durch dreyhundertjahrelanges Leiden muſte ſich das Chriſtenthum erhalten, und — es erhielt ſich auch; es erhielt ſich nicht nur, ſondern vermehrte ſich. Es vermehrte ſich ſo augenſcheinlich, als wenn das Blut der Martyrer der Same der Chriſten geweſen wäre. Je mehr Chriſten hin-

gerichtet wurden, und je allgemeiner die Verfolgungen waren, deſto allgemeiner ward die chriſtliche Kirche. Und eben dieſes war das herrlichſte, das augenſcheinlichſte Wunder, daß eine Religion, die ſo verfolgt war, ohne den mindeſten Widerſtand zu leiſten, nicht unterdrückt, und daß die Zahl ihrer Anhänger durch eben dasſelbe Mittel, durch welches ſie nach der Abſicht ihrer Feinde hätte vermindert werden ſollen, nur vermehrt ward. Wer gab den Martyrern die Kraft, ſo ſchreckliche Tormenten auszuſtehen? Wer beſeelte ſelbſt die zarte Jugend und das ſchwache Geſchlecht mit der männlichen Entſchloſſenheit zum Martertode? Wer gab dem Chriſtenthume mitten unter der Verfolgung ſoviel Reitz, daß es täglich neue Anhänger gewann, ob ſie gleich nichts gewißer als den Tod vorausſahen? Unverkennbar iſt die Allmacht Gottes an der Aufrechthaltung und Verbreitung des Chriſtenthums während der Verfolgungen — unverkennbarer, als an dem Schutze des Volkes Iſrael gegen den Druck ſeiner Feinde. Damals offenbarte Gott ſeine Macht, indem er die Feinde dieſes Volkes ſchreckte, und ſie durch Furcht gänzlich aufgerieben zu werden nöthigte, von ihren Verfolgungen abzuſtehen. Hier aber ließ er die Feinde des Chriſtenthums ihre Ohnmacht dadurch einſehen, daß er ohne ihrem Grimme Einhalt zu thun, und ihre Verfolgungen zu verhindern, dennoch ihre Abſichten vereitelte. Die Kinder Iſraels bewahrte er gegen den Wankelmuth, indem er ihre Gegner demüthigte. Die Chriſten aber ließ er durch Unerſchrockenheit und Geduld im Leiden ſelbſt gegen ihre ſtolzen und unverſöhnlichen Feinde ſiegen. Erſcheint nun aber Gott

nicht

nicht weit wunderbarer und mächtiger, wenn er ſeine Diener mit Heldenmuthe ausrüſtet, um ſie über die Feinde ihrer Religion ſiegreich zu machen, als wenn er um der Schwachheit ſeiner Diener zu ſchonen, ihre Feinde ſchrecket?

Welches iſt aber das Lehrſtück, welches wir hieraus zu nehmen haben? Wenn unſere heilige Religion ſo göttlich iſt, und ihren Bekennern ſo mächtigen Beyſtand gewähret, daß Tormenten und Tod ſie nicht ſchrecken können; ſollen wir nicht den feſteſten Entſchluß faſſen, ihren Gebothen treu zu leben? Sie iſt nicht nur eine heilige Religion, deren Geſetze insgeſamt dahin zielen, uns beſſer und vollkommener zu machen; ſondern auch eine kraftvolle Religion, die um uns zur Erfüllung alles deſſen, was ſie fodert, zu ermuntern, die herrlichſten Verheißungen vorträgt. Es iſt eine Religion, die uns nicht nur ein unausführbares Ideal der Vollkommenheit vor Augen legt, ſondern die uns auch Wege zeigt, und Mittel an die Hand giebt, durch die wir dazu gelangen können; eine Religion, die ganz für Menſchen eingerichtet iſt, ſo wie ſie ſind, für ſchwache gebrechliche, von Natur verderbte Menſchen. Wir vermögen alles in dem, der uns ſtärket. Wir können auch bey der Gebrechlichkeit unſeres Fleiſches keuſch leben. Wir können auch bey der Neigung zum Zorne ſanſmüthig werden. Wir können bey der uns angebohrnen Eigenliebe das Geſetz der Selbſtverläugnung erfüllen. Wir können bey dem natürlichen Hange zum Wohlleben uns in der Abtödung und Einſchränkung unſerer Sinnlichkeit

üben. Gott fodert nichts von uns, was über unſere Kräfte wäre. Er iſt nicht ein Gott, der nur um unſerer Schwachheit zu ſpotten, uns erhabene Tugenden zum Geſetze machte, die wir nicht erreichen könnten. Fern ſey von uns Kleinmuth und Schüchternheit! Wie könnten wir auch die Entſchuldigung mit unſerem Unvermögen noch rechtfertigen, da Zeugen in unſerer Religion vorhanden ſind, welche die Kraft des göttlichen Beyſtandes, und die Wahrheit, daß wir alles in dem, der uns ſtärket, vermögen, durch ihr Blut und durch eine in den allerſchwerſten Leiden ausharrende Geduld bezeugt haben? Fern ſey von uns Kleinmuth. Die Religion, die wir bekennen, iſt göttlich. Das Wort, worauf ſie ſich gründet, iſt göttlich. Der Beyſtand, den ſie uns gewähret, iſt göttlich. Die Belohnung, die ſie uns verheißet, iſt göttlich.

Wir ſprechen diejenigen ſelig, die gelitten haben. Wir erkennen alſo, daß das Leiden eine Quelle der Seligkeit ſey. Würde aber das Seligſprechen der Märtyrer nicht eine ſtillſchweigende Verurtheilung unſerer ſelbſt ſeyn, wenn wir ihnen nicht nachahmen, und gar nichts um der Wahrheit, der Tugend, der ewigen Seligkeit willen leiden wollten? Wenn jene ſelig ſind, die gelitten haben, was wird denn uns bevorſtehen, wenn wir ſo ſehr Feinde des Kreuzes und des Leidens ſind, daß wir nicht einmal Selbverläugnung, Unterdrückung unſerer unordentlichen Leidenſchaften, Entfernung von den Gelegenheiten zur Sünde, den Streit gegen die Verſuchungen uns wollen gefallen laſſen? Laſ-

ſet

ſet uns doch nicht ſo ganz gegen unſere eigene Ueberzeugung handeln. **Brüder nehmet den ſchmerzhaften Tod, das Leiden, die Geduld der Martyrer zum Beyſpiel**, wenn ihr die Kron des Lebens mit ihnen theilen wollet. Amen.

Predigt an einem Bittage.

Petite. Bittet. Luk. 11.

Dieſen Befehl hat uns unſer göttlicher Heiland gegeben. Er hat aber auch um uns die Erfüllung desſelben zu erleichtern, uns eine Gebethformel ſelbſt angegeben, und die Worte in den Mund geleget, mit welchen wir uns zu unſeren himmliſchen Vater wenden ſollen. Wenn ihr bethet, ſagte er, ſo ſprecht alſo: Vater unſer. 2c. Die Wohlthat, die er uns dadurch erzeiget hat, iſt nicht genugſam zu ſchätzen, m. GG. Mit welcher Zuverſicht können wir uns dem Throne des Allerhöchſten nähern, da der Eingebohrne des Vaters uns mit eigenem Munde die Anleitung gegeben hat, wie wir bethen ſollen? Die Verheißung iſt vorhanden, kraft welcher wir uns der ſicheren Erhörung getröſten können, wenn wir bitten. Das Einzige alſo was uns noch Sorge und Angelegenheit machen könnte, wäre dieſes, daß wir recht bethen; aber auch dieſer Sorge ſind wir ſofaſt überhoben; nachdem uns Jeſus ſelbſt die Anrede an Gott verfertiget hat, ſo daß wir weiter nichts zu thun haben, als unſer Herz den heiligen Empfindungen zu überlaſſen, die uns die

Worte dieſes göttlichen Lehrers einflößen. Gewiß einer der beträchtlichſten Vortheile der Chriſten!

Aber leider! gleichwie wir gegen ſo viele andere Vortheile, die uns das Chriſtenthum darbietet, gleichgültig werden, ſo werden wir es auch gegen dieſen.

Wir bedienen uns zwar des Gebethes, welches uns der Heiland gelehret hat, zum öfteſten; allein es geſchieht dieſes mit einer Unachtſamkeit, die nicht genug zu beklagen iſt. Wir ſagen dieſes kernhafte und bedeutungsvolle Gebeth nur mit den Lippen daher; unſer Geiſt iſt wenig dabey beſchäftiget, und wenn die beſtimmte Gebethzeit zu Ende iſt, ſo haben wir kein anderes Verdienſt davon, als es oft widerhohlt, vielleicht nicht ein einzigesmal mit wahrer Beherzigung der darinn enthaltenen Bitten verrichtet zu haben.

Wenn alſo der Geiſt des Gebethes unter uns erwachen ſoll, ſo muß forderſamſt die Achtung gegen das Gebeth des Herrn in uns erneuert werden — und dieſen gewiß nützlichen Zweck ſtecke ich mir in der heutigen Rede vor.

Ich zeige die unvergleichliche Vortreflichkeit des heiligen Vater unſer aus ſeinem inneren Gehalte.

Eine Gebethformel, damit ſie in ihrer Art vortreflich ſey, muß hauptſächlich zwo Eigenſchaften haben. Sie muß 1. unſer Gemüth zu Gott erheben. Sie muß 2. unſeren Wünſchen und Begierden eine richtige Maaßregel vorſchreiben. Sie muß 1. unſer Gemüth zu Gott erheben, weil die Weſenheit des Gebethes darinn beſteht, daß es

eine

eine Erhebung des Gemüthes zu Gott ſey. Sie muß 2. unſeren Wünſchen und Begierden eine richtige Maasregel vorſchreiben, weil wir ſonſt bey unſerm Gebethe allerley unordentliche Begierden unterhalten würden, wenn wir uns ſelbſt überlaſſen wären.

Nun ſage ich: das Gebeth des Herrn hat dieſe zwo Eigenſchaften.

Es erhebt 1. unſer Gemüth zu Gott. Dieß zeige ich im erſten Theile.

Es ordnet 2. unſere Wünſche und Begierden. Dieß zeige ich im zweyten Theile.

Es iſt alſo ein vortreffliches Gebeth, und es verdienet forthin mit größerer Aufmerkſamkeit, als bisher geſchehen, von uns verrichtet zu werden. Dieß iſt der Endzweck meiner Rede.

Erſter Theil.

Herzerhebend nenne ich jene Gebethformel, welche in uns würdige Geſinnungen gegen Gott, heilige Anmüthungen zu ihm erwecket und nähret; jene Gebethformel, die mit ſolchen Ausdrücken abgefaſſet iſt, welche uns Gott als das liebenswürdigſte, höchſtgütige, und zu helfen bereitwilligſte Weſen darſtellen; jene Gebethformel, die uns unſere wichtigſten Pflichten gegen Gott in Erinnerung bringt, jene Gebethformel, die uns nicht nur unſere eigenen Vortheile, ſondern hauptſächlich die größere Ehre Gottes zum Stof unſerer Wünſche angiebt;

jene Gebethsformel endlich, die uns himmliſche Geſinnungen gegen Gott einflößt, Geſinnungen, welche die Heilige und Auserwählte Gottes heegen, und welche ein irrdiſcher Menſch ſich ſelbſt überlaſſen, nie erwecken würde. Dieſe nenne ich Herzerhebend = = = und eine ſolche iſt das heilige Vater unſer, welches uns Chriſtus der Herr, unſer Heiland gelehret hat — Laſſet uns den Innhalt desſelben, und hauptſächlich der erſten Bitten durchgehen.

Es beginnt mit der vertrauenvollen Anrede an Gott „ **Vater unſer, der du biſt in dem Himmel.** Was iſt rührender, was iſt tröſtlicher für uns, als der Vatername? Vater! dieß iſt das erſte Wort, welches kleine Kinder ausſprechen lernen, da ſich ihre Zunge zu löſen anfängt, nnd welches ſie nie anderſt, als mit Freude ausſprechen, und — dieſes Ausdruckes dörfen wir uns bedienen, da wir mit Gott reden. Welch erfreuliche Empfindungen müſſen nicht in uns dabey erwachen? Gott iſt unſer Vater, er iſt es in der vollen Bedeutung dieſes Wortes. Er liebet uns, er liebet uns zärtlich. Er hat ſein Wohlgefallen daran, wenn wir uns zu ihm nähern. Er ſorgt für uns. Er iſt bereit uns alles zu geben, was wahrhaft gut iſt. Er wird uns im Gegentheil nie geben, was uns ſchädlich iſt. Er wird uns nie einen Stein für Brod, oder eine Schlange für einen Fiſch geben. Er hat keine andere Abſicht, als uns ſeiner Erbſchaft theilhaftig zu machen. Alle dieſe Folgen fließen aus dem ſüßen Vaternamen, oder beſſer zu reden: es läßt ſich gar nicht mit Worten umſchreiben, was

für

für eine Fülle von Empfindungen in dieſem Worte liegt. Wenn wir uns aber deſſelben bedienen, ſo geſchieht es nicht aus Antriebe eigener Kenntniſſe von Gott: denn wir würden ſonſt immer noch den Zweifel heegen müſſen, ob wir uns unterſtehen dürften, den Ewigen, den unermeßlichen Gott, vor dem die Cherubim zittern, den Beherrſcher des Weltalls Vater zu nennen; ſondern es geſchieht nach der Anleitung Chriſti ſelbſt, welcher der Eingebohrne des Vaters iſt, und der, weil er auf die Erde kam, die Ehre ſeines himmliſchen Vaters zu verkündigen und zu befördern, uns gewiß nie dieſen Ausdruck würde in den Mund gelegt haben, wenn nicht Gott ſein Wohlgefallen daran hätte, von uns Vater genennet zu werden. Mit einem Worte: dieſen ſüßen und ſalbungsvollen Namen dörfen wir mit vollen Vertrauen mit ganzer Zuverſicht gebrauchen — Wie ſchnell fließt aber gemeiniglich dieſes Wort über unſere Lippen weg? Empfindet wohl unſer Herz dabey, was es empfinden ſoll? Verſpürt es in ſich Vertrauen und Zuverſicht auf die unendliche Vatergüte Gottes? Empfindet es Reue über die dem liebſten Vater zugefügten Beleidigungen? Fühlt es ſich den Antrieb zum Gehorſam gegen ſeine heiligen Gebothe? Iſt es auch mit Dank erfüllt gegen die große Liebe, die uns der Vater erzeiget hat, daß wir ſeine Kinder genennt werden und ſind? Und gegen die große Wohlthat des göttlichen Sohns, daß er uns, da wir Kinder des Zornes waren, mit Gott ausgeſöhnet, und uns das Recht wieder erlangt hat, Gott unſern Vater zu nennen? Laßt uns doch forthin dieſes heilige und koſtbare Vorrecht dankbarer und auf eine vortheilhaftere

Weiſe gebrauchen. Iſt Gott unſer Vater, ſo gebührt ihm kindliche Liebe, Ehrfurcht, Dankbarkeit, Vertrauen, Gehorſam. Und wenn wir uns nicht befleißen, dieſe Eigenſchaften eines Kinds Gottes an uns auszudrücken, ſo verurtheilen wir uns ſelbſt, ſo oft wir ihn Vater nennen. So oft ſich alſo unſere Lippen forthin aufthun, dieſes Wort auszuſprechen, ſoll ſich das Feuer heiliger Empfindungen durch unſere Seele ergießen, und die Abſicht, die Chriſtus unſer göttliche Heiland gehabt hat, uns Gott von einer ſolchen Seite vorzuſtellen, von welcher er nicht anders als liebenswürdig ſeyn kann, ſoll nicht mehr ſo oft durch unſeren Leichtſinn vereitelt werden. **Vater unſer, der du biſt in dem Himmel**, heißt es ferner. Dieſer Zuſatz ſteht nicht dabey, um uns auf den Gedanken zu bringen, als wäre Gott nicht unermeßlich, nicht an allen Orten zugegen, ſo wie er es in dem Himmel iſt; ſondern nur unſeren Geiſt aufzurichten, unſer Herz dahin zu erheben, wo unſer Vaterland iſt, wo Gott auf eine beſondere Weiſe wohnet, und ſeinen Auserwählten ſich offenbart. Denn m. GG. welches iſt gemeiniglich die Quelle der häufigen Zerſtreuungen, die ſich in unſer Gebeth miſchen, als die allzugroße Anhänglichkeit an die Erde, unſere überflüßige Sorgen? Wenn wir aber bethen, ſo müſſen alle Sorgen fliehen, auch jene Geſchäfte, die uns vermöge unſeres Standes und Berufes aufliegen, müſſen wir beyſeitslegen, wir müſſen uns gleichſam mit unſeren Gedanken von der Erde hinwegbegeben, und Gott uns ſo gegenwärtig vorſtellen, wie wenn wir uns unter der Schaar der Seligen befänden, die ihn im Himmel ewig loben

und preiſen. Darum ſteht dabey: **Vater, der du biſt in dem Himmel.** So oft wir alſo dieſe Worte ausſprechen, ſo laßt uns unſere Augen und Herzen gegen den Himmel erheben, laßt uns alle Zerſtreuungen aus uns hinwegſchaffen, laßt uns alle Sorgen und zeitliche Geſchäfte der göttlichen Vorſicht empfehlen, laßt uns mit ruhig und verſammelten Geiſte zu Gott reden. Und der erſte Gegenſtand unſerer Bitten und Wünſche ſey die größere Ehre Gottes: denn da Gott alles zu ſeiner Ehre erſchaffen hat, da er insbeſonders die Menſchen erſchaffen hat, daß ſie ihn erkennen und lieben, was iſt billiger, als daß wir die Verherrlichung Gottes und ſeiner Vollkommenheiten feurigſt wünſchen, und ſie zum fürnehmſten Gegenſtande unſeres Gebethes machen? Nun dazu giebt uns das heilige Vater unſer Anleitung — **Geheiliget werde dein Name.** Dieß iſt die erſte Bitte. Der Sinn davon iſt kein anderer, als Gott möge von allen Völkern erkennet, und von allen, die ihn erkennen, nach Würde gelobet und angebethet werden; Ehrfurcht gegen ihn, die Unterwerfung gegen ſeine Gebothe, das Vertrauen auf ſeine Vorſorge möge aus allen Reden und Handlungen der Menſchen hervorleuchten. — Wenn wir aber wünſchen, Gott möge von allen Völkern und von allen Menſchen durch aufrichtigen Dienſt geheiliget, durch Reden, Thun und Laſſen verherrlichet werden; müſten wir nicht Heuchler ſeyn, wenn wir nicht unſererſeits zuerſt entſchloſſen wären, alles, was nur in unſeren Kräften ſteht, zur Beförderung der Ehre Gottes beyzutragen? Dieſe Bitte erinnert uns mithin an unſere Pflicht,

Gott

Gott unſer ganzes Leben zu heiligen, ihm alle unſere Gedanken und Werke, all unſer Thun und Laſſen zu widmen, nichts zu thun und zu unternehmen, als zu ſeiner Ehre. Dieſe Bitte dienet uns eben deswegen zur ſchönſten Gelegenheit, täglich unſere gute Meinung zu erwecken. So oft wir dieſe Worte ausſprechen „Geheiliget werde dein Name„ laßt uns denken: Fern ſey es nicht nur von uns, beſter Vater, daß wir dich mit einer vorſetzlichen Sünde beleidigen ſollten, ſondern auch all unſer Thun und Laſſen, alle unſere Geſchäfte, Arbeiten und Leiden ſeyen dir aufgeopfert. Mögten wir doch etwas dazu beytragen können, daß deine Ehre befördert, daß der Nebenmenſch durch uns erbauet, daß etwas Gutes geſtiftet, daß eine Sünde verhindert werden mögte! Kein Schritt ſollte uns gereuen, keine Arbeit ſollte uns verdrießen, keine Beſchwerniß ſollte uns abſchrecken. So laßt uns denken, ſo oft wir ſprechen: **Geheiliget werde dein Name** — Eben ſo erhaben iſt auch die zweyte Bitte. **Zukomme dein Reich.** Kraft dieſer Bitte wünſchen wir, daß Gott durch ſein Evangelium, und durch ſeine Gnade die vollkommenſte Herrſchaft über die Herzen der Menſchen ohne allem Widerſtande behaupten möge. Wir wünſchen, daß alle Feinde und Spötter des Glaubens beſchämet und überzeugt werden, daß die Einigkeit des Glaubens hergeſtellet, daß ein Hirt, ein Schafſtall werden möge. Wir wünſchen, daß das Werk des Satans, welches er durch ſo viele Aergerniſſe und Verführungen treibt, vollends zerſtöret werde, daß das Wort Gottes einen glorreichen

Sieg

Sieg über die Herzen der Menſchen davontrage, daß die Sünder in ſich gehen, und den Einladungen zur Buſe nicht länger mehr widerſtehen mögen. Was kann erhabener ſeyn, was dem Zuſtande der Kirche Gottes, die zu allen Zeiten beſonders aber in den gegenwärtigen ihre Bedrängniſſe hat, angemeſſener? Was kann ein wahrer Anbether Gottes würdigeres wünſchen? Muß Gott nicht mit Wohlgefallen das Gebeth ſeiner Glaubigen anſehen, die durch die traurige Erfahrung, daß die wohlthätige Gabe des Glaubens von ſo vielen verachtet wird, daß die Blendwerke des Satans oft viel glücklicher ſind in Eroberung menſchlicher Herzen, als das ſegenvolle Evangelium, die ſage ich, durch dieſe Erfahrung bekümmert, mit heißen Wünſchen begehren, daß doch einmal die Zeit kommen möge, da Gott mit ſeiner Gnade unumſchränkt die Gemüther der Menſchen beherrſche. Dieß iſt wahre Herzenserhebung, wenn es ſich zu ſo würdigen Gegenſtänden empor ſchwingt, und ſeine Wünſche mit den Wünſchen der Seligen vereiniget, die auch unaufhörlich der Zeit entgegen rufen, wo das Reich Gottes und ſeines Geſalbten ſeyn wird — Wir können aber auch dieſe Bitte auf uns ſelbſt anwenden. Auch an uns erfahren wir, daß wir noch lange nicht den Sieg über unſere Leidenſchaften vollendet haben, daß die Welt noch allzuviel Macht über uns ausübet, daß wir ſo manchmal Menſchen zu gefallen etwas Gutes unterlaſſen, oder aus Furcht vor Menſchen unſer Pflicht nicht ſo eifrig, als es geſchehen ſollte, verrichten. Wir müſſen uns ſelbſt den Vorwurf machen, daß wir ſo manchen Eingebungen

der Gnade die Folgleiſtung verſagen, daß das Wort Gottes jenen Eindruck nicht auf uns macht, den es machen ſollte, daß die Wirkungen, die der Gebrauch heiliger Geheimniſſe in uns hervorbringen ſollte, ſehr eingeſchränkt ſind. In Anſehung alles deſſen haben auch wir Urſache über uns ſelbſt zu klagen, und zu bitten; **daß das Reich Gottes über uns komme**, daß Gott unſere Trägheit und Lauigkeit beſiegen, daß ſeine Liebe die Oberhand über uns erhalten möge. Lauter erhabene, gottgefällige Wünſche!

Die dritte Bitte endlich iſt dieſe. **Dein Will geſchehe, wie im Himmel, alſo auch auf Erden.** M. GG. wir können, wenn wir uns anſchicken Gott unſere Nöthen vorzutragen, nichts beſſers vorausſetzen, als Ergebung in ſeinen göttlichen Willen. Unſer Gebeth kann gewiß Gott nicht misfällig ſeyn, wenn wir uns ausdrücklich verwahren, daß wir nichts gegen ſeinen Willen begehren wollen; geſetzt auch, daß wir manchmal aus Schwachheit unſerer Einſichten den Willen Gottes verfehlen ſollten. Wir wiſſen aus der Leidensgeſchichte unſeres Heilandes, daß auch Er, da er das Zagen der menſchlichen Natur vor den Leiden fühlte, um Hinwegnehmung des bitteren Kelches gebetten hat; doch mit dem ausdrücklichen Zuſatze „Nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe. Das nemliche hat er auch uns gelehret. Wenn wir dieſe Lehre befolgen, wenn wir vom ganzen Herzen wünſchen, daß der Wille Gottes geſchehe, ſo kann unſer Gebeth Gott unmöglich misfallen, weil es den Befehlen und dem Beyſpiele ſeines Sohnes

ganz gleichförmig iſt. Dieß iſt die möglichſtbeſte Stimmung unſerer Seele, wenn ſie übereinſtimmend mit Gott iſt. Wenn wir unſer Leben lang um nichts anders bäten, als daß der Wille Gottes geſchehe, ſo wurden wir es in der Kunſt zu bethen aufs höchſte gebracht haben: denn was Gott will, iſt gewiß allemal das Beſte, das Heiligſte, und auch in Abſicht auf uns das vortheilhafteſte. Wenn wir bitten, daß der Wille Gottes geſchehe, ſo ſind unſere Geſinnungen, ob wir gleich Bewohner der Erde ſind, ganz übereinſtimmend mit den Geſinnungen der Seligen und der hh. Engel. Darum heißt es auch: **Dein Wille geſchehe wie im Himmel, alſo auch auf Erden.**

Mit einem Worte; die Gebethformel, die uns unſer Heiland gelehret hat, iſt ganz zu dem Ende verfaßt, daß ſie unſer Herz zu Gott erhebe. Und dieſe Herzenserhebung beruht nicht auf dem Schwunge ausgeſuchter Worte; ſondern in einer recht göttlich einfachen Auswahl von Ausdrücken und Bitten. **Vater**, rufen wir. Was kann rührender für uns ſeyn, als der ſüße Vatername? Vater rufen wir der du biſt in dem Himmel. Müſten wir nicht ganz fleiſchlich und irrdiſchgeſinnte Menſchen ſeyn, wenn nicht unſere Augen bey dieſem Ausdrucke als Geſandten unſerer herzlichen Geſinnung gegen den Himmel blickten? **Geheiliget werde dein Name**, rufen wir. Zukomme dein Reich: Dein Will geſchehe wie im Himmel, alſo auf Erden. Was kann unſer Herz, wenn es aufrichtig iſt, wenn es nur einen Begriff von Gott hat, anderſt darauf antworten, als **Amen**.

Heilig

Heilig alſo und vortreflich iſt dieſes Gebeth. Laſſet es uns forthin mit größerer Aufmerkſamkeit abbethen. Laſſet uns unſer Herz den Empfindungen öfnen, die uns dieſe göttlichen Worte einflößen. Laſſet uns das, was wir mit dem Munde ausſprechen, auch wirklich denken, wünſchen und begehren. Laſſet uns, indem wir dieſe herzerhebenden Worte herſagen, nicht mit unſeren Gedanken ausſchweifen, nicht mit unſerem Herzen an der Erde hängen.

Es iſt uns übrigens keineswegs unterſagt, auch unſere eigenen Angelegenheiten im Gebethe vorzubringen. Ja ſelbſt das heilige Vater unſer leitet uns dazu an, doch ſo, daß es unſere Wünſche und Begierden ordnet, ſo wie ſie geordnet ſeyn müſſen. Dieß zeige ich noch kürzlich im

Zweyten Theile.

Wenn wir als natürliche Menſchen unſere Bitten vortragen dörften, ſo würden wir entweder uns mehr leibliche Güter erbitten, als wir bedörfen; oder wir würden nur um zeitliche Güter bitten, mit Hindanſetzung der geiſtlichen; oder wir würden nur für uns bitten, ohne Rückſicht auf unſere Mitmenſchen. Allen dieſen Unordnungen kommt die Gebethformel zuvor, die uns Chriſtus gelehrt hat. Sie ſchränkt unſere Begierden für das Leibliche ein. Sie ermuntert uns deſto mehr um das Geiſtliche zu bitten. Sie macht uns endlich auch auf die Angelegenheiten unſerer Mitmenſchen aufmerkſam.

Unſer tägliches Brod gieb uns heute, heißt es. Hiemit werden wir zu Gott gewieſen, um unſere zeitliche Noth-

Nothwendigkeiten von ihm zu erbitten, und ſtillſchweigends erinnert, daß er der Geber alles Guten, der Ausſpänder des zeitlichen Glückes ſey, der einem mehr, dem andern weniger giebt, jedem aber ſoviel, als er bedarf, und als ihm nützlich iſt; daß wir mithin nicht zu viel Vertrauen auf Freunde, auf Geſchicklichkeiten, auf Fleiß und Arbeit, ſondern vielmehr auf Gottes Segen ſetzen; daß wir nicht zuviel ſorgen, ſondern auf Gott vertrauen, aber auch, wenn wir ihm nicht dienen, die Entziehung des Zeitlichen von ihm befürchten ſollen. — Es iſt aber nicht unſerem eigenen Ermeſſen überlaſſen, ſondern es iſt beſtimmet, um wie viel wir bitten dörfen. Gieb uns unſer tägliches Brod. Es heißt nicht: Gieb uns Gemächlichkeit, Reichthum, Ueberfluß. Es heißt nicht: gieb uns, daß wir prächtig leben, daß wir vor der Welt glänzen, daß wir unſerer Sinnlichkeit alles, wonach es ihr lüſtert, geſtatten können. Es heißt nicht: gieb uns, daß wir reichlich leben können, ohne zu arbeiten; ſondern: gieb uns das tägliche Brod. Dieſer Ausdruck iſt mit Abſicht gewählt: denn unter Brod verſtehen wir gemeiniglich das, was uns zum Unterhalte des Lebens nothwendig iſt, und was wir durch tägliche Arbeit verdienen. Dieſe Bitte hat alſo folgenden Sinn: Gieb uns ſoviel, daß wir keine Noth leiden müſſen, daß wir uns und die Unſrigen ſtandesmäßig nähren können, daß wir unſer Leben, unſere Kräfte, unſere Geſundheit erhalten können. Gieb uns all dasjenige, was zu dem Umfange unſerer wahren Bedürfniſſe gehört. Segne unſere Arbeit, wodurch wir unſere Nahrung ſuchen. — Es ſteht noch eine Einſchränkung dabey.

Unſer tägliches Brod gieb uns heute. Wir wünſchen gemeiniglich unſerer natürlichen Neigung nach ſoviel Vermögen, daß wir unſer Leben lang ohne arbeiten, ohne von Jemand abhängen zu müſſen, reichlich verſorgt wären. Allein die Folge davon würde meiſtens dieſe ſeyn, daß wir wie jener Reiche in dem Evang. zu uns ſelbſt ſagten: Meine Seele, du haſt viel Gut hinterlegt auf lange Jahre. Nun ruhe, iß, trink, laß dir wohl ſeyn. Ich will ſagen: Ueberfluß würde uns meiſtens zu einem müßigen, üppigen und wollüſtigen Leben verleiten. Es würde alſo für den gröſten Theil der Menſchen nicht gut ſeyn, daß ſie Ueberfluß des Vermögens hätten, ohne an Arbeit gebunden zu ſeyn. Deswegen lehret uns der Heiland zu bethen: Gieb uns unſer tägliches Brod heute. Gieb uns heute ſo viel Kräfte, daß wir arbeiten, heute ſo viel Brod, daß wir leben können. Laß uns heute ſoviel erringen, daß wir die Unſrigen ſättigen, daß wir die Lebensmittel, die wir kaufen, redlich bezahlen können. Laß uns heute unſere Geſchäfte ſo von ſtatten gehen, daß wir mit Ehre vor der Welt beſtehen. Das übrige ſey dir, beßter Vater! überlaſſen, und darum ſey es dir überlaſſen, weil wir auf deine Vatergüte die feſte Zuverſicht ſetzen, daß du auch morgen und forthin uns nicht verlaſſen werdeſt. Mit einem Worte: Das Gebeth des Herrn macht zwar ausdrückliche Erinnerung von unſeren leiblichen Bedürfniſſen, allein es entſpricht keineswegs den thörichten Wünſchen der Sterblichen, die ohne Maaß und ohne Gränzen für das Leibliche ſorgen. Heute gieb uns unſer tägliches Brod. Dieß iſt das Einzige, wofür er uns Bürge wird, daß es uns der himmliſche

Va=

Vater geben werde. All das Uebrige gehört nicht unter die Gegenſtände eines chriſtlichen Gebethes. All das Uebrige iſt Täuſchung menſchlicher Leidenſchaft. – Dagegen dörfen wir deſto unumſchränkter um alle Arten geiſtlicher Güter bitten — forderſamſt von der Sünde befreyet zu werden — weil ſie dasjenige Uebel iſt, welches uns um die heiligmachende Gnade, und um das Recht der Kinder Gottes bringt. **Vergieb uns unſere Schulden.** Ob wir gleich Gott durch die Sünde auf das alleremfindlichſte beleidiget, ſeinen Zorn verdienet, und ſeine Freundſchaft verlohren haben; ſo iſt er dennoch bereit, uns jeden Augenblick, da wir in uns gehen und zu ihm zurückkehren, die Vergebung der Sünden zu ertheilen, nur mit dieſer Bedigniß, daß auch wir unſeren Feinden und Schuldigern vergeben. — Er iſt auch bereit, uns die Bußgnade, die Zerknirſchung des Herzens, und alles, was zu einer wahren Buße gehört, zu ertheilen, wenn wir ihn aufrichtig darum bitten.

Nicht genug. Er iſt auch bereit, uns, nachdem wir durch die Buße zu ihm zurückgekehret ſind, gegen alle Verſuchungen zu verwahren, nicht — uns gänzlich davon zu befreyen, weil ſie uns zur Uebung der Tugend dienen, aber doch mit ſeiner mächtigen Gnade uns beyzuſtehen, daß wir keiner, auch der allerſchwerſten Verſuchung nicht unterliegen. Darum ſollen wir bitten: **Führe uns nicht in Verſuchung.** Endlich ſollen wir mit einem alles umfaſſenden Worte um Befreyung von allen geiſtlichen Uebeln bitten. **Erlöſe uns von dem Uebel.** In dieſen letzteren Bitten iſt keine Einſchränkung

hinzugefüget weder dem Gegenſtande, noch der Zeit nach. Es heißt nicht: Führe uns heute nicht in Verſuchung. Erlöſe uns heute von dem Uebel; ſondern: Erlöſe uns von dem Uebel, von allem, was wahres Uebel in Rückſicht auf unſer Seelenheil iſt. Erlöſe uns für heute, für unſer ganzes Leben, und für die ganze Ewigkeit, und gieb uns für itzt und die ganze Ewigkeit alles, was wahrhaft gut und in Rückſicht auf unſer Heil erſprießlich iſt, endlich die Seligkeit ſelbſten. Dieſes unumſchränkte Recht giebt uns der Heiland, damit wir uns desſelben mit völliger Freyheit bedienen; und auf geiſtliche, auf ewige Güter als den fürnehmſten Gegenſtand unſerer Wünſche, vielmehr als auf zeitliche aufmerkſam ſeyn ſollen. — Endlich richtet das heilige Vater unſer unſeren Augenmerk auch auf die Angelegenheiten und Bedürfniſſe unſerer Mitmenſchen. Eine nothwendige Eigenſchaft des Gebethes, wenn es wohl eingerichtet ſeyn ſoll: denn da es einerſeits die Gemeinſchaft der Heiligen mit ſich bringt, daß wir unſerer Brüder im Gebethe gedenken; da aber auch die Menſchen gröſtentheils von der Eigenliebe beherrſcht, zufrieden ſind, wenn es nur ihnen wohlgeht, wenn nur ſie zu leben haben, und reichlich verſorgt ſind; es möge hernach anderen ergehen, wie es immer will: ſo muß eine wohleingerichtete Gebethformel uns das Andenken unſerer Mitmenſchen erwecken: Nun dieß geſchieht, indem das Gebeth des Herrn uns anweiſet, alle unſere Bitten gemeinſchaftlich vorzutragen, als Kinder eines Hauſes, als Verwandten einer Familie. Vater unſer, ſollen wir ſprechen, und uns dabey erinnern, daß Gott der Vater aller Menſchen, des Armen, wie des

Reichen, des Hirten, wie des Königs, des Kleinen, wie des Großen ſey. So wie nun das Wort Vater bedachtſam ausgeſprochen, Liebe und Vertrauen gegen Gott in uns erwecken muß, ſo muß auch Liebe gegen unſere Nebenmenſchen, und ernſtliches Verlangen, ſie glücklich zu ſehen, in uns rege werden, wenn wir ihn als unſern Vater betrachten, deſſen Fürſorge ſich auf alle Menſchen ohne Ausnahme erſtrecket.

Deßwegen ſollen wir auch nicht nur in unſerem, ſondern auch aller Mitmenſchen Namen um zeitliche Verſorgung und hinlängliche Lebensmittel bitten: **Gieb uns unſer tägliches Brod.** Und es ſoll uns eine gleich dringende Angelegenheit ſeyn, daß es Anderen ſo wenig als uns an Nahrungsmitteln fehle. O mögten doch viele unter uns dieſes heilige Gebeth mit größerer Aufmerkſamkeit auf den Geiſt desſelben abbethen, und die Denkungsart, die ihnen ihr Heiland einzuflößen ſucht, ſich eigen machen! Würden ſie nicht weit edlere, großmüthigere, barmherzigere Geſinnungen gegen ihre Nebenmenſchen hegen?

Ja, dieſe Worte: **Gieb uns unſer tägliches Brod,** geben uns noch zu einer anderen wichtigen Folgerung Anlaß, wenn wir reich und wohlbemittelt ſind. Wir bitten für uns und für alle unſere Mitmenſchen um tägliches Brod. Können wir aber glauben, wenn wir Andere Mangel leiden ſehen, da wir Ueberfluß haben, daß Gott von Andern weniger Vater ſey, als von uns; daß er nur unſere Bitten, nicht aber jene der Armen erhöret habe? Was müſſen wir alſo denken? Müſſen

wir nicht an eben dem Ueberfluſſe, den uns Gott geſchenket hat, den Vaterwink erkennen, der uns auf Arme hinweiſet? Iſt es nicht eben ſo viel, als antwortete uns Gott auf unſer Gebeth: Gieb uns unſer tågliches Brod. Ich habe euer Gebeth ſchon erhört. Ich habe euch nicht nur für heute und morgen, ſondern für lange Zeit mit reichlichen Lebensmitteln verſehen, aber auch aus keiner andern Urſache, als weil ich euch als Werkzeuge brauchen will, das Gebeth der Armen zu erhören. Mit einem Worte: das heilige Vater unſer iſt ſo eingerichtet, daß, wenn wir es tåglich mit Nachdenken auf ſeine kraftvollen und bedeutenden Worte, und mit Rückſicht auf den, der es uns gelehret hat, abbethen, daß wir, ſage ich, von Tage zu Tage nicht nur mehr Vertrauen auf Gott, mehr Geſchmack an geiſtlichen Gütern, mehr Begierde nach unſerm Vaterlande, ſondern auch mehr Theilnehmung an den Angelegenheiten unſerer Mitmenſchen, mehr Mitleiden gegen ihre Dürftigkeit empfinden müſſen.

Es liegt alſo alles daran, daß wir unſere Lauigkeit, und unſere dahinſchleppende Gewohnheit, dieſes vortrefliche Gebeth, welches eine ſo deutliche, als kurze Erinnerung an unſere fürnehmſten Pflichten enthålt, nur mit den Lippen herzuſagen, einmal ablegen. Wir werden gewiß beſſere Menſchen, beſſere Chriſten werden. Wir werden eifriger für die Ehre Gottes, ergebener in ſeinen Willen, zufriedener mit ſeinen Anordnungen, ordentlicher in unſeren Begierden, liebreicher gegen unſere Mitmenſchen, mitleidiger gegen die Arme werden.

Wohlan'

Wohlan, m. Ch.! Es kömmt nicht darauf an, daß wir dieſe heilige Gebethformel, die uns unſer Heiland ſelbſt gelehret hat, zehen oder noch öftermal herſagen. Sie einmal und recht abbethen iſt beſſer, als ſie zehenmal ſinnlos widerhohlen. Sobald wir aber den Sinn der darinn enthaltenen Bitten uns eigen gemacht, uns in der Aufmerkſamkeit auf denſelben geübet, unſere Geſinnungen darnach geſtimmet haben, ſo wird uns auch die öftere Widerhohlung deſſelben nützlich, immer nützlicher werden; und dann können wir uns auch mit Zuverſicht verſprechen, daß wir das letzte Ziel aller unſerer Wünſche und Seufzer glücklich erreichen werden, Amen.

Predigt an einem Bittage.

Petite — quaerite — pulſate.

Bittet — ſuchet — klopfet an. Luk. 11.

Der dreymal widerhohlte Zuruf, durch den uns der Heiland zum Bethen ermahnet, zeiget an, mit welchem Ernſte, mit welch unverdroſſenen Eifer, mit welcher Standhaftigkeit wir bethen ſollen. **Bittet, ſuchet, klopfet an.** Wir ſollen bitten, und es uns zu einem heiligen Geſetze machen, in allen Nöthen und Angelegenheiten zum Gebethe unſere Zuflucht zu nehmen. Wir ſollen ſuchen, d. i. mit einer ſolchen Aemſigkeit bitten, die derjenigen ähnlich iſt, mit welcher man eine verlohrne oder verborgene Sache ſuchet. Wir ſollen anklopfen, d. i. mit Beharrlichkeit bitten, und nicht eher, als bis wir erhört ſind, vom Gebethe ablaſſen. Bethen

ſoll uns ein ſo angelegenes Geſchäft ſeyn, daß uns nichts davon abſchrecken, nichts müde, nichts irre machen könne. Das Gebeth ſoll unſere ganze Aufmerkſamkeit beſchäftigen, und das Verlangen, erhöret zu werden, ſoll uns ſo ganz erfüllen, daß wir alles andere vergeſſen, und an nichts anders denken, als an unſere Nöthen und Bedürfniſſe einerſeits, andererſeits an Gott, als denjenigen, der unſere Bedürfniſſe befriedigen, unſere Wünſche erfüllen kan... So ſoll unſer Gebeth beſchaffen ſeyn. Allein, wie ſelten hat es dieſe nöthigen Eigenſchaften? Wie leicht, wie gewöhnlich laſſen wir uns von den Zerſtreuungen fortreißen? Oft haben wir nur zu bethen angefangen, ſo entflieht ſchon die Aufmerkſamkeit, flieht zu tauſenderley fremden Gegenſtänden fort, und läßt dem Munde allein das heilige Geſchäft der Unterredung mit Gott über? Wahr iſt es. Wir haben die Aufmerkſamkeit nicht immer in unſerer Gewalt. Oft entflieht ſie uns ganz verſtohlenerweiſe, und wider unſern Willen. Wir ſind oft zerſtreut, und merken es nicht einmal. Unſer Gedankenlauf iſt zu flüchtig, als daß wir ihn immer beherrſchen und nach unſerem Willen lenken könnten. Oft beſchleichen uns fremde Gegenſtände ſo unmerklich, oder dringen ſich uns mit ſolcher Ungeſtümme auf, daß wir ſie im erſten Falle nicht gewahr werden, und im anderen ſie nicht ſo ſchnell zurückweiſen können. Mit einem Worte: es giebt Zerſtreuungen, die unfreywillig, unvermeidlich ſind. — Allein, wenn unſer Gebeth immer zerſtreuet iſt, wenn wir uns ſogar keine Mühe geben, mit Verſammlung zu bethen, ſo ſind wir nicht zu entſchuldigen: denn ſo gar unmächtig ſind wir

doch

doch unſerer Aufmerkſamkeit nicht, daß wir ſie nie auf einen Gegenſtand hinheften, oder wenigſtens, wenn ſie entflohen iſt, nicht bald wieder zuruckrufen könnten. Es kömmt nur darauf an, daß man ſich gegen die Zerſtreuungen zu verwahren wiſſe, um, wo nicht mit ganz ununterbrochener Verſammlung, doch gewiß mit größerer, als es gewöhnlich geſchieht, bethen zu lernen. Um aber gegen Zerſtreuungen uns zu verwahren, müſſen wir erſtens die gewöhnlichen Urſachen unſerer Zerſtreuungen entdecken, zweytens Mittel dagegen anwenden. Jene Urſachen ſowohl, als dieſe Mittel werde ich in gegenwärtiger Rede zeigen.

Erſter Theil.

Es ſind hauptſächlich vier Urſachen, welche die Aufmerkſamkeit bey dem Gebethe erſchweren, oder die Fortſetzung derſelben verhindern. 1ſtens die natürliche Unluſt zu dem Geiſtiſchen. 2tens der raſche Uebergang von den Kurzweilen oder den Geſchäften zum Gebethe. 3tens Beunruhigung der Leidenſchaft. 4tens unmäßige Sorge für das Zeitliche.

Der Menſch iſt von Natur ſchon geneigter zu Zerſtreuungen, als zur Aufmerkſamkeit, geneigter, ſeinen Gedanken freyen Lauf zu laſſen, als ſich bey einem Gegenſtande, wenn nicht ſeine Eindrücke den Sinnen beſonders angenehm ſind, länger aufzuhalten. Mithin iſt jede anhaltende Aufmerkſamkeit ſchon an ſich mit einer gewißen Anſtrengung verbunden. Dieſe Anſtrengung wird aber nochmal ſo groß, wenn die Vorſtellung, die

man durch die Aufmerkſamkeit feſthalten ſoll, einen unſichtbaren Gegenſtand hat, und wenn die Vortheile, die man dadurch erzielt, nicht gegenwärtig und ſichtbar ſind. Nun ſo iſt es bey dem Gebethe. Man muß ſich mit Gott dieſem unſichtbaren Weſen unterreden, muß im Geiſte die Körperwelt verlaſſen, und ſich bis zum Thron des Ewigen ſchwingen, muß alle Sinne ſchweigen laſſen, damit der Geiſt durch keine Eindrücke von auſſen zerſtreut, ganz in ſich ſelbſt hineingewendet, frey und ungeſtört mit Gott rede. Dieß fällt dem natürlichen Menſchen ſchwer, der ſich nur gewöhnlich mit Dingen beſchäftiget, die ſich ihm mittels der Sinne darbieten. Ferner man muß um aufmerkſam zu bethen, auch von den Vortheilen des Gebethes überzeugt ſeyn; überzeugt, daß von Gott unſer ganzes Wohl, das zeitliche ſowohl als das ewige abhänge, daß Gottes Vorſicht alle unſere Schritte und Tritte leite, und ohne ſeinen Willen Nichts geſchehe, weder was zum Guten, noch was zum Böſen gereicht; daß nur ſein Segen es ſey, durch deſſen Einfluß unſer Glück blüht, unſere Geſchäfte gedeihen; daß nur ſeine Hand es iſt, die uns und den Unſrigen das tägliche Brod reicht. Davon muß man überzeugt ſeyn, ſage ich, um mit wahrem Ernſte zu bethen: Aber auch dieſe Ueberzeugnng entſteht nur durch den Glauben; denn es iſt nicht ſo ſichtbar, welchen Einfluß die Regierung Gottes auf unſere Wohlfahrt habe. Der natürliche Menſch iſt geneigt, ſo dahin zu leben, daß er ſein Brod genießt, daß er ſich ſeines Glückes freuet, daß er alle Güter dieſes Lebens gebraucht, ohne zu bedenken, daß es die Hand des Allerhöchſten iſt, von der ihm all dieſes

Gute zufließt. Daher kömmt nun die natürliche Unluſt zum Bethen, und dieſe iſt eine der erſten Urſachen, warum wir ſo leicht von den Zerſtreuungen fortgeriſſen werden: denn was uns natürlich iſt, dieß wird nur mit großer Mühe beſiegt, dieß verläßt uns nie ganz, und wandelt uns bald wieder an. Sind wir gleich von unſerer Abhängigkeit von Gott und mithin auch von der Nothwendigkeit des Gebethes durch den Glauben überzeugt, und begeben uns aus Antriebe dieſer Ueberzeugung zum Gebethe, ſo wird ſie dennoch, weil ſie noch einige Dunkelheit mit ſich führt, leicht durch lebhaftere Gedanken wieder verdrängt. Der Geiſt, der ſich beym Gebethe in einer gewißen Anſpannung befindet, läßt unmerklich nach, und ſetzet ſich in ſeine natürliche Lage zurück, welche der freye Gedankenlauf iſt. Mit einem Worte, es ergeht uns, wie den Jüngern des Heilandes. Wenn gleich unſer Geiſt durch Erweckung des Glaubens bereitwillig iſt, ſo iſt dennoch das Fleiſch ſchwach, die Natur iſt träg.

Die zweyte Urſache der Zerſtreuungen iſt der raſche Uebergang von Kurzweilen oder auch von den Geſchäften zum Gebethe. Ein Gedank, der eine Zeitlang lebhaft in der Seele war, läßt ſich nicht ſo leicht verdunkeln, und wenn man auch ſeine Aufmerkſamkeit von ihm hinweg auf einen andern richtet, ſo ſtellet ſich der vorige ganz unvermerkt wieder dem Gemüthe dar. Eben dieſes iſt gar oft die Urſache, warum uns unſere Aufmerkſamkeit bey dem Gebethe ſo untreu iſt. Wir bringen ſchon die Nahrung unſerer Zerſtreuungen mit. Die vorigen Gedanken ſind noch ganz lebhaft in uns, und ohne

daß

daß wir uns Mühe geben, ſie zu unterbrechen, und zu verdunkeln, fangen wir zu bethen an. Wir bereiten uns nicht zu dieſer heiligen Verrichtung mit gehörigem Fleiße vor. Der Uebergang von Kurzweilen, von gleichgültigen Unterredungen, von weltlichen Geſchäften iſt zu raſch. Iſt es Wunder, wenn unſer Gemüth beym Gebethe beſtändig ausſchweift, und ſich mit fremden Dingen beſchäftiget, wenn weltliche Geſchäfte und geiſtliche Angelegenheiten, Kurzweil und Ernſt ſich in unſeren Gedanken abentheuerlich durcheinandermengen, wenn, indeß als die Lippen mit Gott reden, der Geiſt nach Hauſe eilt, vom Hauſe zu Geſellſchaften fortirret, in den Geſellſchaften von einer Perſon zu der andern herumflattert? Wie iſt es möglich, daß die Aufmerkſamkeit bey Gott ausharre, wenn an den Gedanken von Gott hundert gleichgültige Nebengedanken angränzen? Und dieß iſt der Fall, ſo oft man ohne ſich verſammelt, und Nebengedanken beſeitiget zu haben, zu bethen anfängt.

Noch vielweniger aber iſt es möglich, daß man aufmerkſam ſey, und in der Aufmerkſamkeit anhalte, wenn das Gemüth durch irgend eine Leidenſchaft in Unordnung gebracht iſt: und dieß iſt die dritte Quelle der Zerſtreuungen. — Sobald eine Leidenſchaft in uns herrſchet, und ſo lang ſie herrſchet, iſt keine Verſammlung möglich. Sie breitet ſich in unſerem ganzen Gemüthe aus, und verdrängt alle ernſthafte Gedanken. Sie erfüllt unſere ganze Seele mit Tumult und Aufruhr. Nichts iſt uns wichtiger und angelegener, als ihre Foderungen zu be-

befriedigen. Sie beſchäftiget alle unſere Gedanken, und ſetzet alle unſere Empfindungen in Bewegung. So wenig ein ſanfter Saitenklang unter einem groben Getöſe ſich wahrnehmen läßt, ſo wenig kann ein ſtiller, ruhiger Gedank in uns Platz haben, da wir uns in einem leidenſchaftlichen Zuſtande befinden. Wie ſoll da Aufmerkſamkeit im Gebethe möglich ſeyn? Es iſt ſchwer, ſie zu erhalten, wenn wir an einem Orte ſind, wo wir von auſſen beunruhiget und geſtöret werden; noch ſchwerer aber, ja ganz unmöglich, wenn in der Mitte unſeres Herzens, in dem Sitze der Verſammlung Streit und Unruhe iſt. Es verfüge ſich z. B. derjenige, der in einen Streit und Verdruß mit jemand verwickelt iſt, der Feindſchaft und Rache im Herzen nährt, zum Gebethe, ehe er ſich beſänftiget hat; kaum wird er zwey Worte mit Gott geredet haben, ſo ſtellet ſich ſchon das Bild ſeines Feindes ihm wieder vor Augen, ſtellet ſich zwiſchen Gott und ihm, unterbricht ſeine guten Gedanken, erregt ihm das Andenken der erlittenen Unbild, erneuert die Anſchläge der Rache. Die Aufmerkſamkeit iſt dahin. Sey es auch, daß er wieder zu ſich kömmt, und einen neuen Verſuch mache, mit Aufmerkſamkeit zu bethen, ſo wird ihn doch bald die herrſchende Vorſtellung wieder beſchleichen. Ehe er es gewahr wird, wird er ſchon wieder, ſtatt mit Gott zu reden, mit ſeinem Feinde zanken. Das nämliche gilt von anderen Leidenſchaften. Jede unter ihnen erfüllt das Herz mit Unruhe, peiniget es mit ihren ungeſtümmen Foderungen, und läßt keine ernſthafte Gedanken, keine heilige Empfindungen in uns aufkommen.

Ein eben ſo mächtiges Hinderniß der Verſammlung im Gebethe iſt die unmäßige Sorge für das Zeitliche — die vierte Quelle der Zerſtreuungen... Sorgen müſſen wir immer, aber nicht unmäßig. Wer kann dem Vater, der Mutter, der Obrigkeit, dem, der in einem offentlichen Amte ſteht, dem, der ein weitausſehendes Gewerbe treibt, die Sorge unterſagen, die ſie zur Beförderung ihrer und der Ihrigen Wohlfahrt, zur genauen und pünktlichen Erfüllung ihrer Pflichten verwenden? Allein, ſo unſchuldig die Sorge iſt, ſo lang ſie in Schranken bleibt, und weiter nichts iſt, als ein Beſtreben, ſeine Pflicht genau und pünktlich zu erfüllen, ſo ſchädlich wird ſie, ſobald ſie ihre Gränzen verläßt, und in Aengſtlichkeit ausartet. Unter anderen Folgen iſt dieſe einzige ſchon beträchtlich genug, daß ſie die Verſammlung im Gebethe ſtört. Der ängſtlich ſorgende bildet ſich ein, ſeine Wohlfahrt hänge ganz von ſeinem Sorgen und Denken ab. Er rechnet viel zu wenig auf Gottes Segen, als daß er ſich einer verſammelten und ſorgefreyen Andacht widmen ſollte. Er denkt, wenn er ſich auch nur eine halbe Stunde von ſeinem Hauſe entferne, ſo werde alles unter und über ſich gekehrt. Es drängt ſich immer eine Menge beunruhigender Gedanken von Furcht, Mistrauen und Verdacht bey ihm zuſammen. Bald hat er etwas anzuordnen vergeſſen, bald eine zu verichtende Arbeit den Seinigen nicht genug anbefohlen, bald ſein Hauß und ſeine Schränke nicht genug verwahret. Solche Gedanken durchkreuzen ihn immerfort während des Gebethes. Er ſehnet ſich vielmehr nach dem Ende des Gebethes, um zu ſeinen Geſchäften zurückzu-

kehren, als daß er mit Ruhe demſelben abwarte. Wie iſt da Aufmerkſamkeit, wie iſt Verſammlung im Geiſte möglich? Die Sorgen dieſes Lebens ſind, ſobald ſie unmäßig werden, nach dem Ausdrucke des Evangeliums wie Dornen, die das Herz umwinden, es immerdar ſtechen und beunruhigen, und jede Erhebung des Gemüthes zu Gott erſticken.

Dieß ſind nun alſo die hauptſächlichen Quellen der Zerſtreuung. Nun laſſen Sie uns auch die Mittel dagegen betrachten.

Zweyter Theil.

Das Mittel gegen die Zerſtreuungen, in ſo fern ſie aus unſerer natürlichen Unluſt und Zerſchlagenheit zum Bethen entſtehen, iſt kein anderes, als daß wir öfters betrachten, theils welch heilige und würdevolle, theils welch nothwendige Verrichtung das Gebeth ſey. — Bethen heißt ja nichts anders, als ſeinen Geiſt zu Gott erheben, ſich mit ihm wie mit einem Vater unterreden, vor ihm ſein ganzes Herz, ſeine Nöthen und Angelegenheiten mit der Freymüthigkeit und dem Vertrauen eines Kindes ausſchütten, ſeiner heiligen Vorſicht ſich und das Seinige und die Seinigen, ſeine zeitliche und ewige Wohlfahrt empfehlen, um ſeinen Schuß und Beyſtand flehen, nach der Vereinigung mit ihm, und nach ſeinen ſeligen Wohnungen verlangen. Was könnte edler, was könnte ſeliger für einen Sterblichen ſeyn? Bethen iſt ja in dieſem Anbetrachte nicht ſowohl eine Pflicht, als vielmehr ein Vorrecht, ein Glück. Dafür ſah es ehemals

Abra-

Abraham an, indem er ſprach: **Da ich einmal angefangen habe, ſo will ich zu meinem Herrn reden, ob ich gleich Staub und Aſche bin.** Gen. 18. 27. Und wie? dasjenige, was Abraham für ein entzückendes Vorrecht anſah, ſo daß er als ein aus Staube gebildeter Menſch ſich deſſen unwürdig ſchätzte, und daß er der einmal angefangenen Unterredung mit Gott nicht müde ward, ſollten wir für eine Laſt anſehen, wir, die noch dazu von Chriſto das Recht erhalten haben, Gott nicht nur als einen Herrn, ſondern ſogar als einen Vater anzurufen. — Ferner wie nothwendig iſt uns das Gebeth? Alles iſt voll Gefahren um uns her, die unſerer Tugend drohen. Die Welt iſt uns eine beſtändige Verſuchung. Unſer Fleiſch empöret ſich. Unſere Eigenliebe verblendet. Die Aergerniſſe reitzen uns zur Nachahmung des Böſen. Die Wiſſenſchaft blähet auf. Unſere Vernunft läuft Gefahr, ſich zu verirren. Wohlergehen macht übermüthig. Reichthum reitzet unſere Begierden. Wie viele Klippen, wie viele Gelegenheiten zum Falle umgeben uns? Wie ſehr bedörfen wir eines mächtigen Beſchützers? Wer iſt dieſer, als Gott? und was iſt billiger, als daß wir ihn um ſeinen Beyſtand anflehen? Ohne ſeinen Beyſtand würden wir von dem Glauben und von der Tugend abfallen. Ohne ſeinen Schutz würden unſere Feinde über uns ſiegen. Ohne ſeinen Segen würden unſere Geſchäfte nicht gedeihen. Ohne ſeinen Einfluß würde die Erde ihre Früchte verſagen. Ohne ſeine weiſe Regierung würde dieſe Erde ein Ort des Jammers, ein Schauplatz des Aufruhrs und der Verwirrung werden. Was iſt billiger, als daß wir ihn um ſeinen

Beyſtand, um ſeinen Schutz, um ſeinen Segen, um ſeine Vermittlung anrufen? — Wenn nun das Gebeth eine theils ſo nothwendige, theils ſo heilige und des menſchlichen Geiſtes ſo würdige Verrichtung iſt, ſo ſollen wir uns nicht von unſerer natürlichen Zerſchlagenheit beherrſchen, nicht unſeren Geiſt durch die Laſt des Fleiſches niederdrücken laſſen. Wir ſollen mit einer gewißen Anſtrengung der Trägheit des Fleiſches entgegenhandeln. Wenn wir nicht eher bethen wollen, als wenn uns Luſt und Freude dazu anwandelt, ſo werden wir unſer Leben lang nicht bethen lernen. Jede Kraft in uns muß durch öftere Uebung zu ihrer völligen Thätigkeit und Fertigkeit gelangen: ſo auch die Aufmerkſamkeit bey dem Gebethe. Ueberzeugt von der Nothwendigkeit und Heiligkeit desſelben müſſen wir uns ſelbſt Gewalt anthun, und unſerem Geiſte die Aufmerkſamkeit gebieten, wenn er ſie nicht mit natürlicher Luſt und Freude anwendet. Indeſſen gebe ich es zu: Oft herrſcht eine ſolche Dürre und Froſtigkeit in uns, daß wir bey allen Vorſtellungen ſowohl von der Nothwendigkeit als von der Würde des Gebethes keinen Geſchmack daran finden. Was iſt alsdenn zu thun? Auch da laſſet uns nicht kleinmüthig werden, nicht von dem Gebethe ablaſſen; es mag nun dieſer Zuſtand der Froſtigkeit eine vorhergegangene Sünde zur Urſache haben, oder er mag von einer körperlichen Beſchaffenheit herrühren, oder er mag eine Prüfung ſeyn, die Gott uns zuſchickt. Laſſet uns bey der Verwirrung, die in uns iſt, wenigſtens ſoviel aufmerken, als wir können, wenigſtens ſo oft und ſobald unſer Gemüth verſammeln, als wir ſeine Zer-

ſtreuung gewahr werden. Laſſet uns bedenken, daß nicht nur derjenige, der mit Luſt, mit Freude und Entzückung bethet, ſondern auch derjenige, der mit Demuth, mit Empfindung ſeiner Niedrigkeit, ſeines Elendes und ſeiner Schwachheit bethet, die Verheißung habe, erhört zu werden.

Um ſo leichter aber, und um ſo treuer wird unſere Aufmerkſamkeit ſeyn, wenn wir uns zum Gebethe vorbereiten. Und dieß iſt das Mittel gegen die Zerſtreuungen, die aus dem raſchen Uebergange von Kurzweilen oder irrdiſchen Geſchäften zum Gebethe entſtehen. **Vor dem Gebethe bereite deine Seele vor**, ſagt der Sohn Syrachs, **und ſey nicht wie ein Menſch, der Gott verſuchet.** (18. 23.) Es würde eine Keckheit und Verwegenheit ſeyn, es würde eben ſo viel ſeyn, als Gott verſuchen, und mit ihm ſcherzen, wenn man ſich ſeinem Gnadenthrone nicht mit der reinen Abſicht näherte, ein ſeiner Majeſtät würdiges Gebeth zu verrichten, und ſein ganzes Herz mit ihm zu beſchäftigen. Nun iſt es uns aber nur allzubekannt, wie flüchtig, wie unſtät unſer Geiſt ſey, wie leicht er von einem Gegenſtande zu dem andern fortirre. Wenn wir alſo nicht ſeyn wollen, wie einer, der Gott verſucht, wenn wir nicht freywillig uns der Gefahr, von Zerſtreuungen fortgeriſſen zu werden, ausſetzen wollen, ſo müſſen wir **unſere Seele vorbereiten**, d. i. wir müſſen uns die Größe und Majeſtät Gottes, zu dem wir bethen, die Heiligkeit des Ortes, in dem wir unſer Gebeth verrichten, die Würde und Heiligkeit des Gebethes ſelbſten,

unſere manchfaltige Bedürfniſſe, die uns die Pflicht zu bethen auflegen, die vielen Rückſichten, in denen wir Gott zu loben und zu danken verpflichtet ſind, ſeine Allgegenwart, die alles erfüllt, die das Innerſte unſeres Herzens durchdringt, uns vorſtellen. Wir müſſen den feſten Vorſatz faſſen, die zum Gebethe beſtimmte Zeit ihm allein zu widmen, alles auſſer ihn zu vergeſſen, und beyſeits zu ſetzen, und an uns unſere Angelegenheiten oder die Unſrige nur in ſo fern zu denken, als wir den Stof daherhohlen, ihm unſere Nöthen vorzutragen. Wir müſſen endlich, was das hauptſächlichſte iſt, unſer Gebeth damit anfangen, daß wir ihn bitten, damit er ſich uns nähere, unſern Verſtand erleuchte, unſer Herz reinige und entzünde, uns mit Hofnung und Zuverſicht beſeele; ihn bitten, wie ihn David gebethen hat: "Re„de Herr: denn dein Diener höret"; ihn bitten, daß er durch ſeine Zuſprüche unſere Aufmerkſamkeit unterhalte, unſere Bedürfniſſe uns mehr und mehr erkennen laſſe. Dieß heißt ſich zum Gebethe vorbereiten. Wenn wir dieſe Vorſicht gebrauchen, ſo wird theils vermöge einer natürlichen Folge und der Eigenſchaft unſeres Geiſtes, theils Kraſt des göttlichen Beyſtandes die Zerſtreuung ſich unſerer nicht ſo leicht, nicht ſo gänzlich bemächtigen.

Wenn es aber nöthig iſt, m. GG.! daß wir uns zum Gebethe vorbereiten, ſo gar um eitle, gleichgültige Gedanken zu verſcheuchen; ſo iſt es noch weit nothwendiger, daß wir unſer Gemüth ſtillen und beſänftigen, wenn es etwa durch eine Leidenſchaft in Unruhe gebracht

iſt. Sonſt werden wir weder mit Gott, noch Gott mit uns reden können. **Der Herr iſt nicht im Sturmwinde**, ſagt die Schrift, **noch im Erdbeben, noch im Feuer, ſondern wie das Sauſen einer ſanften Luft**, ſo nähert er ſich. Stille, Ruhe muß in uns ſeyn: nur dann hat Gott an unſerm Gebethe ein Wohlgefallen, nur dann nähert er ſich uns, tröſtet uns durch ſeine Zuſprüche. Wenn wir alſo vor dem Gebethe eine leidenſchaftliche Bewegung in uns wahrnehmen, laſſet ſie uns vor allem unterdrücken, und dieſe unterdrückte Leidenſchaft Gott zum Opfer bringen. Dieß ſey die allererſte Vorbereitung. Wenn ein Gebeth, welches man nur mit einem auf gleichgültige Gegenſtände herumirrenden Geiſte verrichtet, ſchon Verſuchung Gottes in der Schrift genennt wird, was muß erſt ein Gebeth ſeyn, welches man Gott in dem Sturme der Leidenſchaft z. B. unter feindſchaftlichen Geſinnungen gegen ſeinen Nebenmenſchen darbringt? **Wenn du eine Gabe auf dem Altare opfern willſt**, ſagt der Heiland in dem Evangel. **und du erinnerſt dich, daß dein Bruder etwas gegen dich hat, laß deine Gabe zurück, geh hin, verſöhne dich erſt mit deinem Bruder, dann kehre zurück, und opfere.** (Matth. 5. 24.) Was von dem Opferenden hier geſagt wird, läßt ſich auch auf den Bethenden anwenden. **Wenn du bethen willſt**, und du wirſt gewahr, daß dein Gemüth von einem Grollen, von der Rachgier eingenommen, oder ſonſt von einer Leidenſchaft erhitzet iſt, unterdrücke vor allem die Leidenſchaft, beſänftige dein Gemüth; dann — bethe. Dann wirſt

du aber auch mit Verſammlung bethen. Der Gegenſtand, der den größen Theil deiner Aufmerkſamkeit an ſich zog, iſt entfernt. Ruhe — die weſentlichſte Gemüthsverfaſſung bey dem Gebethe iſt vorhanden.

Endlich, m. GG.! damit wir alles entfernen, was nur immer uns zerſtreuen, und unſere Aufmerkſamkeit herumtreiben könnte, ſo laſſet uns auch unſere zeitlichen Sorgen mäßigen. Merkwürdig ſey uns die Ermahnung des heil. Paulus: **Sorget nicht; ſondern in allen Dingen laſſet eure Bitte im Gebethe und Flehen mit Dankſagung vor Gott kund werden.** (Philipp. 4. 6.) Nach dem Sinne dieſes Apoſtels ſoll das Gebeth ein Mittel gegen die unmäßige Sorge ſeyn; wie ſehr würden wir fehlen, wenn wir die unmäßige Sorge ein Hinderniß unſeres Gebethes ſeyn ließen. Die Zeit des Gebethes ſoll die Zeit ſeyn, da wir uns von den kümmernden Sorgen der Zeitlichkeit erhohlen, und in Gott ausruhen: wie feindſelig würden wir gegen uns ſelbſt handeln, wenn wir den Kummer der Sorgen ſelbſt zu dem Gebethe mitbrächten, und unſer beſtes Erhohlungsmittel vereitelten. Ja! wenn wir keine Verſicherung hätten, daß eine Vorſicht ſey, die alles regieret, und wohlanordnet, die alles auf unſer Beſtes hinlenket, die unſere Stadt und unſere Häuſer beſſer als alle Wächter bewachet, die nie ſchläft, nie ſchlummert, die auch, da wir ſchlafen, nicht aufhört, Segen über die Erde zu verbreiten; wenn wir keine Verſicherung hätten, daß Gott an einem vertrauenvollen Gebethe ein Wohlgefallen habe, und daß er die, die ihn bitten, und ihm

dienen, jeder Zeit väterlich ſchütze, erhalte und bewahre, ſo wäre es uns zu verzeihen, wenn wir uns kümmerten und ängſteten; allein da wir jene Verſicherung haben, und zwar mit ſo betheuernden Ausdrücken, daß ſie nicht betheurender ſeyn könnten; ſo ſtören wir durch unmäßige Sorgen nicht nur umſonſt und vergeblich unſere eigene Zufriedenheit, ſondern verſündigen uns auch gegen Gott, der durch nichts mehr, als durch Mistrauen auf ihn beleidiget wird.

Laſſet uns immer mäßig ſorgen, laſſet uns arbeiten, und unſere Hände nicht müßig in den Schooß legen: denn **wer nicht arbeitet, ſoll nicht eſſen**, ſagt Paulus. Laſſet uns unſer Amt mit möglichſter Pünktlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit verwalten. Laſſet uns über die Unſrigen Aufſicht haben, damit ſie arbeiten, unſer Habe und Gut nicht zu Grunde richten, unſer Hausgeräth nicht verderben, unſere Häuſer nicht durch Unachtſamkeit der Gefahr der Flamme ausſetzen. — Wenn wir aber das Unſrige gethan haben, wenn wir uns keinen Vorwurf machen können, daß wir ſorglos und leichſinnig ſind, dann laſſet uns alle Sorge auf Gott hinwerfen, uns ſeiner Aufſicht, ſeiner Regierung überlaſſen. **Herr! ſorge du für uns: Du wirſt es wohl machen.** Unter Gottes Schutz und Obhut iſt gewiß all das Unſrige geſicherter, als durch unſere eigene Sorge: **Denn wenn der Herr die Stadt nicht beſchützet**, ſagt David, **ſo wachen alle umſonſt, die ſie beſchützen.**

Ver-

Vertrauen auf Gott, Vertrauen thue unſeren unmäßigen Sorgen Einhalt, verſcheuche die Zerſtreuungen. Was für Laſten uns immer aufliegen, was für Sorgen uns ängſtigen, was für Pflichten uns beſchweren, laſſet uns auf Gott vertrauen, den Beſten, den Vorſichtigſten — den Vater — unſern Vater. Vertrauen auf Gott kann nie zu Schanden werden. Sein Wort kann nicht trügen, ſein Wort, wovon die ganze Schrift voll iſt, ſein Wort, daß der Bethende, der Vertrauenvolle werde erhöret werden. Himmel und Erden werden vergehen, aber nie ſein Wort.— Zeitlich und ewig glücklich wird derjenige ſeyn, der auf Gott vertraut, — im Vertrauen bethet, im Bethen nie ermüdet. Amen.

Auf das Feſt der glorreichen Himmelfahrt Jeſu Chriſti.

Aſſumptus eſt in coelum, et ſedet a dextris Dei. *Marc.* 16.

Er iſt aufgenommen worden in den Himmel, und ſitzet zur Rechten Gottes.

Wenn wir die Geheimniſſe Jeſu Chriſti nach dem Zuſammenhange der Geſchichte betrachten, und endlich am Schluſſe anlangen, wo der heil. Evangeliſt zwar mit kurzen, aber bedeutenden Worten die Verherrlichung des liebſten Erlöſers beſchreibet; muß nicht jedes chriſtliche Herz von innigſter Freude durchdrungeu

werden? Seine Geburt mit allen ihren Umſtänden verſetzet uns in tiefe Verwunderung über die Liebe, daß der eingeborne Sohn des Vaters für uns ein Menſch, ein Kind geworden iſt. Die Verfolgungen, die ihm in dieſem liebenswürdigen Alter ſchon begegnet ſind, können wir nicht ohne Empfindungen des Schmerzens leſen. Die Verborgenheit ſeines Lebens bis in das dreyßigſte Jahr iſt uns ein tiefliegendes Geheimniß. Unbegreiflich iſt die Demuth, vermöge welcher er, der Glanz des ewigen Vaters, für einen Zimmermanns Sohn wollte angeſehen werden. Hernach beginnt ſein Lehramt — eben da nehmen aber auch die Widerſprüche, der Neid, die Nachſtellungen, die Läſterungen ſeiner Feinde ihren Anfang, und ſie nehmen kein Ende, bis der göttliche Lehrer an den ſchmählichen Kreuzbalken gebracht iſt. Unſer Herz muß vor Wehemuth über die Schmachen und Mishandlungen bluten, mit welchen die undankbarſten Menſchen dem Heiligſten aller Heiligen begegnet ſind. Unmöglich iſt es, die ganze Leidensgeſchichte zu durchwandern, und nicht dann und wann eine Thräne fallen zu laſſen. Doch lebt unſer Muth auf über die frohe Ankündigung des Engels: Er iſt auferſtanden — und da ſich endlich die Geſchichte mit der rührenden Erzählung ſchließet "**Er iſt aufgenommen worden gegen Himmel, und ſitzet zur Rechten Gottes.**" wer kann unempfindlich ſeyn, ohne Regungen der Freude zu verſpüren? Da zumal alle ſeine Geheimniſſe einen Bezug auf unſere Glückſeligkeit haben, da er für uns Menſch geworden iſt, für uns gelitten hat, für uns geſtorben und auferſtanden iſt; ſo

ſchließen

ſchlieſſen wir ja mit Rechte, er ſey auch unſertwegen gegen den Himmel aufgefahren, um mittlerweile, bis wir ſelbſt dahin gelangen, unſre Hofnung zu verſiegeln, und unſre Begierde dahin zu erheben. Indeſſen, um gründlich zu Werke zu gehen, laſſet uns den heil. Text, den ich zum Vorſpruch genommen habe, und den Sinn, der darinn liegt, etwas genauer unterſuchen. **Er iſt aufgenommen worden gegen Himmel, und ſitzet zur Rechten Gottes. Er iſt aufgenommen** — nach dem heil. Lukas (Apoſtelgeſch.) **er iſt erhöhet worden.** — Dieß Wort (erhöhen) ſetzet eine Erniedrigung voraus, und der heil. Evangeliſt will uns damit zu verſtehen geben, man ſolle die Erhöhung Jeſu Chriſti nicht ohne Rückſicht auf ſein Leiden betrachten. **Er ſitzet zur Rechten Gottes.** Dieſer Ausdruck iſt gewählt, um auf den Pſalm Davids zurückzuweiſen: **Der Herr hat meinem Herrn geſagt: Sitze zu meiner Rechten.** Man darf aber nicht bey dieſem bildlichen Ausdrucke ſich aufhalten, und ſich vorſtellen, als hätte Gott eine rechte Seite, woneben Jeſus ſäße. Die rechte Hand Gottes heißt nichts anders, als die unumſchränkte Gewalt Gottes. Und das Sitzen Jeſu zu dieſer Rechten iſt gleichbedeutend mit dem, was er ſelbſt geſagt hat: **Mir iſt alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.** Worinn beſtehet alſo die Verherrlichung des auffahrenden Heilandes? Sie beſteht in der Mittheilung einer ganz unumſchränkten Gewalt über das Menſchengeſchlecht. Und auf welchem Wege iſt er dahin gelanget? Durch Erniedrigung und Leiden. Hier haben Sie den kurzen Auszug des heutigen Geheimniſſes, und die Abtheilung

meiner Rede. Die Erhöhung Jeſu Chriſti iſt die erhabenſte, 1ter Theil; nur darum aber iſt ſie die erhabenſte, weil auch ſeine Erniedrigung die tiefeſte war. 2ter Theil. Ich werde aus einem wie aus dem anderen Beweggründe der Hofnung, aber auch weiſe Maasregeln derſelben herzuleiten ſuchen.

Erſter Theil.

Zuförderſt muß ich erläutern, was zur Verſtändlichkeit des am heutigen Tage zu glauben vorgetragenen Geheimniſſes ſelbſt vonnöthen iſt. Der Sohn Gottes, der aus dem Schooße des Vaters von Ewigkeit gezeuget, und nach allen göttlichen Vollkommenheiten ihm weſentlich gleich war, konnte in dieſem Anbetrachte und ſeiner göttlichen Natur nach weder erniedriget noch erhöhet werden. Als der Sohn Gottes war er in der Herrlichkeit ſeines Vaters, ehe noch die Welt war: dieſe konnte er nicht verlieren, und auch keine neue empfangen. Mithin iſt nur von der Erhöhung der menſchlichen Natur die Rede. Heute hat Jeſus jene Herrlichkeit und jene göttlichen Rechte, die er als Gott nach ſeiner Weſenheit hatte, auch als Menſch mitgetheilet empfangen, und wiewohl der hinreichende Grund davon ſchon in der Vereinigung ſeiner Gottheit und Menſchheit lag, ſo war doch ſeine Auffahrt in den Himmel nach den göttlichen Rathſchlüſſen der Zeitpunkt, wo er in den völligen Beſitz und die Ausübung dieſer Rechte eintrat. An dem heutigen Tage ward er zu jenem Reiche erhoben, von dem der Engel bey der Ankündigung ſeiner Empfängniß ſprach:

Er wird herrſchen, und ſeines Reiches wird kein Ende ſeyn. (Luk. 1. 32. 33.) An dieſem Tage geſchah, was Paulus im Briefe an die Philipper ſchreibt: Gott hat ihn erhöhet, und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen iſt, daß im Namen Jeſu ſich alle Knie beugen derer, die im Himmel, auf Erden und unter der Erden ſind. (Philipp. 2. 9.) Heute geſchah, was der Völkerlehrer ſagt: Gott hat ihn geſetzt über alle Mächte und Fürſtenthümer, Kräfte und Herrſchaften, und hat alles unter ſeine Füße geworfen, und ihn zum Haupt über die ganze Kirche beſtellt. (Epheſ. 2. 21. 22.) Heute geſchah, was der heil. Petrus in einer Verſammlung der Heyden zu Cäſarea ſprach: Er iſt beſtellet worden als der Richter der Lebendigen und Todten. (Apoſtelgeſch. 10. 23.) Dieß alles iſt von der heiligſten Menſchheit des Erlöſers zu verſtehen: denn als Gott hatte er dieſe Rechte, dieſe Gewalt zu richten ſchon von Ewigkeit; heute aber nahm auch die Menſcheit daran Antheil, und es iſt im ſtrengſten Verſtande wahr: Ihr gebühret Anbethung, Kniebeugung und Gottesdienſt, ihr ſteht die Herrſchaft über Engel und Menſchen zu, das Richteramt über Lebendige und Todte, die Kraft Gnaden auszuſpänden, die Gewalt ſelig zu machen; nicht zwar, als hätte ſich Gott dieſer Rechte begeben, oder als kämen ſie der Menſchheit Chriſti abgeſöndert, und ohne Rückſicht auf die Gottheit zu; ſondern kraft der Vereinigung mit der Gottheit. Ob aber gleich dieſe Vereinigung ſchon in dem Augenblicke der Empfängniß geſchah, ſo war doch der feyerliche Antritt der Ausübung

dieſer

dieſer göttlichen Rechte ihr auf den Tag der Auffahrt gegen Himmel, auf den Tag ihres Triumphes vorbehalten. Hier haben ſie die Erklärung von dem Geheimniſſe des heutigen Tages; ſo viel uns die göttliche Schrift davon mittheilet, und ſoviel ein Geheimniß, welches unſeren Verſtand überſteiget, ſich erklären läßt. Hieraus folgt, daß die Herrlichkeit Jeſu Chriſti, zu welcher er heute iſt erhöhet worden, die erhabenſte, daß ſie Menſchenzungen unausſprechlich, daß ſie ſelbſt den Engeln ein Gegenſtand der Bewunderung, daß ſie endlich einer mit der Perſon des Wortes vereinigten Menſchennatur ganz würdig ſey. Mehr davon zu ſagen, erträgt die Schwachheit eines Menſchen nicht. Laſſet uns nun auf die Nutzanwendung dieſes großen Geheimniſſes bedacht ſeyn.

Jeſus ſitzet zur Rechten Gottes mit unumſchränkter Macht über die Menſchen. Er iſt Menſch. Er iſt Gott. Er iſt Menſch, mithin wird er dieſe Macht zum Heil der Menſchen ausüben. Er iſt aber auch Gott, mithin wird er, wenn ich ſo ſagen ſoll, den Rechten der Gottheit nichts vergeben.

Ich widerhole es nochmal; und hierinn beſteht das Troſtreiche des heutigen Tages. Heute begehen wir den Triumph, die Erhöhung der Menſchheit Chriſti. Auch als Menſch iſt er zum Herrn über alle Menſchen beſtellet worden. Allein, wie? Hat vielleicht von da an ſeine Verwandſchaft mit den Menſchen aufgehöret? Rechnet er uns nicht mehr unter ſeine Brüder, unter ſeine Lieblinge, weil er unſer unumſchränkter Herr und Richter ge-

geworden iſt? O ja! er hält uns noch dafür. Er vergißt nie, daß er unſer Fleiſch und Blut angenommen hat, daß er mit Menſchen auf der Erde herumgewandert, und in allen Stücken, auch ſogar den Schwachheiten nach, nur die Sünde ausgenommen, ihnen gleich geworden iſt. **Er ſchämt ſich nicht**, ſagt Paulus, eben da er von der Glory Jeſu redet, **er ſchämt ſich nicht, uns Brüder zu nennen.** (Hebr. 2. 11.) Welch ein zärtlicher Ausdruck! Es ſcheint, Paulus deute hier auf veränderliche Menſchen, die, wenn ſie aus dem Staube zu Ehrenſtellen erhöhet werden, hernach ihrer Freunde und Anverwandten manchmal vergeſſen, und ſichs zur Schande rechnen, mit ihnen vertraut und bekannt zu ſeyn. Nicht ſo, will er ſagen, macht es der verherrlichte Jeſus: **Er ſchämt ſich nicht**, wenn er gleich zur höchſten Glory erhöht iſt, **uns ſeine Brüder zu nennen.** Er hat bey ſeiner Herrlichkeit keine andere Abſicht, und kennet ſo faſt keine andere Macht, als ſein Reich mit uns zu theilen, uns auch zu erhöhen, uns ſelig zu machen. Denken ſie ſich einen zum Throne Aegyptens und zur Vollmacht über dieſes ganze Land erhöhten Joſeph, dieſes Muſter der brüderlichen Aufrichtigkeit. Er ſchämt ſich ſeiner Brüder nicht, ob ſie gleich als nothleidende Wanderer ihn beſuchten, ob ſie gleich für Schafhirten ſich ausgaben. Mit dem Zepter in der Hand, umrungen von einer anſehnlichen Bedienung, im königlichen Schmucke giebt er ſich ihnen zu erkennen. Sie kannten ihn nicht, und wenn ſie ihn auch gekennt hätten, ſo würden ſie es nicht gewagt haben ihn Bruder zu nennen: darum kömmt er ihnen zuvor, grüßet ſie als Brü-

Brüder, drückt die Empfindungen ſeiner Zärtlichkeit mit Thränen aus, umarmet ſie auf das freundlichſte, führet ſie dem Pharao vor, und verwendet ſeine ganze Macht, den beſten Theil des ägyptiſchen Reiches, das fruchtbare Land Geſſen ihnen zu erwirken. Da haben Sie das lebhafte Bild ihres verherrlichten Erlöſers. **Er ſchämt ſich auch nicht, uns ſeine Brüder zu nennen.** Und da wir ſonſt nie den Muth faſſen würden, ihn alſo zu nennen, ſo kömmt er uns mit dieſem liebreichen Ausdrucke zuvor, und giebt uns auch das Recht, ihn alſo zu nennen. Er ſieht zwar, daß wir Nothleidende ſind, Wanderer in dem Zährenthale; doch ſchämt er ſich unſerer nicht, ſondern theilt uns vielmehr aus dem Vorrathe ſeiner Gnaden ſoviel mit, als wir bedörfen, um dieſes kummervolle Leben glücklich zu durchwandern. Was iſt wohl die Nieſung ſeines heiligſten Fleiſches, die er uns ſo oft geſtattet, und durch die er ſich ſo tief zu uns herabläßt, ſo innigſt mit uns vereiniget, was iſt ſie anderſt, als eine zärtliche Umarmung, ungleich zärtlicher, als jene des Joſephs, womit er ſeine Brüder empfieng? Er zeiget uns endlich ſeinem himmliſchen Vater, und verwendet ſeine ganze Macht dahin, uns ein viel beſſeres Geſſen, das Land der Lebendigen, wo ewig keine Finſterniß iſt, wo er ſelbſt als die ewige Sonne leuchtet, uns einzuräumen. Und ſo wie jener Joſeph von Aegypten nur darum von der göttlichen Vorſicht in dieſes Land vorausgeſendet, und zur Königswürde erhoben war, um ſeiner Familie den Eingang dahin zu bahnen, ſo iſt auch unſer Erlöſer, dieſer Erſtgebohrne unter den Brüdern nur darum in die

Herr-

Herrlichkeit ſeines Vaters vorausgegangen, damit wir ihm dahin nachfolgen. Zweifeln wir vielleicht daran? Hat er es nicht ſelbſt geſagt: **Ich gehe hin, euch einen Ort zu bereiten. Ich verordne euch ein Reich, wie es mir mein Vater verordnet hat. Wo ich bin, da will ich, daß auch ihr ſeyd.** Er will, daß wir bey ihm ſind. Er kann uns zu ſich aufnehmen, weil er Gewalt hat über Himmel und Erden. Was verlangen wir noch, um von ſeiner Abſicht, uns ſelig zu machen, überzeugt zu ſeyn? O göttlicher Bruder! o beſter Joſeph! Du, dem alle Gewalt über Himmel und Erde gegeben iſt, mach uns ſelig, mach uns zu Miterben deines Reiches. — In Wahrheit m. GG.! der heutige Tag muß jedem ſeines Heils begierigen Chriſten freudenvoll ſeyn. Die Menſchheit Chriſti iſt erhöhet worden. Darüber frohlocken die Engel, warum nicht vielmehr wir, wir Menſchen? Der eingebohrne Sohn war von Ewigkeit in der Glory ſeines Vaters: er bedorfte unſerer nicht; doch liebte er uns ſo ſehr, daß er Menſch für uns ward. Durch dieſe Menſchwerdung iſt der Bund der Liebe noch mehr verſiegelt worden — und gleichwie er nie aufhören kann, Menſch zu werden, ſo wird er auch nie aufhören uns zu lieben. Er war Gott von Ewigkeit, und liebte uns. Er wird Menſchgott ſeyn in alle Ewigkeit, und wird uns auch ohne Ende lieben.

Allein wenn doch nur alle Menſchen ſich dieſes Geheimniß zu Nutzen machten? wenn nicht ſelbſt Manche vorſetzlicherweiſe ſich auſſer Stand ſetzten, geliebt zu werden? Wer ſind denn dieſe? Jene, welche ſich der Macht

ihres

ihres verherrlichten Erlöſers nicht unterwerfen, und auch die Vortheile, die er ihnen vermöge ſeiner Macht an die Hände gegeben hat, nicht gebrauchen wollen; die nur der Stimme des Fleiſches gehorchen, nur dem Triebe unordentlicher Lüſte folgen, und das ſanfte Joch, welches dieſer göttliche Geſetzgeber aufgeleget hat, zu tragen verweigern; die Jeſum nicht für ihren Herrn erkennen, weil ſie ſeine Gebothe nicht befolgen; die auch die Gnaden und Gnadenmittel, welche er ihnen anerbietet, verſcherzen. Dieſen ſage ich: Euer verherrlichter Erlöſer iſt auch Gott. Er wird den göttlichen Rechten nichts vergeben.

Nein, kaltſinnige Chriſten, ihr täuſchet euch ſelbſt mit leeren Einbildungen, wenn ihr glaubet, weil er die Menſchen bis zum Erſtaunen geliebt hat, daß er Menſch ward, ſo könnte er darum keine Strenge gegen ſie ausüben. Er ſchämt ſich zwar nicht, uns ſeine Brüder zu nennen; dieß iſt das Merkmal ſeiner Liebe: er nennet uns aber auch ſeine Knechte, hiedurch giebt er ſeine Bothmäßigkeit über uns zu erkennen. Und wiſſen wir nicht, wie ſehr er gegen faule und untreue Knechte in ſeinem Evangel. eiferte, die ſeine Verordnungen nicht befolgen, oder auch nur ſeine Talente vergraben? Wiſſen wir nicht, welch pünktlichen Dienſt er von ſeinen Knechten erwartet, erwartet, daß ſie zu allen Stunden der Nacht wachſam und bereit ſeyn ſollen, ihm aufzuthun, wann er ankäme; welch ſtrenge Rechenſchaft von ihrer Haushaltung er ankündiget, welchen Gewinn er von ſeinen anvertrauten Talenten zurückverlangt, mit welch derben Schlägen, finſteren Kerkern, wo Heulen

und

und Zähneklappern iſt, er die Faulen und Schalkhaften bedrohet; wie er, mit einem Worte, die Ausübung ſeiner Herrſchaft nach völliger Strenge ankündiget. Da, kaltſinnige Chriſten, ſehet, wie er gegen jene verfahren wird, die ſich ſeiner Liebe unwürdig machen. Vernehmet, wie ſelbſt der Auftrag lautet, den der verherrlichte Erlöſer von ſeinem himmliſchen Vater empfangen hat. David im prophetiſchen Geiſte in die Zukunft entzückt, führt ihn redend ein: **Ich bin beſtellt worden als König über den heiligen Berg Sion (über die Kirche) und verkündige ſein Geboth. Der Herr hat zu mir geſagt: Du biſt mein Sohn: heute habe ich dich gezeugt. Begehre von mir: ſo will ich dir die Völker zur Erbſchaft, und die Gränzen des Erdbodens in Beſitz geben. Du wirſt ſie mit eiſernen Zepter regieren, und wie ein irrdenes Geſchirr ſie zerbrechen.** (Pſ. 2. 6. ꝛc.) Dieß iſt, um mich ſo auszudrucken, die erſte Urkunde des Auftrags, worinn der Erlöſer die Bottmäßigkeit über das Menſchengeſchlecht erhalten hat, den er auch erfüllen wird. Und wer ſind denn diejenigen, die er mit eiſernem Zepter regieren, und wie ein Töpfergeſchirr zerbrechen ſoll? Jene ſind es, von welchen David ſchon oben die Sprache führte; jene, die ſich gegen den Herrn und ſeinen Geſalbten empören, die ſagen: **Laſſet uns ihr Joch von uns werfen.** Jene, welche die heiligen Gebothe, die dieſer ſanfte Geſetzgeber verkündiget hat, nicht annehmen und halten wollen, die ſind es, welche ſeine Strafruthe, die Schärfe ſeines Gerichtes, welches ſo gerad und unbiegſam iſt, wie ein eiſerner Zepter, fühlen, und wie ein verächtlicher Scherbe

zerſchmettert werden ſollen. Darauf warnet David die Könige der Erde, daß ſie ſich ihm unterwerfen ſollen. Und nun verſtehet es, ihr Könige! Werdet klug ihr, die ihr die Erde richtet. Dienet dem Herrn in Furcht, und jauchzet ihm mit Zittern. Füget euch unter die Zucht, damit der Herr nicht einſtens zürne. Warum wendet er ſeine Rede beſonders an die Könige, und die Richter der Erde? Um die Größe der Bottmäßigkeit des Welterlöſers auszudrücken. Er iſt der unumſchränkte Herr und Richter aller Menſchen; auch die Könige, die Mächtigen, die Großen, die Weiſen, die Reichen der Erde nicht ausgenommen. Er macht keinen Unterſchied unter Perſonen, und ſo wie er die Kleinen und Armen nicht von ſeiner Gnade ausſchließet, ſo nimmt er auch die Großen und Mächtigen nicht von ſeinem Geſetze aus. Alle müſſen ſeinem Evangelium gehorſamen, um an ſeiner Gnade Theil zu haben. Auch die Großen und Mächtigen müſſen ſich das Geſetz der Sanftmuth und Friedfertigkeit, auch die Reichen das Geſetz der Armuth im Geiſte, auch die Weiſen das Geſetz der Abtödung und Selbſtverläugnung gefallen laſſen. Ergreifet die Zucht, damit der Herr nicht einſtens zürne. Wie ſchrecklich wird der Zorn und das Gericht des Gottmenſchen ſeyn, in Rückſicht auf die, welche ſeine liebvollen Anſtalten zu ihrem Heile nicht benutzten? ... Er wird alsdenn nicht mehr das Amt eines Mittlers verwalten. Nur die Rechte eines unverſöhnten und rächenden Gottes wird er ausüben. Weh den Unglücklichen, die ſeine eiſerne Ruthe fühlen müſſen! So ergreifet alſo die Zucht, ihr Menſchenkinder! Seyd nicht wie jene auf-

aufrühriſche Unterthanen, die ſich in dem Evang. zu ſagen erkühnen: Wir wollen ihn nicht über uns herrſchen laſſen. Könnet ihr wohl ſeiner Macht widerſtehen, einer Macht, die ſich über Himmel und Erde erſtrecket? Dienet ihm freywillig durch die Beobachtung ſeiner Gebothe. Nehmet ſein Joch auf euch. Unterwerfet euch der liebreichen Herrſchaft ſeiner Gnade, damit ihr nicht der Macht ſeines Zornes unterliegen müſſet; und bedenket endlich noch, wie billig es ſey, ihm den Zinnß der Unterwerſung zu bringen: denn welches war der Weg, auf dem er zu ſeiner Macht und Glorie gelanget iſt? Es war der Weg der Erniedrigung und des Leidens.

Zweyter Theil.

Daß der Heiland, ehe er gegen den Himmel auffuhr, auf das tiefeſte erniedriget war, dieß bezeuget die Geſchichte ſeines Lebens, und noch mehr jene ſeines Leidens: daß aber auch dieſe Erniedrigung der einzige Weg war, worauf er zu ſeiner Glory gelangen muſte, dieß iſt eine Wahrheit, die etwas genauer betrachtet werden muß. Gewiß, es fällt uns ſchwer, dieſes einzuſehen; und das Leiden Jeſu war auch der Stein, woran ſich ſeine Jünger ſtießen. Es war ihnen unbegreiflich, wie ſie die Herrlichkeit ſeines Reiches, wovon er ihnen die erhabenſten Begriffe beygebracht hatte, mit ſeinem Leiden, wodurch er in den Augen der Welt zu den verachtetſten Menſchen herabgeſetzt wurde, zuſammenreimen ſollten. Indeſſen zielte ſein ganzes Lehramt dahin, ſie auf dieſe

Wahrheit vorzubereiten, damit ſie ſich an ſeinem Leiden nicht ärgern möchten; und da ſie ſich demungeachtet an ihm ärgerten, ſo fand er ſich endlich genöthiget, ihnen über ihren Starrſinn und ihre Ungelehrigkeit die ſchärfeſt-en Verweiſe zu geben. Ihr Thoren und ihr Lang-ſame zum Glauben, ſo ſprach er zu jenen zween, die er nach Emaus begleitete. Muſte nicht Chriſtus leid-en, und alſo in ſeine Herrlichkeit eingehen? (Luk. 24.) Dieſer Ausdruck: (Muſte er nicht leiden?) bezog ſich auf Prophezeyungen, die an ihm in Erfüllung ergehen muſten. Eben deswegen aber, weil dieſe Prophezeyungen vorausge-gangen waren, ſo war es von Gott beſchloſſen, daß der Welt-erlöſer leiden ſollte: Konnte aber Gott etwas beſchließen, was nicht zur Offenbarung ſeiner Vollkommenheiten und zur Ver-herrlichung ſeines Sohnes gereichte? Es iſt mithin auſſer allem Zweifel geſetzt, daß das Leiden des Erlöſers Gott das Wohlgefälligſte war: eben ſo richtig iſt es, daß dieſe Erniedrigungen dem Gottmenſchen ſelbſt zur gröſten Ehre gereichten, und daß eben ſeine gröſte Glory darinn be-ſtehe, daß er durch den Weg der Verdemüthigung da-hin gelanget iſt. Ich kann alſo den Schluß machen: darum iſt die Herrlichkeit Jeſu Chriſti die erhabenſte, weil auch ſeine Erniedrigung die tiefeſte war. Und dieß iſt ganz gleichlautend mit dem, was Paulus an die Philip-per ſchreibt. (K. 2. 6. ꝛc.) Weil er eine göttliche Na-tur hatte, maßte er ſich nichts fremdes an, da er ſich für Gott ausgab. Er verbarg aber ſeine Herr-lichkeit, nahm eine Knechtsgeſtalt an, und ward an-deren Menſchen gleich. Er demüthigte ſich ſelbſt, und ward gehorſam bis zum Tod, ja bis zum Tod

des

des Kreuzes. Derohalben hat ihn auch Gott erhöht, und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen iſt. Sehen Sie, wie Paulus mit deutlichen Worten den Grund der Erhöhung Jeſu Chriſti in ſeiner Erniedrigung ſucht. Er hat ſich ſelbſt gedemüthiget: Derohalben hat ihn Gott erhöhet. — Sehen wir indeſſen den Zuſammenhang dieſer Erhöhung und jener Tiefe nicht ein, ſo kömmt es nicht nur allein daher, weil es ein Geheimniß und ein Gegenſtand des Glaubens iſt; ſondern auch daher, weil wir einen unrichtigen Begriff von dem Leiden haben, und uns daſſelbe lediglich als ein verhaßtes Uebel, und als eine Quelle des Uebels vorſtellen. Eben dieſer irrige Begriff aber ſoll durch den Glauben an das Geheimniß Jeſu Chriſti berichtiget werden.

In der That, die Erniedrigung Jeſu Chriſti, in ſo fern ſie der Grund ſeiner Erhöhung war, iſt uns ein Geheimniß des Troſtes, zugleich aber auch ein Geſetz der Nachahmung.

Ich ſage: Ein Geheimniß des Troſtes: denn erſtlich gereichet die tiefe Erniedrigung des Heilandes, die ſeiner Verherrlichung vorangegangen iſt, allen jenen zur Aufmunterung, die unter die Klaſſe der Bedrangten und Verfolgten gehören. Mancher gequälte Menſch geräth, wenn ſeine Verfolgungen und Drangſalen etwas länger anhalten, in die Verſuchung, zu denken, Gott habe ihn verlaſſen. Eine ſchreckliche, eine peinliche Verſuchung, die im Stand iſt, ihn in die äuſſerſte Verwirrung zu bringen! Was iſt aber kräftiger, dieſer Verſuchung zu widerſtehen, als der Gedank: Auch Jeſus war der ver-

achtetſte unter den Menſchen; er ſchien mehr einem Wurm, als einem Menſchen zu gleichen, er ward von Schmachen ganz geſättiget: und doch ſitzet er nun zur Rechten des Vaters. Ihm iſt die Gewalt über Himmel und Erde gegeben, und ſeine Drangſalen waren noch dazu der Weg, worauf er zu dieſer Herrlichkeit gelanget iſt. Was iſt, ſage ich, ermunternder, als dieſer Gedank, um den Stürmen des Kleinmuths nicht zu unterliegen, um in gehäuften Widerwärtigkeiten mit Geduld auszuharren? Auf ſolche Art empfängt der Chriſt einen ganz erhabenen Begriff von den Abſichten Gottes, warum er ſeine Menſchenkinder zuweilen leiden läßt: denn wenn ſelbſt ſein vielgeliebteſter Sohn nicht davon verſchonet war, und wenn der Stuhl zur Rechten Gottes das End ſeines Leidens war, ſo kann es gewiß nicht für ein Merkmal der göttlichen Verlaſſung und Ungnade angeſehen werden; ja es muß im Gegentheile ein Merkmal der Vaterliebe ſeyn, wenn er die Seinigen prüfet; weil ſich gewiß aus ſeinem Verfahren gegen ſeinen geliebteſten Sohn der richtigſte Schluß auf ſeine Vatergeſinnungen machen läßt. Darum ſagt auch Paulus in dem Briefe zu den Hebräern K. 12. v. 2. ꝛc. Schauet auf Jeſum den Anfänger und Vollender des Glaubens, der mit Verachtung der Schande das Kreuz erlitt, und zur Rechte Gottes ſitzet — und laſſet den Muth nicht ſinken .... denn wen der Herr liebet, den züchtiget er, und er geißelt einen jeden, den er zum Sohn aufnimmt. So verharret nun in der Zucht: Gott erzeiget ſich gegen euch, wie gegen Kinder: denn wo iſt irgend ein Sohn, den der Vater nicht züchtige? — —

An-

Andertens dienet die Rückſicht auf das Leiden und die Erniedrigung des verherrlichten Heilandes auch dazu, daß unſer Vertrauen auf ihn deſto zuverſichtlicher werde. Hätte der Heiland nicht die Sünden der Welt auf ſich geladen; hätte er ſie nicht durch ſein Leiden hinweggenommen; wäre er nicht, ehe dann er erhöht ward, der Erniedrigte geweſen; würden wir wohl mit ſo vieler Zuverſicht zu dem Gnadenthrone eilen, da wir geſündiget haben? Seine vorausgegangene Erniedrigung, und die darauf erfolgte Erhöhung machen gerade das Maaß unſerer Hofnung aus. Seine Herrlichkeit allein würde uns ſchüchtern machen. Aber ſeine Erniedrigung macht uns vertraut gegen ihn, und flößet uns Muth ein, auch in ſeiner Erhöhung Gnade von ihm zu erlangen, zumal da ſeine Erhöhung nichts anderſt iſt, als eine Gewalt jene Gnaden auszuſpenden, die er durch ſeine Erniedrigung verdienet hat. Dieß iſt, was Paulus ſagt (Hebr. 2. 17.) **Er muſte ſeinen Brüdern gleich werden, damit er ein barmherziger und treuer hoher Prieſter würde:** ein hoher Prieſter, von deſſen Erbarmung und Treue die ſündigen Menſchen ganz überzeugt wären, und zu dem ſie ungeachtet des Bewuſtſeyns ihres Elendes unerſchrocken ihre Zuflucht nehmen könnten. Ja, nach dem Sinne desſelben Völkerlehrers muſte die Erniedrigung und die Erfahrung des Leidens den Heiland ſelbſt geneigter machen, mit uns Mitleiden zu haben, und uns Hilfe zu leiſten: **denn worinn er ſelbſt gelitten hat, und verſucht worden iſt, darinn kann er auch denen helfen, die verſucht werden.** (v. 18.) Er muſte gleichſam wie ein erfahrner Arzt durch Umgang

mit Menſchen ihre Bedürfniſſe und Nöthen kennen lernen, und um mitleidig gegen dieſelbe zu ſeyn, muſte er ſie zum Theil an ſich ſelbſt empfinden, um deſto geneigter zur Erhörung zu ſeyn, wenn ihm die Menſchen ihre Klagen vorbrächten. Wenn alſo der verherrlichte Erlöſer die Bedürfniſſe der Menſchheit verkoſtet, wenn er Schmachen und Unbilden gelitten hat, wenn er geweinet hat, wenn er in die tiefſte Traurigkeit verſenket war, wenn er ſogar zugegeben hat, daß ihn der Satan verſuchte, ſo waren dieſes lauter Erfahrungen, die ihn geneigt machten, uns dürftigen und verſuchten Menſchen zu Hülf zu kommen, uns nicht über unſere Kräfte verſuchen zu laſſen. Gewiß ein Geheimniß des Troſtes! Der zuvor erniedriget war, iſt nun erhöhet: Alſo iſt Leiden und Erniedrigung kein Unglück, ſondern vielmehr eine Stufe zur Erhöhung. — Der nun erhöhet iſt, war ehemals erniedriget: Alſo wird Er der leidenden Menſchen nie vergeſſen, er wird geneigt ſeyn, ihre Schwachheiten zu unterſtützen, ihre Sünden zu verzeihen, ihre Leiden zu mildern. Eine richtige Folge!

Eben ſo richtig iſt aber auch dieſe: Wenn Chriſtus durch Leiden ſich den Weg zu ſeiner Herrlichkeit gebahnet hat, und zwar vermöge eines Geſetzes, welches in dem Erlöſungsplane beſchloſſen war: ſo iſt es gewiß auch in Anſehung unſerer ein Geſetz, daß wir leiden müſſen, um Chriſto in derſelben Glory nachzufolgen. Ich weiß wohl, daß dieſes jener Grundſatz iſt, der von den Kindern dieſer Welt ganz ungern gehöret wird, und gegen welche ſich die menſchliche Gemächlichkeit am meiſten

ſträubet;

ſträubet: Allein ſo unangenehm er immer denjenigen lautet, welche Lehrmeiſter ſuchen, die die Ohren kitzeln, ſo wahr iſt er, ſo deutlich in der Schrift aufgezeichnet iſt er, und ſo ſehr empfiehlt er ſich ſelbſt durch ſeine Billigkeit: denn ſchon die Ehre des verherrlichten Menſchenerlöſers, der allein den Weg zum Himmel gebahnet hat, fordert es, daß kein anderer Weg dahin führe, als den er ſelbſt gegangen iſt, den er durch ſeine Fußſtapfen vorgezeichnet hat. — Nur von ſeinen Dienern und Jüngern ſagt er: **Ich will, daß ſie ſind, wo ich bin** Er ſagt aber auch, nur derjenige könne ſein Jünger ſeyn, der ſein Kreuz auf ſich nimmt, und ihm nachfolgt. — Der Jünger darf ſich nicht beſſer dünken, als ſein Meiſter, und der Knecht nicht beſſer, als ſein Herr, ſo lautet ein anderer Spruch des Heilandes. Wenn nun aber dieſer als Herr und Meiſter ſich den dornichten Weg des Leidens gefallen ließ, um in ſeine Herrlichkeit einzugehen; wie kann der Knecht, der Schüler dieſen Weg verabſcheuen, oder wie kann er, wenn er ihn verabſcheuet, ein würdiger Schüler, ein treuer Knecht Jeſu Chriſti ſeyn? Kurz und entſcheidend ſagt Paulus: **nur in ſo fern könnten wir mit ihm verherrlichet zu werden hoffen, als wir mit ihm leiden** — Damit ich jedoch dieſen Grundſatz nicht trocken und unbeſtimmt hinwerfe, ſo will ich einen kurzen Unterricht hinzufügen.

Es giebt verſchiedene Arten des Leidens — Seelenleiden, z. B. Verſuchungen — körperliche Leiden, z. B. Krankheiten: — Leiden, die von den Mitmenſchen verurſachet werden, Verfolgungen, Schmähungen, Ver-

achtung — Leiden, die das widrige Glück mit ſich bringt, Armuth, Verluſt, Beſchädigungen des Vermögens — Leiden, die eine Folge der Vergänglichkeit des Lebens ſind, Trauer über Todsfälle — Leiden, die verſchiedene Lebensſtände zu Gefährdinnen haben — Leiden, die eine Folge der ängeren Verbindung mit anderen Menſchen ſind, Verluſt eines Freundes, eines Gatten, eines Kindes — Leiden, die uns die verderbte Natur verurſachet, Hinderniſſe, die ſie unſerem Streben nach Tugend entgegenſetzet — Leiden, die wir ſelbſt willkürlich erwählen können, z. B. gewiße Abtödungen, die wir uns auflegen, mit Unbequemlichkeit verbundene gute Werke. Nun können und müſſen zwar nicht alle Menſchen alle Arten von Leiden ertragen: doch iſt niemand ganz davon ausgenommen. Jeder Menſch hat ſeine Leidenſchaften, die er durch Verläugnung ſeiner ſelbſt bezähmen und in Ordnung bringen muß. Jeder hat zu Zeiten mit Verſuchungen zu kämpfen. Von dieſem Kampfe, ob er gleich beſchwerlich iſt, iſt niemand losgeſprochen. Jeder Stand bringt ſeine Laſten mit ſich. Dieſe zu einer Zeit wie zur anderen mit gleichem Muthe zu ertragen, iſt Jedermannes Pflicht, des Großen, wie des Kleinen. Kaum wird Jemand ſeyn, der nicht einige Feinde hat, dem nicht von ſeinen Mitmenſchen zuweilen etwas widriges begegnet. Jene Feinde zu lieben, und gegen dieſe Unbilden ſich nicht zu rächen, iſt, ob es gleich Ueberwindung koſtet, Pflicht, die das Chriſtenthum allen ohne Ausnahme auflegt. Wer zweifelt noch, daß jeder verbunden ſey, ſeinen Geiſt zu üben, damit er aufgeweckter und fertiger werde zu dem, was Nahrung ſeines geiſtlichen Lebens iſt? Allein geſchieht

ſchieht wohl dieſes ohne Anſtrengung, da Trägheit zum Guten eine allen angebohrne Unvollkommenheit iſt? Jeder muß ſich in den Stand ſetzen, daß er die Oberherrſchaft über ſein Fleiſch behaupte. Wird er aber dieſes zu Stande bringen, ohne ſich Abtödungen aufzulegen, ohne ſich unzählige Dinge, wornach es ihm lüſtert, zu verſagen? Von allen dieſen Arten zu leiden iſt Niemand losgeſprochen. Gefällt es aber Gott einem oder dem anderen noch dazu beſondere Prüfungen aufzulegen, ſo muß jeder ſie ertragen, dem er ſie auflegt; zu allen Zeiten, zu welchen; in dem Maaſe, in welchem er ſie auflegt, und ſo lange, als er ſie auf ihm liegen läßt. Ertragen muß er ſie mit gänzlicher Ergebung ſeines Willens in den göttlichen, in Vereinigung ſeines Leidens mit dem Leiden Chriſti, und in der Abſicht, ihm gleichförmig zu werden: denn dieß iſt eigentlich das, was Paulus mit Chriſto leiden heißt; indem er ſagt: **Wenn wir mit Chriſto leiden, ſo werden wir auch mit ihm verherrlichet werden.**

Laſſet uns indeſſen vor der Erfüllung dieſer Pflicht nicht erſchrecken, ſondern vielmehr, nachdem wir unſeren Heiland betrachtet haben, der durch Leiden in ſeine Glory eingegangen iſt, unſere Vorſtellungen von dem Leiden ändern, und zum Schluſſe unſere ganze Aufmerkſamkeit folgenden hingeworfenen Sätzen widmen, die theils aus der ganzen Abhandlung meiner Rede fließen, theils auf Erfahrung beruhen, theils beſondere göttliche Verheißungen zum Grunde haben. — Leiden macht nicht unglücklich. — Leiden beſſert und veredelt den Menſchen. — Leid-

— Leiden macht Helden. — Als Chriſt leiden gereichet zur Ehre. — Leiden wird durch Geduld, Hoffnung und Ueberzeugung, daß man berufen ſey zu leiden, nochmal ſo erträglich. Gott weiß das Leiden ſeiner Lieblinge mit unausſprechlichen Tröſtungen zu verſüßen. Gott wird Niemand mehr Leiden zuſchicken, als er ertragen kann. Gott wird endlich unſer kurzes fürübergehendes Leiden in ewige Freude verwandeln.

Auf den zweyten Pfingſttag.

Qui male agit, odit lucem, & non venit ad lucem, vt non arguantur opera eius. *Ioann.* 3.

Wer böſe handelt, der haſſet das Licht, und kömmt nicht zum Lichte, damit ſeine Werke nicht beſtrafet werden.

Zu dieſen Worten veranlaßte den Heiland ein Beſuch, den ihn der Schriftgelehrte Nikodemus zur Nachtzeit ablegte. Es war dieſes zwar ein aufrichtiger Beſuch, und es gieng dem Nikodemus ganz vom Herzen, wenn er Jeſum als einen von Gott geſandten Meiſter grüßte, und von ihm belehret zu werden verlangte: Daß aber dieſer Beſuch gerade zur Nachtzeit geſchah, hatte Menſchenfurcht zum Grunde, welche dem Heilande billig misfiel. Dieſes Misfallen zu erkennen zu geben, fieng er an, von den Feinden des Lichtes zu reden. Wer böſe handelt, der haſſet das Licht, und kömmt nicht zum Lichte, damit ſeine Werke nicht beſtrafet werden.

den. Daraus ſollte Nikodemus ſelbſt den Schluß machen, daß er zwar Recht gethan habe, indem er Jeſum aufſuchte; daß er noch weit beſſer würde gethan haben, wenn er, ohne einen Menſchen, ohne einen Schriftgelehrten zu ſcheuen, beym hellen Tage zu ihm gekommen wäre.

Wenn aber die Schüchternheit des Nikodemus dem Heilande ſchon misfiel, wie muß ihn erſt das Betragen der übrigen Schriftgelehrten und Phariſäer betrübet haben, die ſich als offentliche Feinde gegen ihn erklärten, und befliſſentlich Gelegenheit ſuchten, ihn zu verfolgen? Dieſe waren durch den Ausſpruch ganz betroffen: **Wer böſe handelt, haſſet das Licht, und kömmt nicht zum Lichte, damit ſeine Werke nicht beſtrafet werden.** So getroffen waren ſie, daß zugleich die ganze Urſache ihres lichtſcheuen Betragens an Tag gelegt war. Die Schalkheit ihres Herzens, die Tiefe ihrer eingewurzelten Laſter war die einzige Urſache ihrer Feindſchaft gegen Jeſum. Weil er keinem Laſter ſchonte, weil er bald den Stolz, bald die Scheinheiligkeit, bald die Liebloſigkeit gegen den Nächſten, bald den Geiz der Schriftgelehrten beſtrafte, darum haſſeten und läſterten ſie ihn. Weil ihr böſes Gewiſſen das Licht nicht vertragen konnte, darum ſuchten ſie es zu verdunkeln, und wenn es in ihren Kräften geſtanden wäre, gänzlich auszulöſchen.

O möchte doch die Schalkheit der Juden nicht auch vielen Chriſten erblich geworden ſeyn! Möchte es doch wenigſtens bey dem hellſtrahlenden Lichte des Evangeliums

liums nicht Menſchen geben, die ihre Augen vor demſelben verſchlieſzen! Aber, leider! das Betragen mancher Chriſten iſt ſo beſchaffen, daß es nicht undeutlich Feindſchaft gegen die Wahrheit verräth. Und die Urſache hievon iſt die nemliche, wie ehemals bey den Juden: **weil ihre Werke böſe ſind.** Das Laſter gewinnt ſoviel Herrſchaft über ihre Gemüther, daß ſie endlich, um ruhig darinn fortzuleben, dem Lichte der Wahrheit, welches ſie von ihren Irrwegen zurückbringen ſollte, recht gefliſſentlich ausweichen. Könnte ich doch die Bosheit der Sünde, die man durch muthwillige Verabſcheuung der Wahrheit begeht, auf das lebhafteſte ſchildern. Ich nehme es mir in gegenwärtiger Stunde vor, und ſage:

Es iſt dieſes eine Sünde, die ihres gleichens nicht hat, weder an Bosheit, noch an Thorheit. Nicht an Bosheit, weil der wahrheitſcheue Menſch wider den heiligen Geiſt ſündiget, der ihn wohlthätig erleuchten will. Dieß zeige ich im 1ten Theile. Nicht an Thorheit, weil er gegen ſich ſelbſt ſündiget, und weil er es wagt, einer Erleuchtung zu widerſtehen, welche er entweder gar nicht, oder wenigſtens nicht für immer verläugnen kann. Dieß zeige ich im 2ten Theile.

Erſter Theil.

Jede ſchwere Sünde, jede freywillige Uebertrettung eines ſchwer verbindenden Geſetzes iſt ein großes, verdammungswürdiges Uebel. So ſehr aber Gott die Sünde haſſet, und vermöge ſeiner weſentlichen Heiligkeit haſſen muß, ſo nimmt er dennoch, weil ſeine Erbarmung

barmung ohne Ende iſt, und weil er den Tod des Sünders nicht will, die Buſe, und die Reue, die wir über unſere Sünde empfinden, mit gröſten Wohlgefallen an. Nicht genug: Er nimmt nicht nur allein den Sünder, der zu ihm zurückkehret, zur Gnade auf, ſondern er geht ihm noch dazu entgegen, kömmt ihm mit Einladungen zur Buße und Erleuchtungen zuvor. Auch dieſes iſt noch nicht genug. Gott kömmt dem Sünder mit ſeinen Erleuchtungen nicht etwa nur einmal zuvor, ſondern er iſt langmüthig, er iſt unermüdet, ihn zu rufen, und auf ihn zu warten. Wenn ſeine erſten Einladungen vergeblich ſind, ſo widerhohlt er ſie. Wenn er auf einem Wege den Zugang zu dem Herzen des Menſchen nicht findet, ſo ſuchet er einen anderen. Wenn ſeine Gnade zu einer Zeit Widerſtand findet, ſo bedienet er ſich einer anderen. Dieß ſind lauter Wahrheiten, welche (Dank ſey der unendlichen Güte Gottes, der ſie uns offenbarte) auſſer allen Zweifel geſetzt ſind, und auf welche ſich unſere Hoffnung, wenn wir auch geſündiget haben, felſenfeſt gründen kann. Was iſt nun aber von einem Sünder zu halten, der, nebſt dem er Gott beleidiget hat, noch dazu den wohlthätigen Bemühungen Gottes, ihn zur Buße zu bewegen, widerſtrebt; der ſo beſchaffen iſt, wie ihn der heutige Text ſchildert, der das Licht haſſet, und nicht zum Lichte kömmt, damit ſeine Werke nicht beſtrafet werden? Hat wohl ſeine Bosheit ihres Gleichen? Gewiß, ein ſolcher Menſch begegnet Gott mit dem gröſten Undanke gegen die gröſte Wohlthat, und er ſetzet ihn gewiſſermaſſen auſſer Stand, ihm eine Barmherzigkeit zu erzeigen. Er begehet erſtlich

den gröſten Undank gegen Gott: denn einen größeren kann ja der Menſch nicht begehen, als da er den Bemühungen Widerſtand leiſtet, mit welchen ihn Gott von dem Abgrunde zurückführen will; ſo wie auch Gott dem Menſchen keine größere Wohlthat bezeigen kann, als da er ihm ſelbſt entgegengeht, um ſich mit ihm auszuſöhnen, und ihn von dem verſchuldeten Unglücke zu retten. Dieſen Undank ſchildert die Schrift an mehreren Orten mit ſo lebhaften Farben, daß man ihn nicht anderſt, als mit dem gröſten Abſcheue anſehen kann. In den Sprichwörtern ſagt Gott ſelbſt zu den Gottloſen, den Verächtern ſeiner Gnade (K. 1.) **Ich habe gerufen, und ihr habt nicht hören wollen. Ich habe meine Hand ausgeſtreckt, und niemand war, der darauf ſchaute. Ihr habt meinen Rath verachtet, und meine Beſtrafungen für nichts geachtet.** Einem verirrten zurufen, um ihn den rechten Weg zu zeigen; einem Unglücklichen, der ſich in den Abgrund ſtürzen will, die Hand entgegen ſtrecken; einem Unſinnigen rathen, daß er von ſeinem thörichten Vorhaben abſtehe; einen Ungerathenen väterlich beſtraſen, daß er in ſich gehe — ſind dieſes nicht wahre Wohlthaten? Und wer bezeiget dieſe Wohlthaten? Gott bezeiget ſie den Menſchen, die ihn beleidiget haben. **Ich habe gerufen, ich habe meine Hand ausgeſtreckt.** Im Gegentheile eine wohlthätige Stimme, die einen Verirrten auf den rechten Weg zurückrufet, nicht einmal einer Antwort würdigen; die Hand, die einen Unglücklichen von dem Abgrunde zurückziehen will, nicht einmal der Aufmerkſamkeit werth achten; einen

Rath-

Rath, der weniger nicht als die ewige Seligkeit betrifft, muthwillig verachten, eine våterliche Beſtrafung nur verlachen, iſt dieß nicht der gröſte Undank? Und wer begeht dieſen Undank? Die Menſchen, die der Gnade widerſtehen. **Ihr habt nicht hören wollen. Es war niemand, der auf mich merkte. Ihr habt meinen Rath und meine Beſtrafungen verachtet.**

Der heil. Job ſchildert dieſe Menſchen noch auf eine andere Art. **Sie ſprechen zu Gott**, ſagt er, **Weich von uns: Wir wollen die Erkenntniß deiner Wege nicht.** (21. 14.) Låßt ſich wohl eine gråßere Unbild auch unter uns Menſchen denken, als wenn Einer den Andern, der ihm mit einem wichtigen Liebsdienſte zuvorkömmt, ihm eine große Gefälligkeit anbietet, mit Ungeſtümme und Verachtung zurückweißt, und zu ihm ſpricht. **Weich von mir! Ich bedarf deiner nicht...** Und ſo ſprechen Menſchen zu Gott: **Weich von uns! Wir wollen die Erkenntniß deiner Wege nicht!** Deine Erleuchtungen ſind uns überlåſtig. Sie beunruhigen uns in unſerem Sündenwege. Und wir erklåren uns ein für allemal, daß wir ihnen kein Gehör geben wollen. Du willſt uns unterrichten, wie wir zu dir zurückkehren ſollen; allein wir wollen dieſe Erkenntniß nicht. Unſere Blindheit iſt uns lieber und bequemer, als deine Erleuchtung. Weich von uns. Schrecklicher Gedank zu Gott ſagen: **Weich von mir.** — Würden Sie nicht glauben, m. GG.! ich håtte den Ausdruck übertrieben, wenn es mein eigener wåre. Es iſt aber nicht mein eigener, ſondern der Ausdruck eines heiligen

Schriftſtellers, den der Geiſt Gottes beſeelte. **Sie ſprechen zu Gott: Weich von mir. Wir wollen die Erkenntniß deiner Wege nicht.** Schrecklicher Undank!

Wenn nun aber Menſchen ſich alſo gegen Gott betragen, ſetzen ſie ihn nicht gewiſſermaſſen auſſer Stand, ihnen Gnade zu bezeigen? Gott kann ja einen Sünder, ſo lang er nicht wahrhaft bekehrt iſt, und vom ganzen Herzen der Sünde abgeſagt hat, unmöglich zur Gnade aufnehmen: denn dieß würde ſeiner Gerechtigkeit und Heiligkeit widerſprechen. Das einzige, das weſentlichſte Mittel alſo, ihm Gnade zu bezeigen, iſt dieſes, daß er ihn erleuchte, und zur Erkenntniß ſeiner Sünden führe. Geſetzt nun der Menſch widerſteht dieſer Erleuchtung, antwortet der rufenden Stimme Gottes nicht einmal, ſtrecket der ausgeſtreckten Hand Gottes nicht auch die ſeinige entgegen, ſtößt ſie im Gegentheil zurück; — was iſt übrig? — Urtheilen Sie! — Gott, ob er gleich allmächtig, und unendlich barmherzig iſt, kann ihn nicht zur Gnade aufnehmen. Nichts iſt übrig nach der Sprache des heil. Paulus, als daß ein ſolcher Verächter der Langmuth Gottes ſich **einen Schatz des Zornes** ſammle. (Röm. 2.) Wir können uns das Verhältniß Gottes gegen einen Sünder, der vor dem Lichte der Gnade ſeine Augen verſchließt, nicht deutlicher vorſtellen, als wenn wir das Betragen Jeſu gegen Jeruſalem betrachten. Er gab ſich alle Mühe, die Innwohner dieſer verkehrten Stadt zurechtzubringen, er lud ſie mit den rührendſten Ausdrücken

zur

zur Buße ein, er verkündigte ihnen ihr bevorſtehendes Unglück. Er wirkte Wunder. Da alles dieſes vergeblich war, ſo weinte er, und redete Jeruſalem mit dieſen wehmuthsvollen Worten an: **O hätteſt du die Zeit deiner Heimſuchung erkennt! aber — du haſt nicht gewollt.** Dieſe Thränen, dieſe ſehnlichen Wünſche, dieſe Seufzer des Gottmenſchen waren gewiß unverfälſchte Zeugen ſeines aufrichtigen Willens, die Innwohner dieſer Stadt glücklich zu machen. Was läßt ſich mehr ſagen, was läßt ſich mehr denken zur Rechtfertigung des mitleidsvollen Herzens Jeſu, als dieſes: Er **weinte** über die Verſtockung Jeruſalems. — Und doch waren auch dieſe Thränen vergeblich. Warum? **Du haſt nicht gewollt.** — Gott kann in gegenwärtiger Vorſehung, wo er den Menſchen nur mittelſt des guten Gebrauches ſeiner Freyheit ſelig machen will, dieſer Freyheit keinen Zwang anlegen. Wenn alſo der Menſch durch Misbrauch ſeiner Freyheit der Gnade widerſteht, ſo iſt ſein Unglück entſchieden, und Gott, ob er gleich den Tod des Sünders nicht will, ſondern will, daß er ſich bekehre und lebe, iſt, ſo lange die Widerſetzlichkeit gegen ſeine Erleuchtungen währet, auſſer Stand, ihm Gnade und Verſöhnung widerfahren zu laſſen. O ſchreckliche Sünde, eine Sünde, die den höchſten Grad der Bosheit erreichet, Gott den unendlich barmherzigen auſſer Stand ſetzen, ſich zu erbarmen!

Dieſe Sünde hat in der Schrift ihren eigenen Namen. Sie wird die Sünde gegen den heil. Geiſt genennt, weil dem heil. Geiſte die Werke der Heilig-

machung, mithin auch alles, was der Rechtfertigung vorangeht, alle Einſprechungen, Erleuchtungen und Einladungen zur Buße zugeſchrieben werden. **Ihr, von unbeſchnittenen Herzen und Ohren, ihr widerſtehet immer dem heil. Geiſte,** ſo ſprach der heil. Diakon Stephanus zu den Juden, die der offenbaren Wunderwerke, welche die Apoſtel und Jünger Chriſti wirkten, und der unwiderleglichen Beweiſe für die Wahrheit der chriſtlichen Religion ungeachtet, dennoch ſie anzufeinden nicht aufhörten. (Apoſtelg. 7. 51.) Selbſt der Heiland machte bey dem heil. Matth. einen Unterſchied zwiſchen der Sünde, die gegen ihn begangen wird, und zwiſchen der Sünde, die gegen den heil. Geiſt begangen wird. (Matth. 12. 23.) **Das Wort,** ſagt er, **das gegen den Sohn geredet wird, wird vergeben. Das Wort aber, das gegen den heil. Geiſt geredet wird, wird nicht vergeben weder in dieſer, noch in der anderen Welt.** Dieſer Ausſpruch ſcheint dem Buchſtaben nach etwas hart zu ſeyn, und man möchte daraus ſchließen, als gebe es eine Sünde, die an ſich unvergeblich wäre: Allein, die Sache im Grunde betrachtet, enthält er einleuchtende Wahrheit. Der Heiland wollte ſo viel ſagen: Wer gegen den Sohn Gottes d. i. gegen mich aus Unwiſſenheit, und weil er mich nicht für den Sohn Gottes erkennet, ſündiget, und Läſterworte ausſtößt, deſſen Sünde kann vergeben werden; denn er kann noch belehret, unterrichtet, und zur Buße bewogen werden. Wer aber der erkannten Wahrheit, wer der Belehrung, der Erleuchtung ſelbſt widerſtrebet, wer gegen den Geiſt Gottes, den Geiſt der Wahrheit

ſünd-

ſündiget, deſſen Sünde kann nicht vergeben werden, weil er durch ſeine Bosheit ſelbſt das Mittel der Vergebung unkräftig macht. An ſich iſt alſo keine Sünde unvergeblich, ſey es auch die gröſte, ſey es eine Sünde, die man gegen Gott, oder gegen den Nebenmenſchen, oder gegen ſich ſelbſt begeht, ſey es eine einzige Sünde, oder eine lange unterbrochene Reihe von Sünden; aber die Sünde, die man durch einen vorſetzlichen und hartnäckigen Widerſtand gegen den heil. Geiſt und gegen ſeine wohlthätigen Erleuchtungen begeht, dieſe iſt unvergeblich, nicht als überträfe ſie die göttliche Güte, nicht als hätte Gott eine beſondere Ausnahme gemacht, dieſe Sünde nicht zu vergeben; ſondern weil ſie ihrer Natur nach die Urſache der Unbußfertigkeit und das Hinderniß der Buße iſt, welche der Sündenvergebung nothwendig vorausgehen muß.

Nun fragt ſich: Giebt es denn wirklich eine ſolche Sünde unter uns? Giebt es denn Chriſten, welche dem Geiſte Gottes und ſeinen Einleuchtungen muthwillig widerſtehen? Die Antwort darauf will ich Ihrer eigenen Entſcheidung überlaſſen; aber Stof will ich Ihnen zum Nachdenken geben. So viel iſt gewiß: wenn auch dieſe Sünde nicht ihrer vollen Bedeutung nach unter den Chriſten herrſcht, ſo iſt doch das Betragen von manchen ſo beſchaffen, daß es an dieſelbe ſehr nahe angränzt. Giebt es nicht Chriſten, die, ob ſie gleich in ihren Religionspflichten bey weitem nicht ſo unterrichtet ſind, wie ſie es ſeyn ſollten, dennoch die Anhörung des Worts Gottes gewiſſenlos vernachläßigen? Giebt es nicht Chriſten, die nicht nur

 allein

allein keine erbauliche Bücher zur Hand nehmen; ſondern noch dazu Schriften lieben, die ganz dazu gemacht ſind, den Weltgeiſt einzuflößen, die Sitten zu verderben, das Gewiſſen einzuſchläfern? Giebt es nicht Chriſten, die, ungeachtet ihr Leben eine fortgeſetzte Reihe von Sünden iſt, dennoch keine Zeit zu einer gründlichen Gewiſſenserforſchung anwenden? Giebt es nicht Chriſten, die nebſt dem ſie ſich ſelten, und nur da es das Kirchengeſetz fodert, zur Beicht begeben, noch dazu jene Beſtrafungen, die ſie billig verdienet haben, nicht vertragen können, und gegen eifrige Gewiſſensräthe aufgebracht ſind, die von der Menſchenfurcht losgeriſſen, ſich Mühe gaben, ihnen ihren kläglichen Gewiſſenszuſtand zu ſchildern, und ihnen die Unordnung ihres Herzens recht ſichtbar zu machen? Giebt es nicht Chriſten, die auch jene Jahrszeit, in welcher die Kirche alle ihre Gläubige zur Buße und Lebensänderung auffodert, fruchtlos verſtreichen laſſen, und nur Wohlſtands halber, nur heuchleriſch den vorgeſchriebenen Gebrauch der hh. Geheimniſſe vornehmen? Giebt es nicht Chriſten heutzutage, die ſich ein ſo ganz eigenes Syſtem von Religion erdichten, welches alle bedräuenden Vorſtellungen von einem künftigen Gerichte, und von der einem Sünder bevorſtehenden Verdammniß auf die Seite ſetzt? Und ſündigen dieſe nicht gegen den Geiſt Gottes? Welches ſind denn die Mittel, wodurch der Geiſt Gottes zu den Herzen der Menſchen redet, ihnen ſeine Erleuchtungen mittheilet, ſie zur Buße bewegt? Die entfernten Mittel ſind das Wort Gottes, mit deſſen Anhörung er ſeine Erleuchtungen verbindet; eine gründliche

Ge-

Gewiſſenserforſchung, wobey er die Gelegenheit hat, den Menſchen ſich ſelbſt kennbar zu machen; erbauliche Bücher, die ganz einfach und ohne Wortſchmuck die ewigen Wahrheiten vortragen; die Stimme der Kirche, die im Namen Gottes ihre Gläubige zur Buße einladet, und ihnen eine bequeme Zeit dazu anberaumet; das Zeugniß eifriger Diener Gottes und Gewiſſensräthe, die von dem Geiſte Gottes mit der Wiſſenſchaft der Heiligen ausgerüſtet ſind, um ſie anderen mitzutheilen. Dieß ſind die entfernten Mittel, deren ſich der Geiſt Gottes bedienet, zu den Herzen der Menſchen zu reden — und die näheren Mittel, wodurch er den Menſchen wirklich zu änderen und umzuſchaffen ſucht, ſind Erkenntniß ſeiner ſelbſt, Erkenntniß der Größe und Schwere der Sünden, Furcht Gottes... Wenn es nun aber Chriſten giebt, welche die Anhörung des Worts Gottes gänzlich vernachläßigen, welche, ſtatt erbauliche Bücher zu leſen, nur an verderblichen Geſchmack finden, welche in einer immerwährenden Zerſtreuung dahin leben, ohne jemal über ihren Gewiſſenszuſtand aufrichtig nachzudenken, welche die Kirche, wenn ſie ihre Glaubige zur Buße auffodert, vergeblich rufen laſſen, welche gegen das freymüthige Zeugniß eifriger Gewiſſensräthe zürnen, ſtatt dafür zu danken; die nur Menſchen aufſuchen, die ihren Leidenſchaften ſchmeicheln, und ihnen Polſter unter das Haupt legen; die ſo ſtolz ſind, daß ſie auch die billigſte Beſtrafung für Beleidigung anſehen; wenn es endlich Chriſten giebt, welche die Furcht Gottes, die der Anfang aller Weisheit iſt, aus ihren Herzen verbannen; wie ſoll der Geiſt Gottes zu ihnen reden, durch

welche Wege ſoll er den Eingang zu ihren Herzen ſuchen? Gehören dieſe nicht wirklich in die Klaſſe derjenigen, die unſer heutige Text ſchildert: **Wer böſe handelt, der haſſet das Licht, und kömmt nicht zum Lichte, damit ſeine Werke nicht beſtrafet werden...**

M. Chr.! ob wir gleich mitten in dem Chriſtenthume wohnen, ob gleich das Licht der Wahrheit in ſeiner Mittagshöhe ſteht, ſo hat es dennoch ſeine Feinde, ſo wie beym Anbeginne. Damals haſſeten die Menſchen das Licht, weil es ihnen als ein neuanbrechendes Licht überläſtig war, weil es ihre Werke der Finſterniß entdeckte: aber heute zu Tage bringt man es ſoweit, daß man gegen dieſes Licht ganz gleichgültig wird; man hat ſeinen Schimmer zu ſehr gewohnt, als daß man ihn fürchte; man bekennet ſich ſo gar aus Heucheley zu den Freunden des Lichtes, und unterhält doch im Geheime ſeines Herzens Finſterniſſe, abſcheuliche Laſter, unordentliche Leidenſchaften: man ſieht das Licht, wendet aber ſeine Augen davon ab, und folgt ihm nicht — zu geſchweigen, daß es viele andere giebt, die dieſes Licht offenbar haſſen und verfolgen, und den zu ihrem Heile geoffenbarten Wahrheiten mit lauter Stimme Krieg ankündigen. Leider, der Ausſpruch Jeſu bewähret ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert. **Das Licht kam in die Welt, und die Menſchen liebten die Finſterniſſe mehr, als das Licht, weil ihre Werke böſe waren: denn, wer böſe handelt, haſſet das Licht, und kömmt nicht znm Lichte, damit ſeine Werke nicht beſtrafet werden.**

Zweyter

Zweyter Theil.

Allein was nutzt es doch den Menſchen, dem Lichte zu widerſtehen? Dieſe Sünde hat ihres gleichens nicht an Bosheit. Sie hat aber auch ihres gleichens nicht an Thorheit.

Denn ſie können dem Lichte und der Wahrheit entweder gar nicht oder wenigſtens nicht immer widerſtehen. Ich ſage 1. Sie können dem Lichte entweder gar nicht widerſtehen. Darum ſaget auch der heil. Text: **Wer böſe handelt, haſſet das Licht, und kömmt nicht zum Lichte, damit ſeine Werke nicht beſtrafet werden.** Ein ſolcher Menſch fürchtet ſich alſo vor dem Lichte. Er ſieht voraus, daß er werde beſtrafet werden. Er iſt im Geheime überzeugt, daß er Beſtrafung verdiene. Er ſieht voraus, daß er, wenn er der Wahrheit unter die Augen träte, wenn er das Licht mit freyen Augen anſchaute, die ganze Abſcheulichkeit ſeiner Sünde einſehen müſte. Er ſieht vorher, daß er mit den ſchrecklichſten Vorwürfen ſeines Gewiſſens würde gemartert werden, wenn er ſich die Wahrheit vortragen ließe. Er hat alſo wirklich ſchon Erleuchtung und Kenntniß von ſeiner Bosheit, und ſein ganzer Verſuch geht nur dahin, dieſe Erleuchtung zu verdunkeln, dieſe Kenntniß ſeiner ſelbſt nicht deutlicher werden zu laſſen. Ja, ſo iſt es. Man glaube ja nicht, daß die Feinde des Lichtes mit allem ihrem Widerſtande gegen dasſelbe es jemal ſoweit bringen können, daß ſie die Erleuchtung gänzlich verdunkeln, daß ſie die Spuren der Wahrheit gänzlich in ihrem Herzen auslöſchen. Im Gegentheile

ſelbſt ihre Feindſchaft gegen die Wahrheit ſetzt Kenntniß der Wahrheit voraus: denn ſie würden ſonſt die Wahrheit nicht ſo heftig verfolgen, ſie würden ihr nicht ſo gefliſſentlich ausweichen, wenn ſie nicht voraus ſähen, daß ihre Schande dadurch entdecket würde. **Sie haſſen nur das Licht, und kommen nicht zum Lichte, damit ihre Werke nicht beſtrafet werden.** Ich zeige dieſe Wahrheit in einem Beyſpiele. Die Apoſtelgeſchichte meldet, daß der Landpfleger Felix, da Paulus von der Keuſchheit und Gerechtigkeit mit ihm zu reden anfieng, dieſen Apoſtel plötzlich von ſich wieß: Er unterbrach ihn mitten in ſeiner Rede, und ſagte ihm: **Geh hin für dießmal.** Sagte ihm denn Paulus etwas ganz neues? Sollte es denn Felix nicht gewußt haben, daß Unkeuſchheit und Ungerechtigkeit verdammungswürdige Laſter ſind? Gewiß wuſte es der Landpfleger. Sein Vernunftlicht entdeckte ihm ſchon, was unrecht iſt. Sein Gewiſſen beſtrafte ihn nicht nur einmal darüber. Er aber ſuchte ſein Gewiſſen zu betäuben, um ruhig in ſeinem Laſter beharren zu können. Nun kam Paulus, und machte ihm mit einer kraftvollen Anrede, mit einer lebhaften Schilderung der Abſcheulichkeit dieſer Laſter auf einmal ſein Gewiſſen rege. Dieß war dem Felix überläſtig, darum ſagte er ihm: **Geh hin für dießmal.** = = = So ſind alle Lichtfeinde beſchaffen, wie dieſer unglückliche Mann. Sie ſind mit der Wahrheit nicht ſo ganz unbekannt, ſie ſind nicht ſo ganz blind. Man ſagt ihnen Nichts neues, wenn man ihnen die Schande ihrer Laſter entdeckt; allein da ſie einmal entſchloſſen ſind, ſich vielmehr von einer laſterhaften Gewohnheit als von der

Wahrheit beherrſchen zu laſſen; da ſie eben deswegen ihr eigenes Gewiſſen betäuben, ſo muß ihnen nothwendiger Weiſe alles das überläſtig ſeyn, was ihnen ihre Unordnungen vorrückt, was ihr Gewiſſen aufregt. Darum haſſen ſie das Licht, darum kommen ſie nicht zum Lichte. Es iſt immer etwas in der Bruſt des Sünders, das Gott treu verbleibt, nemlich ſein Gewiſſen; und dieſes beſchuldiget ihn, daß er unrecht handle. Es iſt eben deswegen die gröſte Thorheit, der Wahrheit widerſtehen, die man doch unmöglich ganz verläugnen kann. Geſetzt aber der Sünder könnte eine Zeitlang die Wahrheit verläugnen, wird er ſie immer verläugnen können? Gewiß nicht. Es wird die Zeit kommen, da er die Wahrheit ſelbſt laut bekennen wird — entweder ſchon nach einer verübten Laſterthat, oder bey einer einbrechenden Noth, oder auf dem Todsbette, oder gewiß im Gerichte Gottes.

War je eine ſchreckliche Verblendung, ſo war es jene des Judas, den die Leidenſchaft des Geitzes ſo verſtrickt hatte, daß er ſelbſt kein Bedenken trug, ſeinen beſten Meiſter zu verrathen. Kaum aber war die Laſterthat verübt, ſo war er der Erſte, der ſich anklagte: **Ich habe unrecht gethan. Ich habe das unſchuldige Blut verrathen.** Niemand zwang ihm dieſes Bekenntniß ab. Niemand ſtellte ihn zur Rede. Niemand foderte ihn zu Gericht. Er ſelbſt, durch ſein Gewiſſen gefoltert, gab der Wahrheit Zeugniß.

Ein anderes Beyſpiel der Verblendung iſt Pharao. "**Ich kenne den Gott Iſrael nicht**" ſprach dieſer

Lä-

Läſterer. Kaum aber hatte er die Plagen verſucht, mit denen Gott ihn züchtigte, ſo ließ er von freyen Stücken Moſes und Aaron rufen, und legte ihnen das Bekenntniß ab: **Ich habe gegen den Herrn, euren Gott geſündiget.**

Ein ähnliches Bekenntniß nöthigte dem Gottesräuber Antiochus die nahe Todesgefahr ab. Wahr iſt es: Dieſer Böſewicht hatte es mit der Betäubung ſeines Gewiſſens ſo weit gebracht, daß es ſeines ruchloſen Lebens ungeachtet, ſtäts munter und fröhlich war: allein dieſe Munterkeit verwandelte ſich auf einmal in tiefe, peinvolle Traurigkeit, und ſein Gewiſſenspraſt folterte ihn ſo ſchrecklich, daß er ſich nicht verbergen konnte, ſondern laut vor ſeinen verſammelten Freunden ausſagte: er erkenne die Trübſal, die ihn betroffen habe, als eine verdiente Strafe ſeines gottesräuberiſchen Verfahrens in dem Tempel zu Jeruſalem. (1. B. Mach. 6. 11. ꝛc.) Solche Siege trägt die Wahrheit über ihre Feinde davon. Sie müſſen endlich zu ihrer ſelbſt eigenen Beſchämung einbekennen, daß ſie unrecht gethan haben. Iſt dieſes nicht auch manchmal bey vielen Chriſten geſchehen, die ihr Leben hindurch keine Achtung gegen die Religion merken ließen? Welche Veränderungen wirkte nicht eine einzige Krankheit bey ihnen? Wie änderte ſich auf einmal ihre Sprache? Wie ſtellte ſich ſo plötzlich die Furcht vor dem Gerichte bey ihnen ein? Wie willkommen war ihnen die Gegenwart der Prieſter, von denen ſie zuvor Feinde waren? Hörte man auch noch freye Anmerkungen über die Religion von ihnen? War

nicht die Bangigkeit, die allenthalben aus ihnen her-vorblickte, ein redender Zeug von der Gewiſſensunruhe, die ſie folterte? Mit welchen Schrecken ſahen ſie der Ewigkeit entgegen, ſie, die ſo unbekümmert dahin lebten, als wenn keine Ewigkeit wäre? Bekennten ſie nicht laut oder wenigſtens durch ſtille Seufzer, daß ſie thöricht gehandelt haben, indem ſie ihre Bekehrung bis aufs Todsbett verſchoben?

Geſetzt aber auch: der Sünder wäre ein ſolcher Held in der Bosheit, daß ihm auch die Todesangſt die Augen nicht aufſchließen könnte; ſo wird ſie ihm doch gewiß die Ewigkeit aufſchließen. Der Verfaſſer des Buches der Weisheit führet die Feinde des Lichts redend ein in dem Augenblicke, da ſich die Pforte der Ewigkeit vor ihren Augen öffnet. **O uns Unſinnige!** ſo läßt er ſie ſprechen, **alſo haben wir uns von dem Wege der Wahrheit verirret, und das Licht der Gerechtigkeit hat uns nicht geleuchtet, und die Sonne des Verſtandes iſt uns nicht aufgegangen. Wir ſind müde geworden auf dem Wege der Bosheit, und des Verderbens. Wir haben mühſame Wege gewandelt; den Weg des Herrn aber haben wir nicht gekannt.** Dieſes Zeugniß werden alſo die Gottloſen einſt der Wahrheit ablegen; eine traurige Ueberzeugung wird ſie nöthigen, es abzulegen. Sie werden bekennen, daß ſie mit gröſter Beſchwerniß der Wahrheit widerſtanden ſind. Sie werden klagen, und dieſe Klage ewig widerhohlen, daß ſie ſich die thörichte Mühe gegeben haben, das Licht in

ihren

ihren Augen zu verdunkeln, welches ſie nun ewig zu ihrer Beſchämung und Verzweiflung werden ſehen müſſen: die thörichte Mühe, die eine ewige Quaal zum Lohn hat. O Thorheit! o Unſinn! einer Wahrheit zur Zeit, da ſie wohlthätig erleuchtet, warnet und ſtrafet, widerſtehen, die man zur Zeit, da ſie verdammet, ſelbſt wird eingeſtehen müſſen. Jede Sünde iſt Thorheit. Thorheit iſt es ein Geſchöpf dem Schöpfer vorziehen. Thorheit iſt es, um einer augenblicklichen Luſt, um eines verächtlichen Gewinnes wegen ſich einer ewigen Verdammniß ausſetzen. Aber Thorheit ohn Vergleich iſt es, jener Wahrheit widerſtehen, die uns die Thorheit der Sünde zu erkennen giebt. O laſſet uns doch die Wege der Lichtfeinde nicht betretten. Laſſet uns doch den Vorſchriften des Heilandes folgen, der uns warnet: **Wandelt, ſo lang ihr Licht habt.** Wahr iſt es: Wir ſind Menſchen, die oft fehlen, Menſchen, die geneigt ſind zu ſündigen, Menſchen, die ſo manchen Verſuchungen unterliegen, Menſchen, die oft ihre guten Vorſätze vergeſſen, Menſchen, die auch, nachdem ſie Buße gethan haben, oft zurückfallen: Allein ſo lang wir das Licht der Wahrheit des Evangeliums vor Augen behalten, ſo werden wir von allen Fällen und Rückfällen aufzuſtehen vermögend ſeyn, wir werden von allen unſern Verirrungen den Weg zurück finden. Das Verderben wird ſich unſerer nicht bemächtigen. **Wandelt, ſo lang ihr Licht habt.** Wenn wir dieſes Licht vor Augen behalten, ſo werden wir ſtäts klüger und behutſamer werden; wir werden die Gefahren, die uns drohen, ſchneller entdecken; wir werden, ob wir gleich

den geiſtlichen Verſtand nach Kinder ſind, nach und nach zu Männern emporwachſen. Wenn wir aber dieſes Licht auſſer Augen laſſen, ſo wird unſer natürliches Verderben ſtärker, die Reitze der Welt verführender, die Liſt des Satans ſiegreicher werden. Wenn wir dieſes Licht auſſer Augen laſſen, ſo werden wir Schritte vor Schritte dem Abgrunde uns nähern, und unſer Heil wird unfehlbar verloren gehen. Laſſet uns alſo wandeln, ſo lange wir Licht haben. Wahrheit, wir mögen ſie von einem Predigtſtuhle hören, oder in einem Buche leſen, es mag ſie uns ein Vorgeſetzter ſagen, oder einer unſers gleichens, ſey uns willkommen. Sie ſey uns willkommen, wenn ſie auch demüthigend und beſchämend iſt, wenn ſie auch unſer Gewiſſen in Unruhe bringt. So lang der Menſch Wahrheit liebt, ſich gern beſtrafen läßt, gern ſeine Fehler bekennet, auf die Beſchuldigung ſeines Gewiſſens aufmerkſam iſt, ſo wandelt er auf dem Wege zu ſeiner Beſſerung, ſeiner Vervollkommung — mithin auch zu ſeiner Glückſeligkeit.

Auf den heiligen Pfingſttag.

Repleti ſunt omnes Spiritu ſancto. *Act.* 2.

Es ſind alle von dem heiligen Geiſte erfüllet worden.

Nachdem der göttliche Erlöſer das Werk, welches er auf der Erde auszurichten gekommen war, vollendet, und an ſeinem glorreichen Himmelfahrtstage zu dem, der ihn geſandt hatte, zurück gekehret war; verfügten

fügten ſich ſeine Jünger dem erhaltenen Befehle gemäß nach Jeruſalem, beharrten einmüthig im Bethen, und warteten auf die Erfüllung der Verheißungen, die ihnen gegeben waren. Sie warteten nicht umſonſt: denn da die Pfingſten erfüllet, d. i. da der fünfzigſte Tag nach Oſtern angebrochen war, den die Juden jährlich zum Andenken des Geſetzes feyerten, welches dem Moſes auf dem Berge Sinai fünfzig Tage nach dem erſten Genuſſe des Oſterlammes gegeben war, kam der Geiſt Gottes, der verſprochene Tröſter. Er kam unter ſichtbaren und glänzenden Zeichen, welche die ganze Stadt Jeruſalem aufmerkſam machten, unter dem Getöſe eines Sturmwindes, und in der Geſtalt feuriger Zungen. Er kam, und wirkte an den Apoſteln in einem Augenblicke, ſchneller, als das Feuer wirkt, die erſtaunlichſten Veränderungen. Er erfüllte ſie mit Weisheit, mit Kraft und Muth, mit der Völle ſeiner Gaben. **Sie ſind alle voll des heiligen Geiſtes geworden.** Dieß iſt die große Begebenheit, GG.! die wir heute feyern. — Und dieſe Feyerlichkeit iſt mit Rechte eine der größten, die wir das Jahr hindurch begehen: denn welches iſt der Zweck unſerer Feyerlichkeiten? Kein anderer, als daß wir Gott in ſeinen Vollkommenheiten, die er uns geoffenbaret, und für die Wohlthaten, die er uns erzeiget hat, preiſen; kein anderer, als daß wir näher erwägen, und tiefer zu Gemüthe führen, wie groß, wie mächtig Gott, wie gütig und treu er gegen uns iſt. Mit einem Worte: die Verherrlichung Gottes. Welches iſt ferner der Zweck unſerer Feyerlichkeiten? Daß wir erkennen, was wir durch Gott ſind,

und

und was wir ohne ihm ſeyn würden; welch wohlthätige Abſichten Gott gegen uns hege, und wie ſehr wir verpflichtet ſind, denſelben mitzuwirken. Mit einem Worte, unſere Belehrung und Beſſerung.

Nun ſage ich aber: Es iſt kein Geheimniß, welches uns erhabnere Kenntniſſe von Gott, und richtigere von uns ſelbſt mittheilte, mithin auch keines, welches mehr zur Verherrlichung Gottes, und zur Belehrung des Menſchen gereichte, als eben das heutige. Wie viel es zur Verherrlichung Gottes beytrage, zeige ich im erſten Theile. Wie viel es zu unſerer Belehrung beytrage, zeige ich im zweyten Theile.

Damit ich aber dieſes mit dem Nachdrucke vortrage, den dieſer Gegenſtand fodert; damit Sie einſehen, was ich vortrage, damit Sie endlich den Entſchluß faſſen, ihren Einſichten gemäs zu handeln, dazu bedarf ich, und dazu bedörfen auch Sie den Beyſtand des göttlichen Geiſtes. Laſſet uns alſo, und heute beſonders ihn anrufen: Komm heiliger Geiſt, komm Tröſter, Vater der Lichter, und erfülle unſere Herzen. Laßt uns einſehen die Größe und Güte Gottes. Laßt uns einſehen, wie ſchwach wir aus uns ſelbſt ſind, wie ſtark, wie muthig wir durch deine Gnade ſeyn können.

Erſter Theil.

Die heutige Feyerlichkeit ſcheinet zwar dem erſten Anſehen nach nur der dritten Perſon in der Gottheit, dem heil. Geiſte gewidmet zu ſeyn, als welcher ſich an dem heutigen Tage beſonders offenbarte, und die Jünger Jeſu mit der Völle ſeiner Gaben erfüllte; allein wenn wir die Sache genauer erwägen, ſo erhellet aus dieſem

Geheimniſſe erſtlich die Liebe des Vaters, zweytens die Treue des Sohnes, und ohnedem die Kraft des heiligen Geiſtes, der über die Apoſtel gekommen iſt. Mit Rechte ſage ich alſo, es ſey kein Geheimniß, welches mehr zur Verherrlichung Gottes gereiche, als eben dieſes.

Wir erkennen erſtlich daraus die Liebe des Vaters: denn der Vater war es, der dieſen göttlichen Geiſt geſendet hat. **Der Vater wird ihn in meinem Namen ſenden**, ſagt Jeſus (Joh. 14. 26.) Iſt nun aber die Sendung des heiligen Geiſtes nicht ein Merkmal der Vaterliebe? Iſt ſie es nicht eben ſowohl, als die Sendung des Sohnes? Wenn Jeſus ſagt: **So hat Gott die Welt geliebt, daß er ihr ſeinen Sohn gab**, (Joh. 3.) läßt es ſich nicht eben ſowohl ſagen: So hat Gott die Welt geliebt, daß er ihr ſeinen Geiſt gab? Der heilige Geiſt iſt eben ſowohl, als der Sohn eine göttliche Perſon, und die Wohlthaten des einen wie des andern ſind unendlich ſchätzbar. Alſo iſt die Liebe des Vaters an der Sendung des Einen wie des Anderen kennbar. Und wer zweifelt auch noch daran? Iſt es nicht für den betrachtenden Chriſten ein entzückender Gedank, wie ſich der liebvolle Vater ſo wunderbar mit unſerer Glückſeligkeit beſchäftigte, und welche Anſtalten er zu dieſem Ende machte? Von Ewigkeit her liebte er den Menſchen. In der Zeit erſchuf er ihn aus Nichts, und ſtaltete ihn nach ſeinem Ebenbilde. Ob aber gleich der Menſch dieſes Ebenbild durch ſeine Uebertrettung entweihte, ſo verwarf ihn dennoch der unermüdet liebende Schöpfer nicht, ſondern faßte den erbarmungsvollen Rathſchluß, ihm ein Erlöſungsmittel zu bereiten, und ſeinen eingebohrnen Sohn zu

dieſem Ende auf die Welt zu ſenden. Dieſer göttliche Sohn kam, umgeben von unſerer ſchwachen Natur, als Menſch, als Menſchenfreund. Er wanderte unter den Sterblichen herum, als Einer ihrer Brüder. Er lehrete ſie. Er ertrug alle Schwachheiten ſeiner Jünger, ja nicht nur die Schwachheiten ſeiner Jünger, ſondern auch die Widerſprüche und Schmähungen ſeiner Feinde. Er liebte die Seinigen bis ans End, und nachdem er alles ausgerichtet hatte, was er auszurichten gekommen war, ſo ſtarb er, und ſöhnte die ſündige Welt durch ſeinen unendlich verdienſtvollen Tod mit dem Vater aus. Er ſtarb; doch tröſtete er ſeine traurenden und zerſtreuten Jünger bald wieder durch ſeine glorreiche Auferſtehung, und nachdem er noch vierzig Tage mit ihnen zugebracht hatte, fuhr er im Triumphe gegen den Himmel, hinterließ jedoch den Seinigen die erquickende Verheißung, daß ſie über ein kleines da ſeyn ſollten, wo er iſt. Dieſen göttlichen Erlöſer, der ſein Blut und Leben für uns aufopferte, hat uns der Vater geſendet. O die Liebe des Vaters! Allein ſie hatte noch keine Gränzen. Der Sohn gieng zum Vater, und der Geiſt kam herab, als der zweyte Abgeordnete der Gottheit, den Menſchen Heil, Segen und Gnade zu bringen. O Vater! wie theuer ſind dir die Menſchen? Der Sohn gieng hin, nachdem er die Völle der Gnaden den Menſchen verdienet hatte. Der Geiſt kam, um dieſe Gnadenvölle den Menſchen zu überbringen. Der Sohn gieng zum Vater, nachdem er die Menſchen gelehrt, und durch ſein Blut die Kirche geſtiftet hatte. Der Geiſt kam, um das, was der Sohn gelehret hatte, zu bekräftigen, und ſeiner geſtifteten Kirche ewige Dauer zu geben. Er kam, nicht zwar, indem er wie der Sohn,

eine fremde Natur annahm, doch unter ſichtbaren und glänzenden Zeichen, um die Menſchen von ſeiner Ankunft und ſeinem Daſeyn völlig zu überzeugen— Und dieſen Geiſt hat uns der Vater geſandt. Wer zweifelt nun noch an der Liebe des Vaters? Er gab uns ſeinen Sohn, er gab uns ſeinen Geiſt. Er gab uns ſeinen Sohn, und ließ ihn für uns alle Alles werden. Er gab uns ſeinen Geiſt, und mit ihm die Völle himmliſcher Gaben. Was wird er uns nicht ferner noch geben? Gewiß alles, was er uns durch ſeinen Sohn verſprochen hat. Dieſe zuverſichtsvolle Hofnung können wir beſonders heute faſſen, indem aus dem Geheimniſſe des heutigen Tages nebſt der Liebe des Vaters die Treue des göttlichen Sohnes in ſeinen Verheißungen erhellet.

Jeſus hatte ſeinen Jüngern öfters die Sendung des heil. Geiſtes verſprochen. Wenn ich nicht hingehen werde, ſprach er, ſo wird der Tröſter nicht kommen, Wenn ich aber hingehen werde, ſo wird er zu euch kommen. Ich hätte euch itzt noch vieles zu ſagen; ihr könnet es aber nicht tragen. Wenn aber der Geiſt der Wahrheit kommen wird, ſo wird er euch alle Wahrheit lehren. (Joh. 16. 7. 12. 13.) Was er da geſagt hatte, dieß widerholte er nochmal, da er, ſo zu ſagen, nur mit einem Fuße noch auf der Erde ſtand, und ſchon im Begriffe war gegen den Himmel zu fahren. Ihr werdet nach wenigen Tagen mit dem heil. Geiſte getauft werden. (Apoſtelg. 1.) Dieß war ſein letztes Wort. Auf dieſes harreten und hofften ſeine Jünger. Sie hofften nicht vergeblich. Ihre Erwartung wurde erfüllet, und die Erfüllung übertraf alle Erwartung. Der

verſprochene Tröſter kam, wie es Jeſus geſagt hatte; er kam in wenigen Tagen nach der Auffahrt Jeſu, wie es eben derſelbe geſagt hatte, und er brachte ihnen allen jenen Troſt, jene Weisheit, Erleuchtung, Kraft, die ſie erwarteten. Alſo iſt die Sendung des heil. Geiſtes ein Beweis von der Treue Jeſu, ein Unterpfand, daß auch in Abſicht auf uns alles, was uns dieſer göttliche Heiland verſprochen hat, in Erfüllung gehen werde. Auch uns hat er die Verheißung gegeben, daß der Vater allen jenen einen guten Geiſt geben werde, die ihn darum bitten. (Luk. 11. 13.) Auch dieſes wird in Erfüllung gehen; ſo gewiß, als jene Verheißung, die er ſeinen Apoſteln gegeben hat, in Erfüllung gegangen iſt: denn er iſt in Abſicht auf uns ſo wie in Abſicht auf ſeine Apoſtel eben derſelbe unendlich treue. Chriſtus Jeſus iſt geſtern, heute, und in alle Ewigkeit der nemliche, ſagt Paulus (Hebr. 13. 8.) Die Apoſtel würden ihn beleidiget, und ſeiner Wahrhaftigkeit die gröſte Unbild zugefüget haben, wenn ſie auf ſein Wort Mistrauen geſetzet hätten. Auch wir würden durch Mistrauen auf ſeine Verheißungen ihm die nemliche Unbild zufügen, ja in gewißem Anbetrachte noch eine größere: denn jene muſten auf ſein Wort bauen, noch ehe es erfüllt war; aber wir haben die Erfüllung dieſes Wortes ſchon vor uns. Jeſus verſprach ſeinen Apoſteln den heil. Geiſt — und die Apoſtelgeſchichte ſagt: Sie ſind alle mit dem heil. Geiſte erfüllet worden. Da ſehen Sie den Beweggrund ihrer Hofnung. Jeſu Wort traf einmal zu, es wird tauſendmal zutreffen, es wird nicht einmal trügen: denn er iſt der unendlich treue.

Laſſet uns alſo durch das Geheimniß des heutigen Tages mit neuer Zuverſicht auf die Verheißung Chriſti erfüllt, in allen unſeren geiſtigen Angelegenheiten um den guten Geiſt bitten, und der Vater wird uns ihn geben. Beunruhiget uns je ein Zweifel in Glaubensſachen (und wie leicht kann dieſes geſchehen in den gegenwärtigen Zeiten, die ganz Freyheit und Widerwillen gegen die Unterwürfigkeit des Verſtandes athmen) — laſſet uns um den guten Geiſt bitten, und der Vater wird uns ihn, und durch ihn Feſte und Beruhigung des Glaubens geben. — Werden wir je gegen eine Tugend angefochten, ſtreuet der Geiſt der Bosheit durch ſeine teufliſchen Eingebungen den Samen des Laſters in unſer Herz: laſſet uns um den guten Geiſt bitten, und der Vater wird uns ihn, und durch ihn Kraft und Beharrlichkeit zu ſtreiten geben. — Empfinden wir Unluſt zum Bethen: laſſet uns den Vater bitten, und er wird uns den guten Geiſt geben; er, der vorlängſt durch einen ſeiner Propheten verſprochen hat, er wolle den Geiſt des Gebethes über die Bewohner Jeruſalems ausgießen. (Zach. 12. 10.) Wandelt uns Unmuth, Unzufriedenheit mit unſeren Berufsgeſchäften, Ungeduld in den damit verbundenen Beſchwerniſſen an: laſſet uns um den guten Geiſt bitten, und der Vater wird uns ihn, und durch ihn heiteren Muth, Freude des Herzens, ausharrende Geduld geben. Bedörfen wir in einer Angelegenheit, bey einer wichtigen Unternehmung Rath: laſſet uns um den guten Geiſt bitten, und der Vater wird uns ihn geben, ihn, den Geiſt des guten Rathes. Sind wir Vorgeſetzte, und haben Untergebene unter uns, die bald durch Schärfe,

bald

bald durch Gelindigkeit müſſen regieret werden: laſſet uns um den guten Geiſt bitten, und der Vater wird ihn uns geben, den Geiſt der Weisheit und der Unterſcheidung. Das Wort Jeſu kann nicht trügen: Der Vater wird den guten Geiſt geben denen, die ihn darum bitten. Unſere Zuverſicht wird aber nochmal ſo ſtark werden, wenn wir noch dazu die Kraft des heil. Geiſtes betrachten, ſo wie ſie aus dem Geheimniſſe des heutigen Tages hervorleuchtet.

Eine Kraft äuſſert ſich aus ihren Wirkungen. So auſſerordentlich alſo und ſo göttlich die Wirkungen waren, welche die Ankunft des heil. Geiſtes an den Apoſteln hervorbrachte, ſo göttlich, ſo auſſerordentlich iſt die Kraft dieſes Geiſtes. Die Apoſtel ſind von dem heil. Geiſte erfüllet worden, ſagt unſer Text, und ſie fiengen an, mit allerley Sprachen zu reden, wie es ihnen der heil. Geiſt zu reden eingab. Der Geiſt kam über ſie, und ſie ſind augenblicklich neue Menſchen geworden, neu dem Verſtande und dem Herzen nach. Sie waren zuvor rohe und unwiſſende Leute. Der heil. Geiſt aber machte ſie zu Lehrern der Welt, denen keine Weltweisheit widerſtehen konnte. Sie waren unberedte, unſtudirte Männer: itzt redeten ſie mancherley Sprachen, und was ſie redeten, hatte Verſtand und Nachdruck. Sie waren zuvor nicht allzu beleſen in der Schrift; das Gewerb der Meiſten ließ es nicht zu, daß ſie ſich ſo ganz auf Schriftkenntniſſe legten; und auch die wenige Beleſenheit, die ſie hatten, wuſten ſie nicht recht anzuwenden, weil ſie viel zu irrdiſch geſinnt waren, als daß ſie den Geiſt der Schrift ver-

ſtehen ſollten. So bald aber der Geiſt über ſie kam, ſo war ihnen die Schrift ein offenes Buch; die Geheimniſſe und Dunkelheiten der Propheten waren vor ihren Augen enthüllt. Sie waren zuvor ſchwache, furchtſame Menſchen, die bey der mindeſten Gefahr davonflohen, und ſich verbargen. Der Geiſt Gottes aber machte ſie zu ſtarkmüthigen und unerſchrockenen Bekennern Jeſu, die ſich nicht mehr fürchteten, öffentlich in der Stadt Jeruſalem vor Einheimiſchen und Ausländern aufzutretten, und Wahrheiten zu verkündigen, die dem Volke verhaßt waren. Sie waren zuvor eitel und rangſüchtig: So bald der Geiſt über ſie kam, ſuchten ſie keine andere Ehre mehr, als die Ehre Jeſu, und verkündeten laut, daß er der Gekreuzigte iſt, dem Anbethung gebühret, vor dem ſich alle Knye beugen müſſen. — So verändert waren die Apoſtel dem Verſtande und dem Herzen nach.

Dieß war doch gewiß eine göttliche Kraft, die ſolche Wunder wirkte, die das Stumme beredſam, das Schwache ſtark, das Menſchliche göttlich machte. Die Licht ſchuf, wo Finſterniß, Löwenmuth, wo Furcht, unerhörte Weisheit, wo Unwiſſenheit war — und die alles dieſes nicht etwa in einer langen Zeitfriſt, ſondern in einem Augenblicke wirkte. Der Geiſt kam, und die Apoſtel waren ſchon andere Menſchen. Der Schall geſchah, und ſie redeten ſchon alle Sprachen. Der Lichtſtrahl fiel auf ihre Scheidel, und ſie waren ſchon voll Weisheit, voll Licht und Kraft. Wer erſtaunet nicht über dieſes Wunder? Wer bewundert nicht die Kraft des Geiſtes?

Jeder von uns weiß, wie viel Zeit und Uebung da-

zu gehöre, um nur eine Mutterſprache recht zu lernen, ſo daß man ſich ſchnell, richtig, verſtändlich über mancherley Gegenſtände ausdrücken könne. Und wie viel Zeit, Fleiß und Uebung gehört erſt dazu, um eine fremde Sprache zu lernen? Man muß alle Wörter, die ihr eigen ſind, im Gedächtniſſe behalten, muß von jedem die eigentliche Bedeutung wiſſen, muß ſie in ihrer rechten Bedeutung und nach den einer jeden Sprache eigenen Regeln zuſammenzufügen wiſſen, muß endlich auch die Zunge, die Lippen, den Gaumen ſo gebrauchen können, damit jedes ausgeſprochene Wort ſeinen rechten Klang und ſein Sylbenmaaß erhalte. Iſt es nun nicht ein alle Menſchenkräfte überſteigendes Werk, welches an den Apoſteln geſchah, indem ſie nicht nur eine, ſondern mancherley fremde Sprachen, die ſie nie gelernet hatten, in einem Augenblicke zu reden anfiengen, ſo, als wenn jede dieſer fremden Sprachen ihre Mutterſprache wäre; ſo, daß der Parther, der Meder, der Elamiter, der aus Meſopotamien, aus Aegypten, aus Rom ſie verſtand, wie wenn er ſeine Landsleute reden hörte? — Wer weiß ferner nicht, wie viel Fleiß, Beleſenheit und Uebung dazu gehöre, um die Gabe der Beredſamkeit zu erlangen, um einen Vortrag halten zu können, dem es weder an Gründlichkeit und Beweiskraft, noch am Nachdrucke der Worte, noch an glücklichen Wendungen, noch am Zuſammenhange, noch an Zweckmäßigkeit in Abſicht auf jene, für welche der Vortrag beſtimmt iſt, fehle? Und wenn man auch jene Beleſenheit beſitzet, die beſten Rednermuſter kennen gelernt hat, ſich in Vorträge und Aufſätze machen lange geübet hat, ſo darf es dem ungeachtet Niemand

wagen, unbereitet vor einer Verſammlung aufzutretten. Und dennoch waren die Apoſtel, ſo unberedt und ungeübt ſie zuvor immer waren, augenblicklich, ſobald der Geiſt über ſie kam, gefaßt, vor einer ganzen Stadt Vorträge zu halten, denen es weder an Beweiskraft, noch an Zweckmäßigkeit fehlte, Vorträge, die ſoviel Eindruck machten, daß an einem Tage bey dreytauſend Menſchen zerknirſcht, reuevoll den Glauben an Chriſtum bekenneten. — Wer weiß ferner nicht, welch erhabene, geheimnißvolle Dunkelheit in der Schrift, beſonders in den Propheten herrſche? Wer darf es wagen, nach ſeinem Eigendunkel dasjenige auszulegen, was jene vom Geiſte Gottes erleuchtete Männer niedergeſchrieben haben? Und dennoch haben die Apoſtel in einem Augenblicke die Gabe, die Schrift untrüglich auszulegen, erhalten: ſie ſind mit ihr, ſo wohl was ihren Umfang, als was ihren Sinn anbelangt, ganz bekannt und vertraut geworden. — Wer weiß endlich nicht, welche Herzhaftigkeit dazu gehöre, um vor einer zahlreichen Verſammlung öffentlich aufzutretten, zumal wenn man nicht zum voraus das Vertrauen derſelben beſitzet; und welch lange Uebung erfordert werde, bis man die natürliche Schüchternheit ablege. Und dennoch ſind die Apoſtel, ob ſie gleich als unwiſſende Leute unter dem Volke bekannt waren, und das Vertrauen desſelben nicht beſaßen, das erſtemal mit männlicher Unerſchrockenheit in Jeruſalem aufgetretten, und haben Jeſum verkündiget — einem Volke, unter dem ſo viele Feinde Jeſu waren.

Iſt an allen dieſen Erſcheinungen die Kraft des heil. Geiſtes nicht augenſcheinlich, und ſichtbar?

Es

Es erhellet alſo (damit ich alles, was ich geſagt habe, kurz zuſammenfaſſe) es erhellet aus dem Geheimniſſe des heutigen Tages die Liebe des Vaters, die Treue des Sohnes, die Kraft des heiligen Geiſtes. Dieſes Geheimniß gereichet zur Verherrlichung des Vaters, weil er den heil. Geiſt geſendet hat. Es gereichet zur Verherrlichung des Sohnes, weil er den heil. Geiſt versprochen hat, und weil ſeine Verheißung ſo herrlich iſt erfüllet worden. Es gereichet endlich zur Verherrlichung des heil. Geiſtes, weil er durch ſo erſtaunliche Werke und Wunderzeichen ſeine Kraft geäuſſert hat. Laſſet uns die Liebe und Erbarmung des Vaters preißen. Laſſet uns der Treue und Wahrhaftigkeit des Sohnes durch eine feſte Zuverſicht entſprechen. Laſſet uns in Anſehung der Kraft des heil. Geiſtes mit einem brünſtigen Verlangen nach unſerer Heiligung und Beſſerung beſeelet werden — dann werden wir nach Würde den heutigen Tag feyern.

Laſſet uns aber auch noch betrachten, wie viel eben dasſelbe Geheimniß zu unſerer Belehrung beytrage.

Zweyter Theil.

Die Summe der wahren menſchlichen Weisheit läßt ſich auf zwey Punkte zuſammenfaſſen, daß der Menſch wiſſe, wie wenig er aus ſich allein, wie viel hingegen durch Gott in Abſicht auf ſeine Seligkeit vermöge — daß er ſeine natürliche Schwachheit, ſeine übernatürliche Kräfte kenne: denn wenn er dieſes weiß, ſo wird er weder ſtolz noch furchtſam, weder vermeſſen noch kleinmüthig ſeyn. Er wird von ſeiner Unvermögenheit überzeugt, ſich demüthigen,

igen, und in demuthvollem Gebethe zu Gott als zur wahren Quelle ſeiner Weisheit und ſeines Vermögens ſich wenden. Dieſe zweyfache Wahrheit aber wird uns auffallend ſichtbar an der ſo wunderbaren Veränderung, welche die Ankunft des heil. Geiſtes an den Apoſteln wirkte; mit Rückſicht auf das, was ſie vorhin geweſen ſind.

Ich frage nochmal: Was für Leute waren die Apoſtel vor der Ankunft des heil. Geiſtes? Leute voll Gebrechen und Mängel, Leute, welche auch unter der Anführung eines göttlichen Lehrers in der Weisheit des Evangeliums nicht nur langſame Fortſchritte gemacht haben, ſondern, was gewiße auszeichnende und erhabene Wahrheiten anbelangt, faſt ganz zurückgeblieben ſind. Wenn z. B. der Heiland von der Nothwendigkeit des Leidens, in ſo fern es den Weg zur Herrlichkeit bahnet, von dem Glücke derjenigen, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden, von der Nichtigkeit irrdiſcher Vortheile, von der Größe, zu welcher die Demuth und die uneigennützige Dienſtfertigkeit den Menſchen erhebt, von der Pflicht, Feinde zu lieben, mit ihnen redete; ſo waren dieſes, wie die Schrift ſagt, ihnen lauter Räthſel, von denen ſie nichts verſtunden. **Sie verſtunden keines von dieſen Dingen, und das Wort war verborgen vor ihnen.** Und was beſonders zu bemerken iſt, ob gleich der Heiland zumal in den letzten Tagen gar nicht in Parabeln mit ihnen redete, ſondern die Abſicht ſeines Daſeyns ihnen ganz deutlich eröffnete, und ihnen in unverblümten Worten ſagte: **ſein Reich ſey nicht von dieſer Welt;** ſo hatte dennoch das jüdiſche Vorurtheil

von

von der Widerherſtellung des irrdiſchen Reichs Iſrael ſo tiefe Wurzeln in ihren Gemüthern gefaßt, daß ſie bis auf den letzten Augenblick, wo der Erlöſer ſie zu verlaſſen, und gegen den Himmel zu fahren im Begriffe war, nicht einmal noch wußten, aus was Abſicht er bey ihnen war: denn auch damals ſtellten ſie noch die Frage an ihn: **Wirſt du alsdenn, wenn du deinen Geiſt ſenden wirſt, das Reich Iſrael herſtellen?** (Apoſtelg. 1.) So ſchwach waren die Einſichten ihres Verſtandes. — Eben ſo wandelbar war aber auch ihre Treue. An der Güte des Herzens fehlte es ihnen zwar nicht: denn wie oft ſchwuren ſie ihrem Meiſter heilige Treue, und erboten ſich, bis in den Tod ihm nachzufolgen: allein, ſo bald die Gefahr gegenwärtig war, ſank ihnen der Muth, und ſie flohen davon, ſie, die geſprochen hatten: **Laſſet uns mit ihm in den Tod gehen.** Selbſt derjenige, den der Heiland allen andern vorgezogen, dem er den Namen Petrus, welches ſo viel heißt, als ein Fels, aufgelegt, dem er die Schlüſſel des Himmelreiches verſprochen hatte, war nicht ſtandhafter. Wenige Stunden nach einander hörte man ihn ſagen, einmal: **Ich werde dich nicht verläugnen** — das anderemal: **Ich kenne ihn nicht.** Welche Unbeſtändigkeit! — Und eben dieſe irrdiſch denkende, furchtſame Männer waren es, die heute durch die Kraft und Weisheit des h. Geiſtes ausgerüſtet, augenblicklich verändert, vor einer unglaubigen Volksmenge, und man darf ſagen, vor einer halben Welt auftraten, den Glauben Jeſu zu predigen, ſeinen Feinden das Laſter des an ihm verübten Gottesmordes vorzurücken, eine Volksſchaar von dreytauſenden, durch die Taufe öffent-

öffentlich in die neu geſtiftete Kirche Jeſu aufzunehmen. Da ſehen Sie, GG.! den Kontraſt der natürlichen Schwäche, und der übernatürlichen Stärke. Sehen Sie an den irrdiſch geſinnten und unbeſtändigen Jüngern das Bild des natürlichen Menſchen, und an den von dem heil. Geiſte erfüllten Apoſteln das Bild des durch die Gnade ausgerüſteten Chriſten!

Was iſt alſo der natürliche Menſch? Ein Menſch, der bey allen Fähigkeiten und Talenten, mit welchen ihn die Natur reichlich verſehen hat, dennoch nicht verſteht, nicht begreift, was ihn zu ſeiner Glückſeligkeit führt, was ihn wahrhaft glücklich und glückſelig macht. Der thieriſche Menſch verſteht nicht, was des Geiſtes iſt, ſagt Paulus. Gebe man ihm das glücklichſte Genie, welches fruchtbar an Erfindungen iſt; einen raſtloſen Beobachtungsgeiſt, der in die Geheimniſſe der Natur eindringt, dem weder die unterirrdiſchen Schätze zu tief verborgen, noch die Geſtirne des Himmels zu erhaben ſind; eine hinreißende Beredſamkeit, die ihn in den Stand ſetzt, ſich der Gemüther ſeiner Mitmenſchen zu bemächtigen, ſie zu lenken und zu regieren, wohin er will — er verſtehet dennoch nicht, was des Geiſtes iſt. Die Weisheit des Evangeliums iſt ihm ein Räthſel. Sage man ihm zum Beyſpiel: Wenn er bey ſeinen Arbeiten und Unternehmungen keine höhere Abſichten habe, als nur ſich unter den Menſchen zu vergrößern, und Menſchenlob einzuärnden, ſo erfülle er das Ziel und End ſeines Daſeyns auf dieſer Erde nicht — es iſt ihm unbegreiflich, was man ihm da ſaget. — Rede man

von

von der Nichtigkeit irrdiſcher Dinge mit ihm — er iſt einer ganz anderen Meinung. — Sage man ihm, er müſſe ſein Herz von ſeinen Reichthümern los reißen, und alles, was er hat, ſo beſitzen, wie wenn er es nicht beſäße. Er lacht über dieſe Zumuthung. — Frage man ihn, ob er es für möglich halte, daß der Menſch die Verfolgungen, die er um der Tugend willen leidet, als die Quelle ſeines Glückes anſehe, und daß er mitten unter den Stürmen der Drangſal die ungeſtörteſte Geiſtesruhe beſitze — er wird es verneinen. — Frage man ihn, welche er für die beſte Art halte, ſeinen Feinden zu begegnen — er wird keine andere Art, als Rache kennen — Sage man ihm dagegen, es ſey viel edler, viel beſſer, wenn man Böſes mit Gutem vergelte; ſo wird er mit einer gewiſſen Hitze auffahren "Wie! meinen Feinden ſoll ich Gutes thun?" — Der natürliche Menſch verſteht nicht, was des Geiſtes iſt, was ihn zur wahren Glückſeligkeit führt. Noch weniger aber würde er es in Erfüllung bringen können. Wie würde der Menſch, der ein Weſen iſt voll angebohrner Eigenliebe, voll Hang zur Sinnlichkeit, voll Rachgier, das Geſetz der Selbſtverläugnung, der Losreißung des Herzens von dem Irrdiſchen, der Liebe der Feinde erfüllen können, wenn keine höhere Kraft ihn unterſtützte? Immer würden ihn ſeine Leidenſchaften beherrſchen. Er würde ſich vornehmen, der Tugend treu zu bleiben, aber die erſte Verſuchung würde ſein Vorhaben zernichten. Das Glück würde ihn übermüthig machen, die Trübſal würde ihn in Unmuth und Verzweiflung ſtürzen. Laſſet uns alſo in Anſehung unſerer natürlichen Unvermögenheit uns demüthigen.

en. Laſſet uns nie unſeren Glauben, unſere Tugend muthwillig Gefahren ausſetzen. Laſſet uns, wenn wir auch feſt im Glauben und in der Tugend zu ſtehen glauben, uns nicht einbilden, als wären wir vor dem Falle ſicher. Laſſet uns jene, vor denen wir etwas voraus zu haben glauben, nicht verachten. Dieß iſt das erſte Lehrſtück, welches wir aus dem Geheimniſſe des heutigen Tages zu ziehen haben. — Und das andere — Wir vermögen alles in Gott. So ſchwach wir aus uns ſind, ſo ſtark ſind wir durch den Beyſtand des göttlichen Geiſtes.

Man denke nicht, daß die Gaben des heil. Geiſtes nur für die Apoſtel beſtimmt waren. Um der Apoſtel willen allein kam weder der Sohn Gottes, noch der Geiſt Gottes auf die Erde herab; ſondern die Abſicht der Herabkunft des Einen wie des Andern war, eine auf dem ganzen Erdboden verbreitete, heilige, unbefleckte Kirche zu ſtiften. Die Auswahl und die Begeiſterung der Apoſtel war nur ein Mittel dazu. Wenn wir alſo die Gabe, Wunder zu wirken, und mit allerley Sprachen zu reden, die den Apoſteln nur darum gegeben war, damit ſie deſto ſchneller den Glauben verbreiten, und den Juden ſowohl als den Heyden ihre Sendung glaubwürdig machen möchten; wenn wir ferner die Gabe, die heil. Schrift untrüglich auszulegen, ausnehmen, als welche zwar bey der Kirche verblieben iſt, jedoch nur bey der allgemeinen lehrenden Kirche; ſo ſind ſonſt alle übrige Gaben des heil. Geiſtes jedem Gläubigen zum Geſchenke beſtimmt. Auch wir dörfen uns ſeiner himmliſchen Erleuchtung getröſten, die uns das Göttliche

unſerer

unſerer Religion, und die Weisheit ihrer Sittengeſetze einſehen läßt; ſeiner belebenden Kraft, die uns mit Eifer für die Ehre Gottes entflammt, mit Unerſchrockenheit gegen die Menſchenfurcht ausrüſtet, und uns über unſere eigenen Schwachheiten erhebt. Was mithin die Apoſtel durch den Geiſt Gottes vermochten, dieß vermögen auch wir. Sie bekenneten unerſchrocken den Glauben Jeſu: dieß können auch wir. Sie rechneten ſichs zur Ehre, für Jeſu Namen Schmachen zu leiden; ſie ſcheuten, wenn es um die Ehre Gottes zu thun war, keinen Menſchen. Dieß vermögen auch wir. Sie opferten alle ihre Arbeiten und Unternehmungen zu größerer Ehre Gottes auf. Dieſes Eifers ſind auch wir fähig. Sie widmeten alle ihre Kräfte, Talente, Fähigkeiten dem Wohl ihrer Mitmenſchen; ſie liebten uneigennützig ihre Brüder; ſie liebten ſogar ihre Feinde. Dieß überſteigt auch unſere Kräfte nicht. Sie hofften feſt auf die Vorſehung Gottes, und ihr Herz war von dem Zeitlichen ganz losgeriſſen; ſie waren mit ihrem Stande, der damit verbundenen Beſchwerniſſen ungeachtet, vollkommen zufrieden. Sie dankten Gott für das Gute, und nahmen auch Trübſalen von ſeiner Hand an. Sie harrten mit unbeſieglicher Geduld in ihrem Leiden aus. Und dieß ſollten nicht auch wir können? — Wir vermögen alles in dem, der uns ſtärket. Dieſe Wahrheit, welche die Grundfeſte des chriſtlichen Heldenmuthes iſt, wird uns zwar bey verſchiedenen Gelegenheiten zu betrachten gegeben; aber durch die geheimnißvolle Begebenheit des Pfingſttages wird ſie uns zum Augenſcheine dargelegt. Wir ſehen, daß Männer, die alle Merkmale ſchwacher,

irrdiſch geſinnter, das, was des Geiſtes iſt, zu verſtehen unfähiger Menſchen an ſich trugen, augenblicklich in geiſtiſche, in himmliſche Menſchen durch die Kraft des heil. Geiſtes ſind verwandelt worden. Wir ſehen alſo, wie viel der Menſch durch Gott vermag.

Laſſet uns forthin muthiger in der Zuverſicht auf Gottes Beyſtand, eifriger in der Erfüllung unſerer Pflichten werden. Laßt uns nicht immer die alte, längſt widerlegte Entſchuldigung brauchen: Wir wären zu ſchwach. Wahr iſt es, wenn von unſerer natürlichen Unvermögenheit die Rede iſt, und wenn wir es in keiner andern Abſicht ſagen, als damit wir deſto behutſamer und demüthiger werden mögen: aber Lüge iſt es, wenn wir die Kraft der Gnade Gottes verläugnen. Unrecht iſt es, welches wir der Liebe des Vaters, der Treue des Sohnes, und der Allmacht des Geiſtes zufügen — Unrecht, welches der Vater, der Sohn, und der heilige Geiſt an uns rächen würden; der Vater, indem er uns ſagen würde: habe ich euch nicht meinen Sohn und meinen Geiſt als Zeugen meiner Liebe und meines ernſtlichen Willens, euch ſelig zu machen, herabgeſendet — der Sohn, indem er uns ſagen würde: habe ich euch nicht die ausdrückliche Verheißung gegeben: **Der Vater wird einen guten Geiſt geben denen, die ihn darum bitten?** und der Geiſt Gottes; indem er uns ſagen würde: bin ich nicht im Feuer und Sturmwinde auf die Erde gekommen, um ſie von meinem Daſeyn zu überzeugen? — Ein Unrecht, zu deſſen Bezeugung die Apoſtel dieſe vom Geiſte Gottes erfüllten Männer auf-

tretten

tretten und ſagen würden: "Auch wir waren ſchwache, furchtſame, irrdiſch geſinnte Menſchen: Indem wir aber auf die von unſerem göttlichen Meiſter empfangene Verheißung hofften, und beharrlich betheten, um uns zum Empfange des heil. Geiſtes würdig vorzubereiten; ſo ſind wir in ganz andere Menſchen umgeſchaffen worden. Habt ihr nicht die nemliche Verheißung erhalten? Warum war dem ungeachtet euer Vertrauen auf Gottes Beyſtand ſo ſchwach? oder warum wart ihr zu träge, euch zum Empfange desſelben durch beharrliches Gebeth vorzubereiten? Mit einem Worte: durch den immer widerhohlten Vorwand unſerer Schwachheit würden wir Gott ein Unrecht zufügen, welches ſich auf keine Art entſchuldigen ließe. Laſſet uns alſo von nun an, überzeugt, daß wir unſerer natürlichen Schwachheit ungeachtet, alles in dem, der uns ſtärket, vermögen, anfangen, unſer Heil ernſtlicher zu wirken, unſere Leidenſchaften muthiger zu bekämpfen, und dem uns vorgeſteckten Tugendziele entſchloſſener entgegenzueilen; von nun an, ſage ich, da wir vertrauenvoll rufen: **Komm heiliger Geiſt, komm Tröſter, und erfülle die Herzen deiner Gläubigen. Amen.**

Auf das Feſt der heil. Dreyfaltigkeit.

Baptizantes eos in nomine Patris, et Filii, et Spiritus ſancti.

Taufet ſie im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heil. Geiſtes. Matth. 28.

So wie in dieſen Worten des Heilandes die Einſetzung des Sakramentes der Taufe, und die Beſtimmung der rechten Art, die Taufe zu ertheilen; ſo iſt auch die deutliche und kurzgefaßteſte Offenbarung des Geheimniſſes der Dreyeinigkeit darinn enthalten: denn es werden die drey göttlichen Perſonen namentlich gezählet: **Taufet ſie** ꝛc. und es wird auch die Einheit der Natur nicht undeutlich ausgedruckt; indem nicht die vielfache Zahl, ſondern die einfache gebraucht wird: **Taufet ſie im Namen.**

Gewiß iſt es, daß dieſes Geheimniß in dem alten Bunde noch nicht ſo deutlich geoffenbaret war. Es ſind zwar in den altteſtamentiſchen Schriften Stellen vorhanden, die auf daſſelbe hindeuten, worunter jene in dem erſten Buche Moſis eine der fürnehmſten iſt, in welcher Gott bey der Schöpfung des Menſchen redend eingeführet wird: **Laßt uns einen Menſchen nach unſerem Ebenbilde machen;** allein daß hier ein dreyeiniger Gott rede, dieß erkennen wohl wir bey einer deutlicheren Offenbarung; ob aber die des alten Bundes die Eröffnung dieſes Geheimniſſes darinn fanden,

und

und ob ſie nicht vielmehr auf jede andere, als auf dieſe Auslegung werden gerathen ſeyn, daran zweifle ich. — Und wenn auch, wie es wahrſcheinlich iſt, die berühmteſten unter den Vätern und Propheten, ein Moſes, ein David, ein Iſaias hierinn etwas voraus hatten, ſo war es dennoch dem gröſten Theile des Volkes ein Geheimniß... Es läßt ſich auch eine glaubwürdige Urſache angeben, warum Gott daſſelbe dem jüdiſchen Volke nicht entdecken wollte. Damals war der gröſte Theil des Erdbodens dem unſinnigen Glauben an mehrere Götter ergeben, und da dieſe Meynung herrſchend war, ſo war auch das Volk Iſrael der ſchweren Verſuchung ausgeſetzt, derſelben beyzupflichten, gleichwie es auch wirklich dieſer Verſuchung nicht nur einmal unterlegen iſt. Es war mithin der Weisheit Gottes gemäß, die Mehrheit der göttlichen Perſonen nicht zu entdecken, und es war übrigens auch zweckmäßig genug für die altteſtamentiſche Offenbarung, die Wahrheit eines einigen Gottes unter dem glaubigen Volke aufrecht zu halten. Chriſto dem ewigen Gottesſohne war es vorbehalten, die Offenbarung eines dreyeinigen Gottes mit ſeiner wirklichen Erſcheinung auf der Erde zu verbinden, und durch ſeine Wunderwerke zu bekräftigen. Nun entſteht aber die Frage: Wie viel gewann der Chriſt durch die Offenbarung dieſes Geheimniſſes? Ich werde ſie in gegenwärtiger Rede zu entſcheiden mich bemühen.

Der Chriſt gewann erſtlich durch die Offenbarung der heiligſten Dreyeinigkeit nähere Kenntniſſe von der Gottheit, mithin Vorzüge des Verſtandes. 1ter Theil.

Der Chriſt gewann zweytens nähere Kenntniſſe von den Geſinnungen Gottes gegen den Menſchen, mithin neuere und ſtärkere Beweggründe, Gott zu dienen. 2ter Theil.

Erſter Theil.

Die angebohrne Größe des Menſchen beſtehet darinn, daß er einen Verſtand beſitzet, der ihn weit über die unvernünſtigen Thiere erhebt, daß er ſeiner Seele nach ein geiſtiſches, ein Gott ähnliches, ein nach dem Ebenbilde Gottes erſchaffenes Weſen iſt. **Gott hat den Menſchen nach ſeinem Ebenbilde gemacht,** ſagt die Schrift, und hiemit drückt ſie die ganze Größe deſſelben aus. Allein wenn er ſeinen mit ſo großen Eigenſchaften begabten Geiſt nicht ſelbſt erniedrigen will; ſo muß er die Kräfte ſeines Verſtandes ſo anwenden, daß er erhabene und ſeinen Fähigkeiten angemeſſene Kenntniſſe erlange. Unter allen Kenntniſſen aber, deren der Menſch fähig iſt, iſt keine erhabener, ſeines Verſtandes würdiger, und ſeinem Schöpfungszwecke angemeſſener, als jene von Gott. Beſitzet er dieſe nicht, und bemühet ſich nicht, ſie zu erlangen; ſo erreichet er den Zweck ſeiner Schöpfung nicht, er iſt ſeines Verſtandes, und des göttlichen Ebenbildes unwerth, er iſt tief unter ſich ſelbſt erniedriget. In der That was iſt entehrender für einen Menſchen, als wenn ihm die Kenntniß ſeines Schöpfers fehlt, nach deſſen Ebenbilde er gemacht, und den zu erkennen er erſchaffen iſt? Was iſt entehrender für ihn, als wenn er vor hölzernen und

ſteinernen Bildſäulen als vor Gottheiten niederfällt, und ihnen gottesräuberiſchen Weihrauch ſtreut, — er, ein mit Verſtand begabtes, ein Gott zu erkennen fähiges Weſen? Dieſes Grundes bediente ſich unter anderen der heil. Paulus, um den Aberglauben der Athenienſer zu widerlegen, und ihnen die erſten Begriffe von dem wahren Gotte beyzubringen. (Apoſtelgeſch. 17.) **Ihr Männer von Athen**, ſagte er zu ihnen, **ich ſehe, daß ihr über die maſſen abergläubiſch ſeyd. Da ich vor euren Götzenbildern vorübergieng, fand ich einen Altar, mit der Ueberſchrift: Dem unbekannten Gott. Was euch alſo unbekannt iſt, dieß kündige ich euch an. Gott, der die Welt, und alles, was darinn iſt, gemacht hat, dieſer Herr Himmels und Erde wohnet nicht in mit Händen erbauten Tempeln. Er hat auch nicht nöthig, ſich von je einem Menſchen bedienen zu laſſen, als wenn er irgend etwas bedörfte, da er ſelbſt allen Leben, Odem und alles giebt. Er machte, daß von einem Menſchen alle Menſchengeſchlechter entſprangen, um die Erde zu bewohnen, in der Abſicht, damit ſie ihn ſuchen, finden, und gleichſam mit Händen greifen mögten. Wiewohl er iſt nicht fern von jedem unter uns: denn in ihm leben, ſchweben und ſind wir. Haben nicht einige eurer Dichter geſagt: Wir ſind Gottesgeſchlecht. Wenn wir nun aber Gottes Geſchlecht ſind: wie möget ihr dafür halten, die Gottheit ſey einem Götzenbilde von Gold, Silber oder Stein ähnlich?** So redete

Paulus mit den Athenienſern, und er wollte nichts anders ſagen, als was ich bereits geſagt habe: des Menſchen als eines mit Verſtand begabten Weſens erſte Pflicht ſey es, Gott kennen zu lernen, und es ſey eben deswegen für ihn, da er von Gott abſtammt, ſein Ebenbild an ſich trägt, und ihm durch Verſtand ähnlich iſt, nichts entehrender, als wenn er ſeinen Schöpfer verkennt. — Richtige Kenntniß Gottes iſt alſo der erſte, der weſentlichſte Vorzug des menſchlichen Verſtandes, und — wenn er dieſe nicht hat, was nutzen ihm ſonſt alle andere Kenntniſſe und Wiſſenſchaften? Wenn er an Verſtand einem Salomon gleich käme, der, wie die Schrift von ihm ſagt, von ſo manchfaltigen Dingen zu reden wußte, als Sandkörner am Ufer des Meeres ſind; der von der Zeder auf dem Berge Libanus an bis auf den Iſſop, der aus der Mauer hervorwächſt, zu handeln, der alle Arten von Viehe, Vögeln, kriechenden Thieren und Fiſchen zu nennen, und ihre beſondere Eigenſchaften zu beſtimmen wußte, was würde ihm die Kenntniß aller dieſer Geſchöpfe nützen, wenn ihm die Kenntniß des Schöpfers fehlte? Sein Verſtand würde angefüllt von Begriffen und Namen, und doch dabey arm und dürftig ſeyn. — Eben deswegen werden die Heyden, ob es ihnen gleich an natürlichen Wiſſenſchaften, an Naturkunde, Staatskunſt, Beredſamkeit nicht mangelte, ob ſie gleich ganze Bücherſäle mit ihren Schriften anfüllten, die noch am heutigen Tage als Denkmäler der Kultur der Wiſſenſchaften in älteren Zeiten bewundert werden, dennoch in der göttlichen Schrift blinde, unwiſſende genennt, die einen

von Finſterniſſen verdunkelten Verſtand hatten. (Epheſ. 4. 18.) ſie werden uns als Leute vorgeſtellt, die in dem Schatten des Todes wandelten — und mit Rechte, weil ſie die höchſte, einzig nothwendige und den Menſchen zu ſeiner wahren Glückſeligkeit führende Kenntniß von Gott nicht beſaßen.

Vor dieſen Heyden hatten nun ſchon die gläubigen Völker im alten Bunde, und beſonders die Juden, einen nicht gemeinen Vorzug, indem ſie wahre Kenntniſſe von Gott hatten, indem ſie an einen einigen wahren Gott glaubten, der ewig, unermeßlich, unſichtbar iſt, der die Welt, und alles, was darinn iſt, aus Nichts und mit einem Worte erſchaffen hat, der alles weiß, und vor dem ſelbſt die geheimſten Menſchengedanken nicht verborgen ſind, der alles erhält, und durch ſeine weiſe Vorſehung regieret und wohl anordnet, der allen Elementen gebeut, dem die ganze Natur gehorcht, dem alles, was lebt, ſein Daſeyn und ſeine Erhaltung zu danken hat, den anzubethen, zu loben, zu preiſen, die höchſte Pflicht des Menſchen iſt. Durch dieſe Kenntniſſe zeichneten ſich die Juden aus, und Gott ſelbſt gab ihnen die ehrenvolle Benennung als ſeines geliebten und auserwählten Volkes, ja er ſuchte ihnen ſogar durch ſeine Propheten eine heilige Ruhmbegierde einzuflößen, nicht zwar, damit ſie auf ihre Vorzüge ſtolz werden, ſondern damit ſie ihm deſto treuer und beſtändiger verbleiben möchten. **Höre nun, mein Diener Jakob, und Iſrael, den ich erwählet habe,** ſo ließ er ihnen durch den Propheten Iſaias ſagen; (Iſ. 44.) **Ich bin der**

Erſte und der Letzte, und es iſt auſſer mir kein Gott. — Wer iſt mir ähnlich? — Fürchtet euch nicht, und werdet nicht ſchüchtern. Ihr ſeyd meine Zeugen. Iſt denn auſſer mir ein Gott und ein Schöpfer, den ich nicht kennte? Alle Götzenmacher ſind nichts. Sie ſind ſelbſt Zeugen ihrer Schande. Sehet, alle, die Theil daran haben, werden zu Schanden werden. Der Schmidt arbeitet mit der Feile, und hält das Eiſen in der Glut, er bereitet es mit Hämmern, und arbeitet daran mit der ganzen Kraft ſeines Arms. — Der Künſtler ziehet die Richtſchnur über das Holz, und bereitet es mit der Hobel, er bereitet es nach dem Winkelmaas, und nach dem Zirkel, er macht ein Mannsbild daraus, das er in eine Niſche ſtellt. Er hauet Zedern ab, nimmt eine Buche oder Eiche. Davon nimmt er ſein Brennholz, zündet es an, und backt Brod dabey, aus dem übrigen macht er einen Gott, bethet ihn an, und knyet davor nieder. — Sie wiſſen und verſtehen es nicht: denn ſie ſind verblendet. Sie bedenken es nicht, daß ſie zu ſich ſelbſt ſagten: Die Hälfte davon habe ich verbrennt, und mein Fleiſch dabey gekocht, und wie? aus dem übrigen ſoll ich mir einen Götzen machen? ſoll vor dem hölzernen Glotz darnieder fallen? — Gedenk hieran, Jakob; denn du biſt mein Knecht. Vergiß meiner nicht. — So redete Gott mit dem Volke Iſrael. So führte er ihm den gnadenvollen Vorzug zu Gemüthe, den es vor den blinden Anbethern

bethern der Götzenbilder durch die Offenbarung des wahren und lebendigen Gottes hatte.

Noch viel größer aber iſt der Vorzug des Chriſten, den er nicht nur vor den Heyden, ſondern auch ſelbſt vor den Juden hat. Er hat den Vorzug vor den Heyden, indem er einen einigen Gott glaubet; er hat aber auch einen Vorzug vor den Juden, indem er einen dreyeinigen Gott glaubet. — Den erſten hat er mit den Juden gemein, weil er glaubet, was auch jene ſchon geglaubet hatten, daß nemlich ein Gott ſey, der von ſich ſelbſt und von Ewigkeit iſt, der alles durch ſeine Allmacht erſchaffen hat, und durch ſeine weiſe Vorſehung regieret; der allwiſſende, der unermeßliche, der anbethungswürdigſte, der Geber alles Guten. Nebſt dem aber weiß er, daß Gott dreyeinig, dreyſach in den Perſonen iſt, daß der Vater von Ewigkeit ſeinen Sohn gezeuget hat, der dem Weſen nach mit ihm eins iſt, und daß von dem Vater und dem Sohne der heil. Geiſt ausgegangen iſt, der gleichfalls mit dem Vater und dem Sohne eines Weſens iſt; daß dieſe drey, ob ſie gleich drey wahrhaft verſchiedene Perſonen ſind, dennoch dem Weſen nach eins ſind, daß weder der Vater älter und größer als der Sohn, noch Vater und Sohn älter und größer ſind, als der göttliche Geiſt; daß der Vater wahrhaft Gott, mithin allmächtig, ewig, unermeßlich; daß der Sohn wahrhaft Gott, mithin gleichfalls ewig, allmächtig, unermeßlich; daß der heil. Geiſt wahrhaft Gott, mithin ſo wie der Vater und Sohn ewig, allmächtig, unermeßlich iſt, und dennoch nicht drey Götter

er ſind, ſondern nur ein Gott, ein einziges, unzertheilt-es, unzertrennliches Weſen. Dieß weiß er aus dem Berichte des Sohns Gottes ſelbſt, der aus dem Schooße des Vaters in einer angenommenen Menſchengeſtalt herabgekommen iſt. Er weiß mithin mehr, als der Iſraelit, mehr, als Moſes der Geſetzgeber der Iſraeliten ſelbſt gewußt hat, dem Gott, da er ſich ihm offenbarte, nichts anders geſagt hat, als: **Ich bin, der ich bin.** Er weiß, was im Schooße der Gottheit von Ewigkeit vorgegangen iſt. Er weiß es ſo, daß er ſich über dieſes Geheimniß mit beſtimmten Worten ausdrücken und ſagen kann: Drey Perſonen ſind in der Gottheit: **der Vater, der Sohn, und der heilige Geiſt, und dieſe drey ſind eins.** Er weiß von Gott, was ſeine Vernunft nie zu erreichen imſtand ſeyn würde. So wie mithin der Jude den Heyden an Kenntniſſen Gottes übertraf, weil dieſer nicht einmal wuſte, was doch ſelbſt die Vernunft von Gott lehret, ſo übertrifft der Chriſt den Juden, weil er Kenntniſſe von Gott beſitzet, die nicht einmal die Vernunft zu lehren hinreichend iſt. Herrliche Kenntniſſe! Angebethet ſey Gott für ſeine Offenbarung.

Vielleicht könnte mir aber die Einwendung gemacht werden: Sind dieſes Vorzüge des Verſtandes zu nennen, wenn man glaubt, was man nicht einmal begreift, wenn man ſeinen Verſtand unter den Gehorſam des Glaubens unterwerfen muß? Ich antworte hierauf: Giebt es nicht auch geheimnißvolle Dinge in der Natur, in Anſehung deren wir uns mit bloſen Beobachtungen und Erfahrungen begnügen müſſen, uns begnügen

gnügen müſſen, daß ſie ſo ſind, und ſo erſcheinen, ohne daß wir in das innere Weſen dieſer Dinge hineinſchauen, und die letzte Urſache angeben können, warum ſie ſo und nicht anderſt ſind, und erſcheinen? Und wir tragen ja dem ungeachtet kein Bedenken, uns für bereichert an Kenntniſſen zu halten, ob es gleich nur hiſtoriſche, aus Erfahrungen geſammelte Kenntniſſe, keineswegs aber Kenntniſſe des Weſens und der Urſachen ſind. — So iſt denn auf gleiche Art auch die Kenntniß des dreyeinigen Gottes, ob wir gleich nicht einſehen können, wie es möglich ſey, daß drey wahrhaft verſchiedene Perſonen in einem unzertheilten Weſen beſtehen, dennoch Bereicherung unſeres Wiſſens, Gewinn für den menſchlichen Verſtand. — Zudem iſt und bleibt Gott als ein unendliches Weſen, zwiſchen dem und uns ein unermeßlicher Abſtand iſt, zu allen Zeiten unbegreiflich. Auch der Engel, der Cherub zittert vor ihm. Auch der Selige, der ihn ſieht, wie er iſt, ſchauet ihn ſtaunend an. Und ob es gleich in keines Menſchen Herz geſtiegen iſt, was Gott denen, die ihn lieben, bereitet hat; ſo kann ich dennoch zuverläßig ſagen: Nie wird der Selige, auch der Seligſte zu einen ſo hohen Grad der Seligkeit gelangen, daß er Gott begreift. Der Unendliche iſt und bleibt allen endlichen Weſen unbegreiflich. Die Unbegreiflichkeit alſo benimmt unſeren Kenntniſſen, die wir durch die Offenbarung von Gott erlangen, nichts an ihrem Werthe. Auch ſeine Ewigkeit iſt uns unbegreiflich — auch das, wie er als ein einfaches Weſen, dennoch allenthalben gegenwärtig ſey. — Genug aber, daß wir wiſſen: er iſt ewig, er iſt allgegenwärtig. Genug alſo auch, daß wir wiſſen: er iſt **dreyeinig**.

Laſſet

Laſſet uns mithin Gott für ſeine Offenbarung unabläßig danken, und unſern Verſtand unter den Gehorſam des Glaubens gefangen geben. Laßt uns den dreyeinigen Gott unaufhörlich loben, preiſen und anbethen. Laßt uns unſere Stimme mit jener der Seligen vereinigen, und rufen: heilig, heilig, heilig iſt der Herr der Heerſchaaren. Laſſet uns, nachdem der Eingebohrne des Vaters ſelbſt, das Geheimniß der Gottheit uns geoffenbaret hat, Gott niemal vergeſſen, und ihn ſtäts vor Augen haben. Es ſey uns noch weit nachdrücklicher geſagt, was Gott dem Volke Iſrael durch den Propheten Iſaias in Anſehung der vorzüglichen Kenntniſſe, die ſie vor dem Heydenthume hatten, ſagen ließ. **Jakob, du biſt mein Knecht. Vergiß meiner nicht.** Die Ehre des dreyeinigen Gottes ſey das Ziel alles unſeres Thun und Laſſens. Jedes Gebeth, jede wichtige Handlung, jeden Tag, jede Arbeit laſſet uns im Namen des Vaters und des Sohnes und des heil. Geiſtes anfangen und ſchließen, und dieſes zwar, nicht aus einer ſinnloſen Gewohnheit, ſondern mit einem herzlichen Andenken Gottes, mit inniger Aufopferung unſeres ganzen Weſens und aller unſerer Kräfte. Laſſet uns nach einer nähern, und nach der allernächſten Vereinigung mit Gott, ſtreben, die alsdann zu ſtand kommen wird, wenn unſer Glauben in Schauen übergehen wird. Zu dieſem Ende laſſet uns ihm auch eifrig dienen, um ſo mehr, als wir durch die Offenbarung der Dreyeinigkeit weit mehrere und ſtärkere Beweggründe ihm zu dienen erlangt haben.

Wie ich im Zweyten Theile zeigen werde.

Nebſtdem wir durch die chriſtliche Offenbarung nähere Kenntniſſe von der Gottheit, ſo haben wir auch nähere Kenntniſſe von den Geſinnungen Gottes gegen den Menſchen erhalten. Wir haben den Vater kennen gelernt, und zugleich ſeine väterlichen Geſinnungen gegen uns — den Sohn, und zugleich ſeine liebvollen Bemühungen für unſer Heil — den heil. Geiſt, und zugleich ſeine Bereitwilligkeit, uns zu heiligen, und die Völle ſeiner Gaben über uns auszuſchütten.

Es iſt alſo Erſtlich keine trokene und für uns gleichgültige Kenntniß; indem wir wiſſen, daß die erſte Perſon in der Gottheit Vater heißt: denn er iſt nicht nur der Vater ſeines ewigen Sohnes, ſondern auch der unſrige. — Der Vater liebet euch, verſichert uns der Heiland, der, ob er gleich der natürliche Sohn Gottes von Ewigkeit iſt, ſich dennoch nicht ſchämt, uns für ſeine Brüder anzuſehen, und uns als angenommene Kinder an der Liebe ſeines Vaters Theil nehmen zu laſſen. Der Vater liebet euch. Er ertheilet uns ferner das koſtbare Recht in unſerem Gebethe Gott als unſern Vater anzurufen: Wenn ihr bethet, ſollt ihr alſo ſprechen: Unſer Vater — Seine ganze Abſicht war, indem er uns den liebſten Vater bekannt machte, uns eine kindliche Zuverſicht gegen ihn einzuflößen, und die lebhafteſte Hofnung in uns rege zu machen, daß wir einſt Erben ſeines Reiches ſeyn werden. Ich gehe hin, dieß waren ſeine Worte vor ſeiner Auffahrt. Ich gehe hin zu

meinem Vater, und zu eurem Vater. — Wie viel gewinnt alſo der Chriſt nur durch die Kenntniß der erſten Perſon in der Gottheit? Er lernet Gott als ſeinen Vater kennen. Welcher Vorzug! Der Glaubige des alten Bundes kannte ihm als ſeinen Herrn. Der Chriſt aber kennt ihn als ſeinen Vater. In den Schriften des alten Bundes finden wir keine ſo deutliche Spur von der Kindſchaft Gottes. In jenen des neuen aber iſt faſt keine Seite, wo uns nicht dieſes herrliche Vorrecht angeprieſen wird. Sehet, ſagt unter andern der heil. Johannes. Sehet, welche Liebe uns der Vater gegeben hat, daß wir Kinder Gottes genennt werden, und ſind. (1. Joh. 3. 1.) Welch neue und ſtarke Beweggründe, Gott zu dienen, liegen aber auch in dieſer rührenden Wahrheit? Wer Gott als ſeinen Vater anerkennet, ſagt ebenderſelbe Liebsjünger, der heiliget ſich, gleichwie auch jener heilig iſt (v. 3.) er beſtrebt ſich, ihm durch Nachahmung ſeiner Vollkommenheiten ähnlich zu werden. Wer aus Gott gebohren iſt, ſagt er ferner, (v. 9.) und wer des Vorrechtes, ein Kind Gottes zu ſeyn, eingedenk iſt, der begeht keine Sünde, er hütet ſich mit der äuſſerſten Sorgfalt, um ſeinen beſten Vater nicht zu beleidigen. In der That welche Reitze empfängt jedes Geſetz Gottes dadurch, daß wir ihn als einen Vater kennen, der keine andere Abſicht hat, als unſer wahres Beſte zu befördern? Wie leicht, wie anziehend wird es, demjenigen zu gehorſamen, der unſer Vater iſt? Muß nicht jede Sünde in dem Anbetrachte, daß ſie eine Beleidigung des Vaters iſt, uns nochmal ſo verabſcheuungswür-

dig vorkommen? Wer Gott als einen liebenden Vater erkennt, muß Regungen der Gegenliebe empfinden. Muß uns aber nicht das, was wir aus Liebe thun, nochmal ſo leicht vorkommen? Was iſt leichter, Gott als ein Knecht dienen, oder ihn als ein Kind lieben? Gewiß das leztere. Nun beſteht aber hierinn der ganze Umfang der Pflicht eines Chriſten: Er ſoll Gott als ein Kind lieben.

Wir haben ferner den Sohn durch die Offenbarung der Dreyeinigkeit kennen gelernt, ja er ſelbſt war es, der ſich uns durch ſeine Erſcheinung auf der Erde zu erkennen gab. Und in welcher Geſtalt ſah ihn die Erde? In der liebenswürdigſten, in der herablaſſendſten eines Gottmenſchen, eines Wanderers, der vom Himmel herabkam, das verlohrne Menſchengeſchlecht zu beſuchen, zu tröſten, zu lehren, zu erlöſen. In dieſer Geſtalt iſt er uns allen alles geworden, unſer Hirt, unſer Wegweiſer, unſer Lehrer, unſer Freund, unſer Bruder, ja ſogar der Gegenſtand des Fluches, der auf uns lag. Er hat aller Welt Sünden auf ſich genommen, um ſie an dem Kreuze zu tilgen, und uns mit ſeinem Vater zu verſöhnen ... Iſt eine Menſchenzunge im Stand, alle Wohlthaten auszuſprechen, die er uns erzeiget hat? Sehet: Das Evangelium, das Buch des Lebens, welches uns die Kunſt ſelig zu werden lehret, dieſes ſtammt von ihm her. Die unzähligen Verheißungen, die darinn enthalten ſind, und die uns die froheſte Ausſicht in die Zukunft öfnen, die weisheitsvollen Lehrſätze, die uns die Anleitung zu einen wahrhaft ruhigen und glücklichen Leben auf dieſer

Erde geben, die lehrreichen Beyſpiele, die darinn aufgezeichnet ſind, haben ihn zum Urheber. Die Taufe, die uns von Mutterleibe an widergebohren hat, ſchreibet ihre Heiligungskraft von ſeiner Einſetzung her. Sehet: Jenes Blut, welches täglich auf unſeren Altären fließt, jenes Brod des Lebens, welches an unſeren Kommuniontafeln ausgeſpändet wird, iſt ſein Geſchenk, ja nicht nur ſein Geſchenk, ſondern er ſelbſt iſt es, der ſich dort opfert, und hier zur Speiſe giebt. Sehet: das troſtvolle Bußgeheimniß, durch welches uns die einzige Zuflucht zu Gott offen ſteht, wenn uns die Sünde verblendet, und die Verſuchung bezaubert hat, hat ihn zum Stifter. Sehet: die Kraft aller übrigen Heilsmittel unſerer Religion gründet ſich auf das Wort ſeiner Einſetzung. Sehet: jenes Kreuz in dem wir uns rühmen, welches wir für unſere Zierde anſehen, iſt das Werkzeug, durch welches er uns erlöſet hat. Sehet: der Name, den wir als Chriſten tragen, iſt von ihm. Durch ihn, und durch ſeinen Namen hat unſer Gebeth ſeine Kraft, und die Bürgſchaft der Erhörung. Durch ihn ſtehen uns die Pforten des Himmels offen. Es iſt kein Name im Himmel und auf der Erde, in dem wir unſer Heil zu hoffen hätten, als der Name Jeſu, des ewigen Gottesſohns. O welches Glück für die Welt, indem ſie den Sohn Gottes hat kennen gelernt! Sie war zuvor unwiſſend: durch ihn hat ſie die Wiſſenſchaft des Heils erlangt. Sie wandelte zuvor in den Schatten des Todes: durch ihn iſt ſie erleuchtet; ſie war eine Feindinn Gottes: durch ihn iſt ſie ausgeſöhnet; ſie war ver-

verworfen: durch ihn iſt ſie gerettet und erlöſet worden. Iſt nicht durch die Offenbarung des Sohnes und durch ſeine Ankunft auf die Erde alles Gute herabgekommen?

Welch einnehmende, welch hinreißende Beweggründe, Gott mit allen Kräften zu dienen, liegen aber auch in dieſer geheimnißvollen Wahrheit — darinn, daß der Sohn Gottes uns mit eigenem Munde gelehret hat, uns mit ſeinem Beyſpiele vorgegangen iſt? uns ſo viele Gnaden verdient, uns ſo herrliche Verheißungen gegeben hat? Das wuſte der Iſraelit nicht, was wir wiſſen, ob er gleich ein wahrer Gottesverehrer wär. Er wuſte nicht, daß eine zweyte Perſon in der Gottheit ſey, ein Gottes Sohn. Ihm waren aber auch viele von den Lehren und von den Verheißungen deſſelben, ſeine Beyſpiele, die Hofnungerweckenden Geheimniſſe ſeiner Erlöſung unbekannt. O uns glückliche, wenn wir unſer Glück zu benutzen wiſſen, wenn wir die beſondern Beweggründe zu einem frommen und gottſeligen Leben, die uns die chriſtliche Offenbarung darbietet, Eindruck auf unſer Herz machen laſſen!

Wir haben endlich auch die dritte Perſon in der Gottheit, den heil. Geiſt kennen gelernt, und zugleich ſeine Bereitwilligkeit, uns zu heiligen, aus uns neue, immer beſſere Menſchen, uns immer weiſer zum Guten, abgeneigter vom Böſen zu machen, uns zur Ausübung des Guten, und zur Verabſcheuung des Böſen mit ganzer Kraft und Allmacht beyzuſtehen, uns mit der Völle ſeiner Gaben zu überſchütten. Ja wir haben nicht nur ſei-

ne Bereitwilligkeit, uns zu heiligen, kennen gelernt, ſondern auch ſeine Gaben wirklich empfangen. Wer war es, der das durch die Sünde in uns entſtellte Ebenbild Gottes erneuerte, der die heiligmachende Gnade in unſere Seelen legte, die Gaben des Glaubens, der Hofnung, der Liebe uns eingoß, als der Geiſt Gottes? — Und wenn wir den erſten Schmuck der Unſchuld verlohren hatten, wer war es, der unſere verunreinte Seele wieder reinigte, und ſie, da ſie ein Greul vor Gott war, wieder zu einem Gegenſtande ſeines Wohlgefallens machte, als der Geiſt Gottes? Welche Wohlthat! Zugleich aber auch welcher Beweggrund zu einem heiligen und gottgefälligen Leben? Ihr ſeyd Tempel des heil. Geiſtes, ſagt Paulus (1. Cor. 6. c. 9.) Unausſprechlicher Vorzug! Wir von Natur in der Sünde gebohrne Menſchen! Wir ſind Tempel der Gottheit! Welches iſt aber der Schluß, den dieſer Völkerlehrer daraus herleitet? Verherrlichet, ſagt er, und traget Gott in eurem Leibe. (v. 20.) Ihr mögt aus oder eingehen, ihr möget aufſtehen, oder ſchlafengehen, ihr möget eſſen oder trinken, ihr möget daheim oder in Geſellſchaften und in dem Umgange mit Menſchen euch befinden. — Denkt daran, daß ihr Tempel des heil. Geiſtes ſeyd. Hütet euch vor allem, was euren Geiſt entweiht, und euer Fleiſch beflecket. Traget euren Leib, ungeachtet er ein gebrechliches Geſchirr iſt, wie ein Heiligthum mit euch herum; denn ihr ſeyd Tempel des heil. Geiſtes.

Welches iſt nun aber der Schluß, den wir aus alle dem zu ziehen haben? Wir haben durch die Offen-

barung des Geheimniſſes der Dreyeinigkeit nähere Kenntniſſe von Gott und von ſeinen Geſinnungen gegen uns Menſchen erlangt. Wir haben die Liebe des Vaters; die Bemühungen des Sohnes, und ſeine Anſtalten um unſeres Heils willen; endlich die Abſichten des heil. Geiſtes, uns zu heiligen kennen gelernt — Unſere Beweggründe zu einem frommen Leben ſind alſo durch dieſe Offenbarung ungemein verſtärkt worden. Je ſtärker aber die Beweggründe zur Erfüllung einer Pflicht ſind, deſto ſchwerer iſt dieſe Pflicht, deſto unverantwortlicher die Uebertrettung derſelben. Die Pflicht eines Chriſten alſo, Gott zu dienen, iſt die ſchwereſte, und die Uebertrettung derſelben die unverantwortlichſte.

In der That ſchon die Heyden waren nach der Lehre des heil. Paulus (Röm. 1.) **nicht zu entſchuldigen:** weil ſie Gott nicht ihrem Vernunftslichte gemäß dienten, **weil ſie Gott nicht ehrten**, ſo wie ſie ihn **erkannten**, oder wenigſtens zu erkennen fähig waren. Sie konnten das, **was an ihm unſichtbar iſt, ſeine ewige Kraft und Gottheit** (ſeine unſichtbaren Eigenſchaften) **aus den Geſchöpfen erkennen.** Jeder, der ſeine Vernunft recht gebrauchen wollte, konnte den richtigen Schluß machen, daß eine ewige Gottheit ſeyn müſſe, die den veränderlichen und vergänglichen Dingen dieſer Welt ihr Daſeyn gegeben hätte; ein allmächtiges, und allweiſes Weſen, welches dieſes ſichtbare Weltgebäude angeordnet und eingerichtet hätte. Da ſie nun ihre Vernunft nicht recht gebrauchten, um dieſe nothwendige Einſichten zu erlangen, und mithin

Gott

Gott das gröſte Unrecht zufügten, indem ſie ihn in die Geſtalt vergänglicher Menſchen, der Vögel, der vierfüſigen und kriechenden Thieren verwandelten, ſo waren ſie verdammungswürdig, würdig, daß der Zorn Gottes über ſie geoffenbaret würde, als Menſchen, welche die Wahrheit Gottes in der Ungerechtigkeit gefangen hielten.

Noch ſtrafwürdiger waren die Juden, welche Gott nicht eifrig dienten, und laſterhaft lebten; weil ſie nebſt dem Vernunftslichte, welches ſie mit den Heyden gemein hatten, noch eine beſondere Offenbarung empfangen hatten, weil ſich Gott ihnen weit näher, als anderen Nazionen zu erkennen gegeben, und einen beſonderen Bund mit ihnen errichtet, ihnen ganz auſſerordentliche Merkmale ſeiner Liebe, und Beweiſe ſeines Schutzes gegeben, ihnen ein beſonderes Geſetz ertheilt hatte. Man weiß, welche Strafen ihnen Gott durch ſeine Propheten von Zeit zu Zeit androhen ließ, die er auch wirlich vollſtreckte. Und war nicht ihre Verblendung die lezte, die ſchrecklichſte unter allen Strafen, nachdem ſo viele andere väterliche Züchtigungen vergeblich waren?

Wenn nun aber der Heyde nicht zu entſchuldigen war, weil er Gott nicht ſeinem Vernunftslichte gemäß diente, wenn der Jude, als Uebertretter ſeines Geſetzes noch ſtrafwürdiger war nach dem Maaße der göſeren Kenntniß, die er von Gott hatte: muß nicht der Chriſt der allerſtrafwürdigſte ſeyn, wenn er ſeinem Berufe nicht gemäß lebt — er, der ſowohl den Juden als den

Heyden

Heyden an Kenntniſſen von Gott übertrift, der gewürdigt iſt, die tiefſten Geheimniſſe der Gottheit zu wiſſen — er, der Gott als ſeinen Vater kennt, weiß, daß der Sohn Gottes für ihn Menſch geworden iſt, weiß, daß er ein Tempel des heil. Geiſtes iſt. Welches Strafgericht muß auf ihn warten, wenn er ein heydniſches, ſinnliches, den Wollüſten gewidmetes Leben führt? wenn er als ein zur Kindſchaft Gottes eingeweihter dieſes herrliche Vorrecht muthwillig verſcherzt, als ein Erlöſter ſich von dem alten Verderben der böſen Natur beherrſchen läßt, und ſeine von dem heil. Geiſte bewohnte Seele durch ſchändliche Laſter entweiht? Welches Strafgericht muß auf ihn warten?

Chriſten! Wir ſind durch die Taufe, die wir im Namen des Vaters und des Sohnes und des heil. Geiſtes empfangen haben, Gott geweiht, geheiliget und zu einem heiligen Leben verpflichtet, und zur ewigen Gemeinſchaft mit dem Vater, Sohn, und heil. Geiſte berufen worden. Laßt uns doch nicht durch ein ausgeartetes Leben das Ziel unſeres Berufes verfehlen. Fern ſey es von uns, daß wir, die Gott näher haben kennen gelernt, weiter von ihm, als die Heyden, ſollten verſtoßen, und in die äußerſten Finſterniſſe geworfen werden. Laßt uns alſo leben, damit wir durch die herrliche Offenbarung von Gott, die uns das Chriſtenthum ertheilet, zu ſeiner klaren Anſchauung gelangen mögen, Amen.

Druckfehler.

Seite 10. Zeile 11. für bey ſich? lies bey ſich: S. 11. Z. 19. f. entgegenſetzen l. entgegengeſetzt. S. 15. Z. 5. f. hineingehen l. hinweggehen. S. 17. f. Dritter Punkt l. Dritten Punkt. S. 18. Z. 3. f. ihm l. ihn. S. 23. Z. 3. f. Mariam l. Mariå. S. 26. Z. 18. f. aber er redete l. er rechnete aber. S. 28. Z. 9. kräftigen l. kräftigſten. S. 32. Z. 5. f. uns l. wider uns. S. 43. Z. 22. f. zu erkennen giebt l. zu erkennen giebt. 3ter Th. S. 55. Z. 22. f. an ihn, l. an ihm. S. 58. Z. 3. f. Dann eben l. Daneben. S. 61. Z. 22. f. dieſer Kirche l. der Kirche. S. 69. Z. 18. f ſinnreiche. l ſinnreich, S. 71. Z. 1. überliefeeren l. überliefern. S. 73. Z. 9. f. Feinden l. Freuden. S. 73. Z. 13. f. Freude l. Feinde. S. 74. Z. 18. f. weiten l. weiteren. S. 80. Z. 12. f Bitte? l. Bitte, S. 90. Z. 22. f. beſondern l. beſondere. S. 100. Z. 19. f. konnten: l. konnten,, S. 103. Z. 18. f. gericht l. gerichtet. S. 108. Z. 21. f. Quaallen l. Quaalen. S. 109. Z. 27. f. müſten l. muſten. S. 113. Z. 10. Erden. Sagen ſie, was l. Erden, ſagen ſie. Was. S. 114. 22. f. mögen l. mögten. S. 121. Z. 22. f. den l. dem. S. 123. Z. 6. f. fragen? l. fragen,, S. 127. Z. 25. f. mehr l. mehr ein. S. 132. Z. 21. f. Geiſte l. Geiſte; S. 138. Z. 14. f. Treu l. treu. S. 141. Z. 20. f. erſte l. beſte. S. 149. Z. 1. f. bedeutet es l. bedeutet es? S. 151. Z. 9. f. Allein wer iſt l. Wer iſt. S. 154. Z. 6. f. andern l. andere. S. 156. Z. 11. f. dem Vater l. den Vater. S. 159. Z. 5. f. Beweggrunden l. Beweggründen. S. 160. Z. 6. f. Frage (moraliſche Wahrheiten betreffende) l. moraliſche Wahrheiten betreffende frage. S. 175. Z. 22. f. Entzündung l. Entzückung. S. 177. Z. 1. f. der l. die. S. 190. Z. 9. f. ſchalkhafte l. ſchalkhaft. S. 199. Z. 23. f. Er fuhr l. Erfuhr. S. 208. Z. 5. f. äuſſerliche l. durch äuſſerliche. S. 208. Z. 12. f. Greule l. Gräuln. S. 209. Z. 22. f. die Menſchen l. den Menſchen. S. 209. Z. 30. f. hatte l. hätte. S. 230. Z. 9. f. der Menſchen l. des Menſchen. S. 235. Z. 9. f. die Königin l. die Könige in. S. 235. Z. 23. f. dem Petrus l. den Petrus. S. 239. Z. 4. f. laſtſpielige l. koſtſpielige. S. 243. Z. 28. f. ſtatt ſie l. ſtatt daß ſie. S. 243. Z. 29. f. zu bringen l. bringen. S. 250. Z. 13. f. Mitbürger l. Mitbrüder. S. 252. Z. 10. f. einſieht l. abſieht. S. 262. Z. 9. f. ſtaunte l. ſtaune. S. 281. Z. 22. f. Schooſe l. Schoos. S. 296. Z. 19. f. lebte l. jungfräulich lebte. S. 313. Z. 1. f. Herrn l. Heere. S. 345. Z. 22 f. ſich l. in ſich.

Gallus Ignatz Limmer
Kanonikus zu U. L. F. und St. Gangolph
zu Bamberg, des kayſerlichen hohen Domſtifts
Predigern

Predigten
auf die
Feſttage des Jahres.

Zweyter Theil.

Mit Erlaubniß der Obern.

Bamberg, bey Vinzenz Dederich,
1791.

Innhalt

der in dem zweyten Bande enthaltenen Predigten.

Am Feſte der hh. drey Könige.

Seite

Die hh. Weiſen legten die letzte und weſentlichſte Probe ihrer Treue ab; indem ſie 1. nicht mehr zu dem Herodes zurückkehrten, und mithin die nächſte Gelegenheit zur Untreue gegen den Heiland vermieden; indem ſie 2tens in ihr Land zurückkehrten, und da ihre Dankbarkeit gegen den Heiland durch Ausbreitung ſeiner Erkenntniß bezeigten. 1

Am Feſte des h. Joſephs.

Der h. Joſeph, ob er gleich nur der vermeintliche Vater Jeſu war, war dennoch 1. zu den erhabenſten Verrichtungen auserwählt; er beſaß auch 2. dir erhabenſten Tugenden, und mußte ſie beſitzen, um der Auserwählung zu jenen Verrichtungen fähig zu ſeyn. 20

Am nämlichen Feſte.

Von der Verſchwiegenheit. Es wird 1. gezeigt, wie nothwendig dieſe einem Chriſten ſey. Es werden 2. Beweggründe zur Ausübung dieſer Tugend, und einige warnende Regeln hinzugeſetzt. 39

)(

Am

Innhalt.

Seite

Am Fronleichnamsfeſte.

Es gebühret Chriſto in dem Geheimniſſe des Altars eine beſondere Anbethung. 1. weil er ſich da verborgen und auf das tiefſte erniedriget hat. 2. Weil er in demſelben unzählige Wohlthaten dem Chriſtenvolke ausſpändet. 59

Am Feſte des h. Johannes des Taufers.

Merkwürdig iſt uns Chriſten 1. die Lehre 2. das Leben des h. Johannes. 76

Vom heil. Altarsſacramente.

In dieſem Geheimniſſe liegt 1. der ſtärkſte Antrieb zur Andacht. 2. Stof zu den lehrreicheſten Betrachtungen 97

Am Feſte Mariä Heimſuchung.

1. Die Wichtigkeit geſellſchaftlicher Pflichten.
2. Anwendung des Beyſpieles Mariä. 115

Am nämlichen Feſte.

1. Begriff ächter Freundſchaft.
2. Maria und Eliſabeth das Beyſpiel davon. 136

Am Feſte des h. Kayſers Heinrich.

1. Gott hat dem h. Kayſer Heinrich vorzügliche Gnaden verliehen.
2. Heinrich hat ſie treu benutzet. 154

Am

Seite

Am Feſte des h. Jakobs des älteren.

1. Die zween Brüder Jakobus und Johannes erhielten von dem Heilande nicht, was ſie begehrten; er gab ihnen aber dafür etwas beſſers. 2. Nebſtdem er ihnen verſagte, was ſie begehrten, legte er ihnen dazu noch Widerwärtigkeiten auf: allein auch dieſe wuſte er ihnen erträglich zu machen. 175

Am Feſte des h. Laurentius.

Laurentius 1. verachtete um Chriſti willen das Leben. 2. Achtete den Tod für erwünſchlich. 3. gieng dem Tode entſchloſſen entgegen, ſo peinlich auch die gegen ihn beſchloſſene Todesart war. 193

Am nämlichen Feſte.

Von dem Geſetze der Selbſtverläugnung. Es iſt 1. nothwendig, wegen ſeinem weſentlichen Einfluſſe auf alle chriſtliche Tugenden, 2. nicht ſo ſtrenge, als man denkt, wegen den reizenden Beweggründen, die zur Erfüllung desſelben einladen. 270

Am Feſte Mariä Himmelfahrt.

1. Das beſchauliche, und 2. das geſchäftige Leben, welche Maria miteinander vereinigte, ſind der beſte Theil, den ſie gewählet hat, und machen die Größe ihrer Verdienſte aus, woraus ſich auf ihre Glory ſchlieſſen läſſt. 212

Seite

Am Feſte des h. Bartholomäus.

Die Weisheit Jeſu in Auserwählung armer und ungelehrter Leute zu dem Apoſtelamte. 387

Am Schutzengelfeſt.

Von der Nachahmung der hh. Engel.

Nachahmungswürdig ſind 1. ihre Unterwerfung gegen Gott. 2. ihre Liebe und Dienſtfertigkeit gegen die Menſchen. 289

Am Feſte Mariä Geburt.

Die Feyer der Geburt Mariä iſt 1. eine Ehrenbezeigung, derer dieſe heiligſte Jungfrau an ſich würdig iſt. 2. eine Ehrenbezeigung, die auf den göttlichen Erlöſer zurückgeht. 232

Am nämlichen Feſte.

1. Die Gründe der Anrufung Mariä.
2. Die Bedingniſſe derſelben. 444

Am Feſte des h. Matthäus.

Die Zurechtweiſung der Fehlenden iſt 1. ein Gott höchſtgefälliges Werk. 2. Pflicht für alle, die Fähigkeit und Gelegenheit dazu haben. 3. Keine ſo undankbare Unternehmung, als man gemeiniglich glaubt. 346

Seite

Am Feſte des h. Erzengels Michael.

Dreyfache Warnung gegen das Aergerniß geben, weil der, der Aergerniß giebt, 1. Das Werk der Erlöſung zerſtört. 2. Ein Widerſager der hh. Engel iſt. 3. Sich ſelbſt Ach und Wehe zuziehet. 307

Am Feſte der hh. Apoſtel Simon und Judas.

Von der Nächſtenliebe. 1. Die hh. Apoſtel waren voll Liebe gegen ihre Mitmenſchen; und dieſer Liebe hatte die Kirche Chriſti ihre Verbreitung zu danken. 2. Auch die erſten Chriſten liebten einander; und dadurch zog ſich die Kirche in den erſten Zeiten Ruhm, und allgemeine Bewunderung zu. 3. Auch wir müſſen einander lieben: denn nur in ſo fern werden wir wahre Jünger Chriſti, und würdige Glieder der Kirche ſeyn. 463

Am Feſte aller Heiligen.

Die Betrachtung der unermeßlichen Heiligenſchaar an dieſem Tage iſt 1. troſtreich; ſie iſt aber auch 2. bedraüend, je nachdem unſer Leben und unſere Geſinnungen beſchaffen ſind 251

Am nämlichen Feſte.

Wir ſollen mit Freude dem Himmel entgegenſehen. 1. Weil uns hinlängliche Beweggründe zu dieſer Freude ermuntern. 2. Weil dieſe Freude ſelbſt unſer Streben nach dem Himmel befördert. 366

Seite

Am Feſte Mariä Opferung.

Dieſer Feſttag zeiget ein zweyfaches Beyſpiel. 1. für Aeltern, 2. für Kinder. Das Beyſpiel der erſten ſind die hh. Aeltern Mariä. Das Beyſpiel der anderen iſt Maria das heilige Kind. 326

Am nämlichen Feſte.

Glücklich der Menſch, der ſich frühe zum Dienſte Gottes entſchließet: denn er wird 1. es weiter in der Tugend bringen, die ihn innerlich glücklich macht; 2. wird er auch ſicherer zu ſeiner zeitlichen Verſorgung gelangen, die ihn äuſſerlich glücklich macht. 406

Am Feſte des h. Andreas.

Dieſer Apoſtel iſt Chriſto durch ſein Leiden ähnlich geworden 1. der Art des Leidens nach.
2. der Urſache des Leidens.
3. der Gemüthsverfaſſung beym Leiden. 425

Auf

Auf das Feſt der heiligen drey Könige.

Reſponſo accepto in ſomnis, ne redirent ad Herodem, per aliam viam reuerſi ſunt in regionem ſuam. *Matth.* 2.

Nachdem ſie im Schlafe den Befehl vom Himmel erhalten hatten, nicht mehr zu dem Herodes zurückzukehren, begaben ſie ſich auf einem anderen Wege wieder in ihr Land.

Die Geſchichte der hh. Weiſen, die aus dem Morgenlande gekommen ſind, den neugebohrnen Heiland zu beſuchen, enthält die ganze Reihe von Begebenheiten hindurch, aus welchen ſie zuſammengeſetzet iſt, Proben ihrer bewunderungswürdigen Treue gegen den Beruf der Gnade. Wahr iſt es, die Gnaden, die ihnen Gott verliehen hat, indem er ihnen ein beſonderes Luftzeichen erſcheinen ließ, welches ihnen wie ein Wegweiſer bis zur Krippe hin vorangieng; indem er ihnen zu Jeruſalem durch die verſammelten Schriftgelehrten den deutlichſten Aufſchluß von dem Geburtsorte des Heilandes geben ließ, dieſe Gnaden, ſage ich, waren groß und

auſſerordentlich: Wahr iſt es aber auch, daß ſie vom Anfange bis zum Ende die ſchwerſten Verſuchungen zu überwinden hatten. Wie viele Ausreden hätten ſie ſchon brauchen können, um die weite und beſchwerliche Reiſe nach Judenland nicht zu unternehmen? Wie leicht hätte ſie Unbeſtändigkeit anwandeln können, da gegen alle ihre Erwartung in der Mitte von Judenland, zu Jeruſalem, Niemand noch von dem neugebohrnen Judenkönige etwas wiſſen wollte? Und die niedrigen Umſtände des Heilandes ſelbſt, den ſie von Dürftigkeit umgeben fanden — welche Verſuchung für ſie, ihn für den, welchen ſie geſucht hatten, nicht einmal zu erkennen?

Wie bewunderungswürdig iſt alſo ihre Standhaftigkeit und ihre Treue gegen den Gnadenruf, indem ſie ſich weder durch die Beſchwerniſſe der Reiſe abſchrecken, noch durch die Befremdung Jeruſalems irremachen, noch durch das niedrige Ausſehen des Heilandes ärgern ließen? Nachdem ſie aber den Heiland gefunden, erkannt und angebethet hatten, ſo lag alles daran, daß ſie auch die letzte Ermahnung, die ihnen Gott in Betreff ihrer Rückreiſe ertheilte, noch befolgten. Die Ermahnung war dieſe: ſie ſollten nicht mehr zu dem Herodes zurückkehren, ſondern einen anderen Weg in ihr Land zurücknehmen. An der Befolgung dieſes Auftrages, ſage ich, war alles gelegen — nemlich ihre Beharrlichkeit. Warum ſollten ſie denn nicht mehr zu dem Herodes zurückkehren? Der zweyte Beſuch des Herodes würde für ſie die nächſte Gelegenheit geweſen ſeyn, dem erkannten Heilande treulos zu werden. — Warum ſollten ſie aber doch in ihr Land zurückkehren? warum nicht vielmehr auch dieſes

meiden? Weil ſie da Gutes ſchaffen, und die Erkenntniß Chriſti weiter ausbreiten konnten. Beydes gehörte zu ihrer Beharrlichkeit: 1. Die nächſte Gelegenheit zur Untreue gegen den Heiland vermeiden. 2. Ihre Dankbarkeit gegen den Heiland durch Ausbreitung ſeiner Erkenntniß bezeigen. Indem ſie alſo das Eine wie das Andere erfüllten, ſo legten ſie die lezte und die weſentlichſte Probe ihrer Treue ab. Dieß iſt der ganze Gegenſtand meiner Rede, wobey ich den erwünſchteſten Anlaß habe, von einer zweyfachen Pflicht zu reden, die ein durch die Gnade erleuchteter und bekehrter Sünder zu beobachten hat. Die erſte, daß er die nächſte Gelegenheit zum Rückfalle vermeide. Die zweyte, daß er durch leuchtende Beyſpiele der Tugend auch andere noch Unbekehrte zur Bekehrung einlade.

Erſter Theil.

Eine der lezten und weſentlichſten Proben der Treue der hh. Weiſen war die, daß ſie dem Befehle des Himmels gemäß nicht mehr zu dem Herodes zurückkehrten. Durch dieſen Gehorſam entgiengen ſie der ſchrecklichſten und zugleich reitzendſten Gefahr, ſich durch Treuloſigkeit gegen den Heiland zu verſündigen: denn geſetzt, ſie hätten auf die ihnen im Schlafe beygebrachte Warnung nicht geachtet, ſondern vielmehr auf die Einladung, die ihnen Herodes machte, zu ihm zurückzukehren, und ihm die nähere Nachricht von den Umſtänden des neugebohrnen Judenkönigs zu geben, Rückſicht genommen, welches würden die Folgen geweſen ſeyn? Die allerſchrecklichſten.

Die erſte Abſicht des Herodes war, den Aufenthalt, die Wohnung, das Alter, und alle äuſſerlichen Umſtände des Heilandes durch dieſe Fremdlinge zu erfahren, und ihn alsdann aus dem Wege zu räumen — eine Abſicht, die er ganz ſicher zu erreichen glaubte: denn darum hatte er ſich ſo liſtig verſtellt; darum hatte er die Verſammlung der Schriftgelehrten, die über den Geburtsort des Heilandes nachforſchen ſollten, zuſammenberufen, um dem Scheine nach zu zeigen, wie viel ihm daran gelegen wäre, nähere Nachricht von ihm zu erfahren; darum hatte er dieſe hh. Weiſen gleichſam als Ausſpäher vorangeſchickt. Die Wuth, in die er gerieth, nachdem die Weiſen nicht mehr zu ihm zurückkehrten, zeigte, was er von ihnen erwartete, was er durch ihre Nachricht erreichen wollte. Alsdann, ſagt der h. Text, alsdann, da nemlich die Weiſen nicht mehr zu ihm zurückkehrten, ſah Herodes, **daß er betrogen war, er war erzörnt, und befahl, daß man in Bethlehem, und ringsherum an den Gränzen desſelben alle Knaben von zwey Jahren, und unter zwey Jahren tödten ſollte.** Dieſer grauſame Kindermord war nur der zweyte Anſchlag, den er faßte, nachdem der erſte fehlgegangen war: der erſte war, daß er den Heiland tödten wollte, ſobald er nähere Nachricht von ihm durch die hh. Weiſen würde erfahren haben. Geſetzt nun, dieſe wären gegen den Befehl Gottes zu ihm zurückgekehrt, und hätten alles, was ſie wußten, und geſehen hatten, von ihm ausgeredet: was würde geſchehen ſeyn? Herodes der Wüterich würde eilends ſich aufgemacht haben, nach Bethlehem zu reiſen; würde mit einem Heere von Kriegsknechten die Krippe beſtürm-

ſtürmet haben, in der Abſicht, das Kind Jeſu zu tödten. Ich bin zwar überzeugt, daß die göttliche Vorſicht auch alsdann noch Mittel würde getroffen haben, um die Anſchläge dieſes elenden Menſchen zu zernichten. — Indeſſen wären die Weiſen doch immer Verräther an dem Heilande geworden. Sie hätten eine ſo weite Reiſe angeſtellt, ihn zu ſuchen; hätten ſich alle Mühe gegeben, ihn zu finden; hätten ihn wirklich gefunden, ihn knyefällig angebethet, ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen zum Geſchenke gebracht; am Ende aber ihn vor ſeinem ärgſten Feinde verrathen, der die Abſicht hatte, ihn zu tödten. Schrecklicher Gedank! — Freilich hätte man zu ihrer Entſchuldigung ſagen können, ſie hätten es nicht gefliſſentlich gethan, weil ſie die Folgen ihrer Nachricht nicht vorausſehen konnten: allein die Schuld würde immer auf ihnen gelegen ſeyn: denn ſie waren gewarnt, ſie hatten den Befehl von dem Himmel erhalten: **Ihr ſollt nicht zu dem Herodes zurückkehren.** Wie viel war alſo daran gelegen, daß ſie dieſen Befehl befolgten!

Ja, ſie würden ſich ſelbſt der gröſten Gefahr ausgeſetzet haben. Man denke ſich, was die Frage der in Jeruſalem ankommenden Weiſen für eine Empfindung bey dem Herodes müſſe erreget haben: **Wo iſt der neugebohrne König der Juden?** Er war der regierende König der Juden, und nach ihm ward in ſeiner eigenen Reſidenzſtadt von dieſen Fremdlingen nicht einmal gefragt. **Wo iſt der Neugebohrne,** hieß es. Der heil. Text ſagt: **er iſt in Verwirrung gerathen.** Freilich verſtellte ſich der ſchlaue Wüterich. Er verbarg ſeine Empfindung.

Er begegnete den angekommenen Fremdlingen auf die freundlichſte Art. Er ließ nicht die mindeſte Erbitterung merken. Sein Ziel aber, worauf er hinſah, war dieſes: "Wenn ihr nur zurückkommet" Wie würde er ihnen aber begegnet ſeyn, wenn ſie zurückgekommen wären? Wie würde er dieſe Fremdlinge, die ihn in ſeinem eigenen Gebiete verkannten, und öffentlich einen andern König ausriefen, behandelt haben? Würde er nicht den Schimpf, den er gelitten zu haben glaubte, an ihnen gerächet; würde er nicht wenigſtens einen Widerruf von ihnen gefordert haben, eine öffentliche Erklärung, daß ſie nur ihn allein, nicht den neugebohrnen Jeſus für den Judenkönig erkennten? Welche Verſuchung würde dieſes für ſie geweſen ſeyn, den Heiland, den zu ſuchen ſie ſo weit hergekommen waren, den ſie wirklich gefunden und angebethet hatten, zu verläugnen? Und geſetzt, ſie hätten der Furcht, von einem Wüterich mishandelt zu werden, wirklich nachgegeben, und den Heiland verläugnet, — ſo würden ja diejenigen, die wir als die erſten Bekenner des Glaubens an Chriſtum, als die erſten Berufenen aus dem Heydenthume heute verehren, die erſten geweſen ſeyn, die gegen Chriſtum treulos geworden wären. Schrecklicher Gedank!

Wenn aber auch Herodes ſie nicht übel behandelt hätte, ſo würde er ihnen doch wenigſtens ihre Ueberzeugung, die ſie von der Sendung Jeſu, oder von ſeiner Gottheit erlangt hatten, auszureden geſucht, er würde die Schriftgelehrten von Jeruſalem aufgerufen haben, um ſich in Unterredungen mit ihnen einzulaſſen, die ihnen dann nach ihren jüdiſchen Begriffen den Karakter des Meſſias

gewiß

gewiß auf eine ſolche Art würden geſchildert haben, die mit den niedrigen Umſtänden und mit der Armuth Jeſu gar nicht übereinſtimmend war. Kurz, die Geſinnungen eines ſtolzen Königs, einer unglaubigen Stadt, unglaubiger Schriftgelehrten, die bey Fremdlingen, welche mit der Schrift nicht bekannt waren, immer viel voraus haben konnten, um Beyfall zu finden, würden auf dieſe hh. Weiſen Eindrücke gemacht haben, die ihrem Glauben höchſt gefährlich waren. Allen dieſen Gefahren aber entgiengen ſie, indem ſie den Befehl Gottes befolgten, und nicht mehr zu dem Herodes zurückkehrten. Eben deswegen legten ſie dadurch eine der fürnehmſten und weſentlichſten Proben ihrer Treue gegen die Gnade ab — und zwar um ſo mehr, je verborgener die Gefahr, und je reitzender die Verſuchung war, den Herodes wieder zu beſuchen. Dieſer Tyrann wußte ſich ja auf eine ſo liſtige Art zu verſtellen, daß man ihm ſeine Abſicht gar nicht anmerken konnte. Er hatte ſich ſogar ein Geſchäft daraus gemacht, durch die Zuſammenrufung der Schriftgelehrten den hh. Weiſen Auskunft über den Geburtsort Jeſu zu geben. Er hatte ſich ſelbſt angeſtellt, er wolle ſich an die Zahl ſeiner Anbether reihen. Dieſes heuchleriſche Betragen deckte ganz die Gefahr, die ihnen bevorſtund. Zudem ſchien es ſelbſt der Wohlſtand zu fordern, daß ſie die Einladung eines Königs nicht ausſchlügen, und ſein dem Scheine nach billiges Begehren, ihm von einer Begebenheit, die ſich in ſeinem Reiche zugetragen hatte, Nachricht zu bringen, erfüllten. Vermuthlich hatten ſie ihm gar das Wort gegeben, ſie wollten zu ihm zurückkehren. Mit einem Worte, reitzend war die Ver-

ſuchung, zu dem Herodes zurückzukehren. Um ſo nöthiger war es, daß ſie dem Befehle Gottes blinden Gehorſam leiſteten. Um ſo glänzender war eben deswegen auch die Probe der Treue und des Gehorſams, die ſie ablegten.

Nun m. GG.! laſſet uns zur Anwendung dieſes Beyſpieles ſchreiten. Die weſentlichſte Probe der Treue gegen die Gnade, die ein von Gott erleuchteter und bekehrter Sünder abzulegen hat, iſt dieſe, daß er nicht mehr zur Gefahr zu ſündigen zurückkehre, ſey auch die Verſuchung, dahin zurückzukehren, noch ſo reitzend: denn was würde erfolgen, wenn er zur Gefahr zu ſündigen zurückkehrte? Er würde, nachdem er von Gott erleuchtet war, die Schande der Sünde einzuſehen, gerührt, ſie zu beweinen; nachdem er durch die Buße Gott geſucht, gefunden, ſich mit ihm verſöhnt, ihm das Opfer eines zerknirſchten Geiſtes dargebracht, ihm das Gelübd einer ewigen Treue abgeleget hatte, in der nächſten böſen Gelegenheit wieder in die Sünde zurückfallen, das, was er beweint hatte, wieder begehen, das Gelübd der Gott geſchwornen Treue brechen, und ſich ihn neuerdings zum Feinde machen. Was würde es ihm nun helfen, daß er ſich mit Gott verſöhnet hatte, daß er auf ſeinen Knyen vor Gott gelegen war, um ihm das zugefügte Unrecht abzubitten? Nichts; ſondern er würde ſich vielmehr durch den Rückfall in die Sünde in Anſehung der Gott geſchwornen Treue einer ſchändlichen Treuloſigkeit ſchuldig machen, und er würde um ſo ſtrafwürdiger ſeyn, als er einen Gott beleidigte, der nur erſt ſeine Güte und

Erbarmung an ihm kund gemacht hatte. Wären die hh. Weiſen von der Krippe hinweg, wo ſie Jeſum kennen gelernt und angebethet hatten, zu dem Herodes zurückgekehrt, und hätten da entweder ihn ſeinem ärgſten Feinde verrathen, oder aber ſich ſelbſt durch liſtige Vorſtellungen bereden laſſen, den Glauben an ihn abzuſchwören, wer würde nicht über eine ſolche That erſchrecken? Eben das nämliche thut der Sünder, der von dem Sakramente der Verſöhnung hinweg zur Gelegenheit der Sünde zurückeilt, und aufs neue ſündiget.

Oder bildet ſich vielleicht der neubekehrte Sünder ein, er werde der Gefahr entkommen, und die Gelegenheit zur Sünde werde nicht vermögend ſeyn, ihn zu ſtürzen? Worauf gründet ſich dieſe Einbildung? Worauf ſetzet er ſeine Zuverſicht? Auf ſich ſelbſt? — Allein was iſt der Menſch? Ein ſchwaches Gefäß, welches leicht zerbricht; ein wankendes Rohr, welches ſich von jedem Winde hin und her biegen läßt; ein ſchwaches Geſchöpf, auf welches die Geſtalt der Welt mit ihren Reitzen die ſtärkſten Eindrücke macht; ein ſchwaches Geſchöpf, welches, wenn es nicht von Gott unterſtützt wird, den Anfällen, die auf ſeine Unſchuld gemacht werden, unfehlbar unterliegen muß. — Und was iſt noch dazu ein neubekehrter Menſch? Ein Menſch, deſſen Herz zwar von dem Feinde verlaſſen und geräumet, welches aber, indem ſeine Ruinen noch nicht ergänzet ſind, noch nicht feſt und ſtark genug iſt, neue Anfälle auszuhalten; ein Menſch, in dem die Sünde noch viele Ueberbleibſel der von einer langen Gewohnheit unzertrennlichen Schwachheit zurückgelaſſen hat; ein

Menſch, in dem die Empfindungen der falſchen Annehmlichkeit der Sünde noch viel zu neu ſind, als daß er ſtark genug wäre, im Falle, daß ſie durch eine böſe Gelegenheit neu erreget werden, ſein Herz gegen ſie zu verhärten. Mit welcher Zuverſicht kann er ſich nun einbilden, er werde der Gefahr ſiegreich entkommen? — oder ſetzet er vielleicht ſeine Zuverſicht auf die Gnade? Allein welche Rechnung kann er ſich auf den Beyſtand der Gnade machen, da er dem Befehle Gottes gerade zuwiderhandelt? Gott befiehlt ihm vor der Gefahr zu fliehen, und er will gegen dieſelbe ſtreiten. Gott befiehlt ihm: **Du ſollſt nicht zurückkehren**; und der Menſch ſpricht: **Ich will zurückkehren, und ſiegen.** Gott warnet ihn deutlich: **Wer die Gefahr liebet, wird in der Gefahr umkommen.** Wie kann der Menſch, der dennoch ſich der Gefahr ausſetzet, ſich den Beyſtand Gottes und den Sieg verſprechen? Wie kann er ſich verſprechen, daß auf einem Wege, den ihn Gott zu gehen verbietet, auf einem gefahrvollen Abwege dennoch Gott ſein Beſchützer und ſein Begleiter ſeyn werde? Möchte doch der Menſch nur ſich ſelbſt fragen, und ſein Gewiſſen aufrichtig reden laſſen; Möchte er ſich doch erinnern, wie ſchnell ſein Herz immer durch die Verſuchung beſieget war, kaum beſtritten, und ſchon beſieget; welch mächtigen Eindruck ein einziger Blick, ein einziges Wort, eine einzige Stelle in einem gefährlichen Buche, das Anſehen eines einzigen Menſchen, einer einzigen Geſellſchaft auf ihn machte: wie könnte er noch die Sprache führen " Ich will in die Gefahr "zurückkehren, und ſiegen" er, der in der Gefahr meiſtens umgekommen iſt? Laſſen Sie mich die Wahrheit

ſagen,

ſagen, die aus dem Betragen eines Menſchen, der bald nach der Buße wieder in die Gelegenheit zur Sünde zurückkehret, deutlich hervorleuchtet. Seine Buße war nicht aufrichtig: denn iſt es möglich, daß derjenige, der vom Herzen die begangene Sünde bereuet, und den Augenblick, da er ſündigte, verfluchet, nicht zugleich die Gelegenheit, die ihn zur Sünde verleitete, verabſcheuen ſollte? Es iſt ja weit leichter, auſſer der Gefahr, als in derſelben ſich von der Sünde frey erhalten. Muß alſo der Entſchluß, die Sünde zu meiden, nicht nothwendiger Weiſe, auch den Entſchluß nach ſich ziehen, die Gelegenheit zur Sünde zu meiden? Wenn demungeachtet der Sünder ſich die Zurückkehre zur böſen Gelegenheit vorbehält, was läßt ſich richtiger ſchließen, als daß ſeine Buße nicht aufrichtig ſey? Ja nichts anders iſt ſie, als ein gewiſſer Zwang, den ſich ſein Herz anthut, um ſich zu bereden, daß es Reue fühle: nichts anders, als eine Entſetzung vor dem Begriffe der Sünde, nicht aber vor der wirklichen ſündigen Handlung: nichts anders, als der Wunſch eines betrogenen Herzens, welches ſich halb den Regungen der Gnade ergiebt, halb die Neigung zur Sünde noch behält, der Wunſch eines ſolchen Herzens, ſage ich, forthin von der Liebe zu dem Gegenſtande der Sünde die Sünde ſelbſt trennen zu können. Daher kömmt es, daß ſo manche ſich nicht entſchließen wollen, die Gelegenheit zur Sünde zu meiden, und genugzuthun glauben, wenn ſie ſich vornehmen, ſich von dieſer Gefahr nicht beſiegen zu laſſen. Eitler Selbſtbetrug! — Wer von ganzem Herzen der Sünde entſagt, entſagt auch der Gelegenheit dazu; er täuſchet ſich nicht

mit

mit leeren Einbildungen, er wolle forthin ſtandhafter kämpfen, um ſich nicht beſiegen zu laſſen, die, man ſage, was man wolle, allemal von der verſteckten Neigung zur Sünde herrühren; er macht es, wie die hh. Weiſen, die ganz vom Danke erfüllt, daß ſie von Gott ſind erleuchtet, und zur Kenntniß Chriſti geführet worden, ſich nicht mehr nach dem Hofe des Königs Herodes ſehnten, ſich nicht durch den ſchmeichelhaften Gedanken, man werde ihnen da als Fremdlingen Ehre anthun, und ihnen ihren Aufenthalt am Hofe vergnügt zu machen ſuchen, einnehmen ließen; ſondern zufrieden, ihr Ziel erreicht und Jeſum kennen gelernt zu haben, einen ganz andern Weg in ihr Land zuruckna hmen — ſo, ſage ich, macht es der Menſch, der aufrichtig der Sünde entſaget. Voller Dank gegen Gott, der ihm die Augen aufgethan, ihn die Schande der Sünde hat einſehen gelehrt, ihm wirklich die Feſſel der Sünde aufgelöſet, und ihn zur Gnade angenommen hat; feſt entſchloſſen, ihm ewig treu zu bleiben, trauet er den Gefahren und Gelegenheiten zur Sünde von nun an nicht mehr, und verläßt ſie großmüthig, ſo einladend ſie ihm immer ſcheinen mögen.

Das allerſicherſte und räthlichſte iſt, daß ein neubekehrter Sünder dem Befehle Gottes, oder dem Befehle ſeines Gewiſſensraths, durch den Gott zu ihm redet, und durch den er ihm ſagt "Du ſollſt nicht zurückkehren" blinden Gehorſam leiſte: denn es giebt Täuſchungen ohne Ende, durch die uns die Welt, und durch die ſich der Menſch ſelbſt zu hintergehen ſucht. Die Welt iſt gegen diejenige, die den Weg des Heils zu wandeln angefangen,

fangen, ſo voller Liſt und Verſtellung, wie der Herodes gegen die hh. Weiſen. Sie führt eben dieſelbe Sprache, wie jener ſtolze Wüterich, ſie wolle kommen, und ſich den Anbethern Gottes zugeſellen. Sie verſtellt ſich, als hege ſie eben dieſelben Geſinnungen von Gott und von der Tugend, wie wir. Sie zieht die Larve der Frömmigkeit an, um uns an ſich zu locken. Der erſte Antrag, den ſie uns macht, iſt keineswegs der, daß wir in die Sünde willigen, und die Gott geſchworne Treue brechen ſollen: ſie verlangt weiter nichts von uns, als daß wir nur zu ihr zurückkehren, und wieder an ihren Geſellſchaften, Geſprächen, Zerſtreuungen und Ergötzungen Theil nehmen: ſo bald wir aber in dieſem Stücke ihr nachgeben, ſo wird es eine unausbleibliche Folge ſeyn, daß ſie uns die Geſinnungen ihrer Eitelkeit, ihren Freyheitsſinn, ihren Leichtſinn einflöſet, daß die Eindrücke, die Gott durch ſeine Gnade in unſer Herz gemacht hat, wieder verlöſchen, daß der Abſcheu gegen die Sünde durch die Reitze der Verſuchung ſich wieder verliert, daß wir die alten Sünder und verderbten Menſchen ſind. — So wie aber die Welt uns zu täuſchen ſucht, ſo ſind wir auch ſelbſt geneigt, uns zu täuſchen. Da die böſe Gelegenheit immer noch etwas angenehmes und reitzendes in Rückſicht auf uns hat, ſo wünſcht man, daß es möglich ſeyn mögte, in dieſe Gelegenheit zurückzukehren, ohne jedoch in die Sünde zurückzufallen. Weil man dieſes wünſcht, ſo ſucht man ſich zu bereden, daß es wirklich möglich ſey. Man denkt z. B. "Ich kann ja in jene Geſellſchaften zurückkehren, ohne je-"doch in die Geſpräche, die der Ehre der Religion oder "der Ehrbarkeit zuwider ſind, einzuſtimmen. Ich kann

"jenen

"jenen Umgang fortſetzen, ohne mir jedoch eine ſtrafbare "Handlung oder eine ſtrafbare Begierde zu erlauben. Ich "kann jenes Buch wieder leſen, und mir das Gute her= "aus nehmen, über die anſtößigen Stellen aber hinweg= "eilen". So ſucht man ſich zu bereden. Man täuſcht ſich aber. Man wird in jenem bezaubernden Umgange nicht immer ſeiner mächtig ſeyn. Man wird in jenem Buche unmöglich leſen können, ohne ſein Herz mit un= reinen Bildern zu erfüllen. Eben deswegen ſage ich: Wir ſollen weder uns, noch unſern guten Vorſätzen ſelbſt, noch den Vorſpieglungen der Welt trauen, ſondern wir ſollen, wenn wir uns anderſt von unſerem ernſtlichen Vor= ſatze, Gott treu zu bleiben, überzeugen wollen, Gott, der durch Gewiſſensräthe zu unſeren Herzen redet, blinden Gehorſam leiſten, wenn er uns befiehlt: Ihr ſollt nicht mehr zur nächſten Gelegenheit zur Sünde zurückkehren. Nur dieſer Gehorſam wird uns von den Gefahren, die uns bevorſtehen, und die wir nicht allemal genug voraus= ſehen, ſicher ſtellen. — Laſſet uns alſo, m. GG.! wenn wir in dem Falle ſind, daß wir, nachdem böſe Gelegen= heiten uns verdorben hatten, von Gott zur Buße ſind berufen worden, die vorigen Gelegenheiten verabſcheuen, und dem Beyſpiele der hh. Weiſen folgen, von denen der heil. Text ſagt: Nachdem ſie den Befehl vom Himmel erhalten hatten, nicht mehr zu dem Hero= des zurückzukehren, haben ſie einen andern Weg in ihr Land zurückgenommen.

Zweyter

Zweyter Theil.

Warum war es ihnen aber nicht auch unterſagt, in ihr Land zurückzukehren? Ich habe die Urſache ſchon im Anfange meiner Rede angegeben — weil es die Abſicht Gottes war, durch ſie die Erkenntniß Chriſti weiter zu verbreiten. Gott wollte nemlich die Heyden, die ſo lange in der Unwiſſenheit fortgeirret, und den wahren Gott nicht gekannt haben, durch Chriſtum zur Erkenntniß der Wahrheit führen. Zur Ausführung dieſes großen Rathſchluſſes machte er den Anfang, indem er den hh. Weiſen einen Stern erſcheinen ließ, und ihnen die Entſchließung eingab, den großen Erlöſer, der ihnen unter dem Namen eines Judenkönigs bekannt war, durch eine weite Reiſe aufzuſuchen. Sie ſuchten ihn wirklich, ſie fanden ihn. Dieß war aber nicht genug. Sie ſollten nun zurückkehren, und das, was ſie geſunden und geſehen hatten, in ihrer Gegend offentlich verkündigen. Sie ſollten die wunderbaren Wege, auf denen ſie Gott geführet hatte, erzählen, und daher Gelegenheit nehmen, ächte Begriffe von Gott und von ſeiner Vorſicht ihren Landsleuten beyzubringen. Sie ſollten dieſe auf die großen Veränderungen, die der Heiland in der Welt hervorbringen würde, aufmerkſam machen. Sie ſollten ihnen einsweil durch das Beyſpiel ihrer reinen Sitten die Grundſätze des Evangeliums einflößen. Sie ſollten mit einem Worte Vorläufer der Apoſtel ſeyn. Dieß war die Abſicht Gottes. Zu dieſem Ende wählte er auch Weiſe, weil dieſe wegen ihrer Gelehrtheit und ihrem Anſehen die Achtung ihrer Landsleute hatten, und mithin durch

ihr Zeugniß viel auszurichten imſtand waren. Dieſer göttlichen Abſicht zu entſprechen, war Pflicht der hh. Weiſen: denn wodurch hätten ſie gegen eine ſo große und ausnehmende Gnade, durch welche ſie Gott berief, und die ſie nie genug verdanken konnten, wenigſtens in etwas ihre Dankbarkeit bezeigen ſollen, als durch ihren Eifer, die Wunder der göttlichen Vorſicht zu verkündigen, und durch ihr Beſtreben, die Erkenntniß Chriſti zu verbreiten? Würden ſie nicht ſtrafwürdig geweſen ſeyn, wenn ſie zu alle dem, was ihnen begegnet war, und was ſie geſehen hatten, ſtillegeſchwiegen; wenn ſie das Licht, das ihnen Gott anzündete, unter dem Metzen verborgen; wenn ſie ganz gleichgültig und ruhig zugeſehen hätten, wie ihre Landesleute noch Götzenbilder anbetheten, und in der Schande der heydniſchen Ausſchweifung fortlebten? Würden ſie nicht dadurch entweder Kaltſinn in ihrem Berufe, oder wenigſtens Furcht, die in ihrem Lande herrſchende falſche Religion anzugreifen, verrathen haben?

Es läßt ſich aber auch von dieſen hh. Weiſen, die alles gethan haben, was ſich nur von eifervollen Männern ſagen läßt, nichts anders denken, als daß ſie die Erleuchtung, die ihnen Gott gab, mit allem Ernſte anderen werden mitgetheilet haben. Sie machten ſich, ſo bald ſie nur den Stern ſahen, zur Reiſe auf, wiewohl ihnen der Ausgang ihrer Unternehmung noch ungewiß war. Sie bekämpften ſo viele Beſchwerniſſe, die ihnen begegneten. Sie traten unerſchrocken mitten in Jeruſalem auf, und befragten ſich über den Geburtsort Chriſti. Sie fielen mit ſo viel Ehrerbietung vor Jeſu nieder, und betheten ihn an, ſie kehrten mit ſo viel Troſt zurück. Können wir

nun nicht mit Zuverſicht weiter fortſchließen, daß ſie mit eben jener Unerſchrockenheit, mit welcher ſie in Jeruſalem aufgetretten ſind, noch ehe ſie Jeſum gefunden hatten, um ſo mehr, nachdem ſie ihn gefunden und angebethet hatten, in ihrem Lande als wahre Apoſtel Jeſu Chriſti werden aufgetretten ſeyn, und den Glauben an ihn durch Worte und Beyſpiele bekennet haben? Dieß war nun auch eine weſentliche Probe ihrer Treue. Hierinn beſtund ihre Beharrlichkeit.

M. GG. auch wir, wenn wir durch die Gnade ſind bekehret und auf beſſere Geſinnungen gebracht worden, müſſen die Probe unſerer Beharrlichkeit dadurch ablegen, daß wir durch leuchtende Beyſpiele der Tugend unſere Mitmenſchen, die noch unbekehrt ſind, zur Bekehrung einladen. Schon in Anſehung der erſten Gnade unſeres Berufes zum Chriſtenthume — o welchen Dank ſind wir Gott ſchuldig, welches Beſtreben, unſerem Berufe gemäß zu leben, und allen unſeren Mitmenſchen zu zeigen, daß wir die Gnade, die uns Gott durch die Erkenntniß der Wahrheit verliehen hat, zu ſchätzen wiſſen? Nochmal ſo groß iſt aber unſere Pflicht, wenn wir uns gegen unſeren Beruf vergangen, wenn wir der Sünde gedienet haben, und von Gott dennoch ſind erleuchtet, zur Buße eingeladen, und auf beſſere Wege geführt worden — nochmal ſo groß, ſage ich, iſt alsdann unſere Pflicht, der Gnade Zeugniß zu geben, zu zeigen, was wir durch ſie vermögen, und unſeren noch wankelmüthigen und kleinmüthigen Mitmenſchen durch unſer Beyſpiel Muth einzuſprechen, damit auch ſie den Entſchluß

ſchluß faſſen, zu Gott zurückzukehren, und ſich der Tugend zu widmen. Durch dieſes Beyſpiel würden wir Gott das wohlgefälligſte Dankopfer bringen, indem wir ihm irrende Seelen zuführten, gleichwie auch er uns durch ſeine Gnade von unſeren Irrwegen zurückgeführt hat, und es würde auch gewiß allemal ſeine geſegneten Wirkungen haben. In der That, glauben Sie nicht, GG. daß weit mehrere Bekehrungen geſchehen würden, wenn jene, die geſchehen, gründlicher, dauerhafter und leuchtender wären? — Wie mancher Kleinmüthige ſeufzet unter den Feſſeln ſeiner böſen Gewohnheit, weil er ſich einbildet, es ſey ihm allzu ſchwer, ihrer los zu werden? Gäbe es mehrere exemplariſche Bekehrungen, ſo würde dieſer Kleinmüthige bey ſich denken: "Dieſer Sünder, den ich ſehr wohl kannte, da er noch Sünder war, der in die nemliche Gewohnheit verwickelt war, in die ich verwickelt bin, bekehrte ſich, riß ſich ſiegreich von den Feſſeln der Sünde los. Itzt lebt er fromm und gottſelig. Tugend üben und gute Beyſpiele geben, iſt ihm nun eben ſo zur Gewohnheit geworden, wie ihm zuvor das Sündigen Gewohnheit war. Soll ich nicht vermögen, was dieſer vermochte? Auch ich will aufſtehen, und zu Gott meine Zuflucht nehmen. Er wird auch an mir die Macht ſeiner Gnade kundmachen". Aber leider! da ſo wenige wahre Bekehrungen geſchehen, da ſo gar oft diejenigen, welche beym Anfange ihrer Buße eifrig ſind, hernach von Zeit zu Zeit lauer werden, endlich gar in ihre vorige Gewohnheit zurückſinken; ſo denkt der, der in dieſer Gewohnheit noch lebt: "Unmöglich iſt es, daß ich ihrer los werde. Was nützet es

mich,

mich, Vorſätze zu faſſen, indem ich voraus ſehe, daß ich ſie nicht erfüllen werde". Er bleibt alſo gegen alle Aufforderungen zur Buße unempfindlich, er ſteckt wenigſtens das Ziel ſeiner Bekehrung in die Weite hinaus, und faßt den unſeligen Entſchluß, der ihn vielleicht um ſeine Seligkeit bringt: "Jtzt will ich mich noch nicht bekehren". An dieſem unſeligen Entſchluſſe aber tragen zum Theil diejenigen Schuld, die, da ſich bekehrt hatten, nicht in der Ausführung ihrer guten Vorſätze beharren, und nicht all jenen Ernſt und Eifer in der Tugendübung von ſich blicken laſſen, zu dem ſie die Gnade der erhaltenen Erleuchtung und Verſöhnung antreiben ſollte.

Gewiß, die Wirkungen guter Beyſpiele ſind von gröſter Wichtigkeit. Nicht umſonſt ſagte unſer Heiland: **Laſſet euer Licht leuchten, damit die Menſchen eure guten Werke ſehen, und den Vater preiſen, der im Himmel iſt.** Was haben denn unſere guten Werke für ein Verhältniß zur Verherrlichung Gottes? Es beſteht darinn. Da die Menſchen wiſſen, was für ſchwache Geſchöpfe wir ſind, wie wenig wir aus uns vermögen; daß wir, wenn uns die Gnade nicht unterſtützte, die gröſten Sünder ſeyn würden; da ſie vielleicht noch dazu wiſſen, was für Sünder, was für verderbte Menſchen wir ehemals waren, ſo müſſen unſre guten Werke ſie nothwendig auf den Gedanken bringen "Die Gnade Gottes hat ſie in andere Menſchen verwandelt; Gott hat an ihnen große Dinge gethan. Dieſer Gedanke leitet ſie noch auf einen anderen: "War die Gnade Gottes zureichend, dieſe Sünder in fromme auferbäuliche Menſch-

en umzuwandeln, ſo wird ſie auch in Anſehung unſerer vermögend ſeyn, die nemlichen Wirkungen hervorzubringen". Gereicht dieß nicht zur Verherrlichung Gottes?

Laßt uns alſo Gott die Ehre, und ſeiner Gnade das Zeugniß geben. Laßt uns zeigen, was wir durch ſie vermögen. Laßt uns unſeren kleinmüthigen Brüdern nicht nur durch Worte, ſondern durch Werke Muth einſprechen. Laßt uns denen, die noch in dem Wahne ſind, ſie könnten ihrer ſündigen Gewohnheit nicht los werden, nicht nur ſagen, ſondern augenſcheinlich beweiſen, daß ſie alles vermögen in dem, der ſie ſtärket. Laßt uns unſere böſen Neigungen, und ſelbſt jene, die uns die liebſten ſind, beſiegen, damit die Menſchen den Vater, der im Himmel iſt, und ſeine Gnade preiſen. Auf ſolche Art werden wir die rechte Probe unſerer Treue ablegen. Wir werden, nachdem wir zu Gott zurückgekehret ſind, auch beharren, und den verſprochenen Lohn der Beharrlichkeit empfangen.

Auf das Feſt des heiligen Joſephs.

Ieſus, vt putabatur, filius Ioſeph. *Luc.* 3. 23.

Jeſus, wie man meinte, ein Sohn Joſephs.

Alſo war Joſeph nur der Meinung des Pöbels nach ein Vater Chriſti? Gereicht wohl dieſes zu ſeinem Lobe? Wenn ich von jemand ſagte, er ſey nur dem Scheine nach fromm, gerecht und keuſch, würde ich ihn nicht

nicht viel mehr ſchelten als loben? Liegt alſo wohl ein Stof zum Lobe Joſephs in dieſen Worten des Evangeliſten: Jeſus, wie man meinte, ein Sohn Joſephs? Allerdings: denn gleichwie es eine große Verdemüthigung des göttlichen Heilandes war, daß er, als der Sohn einer keuſchen unverſehrten Jungfrau, für einen Sohn Joſephs angeſehen werden wollte; ſo war es im Gegentheile einer der herrlichſten Vorzüge Joſephs, daß er für einen Vater Jeſu angeſehen werden dorfte. Darum ſingt auch die Kirche in den heutigen Tagzeiten, um ſowohl das Geheimniß der Erniedrigung Jeſu zu preiſen, als die Glory Joſephs anzudeuten: "Laßt uns Chriſtum den Sohn des lebendigen Gottes anbethen, der ſich gewürdiget hat, für einen Sohn Joſephs gehalten zu werden." Wahr iſt es: das Volk irrte, wenn es Joſeph für den Vater Jeſu anſah; darum bleibt aber der Vorzug Joſephs doch ein wahrer Vorzug. Und wenn auch Jeſus zu Joſeph kein anderes Verhältniß gehabt hätte, als daß er in ſeinem Hauſe wohnte; ſo war der gerechte Mann ſchon in dieſem einzigen Betrachte glücklich zu ſchätzen: denn wenn ehmals David zitterend ausrief: "Wie ſoll die Arche des Herrn zu mir eingehen" die doch nur aus unverweslichen Holze gemacht war, und einige Heiligthümer enthielt: läßt ſich wohl das Glück Joſephs ſchätzen, in deſſen Hauſe ſelbſt der Stifter des neuen Bundes ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen hatte? Seliges Haus, in dem die gebenedeyte Frucht des Leibes Mariä aufwuchs, und erzogen ward! Selbſt der Himmel dorfte den Joſeph um dieſes Glück beneiden. Laſſet uns jedoch etwas gründlicher unterſuchen, wie viel wahr-

es, wie viel reelles die Benennung eines Vaters, die dem heil. Joſeph beygelegt wird, an ſich habe. Es iſt wahr: er hatte nicht den mindeſten Theil an jener geheimnißvollen Empfängniß, die in dem Schooße der gebenedeyten Jungfrau durch Ueberſchattung des heil. Geiſtes vorgieng, er war nicht Vater dem Fleiſche nach: doch war es kein leerer Ehrentitel, ſondern ein ſolcher, der ſowohl mit dem wichtigſten Amte verbunden war, als auch die ausgezeichnetſten Tugenden vorausſetzte. Joſeph, als ein vermeintlicher Vater Jeſu, war zu den erhabenſten Verrichtungen auserwählt. Dieß zeige ich in dem 1ten Theile. Er beſaß aber auch die erhabenſten Tugenden, und muſte ſie beſitzen, weil er ohne dieſe zu jenen Verrichtungen nie würde fähig geweſen ſeyn. Dieß zeige ich im 2ten Theile.

Erſter Theil.

Der Begriff von einem Vater iſt von weiterem Umfange, als daß er ſich auf die Mittheilung des Fleiſches und Blutes einſchränken ließe. Ein Vater hat viele Rechte über ſein Kind, aber auch viele Pflichten in Abſicht auf die Erziehung desſelben. Was das erſte anbelangt, ſo war Maria freilich ganz allein die verſchloſſene und verſiegelte Quelle jenes Blutes, welches ſo innigſt mit der Perſon des Wortes vereinigt und beſtimmt war, als ein Opfer für die Sünden des Menſchengeſchlechtes zu fließen. Sie war die Mutter dem Fleiſche nach. Aber dieß allein ausgenommen, ſonſt war alles, was einem Vater eigen iſt, dem heil. Manne

Joſeph von dem Himmel nicht nur zugelaſſen, ſondern ſogar beſonders aufgetragen. Ihm war es aufgetragen, den Namen des göttlichen Kindes zu verkündigen, mithin das Recht eines Vaters auszuüben. Ihm war das Amt aufgelegt, es zu nähren und zu beſchützen, mithin die Pflichten eines Vaters zu erfüllen. Nun war ſowohl die Ausübung jenes Rechtes, als die Erfüllung dieſer Pflichten eine erhabene Verrichtung.

Vernehmen Sie, GG.! was der Engel ſelbſt aus Befehle Gottes zu ihm ſprach: **Maria wird einen Sohn gebähren, und du ſollſt ſeinen Namen Jeſus heiſſen.** Von der erſten Unterredung des Engels mit Maria hatte Joſeph kein Mitwiſſen, und mit Rechte war er davon ausgeſchloſſen; weil der Gegenſtand davon eine jungfräuliche Empfängniß war. So bald aber nur die geſegnete Veränderung Mariens anfieng ſichtbar zu werden, und der gerechte Mann darüber in Verwirrung gerieth, ſobald erſchien ihm der Engel, und entdeckte ihm, um ſeinen Zweifel zu löſen, das Geheimniß. **Fürchte dich nicht,** ſprach er, **denn was in ihr gebohren iſt, iſt von dem heil. Geiſte.** Dieſer Eröffnung ſetzte er ſogleich den Auftrag hinzu: **Du ſollſt den Sohn, den ſie gebähren wird, Jeſus heiſſen.** Sie wird ihn gebähren. — Du aber ſollſt ihm den Namen auflegen. Dieß war, nach der Auslegung des heil. Chryſoſt., eben ſo viel, als ſagte er: Wenn gleich die Frucht des Leibes Mariä von dem heil. Geiſte iſt, ſo ſollſt du dennoch von der Mitwirkung zu dieſem großen Geheimniſſe nicht ausgeſchloſſen ſeyn. Du biſt

zwar nicht Vater: doch ſoll dir das alles, was einem Vater nach der Geburt des Kindes zuſteht, und ohne Verletzung der Jungfrauſchaft beſtehen kann, unangeſtritten ſeyn. Es iſt zwar dein Sohn nicht, der gebohren wird: doch ſollſt du das Recht eines Vaters gegen ihn beweiſen, und ſogleich den Anfang damit machen, daß du ihm den Namen auflegeſt: **Du ſollſt ſeinen Namen Jeſus heiſſen.** Joſeph ward alſo beſtellt, dem Heilande ſeinen Namen aufzulegen. Dieſer Name iſt zwar von Gott ſelbſt erwählt, und ehe er empfangen wurde, von dem Engel genannt worden: aber Joſeph ſollte ihn der Welt offentlich verkünden. Auch Maria erhielt zwar den Auftrag von dem Engel: Du ſollſt ſeinen Namen Jeſus heiſſen: aber Joſeph ſollte hierinn mehr Recht, als die jungfräuliche Mutter ſelbſt haben, und nach dem jüdiſchen Gebrauche den Namen des h. Kindes zuerſt verkünden. Welch ein Vorrecht für dieſen gerechten Mann! Laſſen Sie uns hierüber eine kleine Betrachtung anſtellen. Welch ein heiliger Name iſt der Name Jeſu? Ein Name über alle Nämen; ein Name, vor dem ſich alle Knye biegen müſſen; ein Name, außer dem keiner unter dem Himmel iſt, in dem wir ſelig werden könnten. Dieſen heiligen Namen muſte Joſeph zuerſt der Welt verkünden. Und dieß geſchah bey der Beſchneidung des göttlichen Kindes. **Da**, ſagt der heil. Lukas, **da ward ſein Name genannt Jeſus.** Glückſeliger Augenblick, auf den ganze Jahrtauſende harreten! Gewiß jauchzten damals die Altväter der Vorhölle, wenn die erſte Wunde des Verſöhners blutete, und Joſeph darunter ausrief: Es ſoll Jeſus heißen. Gewiß

bebten

bebten die Pforten der Hölle, wenn dieſer Name ihres Beſiegers und des Heilandes der Menſchen aus dem Munde Joſephs erſcholl. Wenn ich ſonſt Nichts zu ſeiner Ehre zu ſagen wüſte, ſo hätte ich ſchon genug geſagt: Maria brachte unſeren Heiland zur Welt, und Joſeph erklärte es der Welt, daß es ihr Heiland ſey, daß er Jeſus heiße, der ſie von ihren Sünden befreyen würde. Tauſend und tauſendmal iſt dieſer Name in der Welt genennet worden, er iſt von den Apoſteln an den äußerſten Gränzen des Erdbodens verkündiget worden. Unzählige Wunder ſind durch die Kraft desſelben gewirket worden. Noch immer iſt es der Name und muß es ſeyn, auf den unſere ganze Hoffnung ſich gründet, den wir in allen Nöthen und Angelegenheiten anrufen: aber Joſeph hatte doch unter allen Menſchen das Vorrecht ihn zuerſt zu nennen, ja nicht nur zu nennen, ſondern zu erklären: So ſoll er genennet werden. Er ſoll Jeſus heißen. — Ich bin von der Erhabenheit dieſer Verrichtung ganz gerührt und ich ehre aus dieſem einzigen Betrachte den großen Patriarchen. Auch Sie, m. GG.! hoffentlich ehren ihn.

Nicht minder wichtig aber waren ſeine übrigen Verrichtungen. Ihm war der Auftrag gemacht, das göttliche Kind zu nähren. Chriſtliche Aeltern! denket euch heim in eure Behauſung, wo eure Kinder um euren Tiſch herumſitzen, und um Brod bitten, und ihr die Bitte dieſer Kleinen gewähret, und ihnen Brod und Speiſe, jedem nach ſeinem Bedürfniſſe, vorgebet. Sehet: Das nemliche gieng in der Behauſung Joſephs vor. Der Sohn Gottes wollte alle Gebrechlichkeiten eines Menſch-

en, und auch die körperlichen Schwachheiten eines Kindes annehmen, eines Kindes, welches einen Vater bedarf, der ihm Speiſe vorgiebt. Und dieſer glückſelige Pflegvater, der ihm Speiſe vorgab, der ihm das Brod brach, war Joſeph. Laſſet mich bey dieſen Gedanken ein wenig verweilen, laſſet mich nochmal die Frage wiederholen: Wem brach Joſeph das Brod, wem gab er Speiſe vor? Demjenigen, der die Vögel des Lufts ſpeiſet, der den Laſtthieren das Gras wachſen läßt, der die Erde befeuchtet, daß ſie aus einem Körnchen hundert und tauſendfältige Frucht hervortreibe; demjenigen, auf den aller Augen warten, damit er ihnen Speiſe zu rechter Zeit gebe, der ſeine Hand aufthut, und alles, was lebt, mit Segen erfüllt — dem brach Joſeph das Brod. Welch Geheimniß! Ein Menſch ſpeiſte ein Kind, welches Gottmenſch war. Tiefe Erniedrigung des menſchgewordenen Gottes! Erhabene Verrichtung Joſephs! Es war ehemals ein beſonderes Glück für den Abraham, drey Engel bewirthen zu dörfen, die ihm als Fremdlinge erſchienen ſind. Läßt ſich aber jenes nur in Vergleich mit dem Glücke unſeres Heiligen ziehen, der eine göttliche Perſon in einem wirklich angenommenen menſchlichen Fleiſche ernährte, und nicht nur als einen Wanderer aufnahm, ſondern ſo lange Zeit und ſo vertraut mit ihr umgieng, wie Aeltern mit ihren Kindern umgehen? Und darf ich mich nicht noch eines anderen Ausdruckes bedienen? Wenn die gewöhnliche Nahrung, die man nimmt, in Säfte, in Fleiſch und Blut übergeht; kann ich nicht auf eine gewiſſe Art ſagen, der Schweiß der Hände Joſephs, und das Brod,

welches

welches er dem göttlichen Kinde brach, ſey in jenes Blut verwandelt worden, welches mit der Zeit am Kreuze floß; und gleichwie die jungfräuliche Mutter in ihrem Schooße die zarten Glieder Jeſu bildete, ſo habe ihm Joſeph als Nährvater zu jenen männlichen Kräften geholfen, mit welchen er das ſchwere Kreuzholz auf ſeine Schultern lud? Fürwahr ein Nährvater Jeſu geweſen ſeyn, iſt kein leerer Titel.

Sein Pflegamt war aber noch von weiterem Umfange. Jeſus war ihm auch in den Schutz gegeben. Göttlicher Heiland, wie zielten doch alle deine Erniedrigungen dahin, um die Menſchen groß zu machen? Du kamſt auf dieſe Erde, und bedorfteſt einer zärtlichen Mutter, die deine nackten Glieder in ihren jungfräulichen Schooß faßte, erwärmte, und vor dem Ungemache der Kälte bedeckte. Kaum warſt du zur Welt gebracht, als ſich ſchon ein herrſchſüchtiger Tyrann gegen dich empörte, und dir nach jenem koſtbaren Leben ſtrebte, welches du nur aus Liebe gegen uns, aus Mitleiden gegen unſer Sündenelend angenommen hatteſt. Du konnteſt zwar dieſen hochmüthigen Elenden in dem Augenblicke ſtarr und leblos vom Throne ſtürzen, als er den Entſchluß faßte, dein Blut zu vergießen; doch wählteſt du viel ſanftere Wege, dem Grimme des Wüterichs zu entgehen. Du wirfſt dich in die Arme Joſephs, der dich vor der gewaffneten Macht des Königs von Judäen retten, und in ein fernes Land flüchtig tragen ſoll. Welch rührender Auftritt muß dieſes geweſen ſeyn? GG.! Der Engel, der die betrübte Nachricht gebracht hatte, daß

das Kind zum Tode aufgeſucht würde, war verſchwunden. Joſeph ſteht auf, weckt die ſelige Mutter vom Schlafe, rüſtet ſich zur Reiſe, hebt das Kind Jeſu von der Wiege auf, drückt es mit Augen voll Thränen unter tauſend Liebkoſungen an ſeine Bruſt, und flieht. Glücklicher Joſeph! Nun war das Kind Jeſu deinen Händen übergeben; du, nicht Maria, du hatteſt den theuren Auftrag von dem Himmel empfangen: **Nimm das Kind.** Kind und Mutter waren in deinem Schutze; du warſt beſtellt, ſie als ihr Engel glücklich zu führen und zurückzuführen, ſie vor allem Ungemache der Reiſe zu beſchützen, in dem fremden Lande für ihre Nahrung zu ſorgen, dem ewigen Vater für ſeinen vermenſchten Sohn Rechenſchaft zu geben. Welch wichtiges Amt, welch heilige Verrichtung! Wie verehrungswürdig biſt du uns aber auch aus dieſem Grunde, du, den Gott für würdig hielt, das theuerſte Pfand ſeiner Liebe gegen die Erde, den koſtbareſten Schatz, das edelſte, was je die Erde beſaß, die Menſchheit ſeines Sohnes deinen Händen anzuvertrauen, und in deinen Schutz zu geben. Welch einen Troſt können wir aus den Worten ſchöpfen, die der Engel zu dir ſprach: **Nimm das Kind.** Stund Jeſus, unſer Heiland, unſer göttlicher Verſöhner, der Urheber aller Gnaden in deiner Gewalt; wird nicht auch gewiſſermaßen unſere Begnadigung in deiner Gewalt ſtehen, ich will ſagen, wird nicht deine Fürbitte für uns bey Jeſu deinem Pflegſohne kräftig ſeyn, uns Heil, Verſöhnung und Gnade zuwegezubringen? — Vertraute ſich Jeſus ſelbſt deinem Schutze an: werden wir wohl irregehen, wenn wir unſere Zuflucht zu dir nehmen?

nehmen? Würdigte er ſich dein Pflegkind zu ſeyn: wird wohl unſer Vertrauen fehlſchlagen, wenn auch wir uns unter deine Pflege begeben? Wird unſer Bitten unerhört bleiben, wenn du dein Vorwort bey demjenigen einlegeſt, der ſo oft auf deinen Armen ruhte, deſſen holdes Angeſicht du ſo oft an deine Lippen drückteſt? Billig vereiniget der Mund frommer Chriſten dieſe drey heiligen Namen, Jeſu, unſeres Heilandes, Mariä, der heiligſten Mutter, und Joſephs, ſeines Pflegvaters: Billig ſprechen wir ſie in unſeren Nöthen und Angelegenheiten aus: Billig ſprechen wir ſie den Sterbenden vor, wenn ihr Lebenshauch auszufahren beginnt, und ihre Seele zu dem Richterſtuhle desjenigen eilt, der einſt auf dieſer Erde, als das holdſeligſte Kind, zwiſchen Maria und Joſeph lebte. Seligſter Nährvater Chriſti, Freund Gottes, ſey alſo unſer Fürſprecher, nimm das Gelübd an, mit welchem wir uns unter deinen Schutz begeben. Du warſt der erſte, der den Namen Jeſu verkündigte. Unterſtütze uns mit deiner Fürbitte, wenn wir uns dem Throne der Gnaden nähern, und den Namen anrufen, der über alle Namen iſt. Du nährteſt unſeren Heiland dem Fleiſche nach, und gewiß gieng dein Auge eben ſo oft in Thränen über, und dein Herz flammte vor Liebe, ſo oft du deine Hand ausſtreckteſt, ihm einen Biſſen zu reichen: erbitte uns den Geiſt der Liebe und Andacht, ſo oft wir zu jenem geheimnißvollen Tiſche hinzutreten, wo Jeſus eben dasſelbe Fleiſch, welches du mit deinem Brode nährteſt, uns unter den Brodsgeſtalten ausſpändet. Du ſchützteſt Jeſum in ſeiner Unmündigkeit vor dem Grimme des Tyrannen, der nach

ſeinem Blute dürſtete: erbitte auch uns Schwachen und Gebrechlichen Muth gegen jene Feinde, die viel grimmiger als Herodes das Verdienſt desſelben Blutes an unſeren Seelen zu vertilgen trachten. Erbitte uns die Gnade der Entſchloſſenheit zum Fliehen, wenn uns der Streit gegen ihre Verſuchungen zu gefährlich iſt, oder die Kraft zu ſtreiten, wenn uns die Flucht unmöglich iſt. Indeſſen GG. laſſet uns nicht nur bey dem erhabenen Amte Josephs ſtehen bleiben, noch unſere ganze Verehrung gegen ihn in einem blinden Vertrauen auf ſeine Fürbitte ſetzen; ſondern laſſet uns bedenken, daß die weſentlichſte Verehrung der Heiligen in ihrer Nachahmung beſtehe, und mithin auch die erhabenen Tugenden betrachten, die Joseph mit ſeinem Amte verband, und ohne welche er nie zu der erhabenen Verrichtung eines Nährvaters Chriſti würde auserſehen worden ſeyn.

Zweyter Theil.

Joseph wurde für den Vater Jeſu angeſehen; allein eben dieß war nöthig, und es gehörte zu den weiſen Anordnungen Gottes, daß er dafür angeſehen wurde. Es war nöthig, daß Maria einen Bräutigam, Jeſus einen Nährvater, und die Vorſehung ſelbſt ein Werkzeug ihrer großen Rathſchlüſſe hatte. Eben ſo nöthig war es aber auch, daß der Mann, der dazu auserſehen war, die erhabenſten Tugenden beſaß; als Bräutigam Mariä die unverſehrteſte und ſtandhafteſte Reinigkeit; als Nährvater Chriſti die vollkommenſte Demuth und Liebe; als Ge-

Gehülfe zur Ausführung der Rathſchlüſſe Gottes die gröſte Ergebenheit, Bereitwilligkeit und Verſchwiegenheit.

Warum, fragen die Väter, warum ſollte Jeſus nicht von einer ledigen, ſondern von einer vermählten Jungfrau gebohren werden? Unter den Antworten, welche ſie darauf geben, ſind zwo hauptſächlich merkwürdig; die erſte: weil das Geheimniß der jungfräulichen Geburt zur Zeit noch verſchwiegen bleiben ſollte; und die andere: weil das Geheimniß keinen Glauben bey den Jüden würde gefunden haben, mithin der Ehre der ſeligſten Jungfrau nachtheilig geweſen ſeyn. Die Vermählung Mariä mit Joſeph war alſo die Decke, welche das Geheimniß verbarg, damit es weder dem Gerede der Leute ausgeſetzt werden, noch Anlaß geben ſollte, Mariens Tugend in Verdacht zu ziehen. Was mußte es indeſſen für ein Mann ſeyn, dem eine unverſehrte Jungfrau anvertraut werden konnte, welche beſtimmt war eine Mutter des Allerhöchſten zu ſeyn, und eine Jungfrau zu bleiben? Gott wird in dem Buche Geneſis bey der Schöpfung der Eva redend eingeführt: **Laßt uns dem Adam eine Gehülfinn geben, die ihm ähnlich ſey**; weil es ein Werk der Weisheit war, dem Adam eine ſolche Gehülfinn an die Seite zu ſetzen, mit welcher er in unzertrennlicher Liebe leben, und deren Umgang ihm ſein Leben angenehm, und alle Beſchwerniſſe des Lebens erträglicher machen könnte. War es nicht vielmehr ein Werk der Weisheit, für Maria einen Gehülfen auszuſuchen, der ihr an Geſinnungen der Tugend, und beſonders an Reinigkeit ähnlich wäre? Joſeph mußte ebenſowohl ein jungfräulicher Gemahl ſeyn,

wie

wie Maria eine jungfräuliche Mutter war. Er mußte ſich eben ſo, wie ſie, zu einem Grade der Tugend entſchließen, der vom Anbeginn der Welt bis dahin unbekannt und unerhört war. Er mußte wechſelſeitig von eben der Geſinnung ſeyn, wie Maria, wenn ſie zu dem Engel ſprach: **Wie kann das ſeyn, daß ich Mutter werde, indem ich keinen Mann erkenne.** Er mußte vor und nach der Geburt des Sohnes Gottes bey dem vertrauteſten Umgange mit Maria die ſtrengſte Enthaltſamkeit beobachten, ohne jedoch die Liebe und Neigung gegen ſie zu verlieren. Er mußte fürwahr ein Engel im Fleiſche ſeyn; ſonſt hätte er der Gemahl Mariä nicht ſeyn können. Chriſten! war dieſes keine erhabene Tugend, die kein einziges Beyſpiel vor ſich hatte, und nur von wenigen nachgeahmet wird? Ja, was ſage ich, eine Tugend, die nur von Wenigen nachgeahmet wird. Möchte ſie doch nur in ſo ferne von allen chriſtlichen Ehegatten nachgeahmt werden, daß ſie die Schranken der Ehe heiliger bewahrten, daß ſie ſich nicht mehr erlaubten, als was erlaubt iſt! Möchte doch (mit Entſetzung ſage ichs) möchte doch die Ehe nicht zuweilen als ein Deckmantel der Ausſchweifungen gebraucht werden! Genug — laſſet mich fortfahren, die Tugenden Josephs zu bewundern. — Als Nährvater Chriſti mußte er die tiefſte Demuth, verbunden mit der zärtlichſten Liebe, beſitzen. Es iſt uns bekannt, was die Schrift ſagt: **Gott giebt den Demüthigen Gnade**, und in dem Maaſe erhöhet er ſeine Gnade, als ſich der Menſch tiefer erniedriget. Maria iſt durch die Demuth eine Mutter Gottes geworden, und in dem Augenblicke iſt ſie es geworden, da ſie ſich eine Dienſtmagd des Herrn nennte.

nennte. Der Würde einer Mutter Chriſti kam das Amt ſeines Nährvaters am nächſten. Konnte wohl Joſeph dieſes erhabenen Amtes fähig ſeyn; konnte ihm das Glück zu Theil werden, einen Gottmenſchen zum Pflegſohn zu haben, wenn er ſich nicht durch Demuth dazu vorbereitet hätte? Wo konnte ſich ein erniedrigter Gott würdiger niederlaſſen, als in dem Hauſe eines Demüthigen? Konnte er wohl einen ſtolzen Phariſäer zum Nährvater wählen? Nein der Demüthige dem Herzen nach, wie ſich ſelbſt Jeſus nennte, konnte nur demüthige Herzen ſeiner vertrauten Liebe würdigen. Darum ſuchte er ſich einen Mann aus, der zwar von dem Hauſe und von der Familie Davids, mithin von einem königlichen Geſchlechte entſproſſen, deſſen Geſchlecht aber durch die Fügungen der Zeit ſo verdunkelt war, daß er ſich genöthiget fand, in einer niedrigen Hütte zu wohnen, und ein gemeines Gewerb zu treiben. Aber auch dieſe äußerliche Niedrigkeit würde den Heiland nicht bewogen haben, ſich ſeiner Pflege zu übergeben, wenn nicht die Demuth des Herzens dazu geſtimmet hätte, wenn nicht Joſeph ganz ſo wäre geſonnen geweſen, wie Maria; indem ſie ſprach: Ich bin eine Dienſtmagd des Herrn. — Der Demuth mußte ſich aber auch die Liebe zugeſellen. Wem hätte wohl Gott die Menſchheit ſeines Sohnes anvertrauen ſollen, als einem Manne, der von der zärtlichſten Liebe beſeelt war? Die Vorſicht flößet den Herzen der Aeltern ſchon eine natürliche Liebe ein, die ſie zu allen Beſchwerniſſen der Kindererziehung unverdroſſen macht. Sollte nicht dieſe Vorſicht für den vermenſchten Gott, der alle Gebrechlichkeiten eines Kindes auf ſich nahm, einen

Mann auserſehen haben, deſſen Liebe, ob er gleich der natürliche Vater nicht war, dennoch alle natürliche Liebe der Aeltern weit übertraf? Es iſt auch kein Zweifel, daß Joſeph dieſe Liebe ſowohl, als jene Demuth beſaß. Er war gerecht. Dieſes Lob leget ihm die Schrift bey. Gerechtigkeit aber deutet nach ihren Sprachgebrauch den Inbegriff aller Tugenden an. Sie bezeugt mithin eben deswegen auch ſeine Demuth, zumal da dieſe Tugend der Grund und die Stütze aller andern iſt. Auch von ſeiner Liebe gegen Jeſum finden wir Beweiſe. Was hatte wohl jener heilige Kummer, mit welchem er nebſt Maria drey Tage unverdroſſen den Verlornen ſuchte, anderſt, als Liebe zum Antrieb? Ich und dein Vater, ſprach Maria, ſuchten dich mit Schmerzen. Läßt ſich auch Kälte des Herzens nur denken bey demjenigen, der mit dem vermenſchten Gotte unter einem Obdache ſo lange Jahre wohnte, mit ihm an einem Tiſche aß, ſich ſo verträulich mit ihm unterredete, ihn zum Geſellen ſeiner Handarbeit hatte, ihn von Kindesbeinen an ſo oft auf ſeinen Armen trug, und an ſeine Bruſt drückte? Die Schrift meldet uns zwar nichts von dem, was zwiſchen Jeſu, während ſeines verborgenen Lebens, und zwiſchen Joſeph ſonders vorgieng: vielleicht meldet ſie aber blos darum nichts, weil es unausſprechlich iſt; weil die Annehmlichkeiten des verborgenen und in Gott verſenkten Lebens nur gekoſtet, nicht beſchrieben werden können. Ich ſtelle mir an den Joſeph einen Heiligen vor, deſſen Herz voll Verwunderung und Dank, voll Innbrunſt, voll Liebesfeuer, voll Entzückung, voll flammender Anmüthungen, mit einem Worte, voll jener heiligen Gedanken war, von

denen

denen wir, leider! nur allzu wenig wiſſen und empfinden — und ich irre nicht. — Chriſten, iſt unſer Herz kalt bey den Andachtsübungen, iſt es froſtig, ſelbſt da wir uns dem großen Liebsmale nähern, wo es von Gegenliebe entflammt ſeyn ſollte; ſo laſſet uns an Joſeph denken, und zu den vertrauten Unterredungen uns hindenken, die er mit Jeſu hielt, da er mit ihm an einem Tiſche aß. Vielleicht wird unſer unempfindliches Herz gerührt werden: Oder beſſer: Laßt uns, wenn wir Unluſt zum Gebethe verſpüren, nicht ſogleich müde werden, ſondern in der Anheftung unſeres Geiſtes an Gott ausharren, damit wir die Fertigkeit des Gebethes erlangen, und Geſchmack an Geiſtesübungen gewinnen. Laßt uns Demuth und lebhafte Erkenntniß unſerer Dürftigkeit mit einer heiligen Sehnſucht nach der Vereinigung mit Gott verbinden: ſo wird uns Gott Gnade geben, er wird ſich uns nähern, und uns verkoſten laſſen, wie gut er iſt denen, die ihn ſuchen, und wie ſüß denen, die an ſeinem Umgange ihre Luſt finden.

Eins iſt noch übrig, daß ich die Tugenden Joſephs rühme, die ihm als dem Gehülfen des großen Raths, wie ihn der heil. Bernhard nennt, eigen waren und ſeyn müßten. Dieſe ſind Ergebenheit in den göttlichen Willen, Bereitwilligkeit, ſich nach jedem Wink der Vorſicht zu fügen, und Verſchwiegenheit. Es waren gewiß keine gemeinen Aufträge, die ihm von Gott ſind gemacht worden, ſondern ganz auſſerordentliche, die den feſteſten Glauben, und eine unbeſiegliche Standhaftigkeit forderten. Man denke ſich nur die Lage Joſephs, wenn er die

veränderten Leibsumſtände ſeiner heiligen Braut bemerk- te, und dennoch von dem Engel den Befehl erhielt, ſie nicht zu verlaſſen, noch ihre Unſchuld zu bezweifeln. Man ſtelle ſich vor, wie ihm zu Muthe war, wenn er ein- em anderen Befehle zu Folge, mitten in der Nacht auf- brechen mußte, um eine Reiſe in Aegypten anzutretten, und in dieſem fremden Lande ſo lang zu bleiben, bis ihm die Zeit zur Rückkehre angedeutet würde. Würden ſich wohl zur Befolgung ſolcher Befehle jene kleinmüthigen Chriſten brauchen laſſen, die ſich in keine Veränderung fügen wollen, die Gott etwa mit ihnen vornimmt, die bey der mindeſten Prüfung, die er ihnen zuſchickt, ihr Vertrauen verlieren, die, ſo bald ihre Klugheit keine günſtigen Ausſichten mehr entdecket, an der Hülfe ver- zweifeln, und wenn ihre Trübſal etwas länger anhält, auf den Gedanken gerathen, Gott habe ſie verlaſſen? Betrachtet, ihr Kleinmüthige, den gerechten Joſeph, dieſes Muſter der Ergebung in den göttlichen Willen. Der Engel erſcheint ihm, und verſichert ihn der Unſchuld ſeiner heiligen Braut. Joſeph glaubt ſeiner Ausſage. — Der Engel giebt ihm den gemeſſenen Befehl, von ſeinem Vorhaben, ſie zu verlaſſen, abzuſtehen. Er fügt ſich, und bleibt bey ihr. — Der Engel weckt ihn zu Mitternacht vom Schlafe: Stehe auf, befiehlt er ihm. Er ſteht auf. Ziehe fort. Er zieht fort — Dieſe Nacht noch. Er verweilet nicht. — Hätte ihm nicht leicht der Zweifel beyfallen können, wie er auf ſeiner Wanderſchaft ſich und ſeine Familie ernähren würde? Allein er iſt der feſten Zu- verſicht: derjenige, der ihm zu wandern befiehlt, werde auf ſeiner Wanderſchaft ſo gut, wie zu Hauſe, für ihn

ſorg-

ſorgen. — Der Engel weiſet ihm ein Land an, welches den Juden gehäßig war. Er macht demungeachtet keine Einwendung. — Der Engel ſetzt hinzu: Bleibe da, bis ich dirs ſagen werde? Er bleibt. — Es währet Jahre lang, bis der Engel wieder kömmt. Er verfällt darum nicht auf den Gedanken: Gott habe ihn vergeſſen.— Der Engel kömmt endlich, und befiehlt ihm, zurückzuziehen. Er zieht zurück.— War dieß nicht eine auſſerordentliche Ergebung? eine Standhaftigkeit, die man unter Tauſenden nicht antreffen würde? Fürwahr Gott hat an Joſeph, wie an einem anderen David einen Mann nach ſeinem Herzen gefunden, der ſich ganz in ſeinen Willen fügte, der alle ſeine Befehle ohne Widerrede befolgte, und — der auch zu allen Geheimniſſen, die ihm anvertraut waren, das ſtrengſte Stillſchweigen beobachtete. Verſchwiegenheit war eine ſeiner weſentlichſten Tugenden, deren ſich Gott bediente, ſeine Abſichten zu erreichen. Das Geheimniß der wunderbaren Empfängniß Chriſti, der jungfräulichen Mutterſchaft Mariä ſollte zur Zeit noch verborgen bleiben. Mithin mußte Joſeph ſchweigen. Von der Flucht in Aegypten ſollte Niemand Mitwiſſen haben. Alſo dorfte es Joſeph Niemand, auch ſeinem vertrauteſten Freunde nicht, entdecken. Er entdeckte es auch Niemand, er ſchwieg. Er verhielt ſich in allen Stücken wie ein treuer Knecht, der ſich für unwürdig hält, etwas von den Geheimniſſen ſeines Herrn zu wiſſen; der Nichts thut, als was ihm befohlen wird, und wenn er beym Ein- und Ausgehen etwas Geheimes vernimmt, dazu ſchweigt, und das Siegel auf ſeinen Mund drückt. Niemand konnte die ihm bewußten Geheimniſſe aus ſein-

em Munde erfahren. Niemand konnte auch aus ſeinem Betragen ſchließen, daß er der große Mann, der Nährvater eines Jungfrauenſohnes, der Vertraute himmliſcher Geiſter, der Zeuge ſo wunderbarer Begebenheiten war, indem er in ſeiner Demuth, in ſeiner Niedrigkeit und Verborgenheit ſtäts fortwanderte, ohne an ſeiner Lebensart das mindeſte zu ändern. O Verſchwiegenheit, welch ſeltene Tugend! Wie viele würde wohl Joſeph unter uns ſeines Gleichens antreffen, die Stillſchweigen halten könnten, wenn ſie in ſeine Lage verſetzt, wenn ihnen ſo große Geheimniſſe anvertraut, oder wenn ſie ſo ſchweren Prüfungen unterworfen werden ſollten? Läßt ſich nicht aus dieſer einzigen Eigenſchaft des Nährvaters Chriſti ſchon abnehmen, welch ausgeſuchter und mit mehr als gemeinen Tugenden begabter Mann es ſeyn mußte, der dieſes Amtes fähig war? Kurz "Joſeph, der vermeintliche Vater Jeſu" iſt kein leerer Titel, ſondern ein Titel voll Würde und Wahrheit, der eben ſo ungemeine Tugenden vorausſetzte, als er erhabene Vorrechte mit ſich brachte. Laßt uns ihn ſeiner erhabenen Vorzüge halber ehren, und ſeine Tugenden nachahmen. Gott ehrte ihn, indem er ihn aus Tauſenden zum Pflegvater ſeines Sohnes wählte: darum aber wählte er ihn dazu, weil er auch ungemeine Tugenden an ihm erblickte. Laßt uns nach Joſephs Beyſpiel rein, demüthig, Liebhaber der Geiſtesübungen, verſchwiegen, ergeben in den Willen Gottes ſeyn; und Gott wird auch uns den Augenmerk ſeiner Gnade zuwenden, er wird uns durch ſeine weiſe Vorſicht die beſten ſicherſten Wege führen, und vor allen Gefahren des Laſters bewahren; er wird

uns, in welchem Stande wir immer leben, Zufriedenheit und Geiſtesruhe verleihen; er wird uns die Annehmlichkeiten ſeines Dienſtes verkoſten, auch bey der Welt wird er uns den Ruhm der Rechtſchaffenheit einärndten laſſen. Er wird uns endlich zur Freude, die er ſeinen treuen Knechten bereitet hat, aufnehmen.

Auf eben das Feſt des heiligen Joſephs, des Nährvaters Chriſti.

Ioſeph autem Vir eius, cum eſſet iuſtus, et nollet eam traducere, voluit occulte dimittere eam. *Matth.* I.

Weil Joſeph der Mann Mariä gerecht war, und ſie nicht berüchtigen wollte, entſchloß er ſich, ſie in geheime zu verlaſſen.

Es giebt gewiſſe Tugenden, die von einem großen Theile der Menſchen viel weniger geſchätzet werden, als ſie es unſtreitig verdienen; und in Anſehung derer man ſich nicht ſo viel Gewiſſen macht, wenn man einen Fehler gegen ſie begehet; ob ſie gleich ſowohl wegen den Gemüthseigenſchaften, die ſie vorausſetzen, als wegen ihren Folgen und Wirkungen ungemein erheblich und unentbehrlich ſind.

Unter dieſe Tugenden zähle ich die Verſchwiegenheit, die nicht nur wegen der beſonderen Geiſtesſtärke, welche ſie vorausſetzt, edel und liebenswürdig iſt, ſondern auch einen großen Einfluß auf viele andere Tugenden hat.

Das heutige Evangelium liefert uns ein vortreffliches Beyſpiel von dieſer Tugend an dem heil. Joſeph, dem Gemahl Mariä, deſſen Feſt wir begehen. Joſeph ſah die veränderten Leibsumſtände dieſer heil. Jungfrau, und gerieth darüber in die größte Verwirrung. Er war von ihrer Unſchuld ganz überzeugt; nie hatte er das Mindeſte, was ihm zu einen Verdacht gegen ſie Anlaß hätte geben können, von ihr geſehen, noch gehört. Er wußte von ihren zarten Kindsbeinen auf ihren engelreinen Lebenslauf. Er kannte ihre Grundſätze, die eben ſo ſtandhaft, als rein waren. Er kannte ihre Andacht, ihre Liebe zur Einſamkeit und Verborgenheit; Tugenden, welche ſie auch ſo gar vor allen Gefahren der Reinigkeit ſicher ſtellten. Er konnte es ſich unmöglich vorſtellen, daß eine Jungfrau, die es in der Vollkommenheit ſchon ſo weit gebracht hatte, auf einmal in Abwege gerathen ſollte. Einer Heucheley ſie zu beſchuldigen, ließ die Einförmigkeit ihres Betragens nicht zu: denn Heuchler und Heuchlerinnen geben ſich zwar manchmal den Anſtrich der Tugend; aber in gewiſſen Gelegenheiten verrathen ſie ihre ganze Schwäche. Alles zeugte für die Unſchuld Mariä, ihre Stille, ihre Schamhaftigkeit — beſonders ihre Geiſtesruhe (denn Schuldige können ſich nicht immer ſo leicht verbergen) aber ihr Zuſtand, der ganz in die Augen fallend war! dieſer zeugte wider ſie, und machte es dem frommen Manne faſt unmöglich, ſie für unſchuldig anzuſehen. Welche Prüfung, welche Verlegenheit! denn das Geheimniß, welches in Maria vorgegangen war, wußte er nicht, und konnte es nicht wiſſen. — Dieſe Verlegenheit vermehrte ſich noch dadurch, daß das Geſetz den Umgang

mit

mit einem untreuen Weibe unterſagte. Sollte wohl Joſeph dieſes Geſetz übertretten?? Sollte er aber auch ſich entſchließen können, Mariam, die allenthalben in dem Rufe eines untadelhaften Wandels geſtanden war, zu verſchreyen, und vor der Obrigkeit anzuklagen?? Welches war nun der Entſchluß, den er faſſete? Er wollte Mariam zwar verlaſſen, um den Geſetze genugzuthun, ohne ſie jedoch anzuklagen, ohne ſie als eine Untreue auszurufen, ohne ſeinen Zweifel irgend einem Menſchen, auch ſeinen vertrauteſten Freunden zu offenbaren. Er wollte ſie heimlich verlaſſen. Gewiß ein heroiſcher Entſchluß! Und dieſen giebt der heil. Evangeliſt als eine Wirkung ſeiner Gerechtigkeit an. Weil Joſeph gerecht war, ſo wollte er Mariam nicht verſchreyen, ſondern heimlich und in der Stille verlaſſen.

Ich ergreife dieſen Anlaß, um Sie, mm. GG.! heute zur Verſchwiegenheit zu ermahnen, die gewiß nicht den letzten Rang unter den Tugenden verdient. Ich werde alſo erſtlich zeigen, wie nothwendig einem Chriſten die Verſchwiegenheit ſey, ſo zwar, daß die chriſtliche Gerechtigkeit ohne ſie ſchlechterdings nicht beſtehen könne. Ich werde zweytens einige Beweggründe zur Ausübung dieſer Tugend, und einige warnende Regeln hinzuſetzen.

Erſter Theil.

Die Verſchwiegenheit iſt einem Chriſten unumgänglich nöthig, ſo, daß die chriſtliche Gerechtigkeit

ohne ſie unmöglich beſtehen kann. Dieſer Satz muß zuerſt beſtimmt werden. Es giebt eine Zeit zum Schweigen, und eine Zeit zum Reden, ſagt der weiſe König. Mithin würde das Schweigen in gewiſſen Umſtänden eben ſo fehlerhaft ſeyn, als in anderen Fällen das Reden. Wenn Obrigkeiten zu den Unordnungen ihrer Untergebenen, Aeltern zu den Unarten ihrer Kinder, Hausherrſchaften zu den Ausſchweifungen ihrer Hausgenoſſen, Privatmenſchen zu den böſen Gewohnheiten ihrer Mitmenſchen, denen ſie durch eine brüderliche Ermahnung, oder durch eine am rechten Orte angebrachte Anzeige abhelfen könnten, ſtilleſchwiegen; ſo würden ſie nicht nur allein keine Tugend üben, ſondern ſich der ſtrafwürdigſten Unterlaſſung ſchuldig machen. — Oder geſetzt, man könnte jemand vor einem Schaden warnen, der ihm entweder an ſeinen guten Sitten, oder an ſeinem Vermögen, oder an ſeinem Glücke durch den Umgang mit einem gewiſſen gefährlichen Menſchen, den er nicht genugſam kennt, bevorſtünde: ſoll man ihn nicht warnen, ſoll man ſtilleſchweigen? Wäre es nicht eine ganz übel angewendete Schonung, wenn man die Fehler jenes gefährlichen Menſchen, der ſich verbirgt, nur um deſto gewiſſer ſchaden zu können, die böſen Abſichten, wodurch er viele andere in's Unglück ſtürzen könnte, verheimlichen wollte? Es giebt alſo eine Zeit zum Reden. — Ja nicht nur in Fällen, wo es die Ehre Gottes, und die Wohlfahrt des Nebenmenſchen fodert, muß man reden; ſondern auch die Geſelligkeit fodert es, daß man durch muntere, übrigens doch ehrbare und unanſtößige Geſpräche den Umgang mit Menſchen beſeele:

ſonſt

ſonſt würde der Erdboden in eine traurige Einöde verwandelt werden, wo ein Menſch den andern mit finſterer Miene anſehen, und Einer den Andern zum Verdruße ſeyn würde. Es giebt alſo eine Zeit zum Reden... Es giebt aber auch eine Zeit zum Schweigen. Ja, es giebt Fälle, wo die Verſchwiegenheit ſo nothwendig iſt, daß ohne ſie unmöglich ein wahres Chriſtenthum beſtehen kann. Dieß ſieht zwar mancher Geſchwätzige nicht ein; er verſteht nicht, wie ein einziges Wort eine große Sünde ſeyn könne, welche die Pflichten des Chriſtenthums ſchwer verletze: Allein man höre nur, was der heil. Jakob in ſeinem katholiſchen Sendſchreiben ſpricht, in welchem er gegen kein Laſter mit größerem Eifer losgeht, als gegen die Laſter der Zunge. Die Zunge, ſagt er, iſt ein kleines Glied; es kann aber große Uebel anſtellen, ſo wie einziger Feuerfunken einen ganzen Wald entzünden kann. Die Zunge, ſagt er, iſt das Werkzeug zu allen nur möglichen Sünden und Bosheiten, das Werkzeug, deſſen ſich die Hölle zu bedienen pflegt, um ihre feindſeligen Abſichten unter den Menſchen auszuführen. Er ſtellet eben deswegen den Grundſatz auf, daß ohne Bezähmung der Zunge keine wahre Religion, kein wahres Chriſtenthum beſtehen könne. Wer glaubt, er ſey fromm (dieß ſind ſeine Worte) wer glaubt, er ſey fromm, und bezähmt ſeine Zunge nicht, der betriegt ſich, und ſeine Religion iſt eitel. (Jak. 3.) Man kann zwar durch die Zunge Sünden verſchiedener Gattung begehen, von welchen insgeſammt dieſer heil. Apoſtel hier redet; allein die alleinige Unverſchwiegenheit iſt ſchon hinreichend, viel Unheil anzuſtellen.

Un-

Unverſchwiegenheit verletzet die Ehre des Nebenmenſchen. Unverſchwiegenheit ſtöret Frieden und Eintracht. Sie hebt endlich Treue und Glauben auf.

Unverſchwiegenheit verletzet erſtlich die Ehre des Nebenmenſchen. In der That was iſt gemeiner, und alltäglicher, als daß unenthaltſame Zungen dieſes Unheil ſtiften, und ihre Mitmenſchen um Ehre, dieſes theuerſte Gut des Lebens bringen? Wie viele giebt es, die eine ſchändliche Gewohnheit an ſich haben, alles, was ſie erfahren, was ſie ſehen, oder geſehen zu haben glauben, ohne alle Unterſuchung weiter zu ſagen; oder die ſich gar ein Geſchäft daraus machen, auf Neuigkeiten auszugehen, um ſie alsdenn jenen, die an Erzählungen dieſer Art ein Vergnügen haben, zu hinterbringen? Was geſchieht nun bey einem ſolchen Leichtſinne öfter und leichter, als daß Erzählungen mit unterlaufen, die entweder falſch oder unerweislich, oder durch Zuſätze von Umſtänden verfälſcht ſind? Was geſchieht leichter und öfter, als daß freventliche Argwöhne, übereilte und dem bloſen Scheine nach gefällte Urtheile für Wahrheit verkauft werden — der Ehre desjenigen zum Nachtheile, den ſie betreffen? Geſetzt aber auch: das, was man von ſeinem Nebenmenſchen nachtheiliges geſehen oder gehört hat, ſey wahr: es iſt aber noch nicht bekannt, oder es iſt nur wenigen bekannt, und es würde, wenn es nicht von geſchwätzigen Zungen ausgerufen würde, unbekannt bleiben. Vielleicht iſt noch dazu der Menſch, den es betrifft, mit ſo vielen guten Eigenſchaften begabt, daß er Schonung ſeiner Ehre verdient! Vielleicht befindet er ſich in einem ſolchen Stande,

in dem die Erhaltung ſeiner Ehre ihm beſonders nöthig iſt! Vielleicht war dieſes der erſte Fehler, den er begangen hat, und den er nicht mehr begehen wird! Vielleicht hat er ihn ſchon tauſendmal bereut, und da er einerſeits gewiß weiß, daß Gott dieſe Vergehung ihm verzeihen werde; ſo wünſcht er nun nichts mehr, als daß es vor den Menſchen verborgen bleiben möge! Allein der Unverſchwiegene, der es allein, oder nebſt wenigen Anderen weiß, kann ſich nicht enthalten, es herauszuſagen; er geht herum, damit ich einen Ausdruck des weiſen Mannes entlehne, wie ein Weib in Geburtsnöthen, er glaubt, ſein Eingeweid berſte, wenn er dieſe Heimlichkeit bey ſich behält — er eröfnet ſie alſo. Das Wort iſt heraus. Nun wandert es von einem Munde zu dem andern, von einem Hauſe zu dem andern; es wird von einer Geſellſchaft in die andere getragen, bis es endlich eine allgemein bekannte Sache wird. Die Ehre des Nebenmenſchen iſt dahin, die durch eine kluge Verſchwiegenheit hätte können gerettet werden. Dahin iſt ſie, und mit Thränen kann ſie nicht zurückgekaufet werden.

Die Unverſchwiegenheit ſtöret 2tens Frieden und Eintracht. Es findet ſich oft in den Geſellſchaften ein Menſch vor, der etwas frey im Reden iſt, der ohne Zurückhaltung über Perſonen von verſchiedenem Range urtheilt, der manche gehäßige Anmerkung über den Dritten macht; es mag nun ſeine Abſicht ſeyn, daß das, was er ſagt, weiter geſagt werde, oder er mag glauben, er befände ſich unter lauter vertrauten Freunden, die das, was ſie von ihm hören, geheim halten würden, dieß gilt

gleich:

gleich: Jeder vernünftige Menſch aber kann ohne viel Nachdenken wohl vorausſehen, daß wenn er zu jenen Perſonen hingienge, um dieſe gehäßigen Anmerkungen, die über ſie ſind gemacht worden, zu eröffnen, mit Benennung desjenigen, der ſie gemacht hat, oder des Hauſes, wo ſie ſind gemacht worden, daß, ſage ich, dadurch das ſchrecklichſte Feuer der Zwietracht aufbrennen würde. Die Vernunft alſo giebt es uns ſchon ein, daß man in dergleichen Fällen Stillſchweigen beobachten müſſe, wenn es auch nicht mit ausdrücklichen Worten wäre ausbedungen worden. Deswegen ſagt auch der Sohn Sirachs: Das gehäßige Wort, das du gegen deinen Nebenmenſchen gehört haſt, ſoll in dir erſterben. (Ekkli. 19. 10.) Du haſt es gehört, und von dir ſoll es Niemand mehr hören. Was thut aber der Unverſchwiegene? Weil er entweder ein geheimer Feind von demjenigen iſt, den er dieſe Anmerkungen machen gehört hat, oder weil er ein Schmeichler iſt, der Menſchen zu gefallen ſucht, und weiß, daß man an mehr als einem Orte durch Verräthereyen gefallen kann, oder weil er die böſe Gewohnheit ſchon an ſich genommen hat, Nichts verſchwiegen zu halten; ſo geht er hin entweder unmittelbar zu dem, welchen es betroffen hat, oder zu Anderen, von denen er weiß, daß ſie Zutritt zu ihm haben, und ſagt unverſchämt heraus, was er in einem geſchloſſenen Kreiſe von Freunden gehört hat. Nun brennet ſchon das Feuer der Zwietracht. Nun erklären ſich die zween, die zuvor doch in einem äuſſerlich guten Vernehmen ſtunden, als offenbare Feinde gegen einander. Nun lauert jeder unter ihnen auf Gelegenheit, den andern zu verfolgen; nun kann man, ſo oft

man

man in die Geſellſchaft des Einen oder des Andern kömmt, erfahren, daß ein jeglicher befliſſentlich das Wort von ſeinem Feinde auf die Bahne zu bringen ſucht, und alles herausſagt, was er nur bitteres von ihm zu ſagen weiß. Dieſe zween ſind Feinde, und werden vielleicht nimmermehr Freunde. Das Feuer der Zwietracht breitet ſich noch weiter aus. Die Familien und die Freunde einer jeden Parthey nehmen daran Theil, und eine Familie feindet die andere an, die Freunde der einen Parthey die Freunde der anderen. Selbſt das Haus, wo dieſe Anmerkung iſt gemacht worden, wird mit in den Verdruß verwickelt. Wer hat nun dieß Feuer angeſteckt? Wer hat dieſen Krieg verurſachet? Wer hat ſo viele Herzen mit Haß entzündet, als der Unverſchwiegene? der Plauderhafte, der Thor, oder der Böſewicht?

Die Unverſchwiegenheit hebt endlich Treue und Glauben auf. Treue und Glauben iſt das Band, das Leben der menſchlichen Geſellſchaft. Wenn Niemand dem Andern mehr traute, ſo würde alles in dem ſittlichen Körper der menſchlichen Geſellſchaft ſtocken. Der Menſch braucht einen Freund, dem er ſeine Angelegenheiten offenbare, den er in ſeinen Zweifeln zu Rathe ziehe: Wenn nun keine Verſchwiegenheit, und keine Pflicht, verſchwiegen zu ſeyn, unter den Menſchen wäre, wie übel wäre derjenige daran, der eines Freundes bedarf? Wenn jemand ſich und ſeine Angelegenheiten dem andern offenbart, mit der Bedingung, daß er dazu ſchweigen möge, dieſer aber hält die Bedingung nicht, und jener erfährt es, daß er verrathen iſt: muß er nicht vor

Un-

Unwillen ſo faſt verſchwören, ſich je einem Menſchen mehr anzuvertrauen? Wenn keine Verſchwiegenheit und keine Pflicht verſchwiegen zu ſeyn wäre, müßte nicht jeder, der Troſt und Rath bedarf, wie jener acht und dreyßigjährige Kranke in dem Evangelium ſeufzen: Ich habe keinen Menſchen, keinen Menſchen nemlich, dem ich mich anvertrauen darf? Freundſchaft erheitert das Leben, und macht ſo gar Widerwärtigkeiten erträglich. Wer fühlt nicht Erleichterung, wenn er eine Angelegenheit auf ſich liegen hat, die er nicht Jedermann offenbaren darf, und er trifft einen Freund an, dem er ſie entdecken darf, und von dem er des Stillſchweigens verſichert iſt? Nehme man aber das Stillſchweigen und die Pflicht zu ſchweigen hinweg, ſo hört alle Freundſchaft auf, und alle Annehmlichkeiten der Freundſchaft. Freilich giebt es Menſchen genug, denen man nichts gefälligers bezeigen kann, als wenn man ihnen Neuigkeiten zuträgt, und dieſe ſind ihnen deſto angenehmer, je geheimer der Gegenſtand iſt: dieſe aber liefern uns keineswegs den ächten Begriff von Freundſchaft. Jene ſind wahre Freunde, die einander mit voller Zuverſicht ihre Heimlichkeiten und Angelegenheiten entdecken dörfen, ohne Furcht, daß der andere Theil dieſe Verträulichkeit misbrauchen werde. Aber der Unverſchwiegene kennt keine Pflichten der Freundſchaft, er iſt keiner Verträulichkeit würdig, er iſt wie ein Gefäß, welches voll Riſſe und Sprünge iſt, und alles, was man darein gießt, wieder von ſich rinnen läßt; und da es Menſchen giebt, die von der Geſchwätzigkeit Anderer Gebrauch machen, und ſelbſt in ſie dringen, um Neuigkeiten zu erfragen, ſo darf

man

man ſicher darauf zählen, dasjenige, was man einem Unverſchwiegenen dieſe Stunde anvertraut hat, werde bald darauf von einem Munde zu dem andern gebracht ſeyn. Kurz, Unverſchwiegenheit hebt Treue und Glauben auf; und die Untreue, die man durch Unverſchwiegenheit begeht, iſt deſto größer, je wichtiger der Gegenſtand iſt, und je mehr demjenigen, den er betrifft, daran liegt, daß er verſchwiegen bleibe. Die allerſündhafteſte iſt es aber, wenn man Gegenſtände offenbaret, und feilgiebt, die man zu verſchweigen ſelbſt durch ſein Amt und durch einen Eid verbunden iſt. Wie viel Uebels kann dadurch geſtiftet werden? Welche Misbräuche können ſich dadurch in Gerichtsſtellen einſchleichen? Wie viel Gutes kann dadurch vereitelt werden? Welches Mistrauen kann ſelbſt jene ergreifen, deren erſte Pflicht iſt, freymüthig zu ſeyn? Und wollte Gott, es gebe keine Menſchen, deren Zunge ſo ungezähmt iſt, daß ſelbſt die heiligſte Pflicht des Eidſchwures ſie nicht bezähmen kann! — Man ſieht indeſſen, gegen wie viele Tugenden die Unverſchwiegenheit anſtößt, wie viel ſie Uebels ſtiftet. Man ſieht, daß ſie alles, was dem Menſchen nur theuer iſt, Ehre — Frieden — Freundſchaft hinwegnimmt; daß ſie Treue und Glauben aufhebt, und das Leben der menſchlichen Geſellſchaft tödtet. Habe ich zuviel behauptet, wenn ich ſagte, das Chriſtenthum, und die chriſtliche Gerechtigkeit könne ohne Verſchwiegenheit nicht beſtehen?

Laſſet uns noch einen Blick auf den gerechten Mann den heil. Joſeph werfen. Er, der dem Augenzeugniſſe

nach hart verletzt war — in einer Sache, die unter allen Angelegenheiten des menſchlichen Lebens am tiefeſten zu Herzen geht: Er, der in einer ſolchen Verlegenheit ſtack, daß man ſagen kann: "Wenn je ein Fall iſt, wo jemand Rath braucht, ſo war es jener". Er, der in einer Verlegenheit war, die kein Menſch vor ihm erlebt hat, und keiner nach ihm erleben wird; in einem Falle, wo tauſend andere nicht würden geſchwiegen haben, er ſchwieg; und weislich: denn er würde der heiligſten Jungfrau die gröſte Unbild zugefüget haben, wenn er ſie als eine Untreue ausgerufen hätte; er würde die heilige Frucht ſelbſt, die in dem Leibe Mariens war, um ihre Ehre gebracht, er würde vielleicht die ganze Abſicht der Sendung Jeſu vereitelt, und dem Glauben der Menſchen an ihn ein Hinderniß gelegt haben, wenn er nicht geſchwiegen hätte. So viel kann die Verſchwiegenheit nutzen, ſo viel kann die Unverſchwiegenheit ſchaden. Er ſchwieg aber, und Gott belohnte ſein Stillſchweigen; indem er ihm einen Engel ſchickte, der ihn aus der Verlegenheit riß, und ihm das Geheimniß, welches in Maria vorgegangen war, eröffnete. So gottgefällig iſt das Stillſchweigen, das ſtille und mit Zuverſicht auf ihn verbundene Ausharren in der Trübſal. Wenn der Menſch ſeine Angelegenheiten geheim hält, und nicht ſo gleich alles mit lauten Klagen erfüllt, und nicht ſogleich die Menſchen, die ihn etwa in die Angelegenheit verſetzet haben, offentlich verſchreyt, wenn er vielmehr Gott zum Zeugen ſeines Leidens nimmt, und von ihm Hilfe erwartet, ſo kömmt auch Gott deſto ehender, ihm Troſt zu verſchaffen. — Joſeph ſchwieg,

und

und darum ſchwieg er nach dem Zeugniſſe des heil. Textes, weil er gerecht war. Verſchwiegenheit iſt alſo eine Folge der Gerechtigkeit, mithin iſt keine wahre Gerechtigkeit ohne Verſchwiegenheit. Ich läugne indeſſen nicht, daß die Verſchwiegenheit eine Tugend ſey, die vielen Verſuchungen ausgeſetzt iſt, und deren Beobachtung eine mehr als gemeine Standhaftigkeit und Wachſamkeit fordert. Ich weiß, was ſelbſt der Sohn Sirachs ſpricht: **Mancher fehlt mit der Zunge, aber nicht aus Abſicht anderen zu ſchaden. Wer iſt, der nie mit der Zunge gefehlt habe?** (Ekkli. 19. 16.) Eben deswegen iſt es vonnöthen, daß man ſich gewiſſe Beweggründe zum Stillſchweigen ganz eigen mache, und gewiſſe Verhaltungsregeln tief einpräge. Einige davon werde ich im **Zweyten Theile** anführen.

Zuerſt einige Beweggründe.

Erſtlich ſey uns der allgemeine Grundſatz im lebhaften Andenken: "Was wir nicht wollen, daß uns geſchehe, dieß müſſen wir uns auch nicht in Rückſicht auf Andere erlauben." Wie unangenehm iſt es uns, wie empfindlich ſchmerzet es uns, wenn Andere die Geheimniſſe austragen und verbreiten, welche wir ihnen anvertrauet haben? Wie ſehr betrübet es uns, wenn Andere unſere Fehler ausſchreyen, und dem öffentlichen Gerede ausſetzen? Wir können uns alſo leicht vorſtellen, daß es auch Anderen unangenehm ſeyn müſſe, wenn wir die Heimlichkeiten bekannt machen, die ſie uns eröffnet haben, daß es auch Andere ſchmerzen müſſe, wenn wir ihre Fehler ausrufen.

Zweytens. Laßt uns, um behutſamer mit der Zunge zu werden, bedenken, daß ein Wort, ſo ſchnell es geredet, eben ſo unwiderruflich iſt. Durch Millionen Geldes läßt es ſich nicht zurückkaufen, ſo bald es den Lippen entfallen iſt. Nun müſſen wir gewärtigen, was Andere, die es gehört haben, für Gebrauch davon machen werden. Sind ſie verſchwiegen, ſo iſt es ein Glück für uns. Sind ſie es aber nicht, ſo müſſen wir die Folgen unſerer Unbeſcheidenheit theuer büßen. Unmöglich iſt es, einem Gerüchte, das auf unſerer Zunge entſprungen iſt, wenn es einmal in einer ganzen Stadt herumgeht, Einhalt zu thun. Auf unſerer Zunge war es eine kleine Quelle, hernach iſt es zu einem Strome angewachſen, der mit Ungeſtümme fortreißt. Iſt durch unſere unbeſcheidene Offenbarung eines geheim geredeten Wortes eine Zwietracht entſtanden, ſo müſſen wir alsdann alle die ſchlimmen Folgen, die daraus entſtehen, anſehen, ohne ſie abwenden zu können; zuſehen müſſen wir, wie bey einer Feuersbrunſt, die, ob ſie gleich durch einen einzigen Funken, und durch Unbehutſamkeit entſtanden iſt, hernach aber, wenn ſie überhandgenommen hat, nicht mehr zu löſchen iſt. Welche Reue ergreift uns alsdann? Wie viele vergebliche Wünſche verſchwenden wir: "O hätte ich geſchwiegen! Laßt uns alſo ſchweigen, ſo lange das Wort noch in unſerer Gewalt iſt.

Drittens. Laßt uns doch einmal einſehen, wie betrüglich das Mittel ſey, durch welches wir gemeiniglich den Folgen unſerer Unverſchwiegenheit vorzubauen ſuchen. Es beſteht darinn, daß wir jenen, dem wir

wir etwas geheimes offenbaren, bitten, und ſo gar beſchwören, daß er es geheimhalten möge. " Ich bitte dich, ſprechen wir, ſag' es nicht weiter." Dieſe eitle Vorſorge ſucht der heil. Chryſoſtomus ſo, wie ſie es verdienet, lächerlich zu machen. " Das allerlächerlichſte iſt es, ſpricht er, wenn die, welche ein Geheimniß offenbaren, andere bitten, daß ſie es geheim halten mögen. Sie geben ja eben dadurch zu erkennen, daß ſie ſich durch dieſe Offenbarung ſtrafbar gemacht haben. Und wenn du einen Andern bitteſt, daß er ſchweige, warum haſt du nicht zuvor geſchwiegen? Dein Geheimniß war bey dir in Sicherheit. Niemand hätte es dir nehmen können. So bald du es aber verrathen haſt, ſo iſt all dein Bitten und Beſchwören umſonſt. Du haſt es verrathen". In Wahrheit: all dieſes Bitten und Beſchwören iſt gemeiniglich eitel und vergeblich: denn das nemliche Recht, daß ſich der Eine genommen hat, eine Heimlichkeit unter der Bedingniß des Stillſchweigens einem Andern zu offenbaren, dieß nimmt ſich auch der Andere, um das nemliche Geheimniß unter der nemlichen Bedingniß ſeinem Vertrauten zu offenbaren. Dieſer Vertraute hat wieder einen anderen Vertrauten, dem er gleichfalls durch Eröffnung derſelben Heimlichkeit eine Probe ſeines Vertrauens ablegen will. Auch jenem wird es nicht an Freunden fehlen, die er zuweilen etwas tiefer in ſein Herz ſehen läßt. Auf ſolche Art breitet ſich die geheime Sache immer weiter aus. Endlich, nachdem ſie von Munde zu Mund gekommen iſt, treffen Zween zuſammen, wovon der Eine, da er anfänglich mit einer gewiſſen Zu-

rückhaltung redet, gewahr wird, daß es auch der Andere ſchon wiſſe. Er ſchließt daraus, daß es keine unbekannte Sache mehr ſey; trägt alſo kein Bedenken mehr, es laut und öffentlich zu ſagen. So geht es, und zwar gemeiniglich. Was können wir alſo auf unſere Anempfehlung des Stillſchweigens für ein Vertrauen ſetzen? Iſt es nicht weit räthlicher, daß wir, ſtatt anderen es zu empfehlen, es ſelbſt beobachten?

Endlich iſt uns ſelbſt daran gelegen, daß wir ſchweigen lernen; denn der Unverſchwiegene wird von jenen, die ihn kennen, keiner Freundſchaft mehr würdig geachtet. **Wer Heimlichkeiten offenbaret**, ſagt der Weiſe, **der verliert Treue und Glauben, und er wird keinen Herzensfreund mehr finden.** (Ekli. 27. 17.) Die Folge iſt ganz natürlich: denn entweder iſt Bosheit des Herzens oder Unbedachtſamkeit der Grund ſeiner Unverſchwiegenheit. Im erſten Falle werden ihn alle verabſcheuen, und ſeine Geſellſchaft fliehen; alle werden bey ſeinem Eintritt in's Zimmer tiefes Stillſchweigen beobachten, einander einen bedeutungsvollen Wink geben, daß ſie ſich vor dieſem gefährlichen Menſchen hüten; alle werden ihm durch Mienen und durch Stillſchweigen zu erkennen geben, daß ſie ihn der Freundſchaft unwürdig achten. Im anderen Falle aber, wo ein Menſch aus Unüberlegtheit unverſchwiegen iſt, wird man ihn zwar nicht für einen Feind, aber doch auch nicht für einen Freund anſehen. Man wird ihn nicht verabſcheuen, ſich aber doch vor ihm in Acht nehmen. Es wird doch immer einige Kälte in der Geſellſchaft herrſchen, wo er iſt. — Wie kann man ſich auch einem Menſchen anvertrauen, der ein Sklav ſeiner Zunge

iſt?

iſt? Was kann aber kränkender ſeyn, als von der Geſellſchaft guter Menſchen ausgeſchloſſen, als ein Schwätzer ausgerufen ſeyn, als ein gefährlicher Menſch verabſcheuet und vermieden werden? Was kann erniedrigender ſeyn, als wenn man das Vertrauen ſeiner Mitmenſchen verlieret? So viel alſo Anderen daran gelegen iſt, daß wir ſchweigen lernen, ſo viel iſt uns ſelbſt daran gelegen.; und ſoviel die Ehre Anderer durch unſere Unverſchwiegenheit Gefahr läuft, eben ſo gefährdet iſt auch unſere eigene. Laßt uns alſo ſchweigen lernen. Iſt jemand, der aus Bosheit des Herzens ſeiner Zunge den freyen Lauf läßt, dem weiß ich keinen anderen Rath zu geben, als daß er das Uebel, welches er ſtiftet, und die Reihe von Uebeln, die die Ungezähmtheit ſeiner Zunge nach ſich zieht, bedenke; daß er die ſchwarze Abſcheulichkeit ſeines Laſters einſehe, und unabläßig bitte, damit ſein zweyfaches Herz durch die Gnade Gottes in ein einfältiges chriſtliches Herz möge umgeſchaffen werden. — Gegen die Unverſchwiegenheit aber, die aus Unüberlegtheit entſteht, gebe ich folgende Regeln an.

Laſſet uns als vernünftige Menſchen, noch vielmehr aber als Chriſten, die nach dem Evang. ſo gar für jedes müßige Wort (wie viel mehr für ein falſches, verläumdendes, Zwietracht ſtiftendes, verrätheriſches Wort) ſtrenge Rechenſchaft geben müſſen, als Chriſten, ſage ich, laßt uns wohl überlegen, was, an welchem Orte, und vor welchen Menſchen wir reden: oder mit den Worten des heil. Auguſtins: Laßt uns, um verſchwiegen zu ſeyn, wachen; um zu wachen, laßt uns fürchten;

en; um zu fürchten, laßt uns bedenken, daß wir Chriſt-en ſind, die für jedes Wort Rechenſchaft geben müſſen.

Vergeblich würden wir jedoch die beſten Grundſätze uns einprägen, und die ſtärkſten Vorſätze faſſen, wenn wir nicht beſonders uns vor jenen Gelegenheiten in Acht nähmen, die gemeiniglich die Zunge ungezähmter mach-en, eben darum, weil ſie die Ueberlegung rauben. Dieſe ſind beſonders Trunkenheit und Zank.

Es iſt keine Verſchwiegenheit, wo Trunkenheit iſt, ſagt der weiſe König Sp. 31. 4. Es giebt gewiſſe Augenblicke, die auch dem ſonſt behutſamen Menſchen gefährlich werden können, um ſich zu einem Worte ver-leiten zu laſſen, welches ſeiner nicht würdig iſt. Dieſe tretten bey und nach ausnehmend fröhlichen Gaſtmälern ein. Hier glaubt ein jeder, weil er von lauter fröhlichen Menſchen umgeben iſt, lauter Freunde um ſich zu haben, und wird verſucht, ſein Herz freygebiger zu ergießen; indeß als oft Einige darunter ſind, die ſich dieſer Gelegenheiten mit Fleiße bedienen, um Anderen Geheim-niſſe zu entlocken. Hier wird man in allerley Geſpräche verwickelt, durch allerley Fragen aufgefodert, von einer Rede zur anderen fortgeriſſen, bis das, was Andere zu erfahren ſuchen, heraus iſt. Hier läuft man oft aus eigenem Antriebe, die Geſellſchaft unterhalten, und die beſondere Aufmerkſamkeit derſelben auf ſich richten zu wollen, Gefahr, ein Geheimniß zu verrathen. Doppelte Wachſamkeit iſt alſo bey ſolchen Gelegenheiten vonnöth-en, damit man die Gegenwart des Geiſtes nicht durch Unmäßigkeit verliere, und ſich nicht zu Aeuſſerungen fort-reißen laſſe, die man hernach bereuen würde, aber nicht ewig zurucknehmen könnte.

Die

Die zweyte Gelegenheit, die man zu vermeiden hat, iſt Hader. **Nehme dich acht**, ſagt derſelbe Weiſe, **daß du nicht im Zanke das, was deine Augen geſehen haben, ausſtöſſeſt, welches du nicht mehr zurückrufen kannſt, nachdem du einmal deinen Freund beſchimpfet haſt.** (Spr. 25. 8.) Nichts macht die Zunge ungezähmter, als Zank. Hier ergießet ſich alles in den Mund, was nur im Herzen bitteres verborgen liegt. Hier ſtößt man oft einen bloſen Verdacht gegen Andere aus, ſagt etwas, das nicht wahr, oder wenigſtens unerweißlich iſt; macht Vorwürfe, die man nicht genug verantworten kann; bringt Verdacht erregende Zweydeutigkeiten hervor, bey deren Erklärung man ſtecken bleibt; wärmt zur Beſchämung deſſen, mit dem man hadert, alte längſt vergeſſene Dinge auf, verwickelt ſich ſelbſt in die gröſten Verdrüßlichkeiten, und leget den Grund zu einer lange fortwährenden Zwietracht. Wer alſo ſeiner Zunge mächtig bleiben will, der hüte ſich vor den gähen Zorn und Hader.

Glücklich der Mann, der über ſeine Leidenſchaften Meiſter iſt, deſſen Vernunft nie das Ruder fallen läßt, der ſtäts in dem Stande der Geiſtesgegenwart beharret, um alles, was er thut oder redet, wohl zu überlegen! Klugheit wird aus allen ſeinen Thun und Laſſen, Beſcheidenheit aus allen ſeinen Reden hervorleuchten. Nie wird er reden, was ihn geredet zu haben gereuen müßte. Das Beyſpiel eines ſolchen zum Reden langſamen und bedachtſam in ſeinem Thun und Laſſen zu Werke gehenden Mannes ſehen wir an Joſeph. **Weil Joſeph gerecht**

recht war, und Mariam nicht verſchreyen wollte, ſagt der heil. Text, ſo wollte er ſie heimlich verlaſſen. Da er dieſes dachte, erſchien ihm der Engel... Da er dieſes dachte! Er dachte alſo, ehe er redete, ehe er zu Werke gieng. Und dieſes Denken und Nachdenken brachte ihn zum Entſchluß — nicht zu reden: Ein Entſchluß, den er zweifelsohn nicht würde gefaßt haben, wenn er die erſten Empfindungen des Schmerzens, die ihm der Anblick Mariä erregte, zur Maasregel genommen hätte! Durch Ueberlegung alſo, die er als ein gerechter und Gerechtigkeit liebender Mann anſtellte, verhütete er die ſchrecklichen Folgen, die eine übereilte Offenbarung ſeines heimlichen Kummers über den Zuſtand Mariä würde nach ſich gezogen haben. Mit eben dieſem ſtillen Nachdenken Joſephs war aber auch in dem Plane der Abſichten Gottes die Sendung des Engels verbunden, der ihn aus ſeiner Verlegenheit zog. Da er dieſes dachte, erſchien ihm der Engel... Ein neues Lehrſtück für uns! Nur dann wird Gott auf unſeren Wegen uns beyſtehen, wenn wir ſelbſt in unſeren Schritten behutſam ſind. Nur dann wird er unſere Worte und Werke regieren, wenn wir ſelbſt unſere Vernunſt gebrauchen, und mit dem Gebethe, daß er uns erleuchten möge, auch unſere eigene Ueberlegung verbinden. Ein Menſch, der in allen Stücken unüberlegt redet und handelt, entfernt den Beyſtand Gottes von ſich, und er muß es ſich ſelbſt zumeſſen, wenn er bald da, bald dort anſtößt, und die Folgen ſeiner Unbehutſamkeit büßet. Wenn uns alſo der Ruhm der Gerechtigkeit nicht gleichgültig iſt, ſo laßt uns von Joſeph

ſeph Verſchwiegenheit, aber auch das Mittel der Verſchwiegenheit, Ueberlegung lernen. Durch ſie werden wir nebſt Gottes Beyſtand unterſcheiden, wann die Zeit zum Reden, und wann die Zeit zum Schweigen iſt. Wenn wir es aber ſo weit gebracht haben, daß wir unſere Zunge wohl gebrauchen, und zu unrechter Zeit weder ſchweigen noch reden, ſo haben wir einen nicht geringen Schritt zur wahren Gerechtigkeit gethan. **Selig iſt der Mann**, ſagt der Weiſe, **der mit der Zunge nicht fehlt.**

Auf das Feſt des Fronleichnams Chriſti.

Dignus eſt Agnus, qui occiſus eſt, accipere divinitatem, honorem et gloriam.

Würdig iſt das Lamm, welches iſt geſchlachtet worden, göttliche Ehre und Herrlichkeit zu empfangen. Offenb. 5.

Dieß iſt das Urtheil der ſeligen Engel über die Erhöhung der heiligſten Menſchheit Jeſu Chriſti. — Das Urtheil der Seligen — mithin das richtigſte, und in Rückſicht auf uns das verläſigſte! Warum ward auch Johannes dieſe himmliſche Stimme zu hören gewürdiget, als damit die Geſinnungen der Seligen ſich auf die Erde verbreiten, und die Bewohner der Erde, ſo wie jene des Himmels einmüthig ſprechen mögen: **Würdig iſt das Lamm, welches iſt geſchlachtet worden, göttliche Ehre und Herrlichkeit zu empfang-**

pfangen! Würdig iſt Chriſtus, daß er von Engeln und Menſchen als Gott anerkennet und angebethet werde! Kann ich alſo am heutigen Tage einen würdigeren Vorſpruch wählen, als eben dieſen? Zweifelsohn gebühret Chriſto und ſeiner heiligſten Menſchheit Ehre, und Anbethung: denn Er, der ewige Gottesſohn iſt in ſeiner angenommenen Menſchennatur das Schlachtopfer für die Sünden der Welt geworden; er hat ſich als Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen hergeſtellet; er hat uns durch ſein Blut erlöſet. Anbethung gebühret ihm, wie im Himmel, alſo auch auf Erden: von uns aber als Bewohnern der Erde gebühret ſie ihm noch aus einem beſondern Grunde in Anſehung des heiligſten Altarsgeheimniſſes, welches er eingeſetzet, und in welchem er uns ſein heiligſtes Fleiſch und Blut auf eine eben ſo wunderbare als liebvolle Art zur geiſtlichen Nahrung zurückgelaſſen hat.

Anbethung gebühret ihm in dieſem Geheimniſſe. Es iſt eben deswegen nichts billiger, als die Einſetzung der heutigen Feyerlichkeit, vermöge welcher Chriſtus in ſeinem Liebesgeheimniſſe auf offenen Straſſen ſowohl, als in den geheiligten Tempeln den Chriſtglaubigen zur Anbethung dargeſtellet wird.

Wäre ich doch ſo glücklich, zur Vorbereitung auf dieſe Feyerlichkeit, Ihnen, m.GG., den Geiſt der gebührenden Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit einzuflöſen, und es durch meine Rede ſoweit zu bringen, daß Sie einmüthig das Urtheil fälleten, und mit innigſter Empfindung des Herzens fälleten:

eten: Würdig iſt das Lamm, Ehre und Glorie zu empfangen...!

Ich gebe, um dieſe Abſicht zu erreichen, eine zweyfache Urſache an, warum Chriſto in dieſem heiligſten Geheimniſſe eine beſondere Anbethung gebühre.

Die erſte iſt. Weil ſich Chriſtus in dieſem Geheimniſſe verborgen, und auf das tiefeſte erniedriget hat.

Die zweyte. Weil er in dieſem Geheimniſſe dem Chriſtenvolke unzählige und manchſache Wohlthaten ausſpendet.

Wegen ſeiner Erniedrigung und Verborgenheit gebühret ihm äuſſerliche und feyerliche Anbethung. Dieß zeige ich im 1ten Theile.

Wegen der Menge der Wohlthaten, die er in dieſem Sakramente ausſpendet, gebühret ihm innerliche und herzliche Anbethung. 2. Th.

Erſter Theil.

Offentliche und feyerliche Anbethung gebühret Chriſto wegen ſeiner Erniedrigung und Verborgenheit in dem heiligſten Altarsgeheimniſſe: denn es iſt überhaupt das Geſetz der ewigen Weisheit in Anſehung Chriſti, daß ihm für Erniedrigung Erhöhung zu Theil werde; und dieſes muß in Anſehung des Geheimniſſes, von dem ich rede, um ſo mehr beobachtet werden, als ſonſt der Leichtſinn der Menſchen aus der Verborgenheit Chriſti Anlaß nehmen könnte, ihn zu entehren.

Das Geſetz, daß Chriſto für ſeine Erniedrigung Erhöhung zu Theil werde, verkündiget Paulus mit deutlichen Worten in dem Briefe an die Philipper (K. 2.) Da heißt es: **Chriſtus, ob er gleich göttlicher Natur iſt, hat ſich dennoch ſelbſt ſeiner Herrlichkeit entäuſſert, und die Geſtalt eines Knechtes angenommen. Er hat ſich ſelbſt verdemüthiget, und iſt gehorſam geworden bis zum Tode, ja bis zum Tode des Kreuzes. Deswegen hat ihn auch Gott erhöhet, und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen iſt, damit ſich vor den Namen Jeſu alle Knye im Himmel, auf Erden und unter der Erde beugen, und alle Zungen bekennen, daß Jeſus Chriſtus der Herr in der Herrlichkeit Gottes des Vaters iſt.** Was könnte deutlicher geſagt werden? Chriſto als Gotte von Ewigkeit, als dem Eingebohrnen des Vaters gebührte Anbethung von allen Geſchöpfen, ehe als er Menſch ward. Nachdem er aber Menſch geworden iſt, als Menſch ſich verdemüthiget hat, und bis zum Kreuztode gehorſam geworden iſt, ſo gebührt ſie ihm aus einem zweyfachen Grunde: ſie gebührt ihm als Gotte, und als Gottmenſchen; ſie gebührt ihm von Ewigkeit her, und insbeſonders von der Zeit an, da er ſich gedemüthiget hat, und gehorſam geworden iſt. **Er hat ſich erniedriget: darum hat ihn Gott erhöhet;** und alle Geſchöpfe, die im Himmel und auf der Erde ſind, müſſen ſeine Hoheit anerkennen, und ihm die Knie beugen. Dieſem Geſetze gemäß rufen ja wirklich die Seligen des Himmels: **Würdig iſt das Lamm, welches iſt geſchlachtet worden, gött-**

liche Ehre und Herrlichkeit zu empfangen. Sie ſehen die Schlachtopferung des Lammes, die Erniedrigung Chriſti als den Grund ſeiner Würde an, als den Grund, warum er Anbethung verdiene. Hieraus ziehe ich den Schluß: Wenn Chriſto um der Erniedrigung willen, die er durch ſeinen Kreuztod auf ſich genommen hat, Anbethung gebühret, ſo gebühret ſie ihm forderſamſt in dem heil. Altarsgeheimniſſe: denn **erſtlich** iſt dieſes das eigentliche Denkmaal ſeines Leidens und ſeines Kreuztodes. **Dieß thut zu meiner Gedächtniß**, ſprach er, indem er das heil. Abendmahl einſetzte. Wo geziemt es ſich aber mehr, daß wir ihm die in Rückſicht auf ſeine Erniedrigungen und Leiden ſchuldige Anbethung erweiſen, als bey der Begehung des Denkmaales, welches er ſelbſt eingeſetzet hat? Muß die Errinnerung an ſeinen erniedrigenden Kreuztod vermöge eines göttlichen Geſetzes mit Anbethung verbunden ſeyn: wo gebührt ihm dieſe mehr, als in dem Altarsgeheimniſſe, deſſen fürnehmſter Zweck iſt, das Andenken des Kreuztodes zu verewigen? — Ferner ſagt Paulus in dem 1. Sendſchreiben an die Kor. (11. K.) **So oft ihr von dieſem Brode eſſen, und von dieſem Kelche trinken werdet, werdet ihr den Tod des Herrn ankündigen, bis daß er komme.** Die feyerliche Verkündigung des Todes Jeſu, die mit dem Genuſſe ſeines Leibes verbunden iſt, ſoll alſo einsweil ſeine Verherrlichung auf Erden ſeyn, bis er mit ganzer Macht und Herrlichkeit das zweytemal ankommen wird. Wer zweifelt noch, daß ihm in dieſem Geheimniſſe Anbethung gebühre? **Zweytens** hat Jeſus in dieſem Geheimniſſe eine ganz neue und be-

ſondere Erniedrigung auf ſich genommen. Da er auf der Erde herumwanderte, verbarg er nur ſeine Gottheit; aber hier verbirgt er auch ſeine Menſchheit. Damals ſah man ihn doch mit leiblichen Augen, und ward durch ſeine liebvolle Geſtalt zur Gegenliebe gereitzet, man hörte ſeine weisheitsvolle Ausſprüche, und ward von Ehrfurcht gegen ihn eingenommen; hier aber iſt auch die Gegenwart ſeiner Menſchheit ein Gegenſtand des Glaubens. Da er auf der Erde herumwanderte, wirkte er die erſtaunlichſten und augenſcheinlichſten Wunder: Er gab Blinden das Geſicht, Tauben das Gehör, Lahmen ihre geſunden Glieder, Todten das Leben, und ſetzte ſich dadurch auch bey ſeinen Feinden in das gröſte Anſehen: hier aber wirkt er zwar auch Wunder, und ſeine Gegenwart iſt ein fortgeſetztes Wunder; allein es iſt von ganz beſonderer Art, weil es nicht in die Augen fällt, nicht wie eine Todtenerweckung, oder wie die Heilung eines Kranken Erſtaunung erregt. Die Wunder, welche er damals wirkte, waren Beförderungsmittel des Glaubens an ihn; aber das Wunder, welches er da wirkt, und durch welches er ſich gegenwärtig auf unſeren Altären darſtellet, muß eben ſowohl als ſeine Gegenwart geglaubt werden. Mit einem Worte: Chriſtus hat ſich in dieſem Geheimniſſe auf eine ganz beſondere Art erniedriget. Er hat ſich ganz verborgen, ganz unkennbar gemacht. Eben deswegen aber gebühret ihm eine deſto feyerlichere Anbethung. Und ich ſchließe ganz recht mit den Worten des heil. Paulus: Chriſtus hat ſich ſelbſt erniedriget, er hat ſich ſeiner Herrlichkeit entäuſſert: darum gebührt es ſich, daß ſich alle Knye vor ihm beugen, und alle Zungen ihn preiſen

und

und loben. Dieſes Geſetz iſt in allem Anbetrachte das billigſte, nicht nur, weil es das Geſetz des ewigen Vaters iſt, der ſeinen Sohn und die heilige Menſchheit desſelben will verherrlichet wiſſen; ſondern auch deswegen, weil ſich Chriſtus aus lauter Liebe gegen uns in dieſem Sakramente verborgen hat: denn was bewog ihn, dieſes Geheimniß einzuſetzen, als die Liebe, mit welcher er **die Seinigen bis an das End geliebet hat**; ſeine Luſt bey Menſchenkindern zu wohnen, die er, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, nicht anderſt als auf dieſe Art befriedigen konnte, da es der Plan ſeiner Sendung forderte, ſeine ſichtbare Gegenwart der Erde zu entziehen? Warum verbarg er ſich unter den Brodsgeſtalten, als weil er ſein Fleiſch uns zur Speiſe hinterlaſſen wollte? Warum erniedrigte er ſich ſo tief, als um ſich uns zu nähern, und uns den Zutritt zur verträulichſten Unterhaltung mit ihm zu bahnen? Sollten wir dieſe Liebe wohl mit Unempfindlichkeit lohnen? Sollten wir ihn verkennen, weil er ſich unſeren Sinnen unkennbar gemacht hat? Sollten wir uns fremde gegen ihn ſtellen, weil er ſich in einer fremden Geſtalt ſehen läßt? Fern ſey das! Ihm gebühret Anbethung und göttliche Ehre, eben darum, weil er ſich verborgen hat.

Um ſo mehr gebühret ihm dieſes, weil ſonſt der menſchliche Leichtſinn aus ſeiner Verborgenheit Anlaß nehmen könnte, ihn zu entehren. Wer von uns weiß nicht, wie ſehr die Menſchen an die Sinne gebunden ſind, und wie wenig Eindruck auf ſie all dasjenige mache, was nicht glänzt, und in die Augen fällt? Wie

leicht verkennen ſie das Unſichtbare? Wie unempfindlich ſind ſie ſelbſt gegen geiſtliche Vortheile? Ich behaupte eben deswegen, es ſey unter allen Geheimniſſen keines der Entehrung ſo ausgeſetzt, als das heiligſte Altarsgeheimniß, weil es ein den Sinnen ganz unzugängliches Geheimniß iſt. Wahr iſt es: Die Worte, mit welchen Chriſtus daſſelbe eingeſetzet, und die Gegenwart ſeines Leibes darinn bezeuget hat, ſind ſo klar, daß ſie ſich nicht verdrehen laſſen: wie leicht aber bemächtiget ſich die Zerſtreuung unſerer Gemüther, und bringt uns dieſelbe in Vergeſſenheit? Wahr iſt es: die Vortheile, welche uns Chriſtus durch dieſes Geheimniß verheißet, ſind die allergrößten, die weſentlichſten: denn er verheißet uns wenig-er nicht, als das ewige Leben: **Wer mein Fleiſch iſſet, der wird leben in Ewigkeit** — wer weiß aber nicht, wie viele durch Anhänglichkeit an die Erde, an irrdiſche Güter und fleiſchliche Lüſte gefeſſelt, um ihre ewige Seligkeit unbekümmert ſind? Die Einladungen endlich, welche Chriſtus an uns ergehen läßt, ſind die rührendſten. **Kommt alle zu mir, ſpricht er, die ihr mit Mühe und Arbeit beladen ſeyd! Ich will euch erquicken.** (Matth. 11. 28.) wie viele aber giebt es, die nicht einmal ihre Bürde fühlen, nicht einmal ein Verlangen tragen, aus ihren geiſtlichen Nöthen errettet zu werden? Das heiligſte Geheimniß iſt mithin, der deutlichen Worte ſeiner Einſetzung, der großen Verheißungen, die damit verbunden ſind, der rührenden Einladungen Chriſti zu demſelben ungeachtet, dennoch der Unempfindlichkeit, der Unachtſamkeit und Entehrung am meiſten ausgeſetzt. Und, was bedarf ich noch Beweiſe? Bewähret nicht die

Er-

Erfahrung das, was ich ſage? Wie unempfindlich ſind ſind wir oft bey den heiligſten Handlungen, die auf unſeren Altären vorgehen? wie wenig gerührt durch die Liebe Chriſti, deſſen Freude es iſt bey Menſchenkindern zu ſeyn? Wie kalt iſt unſer Herz? wie ſchwach unſere Andacht? wie zerſtreut unſer Gebeth? wie ungeziemend nicht ſelten auch das äuſſerliche Verhalten mancher Chriſten, von denen man kein gelinderes Urtheil fällen kann, als ihr Glaube ſey aus Mangel der öfteren Erweckung in den tiefeſten Schlaf verſunken? — Ach! nur allzuoft wird es auch unter uns wahr, was der heil. Vorläufer ehmals den Juden ſagte: **Er, den ihr nicht kennet, ſtund mitten unter euch.** Er befindet ſich mitten unter euch, ſo wahr, als er ehmals mit ſeinen Jüngern auf der Erde herumwanderte, ſo wahr, als er itzt zur Rechten Gottes ſitzet: ihr aber kennet ihn nicht, weil er ſich unter einer fremden Geſtalt verbirgt, weil er ſich unter die Brodsgeſtalten verhüllt, weil ihn euer Auge nicht ſieht; und darum, weil ihr ihn nicht kennet, beweiſet ihr ihm auch die Ehre der Anbethung nicht, die ihm gebührt. Mit einem Worte: der Leichtſinn der Menſchen, ihre Unachtſamkeit gegen das Unſichtbare nimmt aus der Verborgenheit Chriſti in dem Altarsgeheimniſſe den ungerechteſten Anlaß, ihn zu verkennen, und zu entehren.

Was iſt alſo nothwendiger, als ein Erweckungsmittel des Glaubens, welches uns auf ſeine Gegenwart aufmerkſam mache? Und dieſes iſt die Feyerlichkeit der offentlichen Anbethung des heiligſten Geheimniſſes. Der äuſſerliche Glanz, die offentliche Ausſetzung des hochwürdig-

würdigſten Gutes, die triumphirlichen Prozeſſionen, die zahlreiche Volksverſammlung, der Zuſammenlaut der Lobgeſänge, der Schmuck der Altäre, die prächtigen Prieſterkleidungen, das feſtliche Geläute, die flammenden Lichter, das alles muß doch gewiß etwas zur Erregung unſerer Aufmerkſamkeit beytragen. Es iſt unmöglich, wenn wir anderſt nicht zu denjenigen gehören, die Schiffbruch in ihrem Glauben gelitten haben, daß nicht alle dieſe Anſtalten uns von unſerer Zerſtreuung zurückrufen, und unſere bisherige Lauigkeit beſchämen ſollten.

Jeder, in dem nur ein Funke vom Glauben noch übrig iſt, muß, wenn er ſich den Empfindungen überläßt, die ihm die heutige Feyerlichkeit erreget, ſich ſelbſt zuſprechen: "Würdig iſt Chriſtus, unſer Heiland, unſer Mittler, unſer Gott aller dieſer Ehrenbezeigungen, dieſer Knyebeugungen, dieſer Lobgeſänge. Warum aber konnte ich zeithero ſo gleichgültig gegen ihn ſeyn? Iſt er nicht alltäglich unter uns? Erblicke ich nicht von Tage zu Tage in den Prieſterhänden das erhabene Pfand meines Heils, das Kleinod meiner Religion? Warum bringe ich ihm aber nicht eben ſo oft den Zinnß der Anbethung? Warum flammt ſo ſelten das Feuer einer reinen Andacht in meinem Herzen? Warum reißt mich die Zerſtreuung ſo weit fort, daß ich ihn beynahe nicht mehr kenne? Warum werde ich aus Gewohnheit unempfindlich gegen ſein Geheimniß?" So, ſage ich, muß jeder ſich ſelbſt heute zuſprechen, wenn er durch den Glanz dieſer Feyerlichkeit gerührt, an ſeine Geiſtesdürre denkt, mit welcher er ſonſt den heiligen Religionshandlungen beyzuwohnen pflegt.

Möch-

Möchten aber doch die neu erweckten Empfindungen von einer dauerhaften Folge ſeyn! Möchte doch unſer erwachende Glaube nicht ſo bald wieder in ſeinen vorigen Schlaf zurückſinken! Möchten wir doch nicht eben jene Treuloſigkeit gegen unſeren liebvollen Heiland begehen, welche ehemals die Innwohner Jeruſalems biegengen! Als er in dieſe Stadt einzog, ſtreute man ihm Palmzweige auf dem Wege. Alles Volk, welches vor und nach ihm gieng, ſchrie: **Hoſanna dem Sohne Davids! Gebenedeyt ſey, der im Namen des Herrn kömmt!** Die ganze Stadt war in Bewegung, und ſprach: **Wer iſt dieſer?** Das Volk aber antwortete: **Dieſer iſt Jeſus, der Prophet von Nazareth.** Solche Eindrücke machte auf Jeruſalem die Feyerlichkeit des Einzuges Jeſu. Wie ſchnell aber waren ſie verloſchen? denn kurz darauf kennte man ihn nicht mehr, man überlieferte ihn dem Spotte des Pöbels und dem Muthwillen der Kriegsknechte, überantwortete ihn zum Tode. Möchten wir doch, ſage ich, nicht eben dieſelbe Treuloſigkeit gegen ihn begehen! Heute ſtreut man ihm den Schmuck des Frühlings, Kräuter und Blumen; heute und dieſe Oktave hindurch baut man ihm allenthalben Altäre; man ruft, daß es laut in den Lüften töne: Hoſanna dem Sohne Davids! Gebenedeyt ſey Jeſus in dem heil. Altarsſakramente! Wenn aber nur dieſe Empfindungen nicht ſchnell fürübergehen! Wenn nur nicht bald Judaſſe ſich einfinden, die ſein Fleiſch unwürdig genießen! Wenn nur nicht bald wieder Frevler auftretten, die dem unblutigen Opfer durch ihr unziemendes Betragen ſpotten! Wenn nur nicht ſelbſt unter den treueren Jüngern ſich ein-

einige vorfinden, welche, wie ehmals Petrus, ſprechen: Ich kenne ihn nicht...! Fern ſey dieſes von uns! Unſere Andacht beſtehe eben deswegen nicht nur in einer äuſſerlichen Feyerlichkeit, ſondern ſie ſey innerlich, und gründe ſich auf eine reife Betrachtung der unzähligen Wohlthaten, die uns aus dem heil. Altarsgeheimniſſe zufließen.

Zweyter Theil.

Herrlich, unausſprechlich, unzählbar ſind dieſe Wohlthaten, wir mögen das Geheimniß des Leibes Chriſti als ein Opfer, oder als ein Sakrament betrachten. In der erſten Rückſicht kann man mit Wahrheit ſagen, daß Chriſtus uns allen Alles geworden iſt. Er würdiget ſich an ſo vielen tauſend Orten der Welt, in ſo vielen geheiligten Tempeln jeder Stadt, auf ſo vielen Altären eines jeden Tempels gegenwärtig zu ſeyn, und ſich für uns ſeinem himmliſchen Vater aufzuopfern. Es iſt nicht nöthig, daß wir wie ehmals die Juden eine weite Reiſe anſtellen, oder daß wir einen beſonderen Aufwand von unſerem Vermögen machen, um dem lebendigen Gotte Opfer zu bringen; ſondern es wird, wie es Malachias geweiſſaget hat, an allen Orten das reine, das gottgefällige Opfer dargebracht, und Chriſtus ſelbſt iſt es, der ſich opfert. Dieſes Opfer iſt von unermeßlichem Werthe, von unumſchränktem Verdienſte. Es iſt unſer Anbethungs — unſer Dank — Verſöhnungs- und Bittopfer. Ich will ſagen: Chriſtus ſelbſt ſtellet ſich durch ſein unblutiges Opfer als Anbether für uns her, und opfert dem himmliſchen Vater die Verdienſte ſeiner Erniedrigung,

ſeiner Willensergebung, und ſeines Gehorſams bis zum Kreuztod. Dadurch empfängt unſere Anbethung, wenn wir nur anderſt die Tiefe unſeres Elendes einſehen, und unſeren Willen mit dem Willen Chriſti vereinigen, den vollen Werth einer gotteswürdigen Anbethung — Chriſtus bringet ſelbſt ſeinem himmliſchen Vater für die uns erwieſenen Wohlthaten die unendlichen Verdienſte ſeines Blutes zum Zinnſe der Dankbarkeit dar. Dadurch wird die Unzulänglichkeit unſeres Dankes erſetzt — Chriſtus tritt vermöge des unblutigen Opfers als Mittler für uns auf. In Anſehung dieſer Vermittlung können wir, ob wir gleich die gröſten Sünder ſind, mit gröſter Zuverſicht um Bußgnade und Verſöhnung bitten — Chriſtus ſtellet ſich endlich als Fürbitter bey ſeinem himmliſchen Vater für uns her. Dadurch erhält unſer Gebeth ſeine volle Kraft und Untrüglichkeit. Iſt er uns nicht in der That vermöge dieſes heiligſten Opfers allen Alles geworden? Sind auch die Wohlthaten zu zählen, die uns aus dieſer unverſieglichen Heilsquelle zufließen? Iſt jemand, der leer an Gnaden zurückkehre, wenn er anderſt dem heiligſten Opfer mit wahrem Vertrauen beygewohnet hat? Wie viele Tauſende empfangen da die Gnade der Zerknirſchung, Stärke wider ihre böſen Neigungen, Kraft gegen die Verſuchungen, Troſt in ihren Leiden, Rath und Erleuchtung in ihren Angelegenheiten, Segen zu ihren Geſchäften? Wie wahr iſt es, was der heil. Kirchenrath zu Trient ſpricht (Seſſ. 22. K. 2.) "Durch dieſes Opfer beſänftiget, theilet der Herr die Gnade der Buße aus, und erläßt Sünden, ſeyen es auch die ſchwereſten. . . . Ueberhaupt werden die reichlichſten Früchte des blutigen

Opfers mittels dieſes unblutigen ausgeſpåndet." Möchten doch nur alle mit jener Vorbereitung, welche derſelbe Kirchenrath fordert, mit lebendigen Glauben und Ehrfurcht nemlich, dem heil. Opfer beywohnen!

Betrachten wir aber dieſes Geheimniß als ein zum Genuſſe beſtimmtes Sakrament, ſo zeugt ſchon die Einſetzung desſelben von einer ganz unbegreiflichen Liebe. Chriſtus, ob er gleich zu ſeinem Vater gieng, und der Erde ſeine ſichtbare Gegenwart entzog, wollte uns dennoch ſein heiligſtes Fleiſch und Blut zum Andenken und zur Speiſe hinterlaſſen — ſein Fleiſch und Blut — uns ſündigen Menſchen — zum Andenken — zur wahrhaften Speiſe, zur Seelennahrung. Hätte Gott, ob er gleich unendlich weis iſt, ein liebreicheres Heilsmittel erfinden? hätte er, ob er gleich allmächtig iſt, eine koſtbarere Gabe uns ſchenken können? Und wie herrlich ſind nicht die Vortheile, die uns kraft dieſes Sakramentes verheißen ſind? **Wer mein Fleiſch iſſet**, ſo lauten die Verheißungsworte, **der wird ewig leben. Wer mein Fleiſch iſſet, der bleibt in mir, und ich in ihm.** Ewiges Leben — iſt dieß nicht die letzte, die ſchätzbarſte Wohlthat, auf die unſer Trachten und Streben in dieſem Jammerthale hinzielt? Freundſchaft und innige Vereinigung mit Gott — iſt ſie nicht das weſentlichſte Gut, welches ſich der Menſch wünſchen kann und ſoll? — Iſt auch wohl ein einziger Menſch von dem Genuſſe dieſer göttlichen Speiſe ausgenommen? Niemand, als derjenige, der ſich ſelbſt ausſchließt, der ſich ſelbſt davon entfernet: auch für den Armen iſt der Tiſch des Herrn

ge-

gedeckt, auch dem Sünder, der ſich mit ſchändlichen Laſtern beflecket hat, iſt, ſo bald er in ſich geht, und Buße thut, der Zutritt zu demſelben nicht verſagt. — Oder iſt uns vielleicht der Genuß dieſes heiligſten Geheimniſſes nur ſelten geſtattet? Nein: je öfter, deſto gottgefälliger. Wir wiſſen, daß es die heil. Schrift ſelbſt unter die vorzüglichſten Merkmale des Eifers der erſten Chriſten rechnet, daß ſie einmüthig in der Brodbrechung beharreten, d. i. daß ſie täglich das heilige Abendmahl empfiengen. Mit einem Worte: dieſes Geheimniß iſt eine unerſchöpfliche Quelle von Gnaden. Wer kann nun die Wohlthaten zählen, die dem Chriſtenvolke daraus zufließen? Wie viele tauſend Gerechte werden durch den Genuß dieſer göttlichen Nahrung in der Liebe geſtärket, und von Zeit zu Zeit mit neuem Muthe, zur Vollkommenheit voranzuſchreiten, beſeelet? Wie viele Schwache und Neubekehrte werden von den Ueberbleibſeln einer böſen Gewohnheit geheilet, und in ihren guten Vorſätzen bekräftiget? Wie viele Jungfrauen finden in dieſem Engelbrode ihre Erquickung, die ſie für alle Reitze der Sinnlichkeit, denen ſie entſagt haben, überflüßig ſchadlos hält? Wie viele Bedrangte fühlen ſich durch dieſes Brod der Starken neu geſtärket, ihre Drangſalen mit Geduld zu ertragen? Wie viele Prieſter empfangen täglich dieſes heil. Geheimniß, und koſten, wie herrlich ihr Erbtheil iſt, den ſie gewählet haben? Wie viele Kranken empfangen es zur Wegzehrung auf ihre Reiſe in die Ewigkeit? Zähle man dieſe Wohlthaten, wenn man kann! ja, zähle jeder, wenn er kann, nur diejenigen, die er ſelbſt von dem erſtenmal an, da er zu dem

Tiſche des Herrn gieng, bis hieher empfangen hat! Wie viel tyranniſcher würde uns unſer natürliches Verderben beherrſchen, wie viel unbeſtändiger würden wir in der Tugend ſeyn, wenn nicht die Kraft dieſes Geheimniſſes uns unterſtützte, welches nach der Lehre der Väter zu Trient als das eigentliche Verwahrungsmittel gegen ſchwere Sünden eingeſetzt iſt? Fühlen wir gleichwohl noch viel Schwäche und Neigung zur Sünde, ſo würden wir dennoch ohne dieſe himmliſche Nahrung noch viel ſchwächer und geneigter zum Böſen ſeyn.

Wenn nun die Wohlthaten, die jeder von uns durch dieſes Geheimniß empfangen hat, ſo reichlich, und wenn jene, welche die ganze Chriſtenheit dadurch empfängt, über alle Berechnung ſind, welchen Dank ſind wir Chriſto ſchuldig? Was iſt billiger, als daß wir ihm ein beſonderes Dankfeſt weihen? Wahr iſt es: nie ſoll ein Chriſt ſich von dem Tiſche des Herrn entfernen, ohne ſogleich den Zinnß ſeiner Dankbarkeit zu entrichten, damit er nicht unter die Zahl jener neun Ausſätzigen gehöre, von denen Chriſtus geſagt hatte: " Zehen ſind gereiniget worden, und wo ſind neune davon? Iſt denn Niemand, der zurückkehrte, und Gott die Ehre gäbe?" Iſt es aber zuviel, wenn wir an einem beſondern Tage das Andenken aller Wohlthaten, die wir empfangen, und welche die ganze Chriſtenheit empfängt, begehen? Wer von uns ſoll nicht Theil an dieſer Feyerlichkeit nehmen? Wer ſoll nicht zu den Lobgeſängen ſtimmen, welche die Kirche anſtimmt? Wer ſoll ſich nicht zum Lobe J. C. auffodern laſſen, wenn ſie heute ruft:

"Preiſe

"Preiſe, Sion, deinen Heiland,
Deinen Führer, deinen Hirten,
Laß dein Loblied laut ertönen.
Preiſe ihn, ſo viel du kannſt,
Denn dein Lob iſt doch zu ſchwach:
Es iſt über alles Lob erhaben."

Gewiß am Stofe zum Lobe und zum Danke kann es uns in Betrachtung dieſes Geheimniſſes nie fehlen. Wie groß iſt nicht die Liebe, mit welcher Chriſtus ſein heiligſtes Abendmahl eingeſetzet hat? Wie ehrwürdig iſt nicht das Geheimniß ſeines Leidens und Tods, deſſen Andenken wir dadurch begehen? Wie herrlich ſind nicht die Verheißungen, welche er mit der Einſetzung desſelben verbunden hat? Wie unausſprechlich iſt nicht unſer Glück, daß wir täglich dem unblutigen Opfer beywohnen können, welches nach unſerer Glaubenslehre von dem blutigen Kreuzopfer nur durch die Art der Opferung unterſchieden iſt? Wie unſchätzbar iſt nicht das Vorrecht, daß wir ſo oft, als wir Verlangen tragen, zu dem Tiſch des Herrn hinzutretten dörfen? Wie bewunderungswürdig iſt nicht die Langmuth, mit welcher er unſere Schwachheiten, und ſo gar den Gottesraub mancher Unbußfertigen erträgt?

Durch dieſe Langmuth, dieſe Liebe, dieſe tiefe Erniedrigung, dieſe Wohlthaten, dieſe Verheißungen innigſt gerührt, laßt uns dieſen Feſttag nebſt der ganzen Oktave mit herzlicher Andacht feyern, und, was das fürnehmſte iſt, die ſteiffſten Vorſätze faſſen,

unſeren bisherigen Leichſinn durch unſeren Eifer forthin gutzumachen,

mit größerer Innbrunſt dem göttlichen Opfer beyzuwohnen,

mit ernſtlicherer Vorbereitung, als zeither geſchehen, uns zu den Tiſch des Herrn zu begeben,

uns nicht ſo lange Zeit mehr davon zu entfernen, aber auch den öfteren Zutritt zu demſelben uns nicht zur Gewohnheit werden zu laſſen,

die Gnaden, die wir dadurch empfangen, treuer und dankbarer zu benutzen,

die Sünde mit gröſter Sorgfalt zu fliehen, mit einem Worte:

ſo zu leben, wie ein Chriſt leben ſoll, der in Chriſto bleibt, und Chriſtus in ihm;

ſo zu leben, damit die Verheißung Chriſti an uns in Erfüllung gehen könne: Wer mein Fleiſch iſſet, der wird leben in Ewigkeit, Amen.

Auf das Feſt des heiligen Johannes, des Taufers.

Praeibis ante faciem Domini, parare vias eius. *Luc.* I.

Du wirſt vor dem Angeſichte des Herrn hergehen, ſeine Wege zu bereiten.

Vor dem Angeſichte des Herrn hergehen, d. i. die Perſon des Weltheilandes den Kindern Iſraels bekannt machen, ihre Herzen zur Annehmung ſeiner Lehre vor-

vorbereiten, die dem Glauben an ihn entgegenſtehenden Hinderniſſe und Vorurtheile daraus verbannen, dieß war der Beruf des großen Johannes, deſſen Feſttag wir heute feyern, der Beruf, der ihm von Gott angewieſen war, und den ihm ſein Vater Zacharias verkündigte, indem er ſprach: Du wirſt vor dem Angeſichte ꝛc. ꝛc. Welch ein wichtiger Mann war alſo Johannes in Rückſicht auf die Juden? Durch ihn mußten ſie ihren Heiland kennen lernen. Auf ſeinen deutenden Finger mußte ganz Iſrael aufmerkſam ſeyn, und es dorfte kein Bedenken mehr tragen, demjenigen als Meſſias zu huldigen, den Johannes angezeiget hätte. Ihm mußten ſie ſich als ihrem Lehrmeiſter unterwerfen, und ſchaarenweiſe ihm zueilen, um ſich von ihm taufen zu laſſen, und Lebensregeln von ihm zu empfangen. Sie mußten die Worte dieſes großen Geſandten Gottes und ſelbſt ſeine Beſtrafungen verehren, ſie mußten vor ſeinen Drohungen erzittern. Und — weh dem, der ſich dem Vorlaufer nicht unterwarf: denn dieß war ein faſt untrügliches Zeichen, daß er ſich auch dem Heilande nicht unterwerfen, mithin ſein Heil verſcherzen würde. Welch ein wichtiger Mann in Iſrael, Johannes der heil. Vorlaufer!

Allein, m. GG. haben vielleicht wir als Chriſten, weniger Urſache, auf ihn aufmerkſam zu ſeyn? Geht uns vielleicht ſeine Lehre nichts an? oder können wir gegen ſein tugendreiches Leben gleichgültig ſeyn? Gewiß, wir mögen ſeine Lehre oder ſein Leben betrachten, ſo iſt Johannes unſerer Aufmerkſamkeit eben ſo würdig, als er es in Rückſicht auf ſeine Zeitgenoſſen war. Ich

werde

werde es in gegenwärtiger Rede zeigen, und zwar

1. Wie merkwürdig uns ſeine Lehre,

2. Wie merkwürdig uns ſein Leben iſt.

Erſter Theil.

Die Lehre des heil. Vorlaufers zielte nach den Bedürfniſſen ſelbiger Zeit auf einen Zweck hin, nemlich die Hinderniſſe aus den Herzen der Juden hinwegzuräumen, welche der Annehmung der vollkommenen Lehre Chriſti entgegenſtunden. Dieſe Hinderniſſe waren folgende: Vermeſſenes Vertrauen auf Gott, Stolz auf ihre väterliche Religion, und die darinn enthaltene Verheißungen, Zuverſicht auf äuſſerliche Gebräuche; Anhänglichkeit an irrdiſche Dinge — Lauigkeit und Leichtſinn. Nun laſſet uns ſehen, ob nicht eben dieſe Hinderniſſe noch wirklich in den Herzen mancher Chriſten vorhanden ſind, und wir werden darnach urtheilen können, ob nicht die Lehre Johannis auch den Bedürfniſſen unſerer Zeit ganz angemeſſen ſey.

Vermeſſenes Vertrauen auf Gott war das erſte Hinderniß in den Judenherzen, welches der Abſicht Jeſu C. die Menſchen zu beſſern, und dem wohlthätigen Einfluſſe ſeines Evangeliums entgegen ſtund. Man ſtellte ſich ungeachtet eines fortgeſetzten laſterhaften Lebens Gott nur immer als einen Barmherzigen vor, der die Laſter der Menſchen für lauter Schwachheiten anſehe, und nicht ſehr dadurch beleidiget ſey. Man hatte ſich daran gewöhnt, die Drohungen der Propheten nur zu verlachen.

en. Deſto beliebter war die Sprache derjenigen, die nichts als Friede verkündigten, und ſich ſorgfältig in Acht nahmen, nichts vom Gerichte Gottes zu ſagen. Die Furcht Gottes war in den Gemüthern beynahe verloſchen. — Dieſes Verderben erweckte den Eifer des heil. Vorlaufers. Ihr Natterzucht, ſprach er zu den Juden: **Wer hat euch gezeigt, vor dem kommenden Zorne zu fliehen?** Wer war der Afterprophet, der eure Gewiſſen eingeſchläfert, euch dieſe Ausflucht vor der göttlichen Gerechtigkeit gezeiget, und die Wahrheit von einem ſtrengen Strafgerichte Gottes in euren Gemüthern ausgelöſchet hat? **Wiſſet, daß die Axt ſchon an die Wurzel geſetzet iſt. Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird ausgehauen, und in's Feuer geworfen werden.** Gott iſt zwar langmüthig; er läßt aber nicht mit ſich ſcherzen, ſondern nachdem er lange zugeſehen hat, bricht ſein Gericht unvermuthet herein, und verhänget über die unbußfertigen Gottloſen die verdiente Strafe. So redete Johannes. Iſt es nun aber, m. GG.! nicht auch zu unſeren Zeiten ein beliebtes Vorurtheil, welches ſo manchen Chriſten in ſeiner laſterhaften Gewohnheit ſorglos einſchlummern läßt, vermöge welches man ſich ganz willkürliche Vorſtellungen von der göttlichen Barmherzigkeit macht, welche ſeiner Heiligkeit und Gerechtigkeit nachtheilig ſind; Vorſtellungen, welche die Furcht Gottes verbannen, und dem muthwilligen Sünder ſchmeicheln, er werde ſein Heil nicht verſcherzen, er möge leben, wie er immer wolle? Wie viele giebt es, die durch dieſes Vorurtheil getäuſcht, ihre Buße von Zeit zu Zeit verſchieben, und ſich vermöge

eines

eines vermeſſenen Vertrauens auf die göttliche Güte immer zuſprechen: "Es iſt noch Zeit: der barmherzige Gott iſt noch immer bereit, mich zu Gnaden anzunehmen." — Sollte nun gegen dieſe nicht ein Johannes auftretten, der ihnen mit unerſchrockenem Eifer zuriefe: **Ihr Natzucht, wer hat euch gezeigt, vor dem kommenden Zorne zu fliehen?** Wer hat euch geſagt, daß ihr die Zeit, die ihr zu eurer Bekehrung beſtimmet, erleben werdet, und daß euch der Tod nicht in den Jahren ſchon, die ihr dem Wohlleben und dem Laſter widmet, überfallen werde? Wer hat euch geſagt, und wer kann euch auch dafür gut ſeyn, daß Gott in dem Augenblicke, da es euch gefällt, euer Herz ändern werde, nachdem ihr, da es ihm gefiel, es zu ändern, ſo vielmal ſeiner Gnade widerſtanden ſeyd? Wer hat euch geſagt, daß ihr in wenigen Augenblicken Leidenſchaften ausrotten werdet, die nothwendiger Weiſe, je länger man ſie heegt, deſto unbändiger werden müſſen? Vielleicht iſt die Axt ſchon an die Wurzel geſetzt, euch als dürre und unfruchtbare Bäume auszuhauen. Und genug: Gott, ob er gleich langmüthig iſt, iſt dennoch auch unerforſchlich. Scherzet nicht; weil ihr nicht wiſſet, wie lange Gott euren laſterhaften Gewohnheiten noch zuſehen werde. — Sollte, ſage ich, nicht ein Johannes unter uns auftretten, der dieſe Wahrheiten, die ſo oftmal verkündiget, und gleichwohl verachtet werden, mit größerem Eifer einſchärfte?

Das zweyte Hinderniß, welches in den Herzen der Juden Beſitz genommen hatte, war Stolz auf ihre väterliche Religion. Wir haben Abraham zum Vater; und — welche

welche Verheißungen hat nicht dieſer Erzvater empfangen? Wird Gott Abraham wohl vergeſſen, und uns ſeine Kinder verwerfen? Dieß war die Sprache, die man damals führte. Die Juden überlegten nicht, daß, wenn ſie ſich auf Abraham berufen, und würdige Kinder von ihm ſeyn wollten, ſie auch die Tugenden dieſes Patriarchen nachahmen müßten, und daß die Verheißungen, die er empfangen hatte, ſich nur in ſo fern auf ſeine Nachkömmlinge dem Fleiſche nach erſtreckten, als ſie auch Nachkömmlinge von ihm dem Geiſte nach wären. Deswegen ſprach der heil. Vorläufer zu ihnen: **Saget nicht: wir haben Abraham zum Vater: denn aus dieſen Steinen kann ſich Gott Kinder Abrahams erwecken.** — Beherrſcht aber nicht auch viele unter uns ein gewißer Stolz auf die ſeligmachende Religion, in der wir leben, ein Stolz, der die betrübte Folge hat, ſie deſto unbekümmerter um ihr Heil zu machen? Ich lebe in der ſeligmachenden Religion, denkt mancher, in einer Religion, die ſo viele kräftige Heilsmittel hat, in der ich mit einem Worte von allen meinen Sünden losgeſprochen werden kann. Und welches iſt die Folge, die ſie daraus ziehen? Vielleicht dieſe: Ich will alſo die Gnaden, die mir meine Religion darbietet, dankbar gebrauchen: ich will mir dieſe Heilsmittel zu Nutzen machen, damit ich nicht deſto tiefer verworfen werde, je leichter ich ſelig werden konnte? Nein: ſondern der Schluß, den ſie daraus ziehen, geht dahinaus, daß ſie ſich mit einer eingebildeten Sicherheit ſchmeicheln, und glauben, ſie könnten nicht zu Grunde gehen, ob ſie gleich ein Leben führen, welches Gott mit dem

ewigen Untergange bedrohet hat. Wie merkwürdig iſt ſolchen Chriſten die Lehre Johannis: **Saget nicht: wir haben Abraham zum Vater: denn aus dieſen Steinen kann ſich Gott Kinder Abrahams erwecken.** Gewiß, je mehr der Menſch von Gott empfangen hat, deſto ſchärſere Rechenſchaft wird von ihm gefordert werden. Mithin iſt der Chriſt, der in der heilbringenden Religion lebet, um ſo verdammungswürdiger, wenn er ein Leben führet, welches mit ſeinem Glauben nicht übereinſtimmet; wenn er, da er ſo kräftige Gnaden hat, ſein natürliches Verderben zu beſiegen, und über ſeine Leidenſchaften Meiſter zu werden, ſich dennoch von dieſen beherrſchen läßt, und jene verſcherzet. Es iſt der kläglichſte Irrwahn, wenn jemand denkt, er könne ſein Ziel nicht verfehlen, weil er an Jeſum glaubt, und in ſeiner wahren Kirche lebet: **Nicht jeder,** ſpricht der Heiland, **der zu mir ſagt: Herr, Herr! wird eingehen in das Himmelreich; ſondern der den Willen meines Vaters thut.** (Matth. 7. K. 21. V.). Und kann nicht Gott auch aus Steinen Kinder Abrahams machen? Könnte Er, der Allmächtige, der den erſten Menſchen aus Nichts geſtaltet hat, nicht auch ganz neue Menſchen erſchaffen, die ſich gegen ſeine Gaben erkenntlicher bezeigen würden, als wir? Kann er nicht ein Volk, das ihm untreu, und gegen ſeine Güte undankbar iſt, verwerfen, und ein anderes wählen, welches ihm treuer und dankbarer ſeyn wird? Wie wenig Urſache haben wir, darauf ſtolz zu ſeyn, daß wir in dem wahren Glauben gebohren ſind? Wie viel Urſache im Gegentheile, in

Furcht

Furcht und Zittern unſer Heil zu wirken, um der Verantwortung zu entgehen, die einem Chriſten bevorſteht, der anderſt lebt, als er glaubt?

Das dritte Hinderniß, welches den wohlthätigen Abſichten des Evangeliums zu Johannis Zeiten entgegen ſtund, war Zuverſicht auf äuſſerliche Gebräuche. Das Volk legte damals den ganzen Werth des Gottesdienſtes auf Gebräuche, Zeremonien, Reinigungen, Beſuche des Tempels, und Opfer: hingegen aus Betrug, Wucher, und Unterdrückungen machte man ſich wenig Gewiſſen. Der heil. Vorläufer verdammte dieſe Heucheley, und zeigte ihnen, daß, wenn ſie ſelig werden wollten, ſie vor allem Gerechtigkeit, Billigkeit und Nächſtenliebe beobachten, Niemand um das Seinige bringen, Niemand einen Heller mehr, als er zu zahlen ſchuldig iſt, abfodern, im Gegentheile von dem Ihrigen reichliches Allmoſen ausſpänden ſollten. Iſt aber wohl die Heucheley aus unſerer Mitte vertilgt? Giebt es nicht viele noch, die eine ganz willkürliche Abſönderung von Pflichten und Pflichten machen, wovon ſie die Einen mit einer exempelmäßigen Genauigkeit beobachten, um ſich Bewunderung und den Ruhm guter Chriſten zuzuziehen; die Anderen hingegen deſto gewiſſenloſer übertretten? Giebt es nicht viele, die zwar in geheiligten Tempeln, in Beichtſtühlen, und bey Kommuniontafeln ſich ämſig einfinden, und noch durch viele andere öffentliche Merkmale der Religion ſich auszeichnen; aber das Weſentliche des Geſetzes, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit hindanſetzen, die Fehler ihres Nebenmenſchen ohne alle Nachſicht

durchziehen, den Armen weit unter ihrem Vermögen geben, im Handel und Wandel unbillig und betrügeriſch ſind? Verdienten dieſe nicht die Ahndungen, die ehemals der heil. Vorläufer den Phariſäern und Heuchlern machte?

Das vierte Hinderniß in den Herzen der Juden war die Anhänglichkeit an das Irrdiſche, die ihnen übernatürliche und geiſtliche Güter ganz auſſer Augen ſetzte. Ein Meſſias, der im Glanze und Prachte auftretten, der alle Könige der Erde unterjochen, den Kern des Reichthums von allen auswärtigen Ländern in Judenland hereinbringen, und ihnen in der ganzen Welt den Ruf zuwegebringen ſollte, daß ſie das reichſte, das furchtbarſte Volk wären; dieß war der Wunſch, der die ganze Nation beſeelte. An ein geiſtliches Reich, in welchem Gott durch ſeine Gnade über ihre Gemüther herrſchen würde, dachten ſie nicht. Auf ſolche Art konnten die Wünſche der Juden und die Abſichten des Weltheilandes nie übereintreffen. Der heil. Vorläufer ſuchte ſie zu vereinigen, indem er ihnen den wahren Gegenſtand ihrer Wünſche und die eigentlichen Abſichten des Meſſias anzeigte. **Das Reich Gottes iſt herangenahet**, ſprach er: kein Reich, wie ihr es euch einbildet, welches ſich durch vergängliche Größe auszeichnen wird; ſondern ein Reich, welches darinn beſteht, daß alle Völker der Erde Gott erkennen, ihn im Geiſte und in der Wahrheit anbethen, ihm aus allen Kräften dienen, ihn von ganzem Herzen lieben, und zu dem Ende ſich Jeſu Chriſto als dem von Gott

geſandten Lehrmeiſter und ſeinen heiligen Gebothen unterwerfen. Nun aber giebt es nicht auch unter uns, ob wir gleich in der Mitte des Chriſtenthumes leben, viele, die nicht einmal den Geiſt desſelben kennen? Der Geiſt des Chriſtenthumes geht dahin, daß wir mit Hindanſetzung unmäßiger zeitlicher Sorgen vor allem das Reich Gottes ſuchen. **Suchet vor allem das Reich Gottes und ſeine Gerechtigkeit.** Der Geiſt des Chriſtenthumes geht dahin, daß wir unſer Herz nicht an irrdiſche Güter hängen, ſondern uns vielmehr beſtreben, an allen guten Werken reich zu werden; dahin, daß wir alle unordentliche Leidenſchaften in uns unterdrücken, damit die Gnade Gottes unumſchränkt unſere Herzen beherrſche; dahin, daß wir fern von aller eitlen Ruhmſucht nur die Ehre Gottes und ſein höchſtes Wohlgefallen durch unſere gute Werke ſuchen. Wie viele aber ſind unter uns, die noch bey weitem nicht mit dieſem Geiſte bekannt ſind? denen es alſo noch eben ſowohl, wie ehmals den Juden, Bedürfniß iſt, daß man ihnen die Annäherung des Reiches Gottes verkündige; daß man ihnen ſage: Chriſten, ihr lebet in einer Religion, die euch den erhabenſten Zweck anweiſet, die von ihren Bekennern fodert, daß ſie der Eitelkeit entſagen, daß ſie auch auf das, was ſie mit Recht beſitzen, ihr Herz nicht anheften, daß ſie auch durch das Gute, welches ſie verrichten, ihre eitle Glory nicht ſuchen, daß ſie auf das Zukünftige ſtäts ihre Begierden heften, und in dem Gegenwärtigen ihre Ruhe nicht ſuchen. — Wahr iſt es: Johannes predigte für alle Zeiten; ja um ſo treffender ſind ſeine Lehren und Be-

ſtrafungen für uns, je weniger wir als Chriſten zu entſchuldigen ſind, daß wir den Geiſt des Evangeliums nicht kennen, welches uns ein offenes Buch iſt, deſſen Lehren uns ſo oft verkündiget werden.

Endlich und mit einem Worte alles zu ſagen: Lauigkeit und Leichtſinn waren die Krankheit, welche die Herzen der Juden größtentheils angeſteckt hatte, und die Johannes zu heilen geſandt war. Iſt es nun aber nicht eben dieſelbe Krankheit, die auch uns ganz zur Seuche geworden iſt? Die Juden ließen es, da ſie von Johanne zur Buße aufgefodert waren, nur bey äuſſerlichen Zeichen der Bußfertigkeit bewenden, ohne auf die innwendige Aenderung der Herzen bedacht zu ſeyn; und Johannes mußte ihnen deswegen ſagen: **Thut würdige Früchte der Buße.** Aber auch unter uns giebt es nicht Wenige, deren Buße weiter nichts, als ein Schattenbild von wahrer Buße iſt, deren Reue und Vorſätze nur in leeren Worten beſtehen, die, wie es ſcheint, mit dem Bußgeheimniſſe nur ſcherzen, denen es nie mit der Lebensänderung recht Ernſt iſt — die nie die Wunde ihres Gewiſſens ihrer ganzen Tiefe nach den Gewiſſensräthen aufdecken, oder die ſogar Gewiſſensräthe aufſuchen, welche nicht gewohnt ſind, das ernſte Wort zu reden: **Thut würdige Früchte der Buße...** Sage doch mancher Chriſt an: Welche Leidenſchaft hat er ſeit langer Zeit nach ſo vielen Beichten, die er ſchon abgelegt, ausgerottet, ja was ſage ich, ausgerottet? — Hat er auch nur ihre Ungeſtümme geſchwächt? Welche Sünde hat er beſtritten? Hat er auch

die

die Zahl ſeiner öftern Fälle nur vermindert? In welch-er Tugend hat er es weiter gebracht? Iſt er thätiger in der Nächſtenliebe, iſt er uneigennütziger geworden? Wie manchen muß hier ſein eigenes Gewiſſen beſtrafen? und wie hart muß ihn das Wort Johannis treffen: **Thut würdige Früchte der Buße...** Den Juden ſchien ehmals die Pflicht mit Ernſte nach Tugend zu ſtreben, und, mit aller angewandter Mühe Laſter, denen ſie ergeben waren, zu beſtreiten, ganz unbekannt zu ſeyn. Und Johannes mußte ihnen deswegen ſagen, ſie wären ſchuldig, mit ganzer Gewalt, mit ganzer Ueberwindung ihrer ſelbſt an der Ausrottung ihrer Leidenſchaften zu arbeiten: ſie könnten ſich des Himmelreiches nicht verſichern, wenn ſie es nicht mit Gewalt eroberten. Was iſt aber auch zu unſeren Zeiten gewöhnlicher, als Leichtſinn? — Man ſieht ſeine unordentlichen Leidenſchaften für Nichts als für lautere Schwachheiten an, die man mit der Natur ererbt hätte, und die man unmöglich ablegen könne, ſo lang man derſelbe Menſch bleibe. Unter dieſem Vorwande beſtreitet man ſein Verderben nicht nur allein nicht, ſondern man heget und rechtfertiget es, man erwartet ſo gar von Anderen, daß ſie es rechtfertigen, und zürnet über jene, die auf gewaltſame Ueberwindung dringen. Möchten dieſe Chriſten doch öfters daran denken, was Johannes ſeinen Zeitgenoſſen predigte, und was er ihnen nach dem Zeugniſſe Chriſti mit ſo gutem Erfolge predigte, daß man mit Gewalt das Himmelreich einnehmen müſſe, daß die gehegte Unordnung einer Leidenſchaft dadurch, daß man dazu geneigt iſt, nicht entſchuldiget

werde, daß man nicht nachlaſſen dörfe, ſeine unordentlichen Neigungen, wo nicht auf einmal, doch wenigſtens nach und nach zu beſtreiten.

Mit einem Worte: wir ſehen aus alle dem, daß Johannes nicht nur nach den Bedürfniſſen ſeiner Zeit, ſondern auch der unſrigen predigte; daß ſeine Lehre mithin eben ſo viel Aufmerkſamkeit von uns, wie ehmals von den Juden verdiene. Wir haben freilich einen höheren Lehrer, als Johannem; einen Lehrer, deſſen Schuhriemen aufzulöſen, ſich Johannes unwürdig ſchätzte, einen Lehrer, in Anſehung deſſen die Stelle Johannis nichts anders, als ein Vorbereitungsamt war: aber leider genug, daß wir, die wir in der Mitte des Evangeliums leben, von den erſten Grundſätzen desſelben ſo weit entfernt ſind — daß wir noch der Lehre eines Vorläufers bedörfen — daß die groben Vorurtheile, die Johannes zu vertilgen kam, um den Weg zur Ankunft Chriſti einzuebnen, noch itzt herrſchend ſind! daß wir noch immer nicht empfinden, wie ſanft das Joch Jeſu ſey; daß es noch itzt nothwendig iſt, daß man rufe: " **Das Himmelreich iſt herangenahet** " da wir unſere Herzen der Liebe Chriſti und der Herrſchaft ſeiner Gnade längſt ſollten ergeben haben — daß man rufe: " **Die Axt iſt ſchon an die Wurzel geſetzt: jeder unfruchtbare Baum wird ausgehauen werden** " da wir bey ſo vielen empfangenen Gnaden die reichlichſten Früchte der Tugend ſollten gebracht haben. — Um ſo mehr aber verdient die Lehre Johannis von uns überdacht zu werden; und ſie muß uns antreiben, daß

wir

wir doch einmal anfangen, ernſtlicher an unſerem Seelenheile zu arbeiten, den Geiſt des Chriſtenthumes uns eigen zu machen, würdigere Früchte der Buße zu bringen, und ein Leben zu führen, welches mit unſerem Glauben beſſer übereinſtimmt.

So merkwürdig uns aber die Lehre Johannis iſt, ſo merkwürdig iſt uns auch ſein Leben.

Zweyter Theil.

Daß das Leben des heil. Vorläufers ganz ſonderbar und auſſerordentlich war, dieß bezweifelt hoffentlich Niemand: allein die Welt weiß immer Ausflüchte zu finden, um ſich gegen Beyſpiele einer auſſerordentlichen Heiligkeit zu verhärten. Eben weil ſie auſſerordentlich iſt, glaubt man, von der Nachahmung derſelben losgeſprochen zu ſeyn. Der heil. Text erzählt uns von Johanne, er habe die Erſtlinge ſeiner Jahre ſchon in der Einöde zugebracht, er habe ein härines Kleid getragen, er habe ſich vom Weine und von allen berauſchenden Getränken enthalten, er habe nur vom wilden Hönig gelebt, und er habe ſo wenig gegeſſen und getrunken, daß der Heiland ſelbſt von ihm ſagen konnte, er habe nicht gegeſſen, noch getrunken. Hiebey werden vielleicht manche denken: "Dieſe Lebensart war ganz ſonderbar, ſie war ohne Beyſpiel, es iſt nicht zu begreifen, wie ein Menſch alſo leben könne; aber — ſie iſt kein Beyſpiel für uns. In der Wüſte zu leben ſtreitet mit unſerm Berufe, der uns mit der Welt verbindet. Von ſchlechten und rohen Speiſen zu

zu leben erträgt unſere Geſundheit nicht. Wein zu trinken iſt uns nie verbothen. Ein härines Kleid zu tragen ſchickte ſich wohl für einen Propheten, der die Buße predigte; aber nicht für uns, die man für Sonderlinge anſehen würde, wenn wir uns von der hergebrachten Kleidertracht auszeichneten." So iſt alſo in dem Leben Johannis Nichts, was uns beſchämen müſſe, Nichts, was uns zur Nachahmung verbinde?? Laſſet uns doch dasſelbe nur von der rechten Seite anſehen, wir werden betroffen genug und mit Schame erfüllet werden müſſen. Laßt uns ſeine Buße bey ſeiner Unſchuld, ſeine Demuth bey ſeiner Größe, ſeine Strenge bey ſeiner Arbeitſamkeit betrachten.

1. Seine Buße bey ſeiner Unſchuld.

Johannes lebte in der ſtrengſten Abtödung, und legte ſeinem Fleiſche alle nur erſinnliche Bußwerke auf. Und wer war er denn? Vielleicht ein Mann, der in den Jugendjahren etwas freyer gelebt hatte, und in der Wüſte abbüßen wollte, was er in der Welt geſündiget hatte? Vielleicht ein Mann, der nur darum den Bußſack ergriff, weil ihn die Unbändigkeit des Fleiſches öfters zu ſtrafbaren Handlungen fortgeriſſen — Vielleicht ein Mann, der nur darum das Weintrinken ſich verſagte, weil er durch Erfahrung, wie ein Noe, die berauſchende Kraft des Weines, oder wie ein Loth die damit verbundenen Gefahren der Reinigkeit kennen gelernt hatte? Nein: ſondern er war ein Mann, in welchem die Gnade der Natur zuvorgekommen, der ſchon im Mutterleibe geheil-

iget war, der ſich nicht nur vor ſchweren Sünden, ſondern auch vor dem geringſten Flecken einer Sünde jederzeit in Acht genommen hatte, ein Engel im Fleiſche, die Unſchuld ſelbſt — ein Mann, der die heiligmachende Gnade, die er im Mutterleibe empfangen hatte, mit größter Sorgfalt bewahrte und vermehrte, ein Mann, der von Kindesbeinen an erſtaunungswürdige Fortſchritte in der Weisheit und Tugend gemacht, den nie die Geſtalt der Welt oder irgend ein Geſchöpf zur mindeſten Ausſchweifung verleitet hatte; und dieſer unſchuldige, engelreine Mann war dennoch der ſtrengſte Büßer, er verſagte ſich alle Bequemlichkeiten des Lebens, alle, auch die unſchuldigſten Empfindungen der Natur, alle Freuden der Unterhaltung und des Umganges, er verurtheilte ſein Fleiſch von Jugend an zur Abtödung und Kreuzigung.

Kinder der Welt! werdet ihr nicht gewahr, was ich für eine Folge daraus ziehen will? Wenn die Unſchuld ſolche ſchwere Bußübungen freywillig auf ſich nimmt, was gebühret denn alſo dem Laſter? Was gebühret demjenigen, der zeither weder keuſch noch mäßig gelebt hat, der, nebſt dem er von Natur ſchwach iſt, ſeine Schwachheit noch durch ſeine böſe Gewohnheit ungemein verſtärket hat? Was hat derjenige zu thun, der ſo viele Wunden aus der Welt, mit welcher er den freyeſten Umgang pfleget, ſchon davon getragen, der ſo viele Aergerniſſe gegeben hat, daß ihn das Gedächtniß beynahe verläßt, wann er ſich ihrer, nach ihrer ungeheuren Zahl erinnern will? Iſt es zu viel, wenn man

einem

einem ſolchen auflegt, daß er ſich auf einige Zeit in die Einöde begebe, um mit ſich ſelbſt Rechnung zu halten, und ſein vergangenes Leben in der Bitterkeit ſeiner Seele zu überdenken? Iſt es zuviel, wenn man einen Gewohnheitsſünder jene Geſellſchaften unterſagt, die ihm die nächſte Gelegenheit zur Sünde ſind? Iſt es zuviel, wenn man einem Schwelger auflegt, ſich auf eine Zeit lang von dem Getränke zu enthalten, worinn er ſeine Vernunft ſo oft erſäuffet hat, oder ihm wenigſtens auflegt, das Maas dieſes Getränkes in Abſicht auf ſeinen gewöhnlichen Gebrauch zu vermindern, oder ihm den Beſuch jener Oerter unterſägt, wo ihn der lärmende Zuruf der Mitſchwelger ſo oft zur Ausſchweifung fortgeriſſen hat? Iſt es zuviel, wenn man einem Sünder, der ſich öfters durch Fleiſchſünden vergeht, zur heilſamen Bezähmung ſeiner Unordnungen öftere Enthaltung von einer gänzlichen Erſättigung gebietet? Iſt es zuviel, wenn man einer weltlich geſinnten Chriſtinn, die ſich ſelbſt wie einen Abgott verehrt, und von anderen verehrt ſeyn will, über ihre Eitelkeit und Modeſucht einen Verweiß giebt, und ſie in die Gränzen der chriſtlichen Eingezogenheit zurückweiſet? Gewiß lauter verdiente, unnachläßliche Bußübungen! Und dennoch ſträubt ſich die Weichlichkeit, die Eigenliebe, die Eitelkeit dagegen, die nur immer gelinde behandelt und geſchonet ſeyn will. Muß uns nicht die büßende Unſchuld Johannis beſchämen?

Nicht weniger 2. ſeine Demuth bey ſeiner Größe.

Schon

Schon vor ſeiner Geburt hatte ein Engel von ihm geweisſaget: **Er wird groß ſeyn.** Und nachdem er dieſe Prophezeyung durch ſein erſtaunungswürdiges Leben und durch die Grosthaten, mit welchen er ſeine prophetiſche Laufbahne bezeichnete, bereits erfüllet hatte, gab ihm der Heiland noch ein wichtigeres Zeugniß, indem er nicht nur von ihm ſagte, er ſey groß; ſondern ſogar: **es ſey unter den Kindern der Weiber kein größerer auferſtanden, als er.** Läßt ſich wohl zu dieſem Zeugniſſe etwas hinzuſetzen? Und dennoch war die Demuth Johannis die allertiefeſte. Er maßte ſich nicht nur keine fremden Vorzüge an, ſondern auch ſogar jene, die ihm gebührten, ſchlug er mit größter Beſcheidenheit aus. Das Volk war ſo ſehr von ihm eingenommen, daß es ihn als den Größten unter den Propheten, ja als den Meſſias ſelbſt würde anerkennet haben, wenn er ſich nur dafür hätte ausgeben wollen. Man hatte ſchon wirklich die Frage an ihn geſtellt: "**Biſt du Chriſtus?**" und es kam nur auf ſein Jawort an, ſo würde man ihm alle einem Erretter Iſraels gebührende Ehren erwieſen haben: allein er war ſo weit von dieſer Anmaſſung entfernt, daß er ſogar auch auf jene Fragen: "**Biſt du Elias? Biſt du ein Prophet?**" mit Nein antwortete, ob gleich der Heiland von ihm ſagte: Johannes ſey ein Prophet, und mehr, als ein Prophet. In Anſehung Chriſti aber achtete er ſich ſelbſt ſo gering, daß er ſich für unwürdig ſchätzte, ſeine Schuhriemen aufzulöſen, obgleich Chriſtus ihn für würdig hielt, ihn zum Amte eines Vorläufers auszuſehen, und ſich ſogar von ihm taufen zu laſſen. Welche

Demuth! Und — muß ſie nicht um ſo größer und bewunderungswürdiger erſcheinen, wenn man ſie gegen den Stolz der Welt vergleichet, der fürwahr alle Gränzen überſteigt? Ich übergehe, mit welcher Unerſättlichkeit man oft Titeln nachjagt, die man gleichwohl nicht verdient, auch nicht einmal durch Erfüllung der damit verbundenen Pflichten zu verdienen gedenkt. Ich übergehe, auf welch eine unverſöhnliche Art man beleidigt iſt, wenn man erwartete Ehrenbezeigungen von Anderen nicht empfängt, und mit welcher Eiferſucht der unbefriedigte Ehrgeiz diejenigen anſieht, die das Glück etwas höher emporhebt. — Was ich aber nicht übergehen kann, iſt dieſes, daß es Menſchen giebt, die ſelbſt ihre Fehler nicht einſehen wollen, die auch dadurch beleidiget werden, wenn ſie ein Anderer gleichwohl mit Beſcheidenheit ihnen verweiſet; die auch jene Fehler, die ſie wirklich erkennen, dennoch unverſchämter Weiſe vertheidigen, um nur nicht bekennen zu müſſen, daß ſie fehlerhaft ſind; die endlich ſogar über offenherzige Gewiſſensräthe zürnen, deren Amt es mit ſich bringt, ihren Beichtkindern heilſame Beſtrafungen zu geben. Welche Schamröthe muß uns überfallen, wenn unſer empfindlicher Stolz bey allen unſeren Schwachheiten und bey unſerem tiefen Sündenelende im Kontraſte mit der demüthigen Größe Johannis dargeſtellet wird!

Ich betrachte endlich noch ſeine ſtrenge Lebensart, die wir ſchon im Vergleiche mit ſeiner Unſchuld bewundert haben, auch noch im Vergleiche mit ſeiner Arbeitſamkeit. Johannes arbeitete unermüdet für das Heil

der

der Menſchen. Er durchwanderte die ganze Gegend des Jordans, um das Reich Gottes zu predigen. Die Wüſte erſcholl unaufhörlich von ſeiner rufenden Stimme. Den ganzen Tag kamen ſeine Jünger nicht von ſeiner Seite. Nebſt dem er ganzen Volksſchaaren mit aller Anſtrengung ſeiner Kräfte predigte, ſo kamen noch einzelne Menſchen aus allen Ständen in großer Anzahl zu ihm, um Rath zu hohlen. Bey aller dieſer Arbeitſamkeit geſtattete er ſeinem Leibe nicht mehr Ruhe, nicht mehr erquickende Speiſen und Getränke. Er ſah die Arbeit keineswegs als eine Urſache an, ſich von der Abtödung und Bußſtrenge loszuſagen. Gereicht dieſes nicht zur Beſtrafung derjenigen, welche die Geſchäfte, die auf ihnen liegen, nicht nur als eine Ausrede brauchen, um ſich von aller Bußſtrenge auszunehmen, ſondern ſogar ihre Saumſeligkeit im Gebethe, Anhörung des Worts Gottes, Gebrauche der hh. Sakramente damit entſchuldigen? Wie ſinnreich doch die Menſchen ſind, ſich ſelbſt zu betriegen! Wie gierig ſie jeden Vorwand aufgreiſen, um weniger für ihr Seelenheil arbeiten zu dörfen! Wie karg ſie mit ihren Kräften ſind, wenn ſie zur Geiſtesübung angeſpannt werden ſollen! Wie leicht ſich doch Mancher beredet, er habe viel für Gott gearbeitet, da er doch in der That Nichts für Gott, ſondern alles nur für die Welt und für ſich ſelbſt gethan hat! Möchte uns doch heute die in allem Anbetrachte erſtaunungswürdige Lebensart des heil. Vorläufers andere Geſinnungen einflöſen!

Wir ſind ſündige Menſchen. Buße iſt mithin unſer Erbtheil. Wir ſind, unſer Anſehen in der Welt ſey ſo groß, als es wolle, unzähligen Gebrechlichkeiten unterworfen. Demüthig ſeyn iſt hiemit die erſte unſerer Pflichten. Wir ſind endlich, ſo viel wir auch immer gearbeitet haben, unnütze Knechte, die gethan haben, was ſie zu thun ſchuldig ſind. Unſere Arbeiten können uns mithin nimmermehr zur Rechtfertigung eines lauen, unabgetödeten und unandächtigen Lebens dienen. — Als Sünder laßt uns Buße thun: als gebrechenvolle Menſchen laßt uns demüthig ſeyn: als unnütze Knechte laßt uns unſeren guten Werken nie Gränzen ſetzen. Möchte doch einmal das, was Chriſtus von den Zeiten Johannis ſagte: **Seit den Zeiten Johannis leidet das Himmelreich Gewalt**, d. i. die Lehren und das Leben Johannis machten ſo viel Eindruck auf die Menſchen, daß ſie ſchaarweiſe ſich bekehrten, und mit ganzem Eifer für ihr Seelenheil arbeiteten — möchte doch dieſes auch an uns in Erfüllung gehen! Möchten doch die kraftvollen Lehren Johannis und ſeine tugendreichen Beyſpiele auch bey uns dieſelbe Wirkung haben, daß wir unſeres Stolzes, unſerer Weichlichkeit, unſerer Lauigkeit halber beſchämt, von nun mit völligem Ernſte uns beſtrebten, unſer Heil zu wirken. Amen.

Von dem
hochwürdigſten Altarsgeheimniſſe.

Beatus es Simon Bar Iona, quia non caro et ſanguis reuelauit tibi, ſed Pater meus, qui eſt in coelis. *Matth.* 16.

Selig biſt du Simon, du Sohn des Jonas, weil nicht Fleiſch und Blut, ſondern mein Vater, der im Himmel iſt, dir dieſes geoffenbaret hat. *)

*) Gehalten am hh. Peter und Paultage beym Eintritt der zehenſtündigen Anbethung.

Was nicht durch das Zeugniß der Sinne, noch durch Einſichten der Vernunft, ſondern nur durch göttliche Offenbarung erkennt werden kann, dieß iſt ein Geheimniß; und weil Petrus, der Apoſtelfürſt, ein ſolches Geheimniß glaubte, und öffentlich bekennte, ſo ward er von dem Heilande ſelig geſprochen: **Selig biſt du Simon ꝛc. ꝛc.**

Dieſe Worte ſind zugleich der Ausſpruch für die Seligkeit Petri, und für das Verdienſt des Glaubens überhaupt. Petrus wird ſelig geſprochen, weil er ſich einer höheren Offenbarung unterwarf, ungeachtet ihm die Sinne etwas Anderes zu bezeugen ſchienen. Wer alſo wie Petrus mit Hindanſetzung des Sinnenzeugniſſes ein Geheimniß glaubt, welches er durch göttliche Offenbarung erlernet hat, derjenige iſt ſelig zu ſprechen: ſonſt

würde die Urſache, warum der Heiland den Petrus ſelig ſprach, nicht zulänglich geweſen ſeyn.

Welcher Troſt für uns, m. GG. die wir in Anſehung des heil. Altarsgeheimniſſes ganz in dem nemlichen Falle uns befinden, wie Petrus! Er erkennte, ſo viel ihm die Augen bezeugten, an ſeinem Heilande einen puren Menſchen; aber eine höhere Offenbarung bezeugte ihm die Gottheit Jeſu, und — Petrus glaubte. Auch uns bezeugen die Sinne in dieſem Geheimniſſe die Gegenwart des Brodes; aber die höhere Offenbarung ſaget uns, es ſey kein Brod vorhanden, ſondern der Leib Chriſti, und — wir glauben es. Selig biſt du, ſprach Jeſus zu Petro. Können wir nicht mit dieſem Ausſpruche auch uns tröſten, daß eine beſondere Seligkeit auf uns warte?

Freilich aber muß unſer Glaube, wenn er uns dieſen herrlichen Vortheil gewähren ſoll, ein lebhafter; es muß auch ein auf unſere Sittenbeſſerung einfließender Glaube ſeyn: denn wie kann er uns ſonſt ſelig machen, wenn er in einem trockenen Beyfalle des Verſtandes ohne alle Theilnehmung des Herzens, und ohne Einfluß auf unſere Sitten beſteht? Lebhaft alſo und thätig muß dieſer Glaube ſeyn, und er muß es um ſo mehr ſeyn, als in dem heiligſten Altarsgeheimniſſe der ſtärkſte Antrieb zur Andacht, und Stof zu den lehrreichſten Betrachtungen liegt.

Ich ſage erſtens, der ſtärkſte Antrieb zur Andacht. Dieß werde ich im erſten Theile zeigen, und die Pflicht eines lebhaften und innbrünſtigen Glaubens daraus herleiten.

Ich ſage zweytens, Stof zu den lehrreichſten Betrachtungen. Dieß werde ich im zweyten Theile zeigen, und die Pflicht eines auf die Sittenverbeſſerung einfließenden Glaubens daraus herleiten.

Erſter Theil.

In dem heil. Altarsgeheimniſſe liegt der ſtärkſte Antrieb zur Andacht. Warum? Weil hier Chriſtus vermöge einer ganz unausſprechlichen und bis zur Erſtaunung hinreißenden Liebe wahrhaft unter den Brodsgeſtalten zugegen iſt. Laſſet uns nur die Merkmale dieſer göttlichen Liebe auseinander ſetzen, um jedes einzeln betrachten zu können. Wir werden gewiß, wo nicht die Empfindungen der Innbrunſt und Gegenliebe ſogleich in uns wahrnehmen, doch wenigſtens die Pflicht, uns zur Gegenliebe zu erwecken, mit der lebhafteſten Ueberzeugung einſehen.

Die Liebe, mit welcher Chriſtus ſein heiligſtes Geheimniß eingeſetzet hat, und in demſelben bey uns unaufhörlich verbleibet, iſt die ſinnreicheſte, die bereitwilligſte, die unüberwindlichſte, die allgemeinſte, die ſonderbarſte, die möglich größte Liebe.

Es iſt 1. die ſinnreichſte und wunderbarſte Liebe. Der ganze Plan der Abſichten, mit welchen der Heiland auf die Erde gekommen war, foderte es, daß er nach einiger Zeit ſie wieder verließ, um von jener Glory, von welcher wir alle Miterben werden ſollen, zum voraus Beſitz zu nehmen; doch wollte er das Menſchengeſchlecht für

ſeine Entfernung ſchadlos halten. Er mußte ſich trennen; doch fiel ihm gleichſam dieſe Trennung ſchwer, weil es ſeine Freude iſt, bey Menſchenkindern zu wohnen. Seine Liebe fand daher ein Mittel, beydes miteinander zu vereinigen, ſich nemlich von uns zu trennen, und doch wahrhaft bey uns zu bleiben. Dieß war die Einſetzung des heil. Geheimniſſes. Er gieng alſo wirklich zu ſeinem Vater hin, und entzog der Erde die ſichtbare Gegenwart ſeiner Menſchheit; doch blieb er zurück, indem er ſeine Gegenwart unter den Brodsgeſtalten verhüllte. Er gieng hin, um mit ſeinen Engeln und Heiligen zu herrſchen; doch blieb er zurück, um mit ſeinem Engelbrode die Gläubigen zu erquicken; er gieng hin, und hörte auf, dem Auge ſichtbar zu ſeyn; er blieb zurück, und hörte nicht auf, wenigſtens dem Auge des Glaubens ſichtbar zu ſeyn. Er gieng hin, gieng wahrhaft hin. Er blieb zurück, blieb wahrhaft zurück. Welch göttliche Erfindung! welch erſtaunliches Wunder! Dieſes Wunder aber wirkte der Heiland, wirkt es noch immer, und wird, ſolang die Erde ſteht, nicht aufhören, es zu wirken, aus lauter Liebe.

Dieſe Liebe iſt ferner die bereitwilligſte.

Hier in dieſem Geheimniſſe wohnet Chriſtus mitten unter uns, er iſt da ganz wegen uns. Er findet ſein Wohlgefallen daran, und er iſt bereit, uns ſeine Gnaden auszuſpänden, wir mögen nun kommen, ſeinem heil. Opfer beyzuwohnen, oder ſein heiliges Fleiſch zu genießen, oder nur ihn zu beſuchen, und uns ſeiner Gegenwart zu erfreuen. Hier iſt er, wenn ich ſo ſagen ſoll, ſtäts zu Hauſe, um die Abſichten ſeiner Liebe an uns zu erfüllen.

Hier wartet er auf uns, ſo wie er ehemals an dem Brunnen bey Sichar ſaß, und auf die ſamaritiſche Sünderinn wartete, um ſie zu erleuchten und zu bekehren. Hier rufet und ladet er uns alle ein. Wen dürſtet, der komme. Kommet alle zu mir, die ihr mit Mühe und Arbeit beladen ſeyd: Ich will euch erquicken. (Matth. 11. 28). Trägt jemand Verlangen, ſeine Geheimniſſe zu empfangen, erkranket jemand und verlanget die Wegzehrung; ſo öffnet ſich ſchon das Heiligthum, und Chriſtus iſt da, um die Wünſche der Seinigen nicht einen Augenblick lang unbefriediget zu laſſen. Wen muß eine ſolche Liebe nicht rühren? Wo iſt ein Beyſpiel der Liebe, der Bereitwilligkeit auf Erden, welches dieſem Liebsbeyſpiele bey weitem gleich käme? Behält nicht Chriſtus in dieſem Sakramente ganz jenen Karakter bey, der ihn zur Zeit ſeines ſichtbaren Aufenthalts auf Erden eigen war, wie er ſelbſt von ſich bezeugte: Des Menſchenſohn iſt nicht gekommen, ihm dienen zu laſſen, ſondern zu dienen. Wer erſtaunet nicht über die tiefe Herablaſſung des Gottmenſchen zu uns, die wir Staub und Aſche ſind?

Dieſe Verwunderung muß noch mehr zunehmen, wenn wir bedenken, welcher Unehrerbietigkeit und welch gottesräuberiſchen Entheiligungen dieſes Geheimniß ausgeſetzet iſt. Fürwahr, die Lauigkeit vieler Weltmenſchen misbrauchet offenbar die Liebe Chriſti, und ſpottet gleichſam ſeiner Verborgenheit. Die Ausgelaſſenheit tritt ungeſcheut in den geheiligten Tempeln auf, und äuſſert ſich durch Stellungen und Geberden. Sie ſtellet

ſich ſofaſt Chriſto unter das Angeſicht hin, als wollte ſie zeigen, wie wenig ſie ihn fürchte, und als wollte ſie ihm Hohn ſprechen: "Wenn er Gott iſt, ſo zeige er ſeine Majeſtät," gleichwie ihm ehemals die Juden Hohn ſprachen: "Wenn er der Sohn Gottes iſt, ſteige er vom Kreuze herab. In Anſehung dieſer Unehrerbietigkeit und Frechheit, ſage ich, iſt die Liebe Chriſti, mit welcher er unter uns wohnen will, nochmal ſo ſehr zu bewundern, und es erhellet daraus, daß ſie die ſtärkſte, die unüberwindlichſte iſt. Unſer Gott ſieht dieſe Unehrerbietigkeiten; ja er ſieht noch mehr, als wir ſehen. Er ſieht die Gleichgültigkeit des Herzens derjenigen, die uns fromm zu ſeyn ſcheinen, die Heucheley, die ſich unter der Larve der Andacht verbirgt, die Zerſtreuung und Ausſchweifung der Gedanken, die ſich unter einer äuſſerlich ehrerbietigen Stellung verhüllt, den Gottesraub derjenigen, die ſich bey geheimen Laſtern ſeinem Tiſche nähern. Dieß alles ſieht er; ja er ſah es ſchon, ehe er ſein Geheimniß einſetzte: und doch ſetzte er es ein, ungeachtet er die Entweihungen desſelben vorher ſah. Wenn ein Menſch vorher wüßte, daß die Wohlthaten, die er jemand zu erzeigen geſonnen iſt, ihm mit Undank würden vergolten werden, daß z. B. ein Kind, welches er für das ſeinige annehmen will, einſtens die Parthey wider ihn ergreifen, ihn beſchimpfen, und um ſeine Ehre bringen würde, würde er wohl ſoviel Grosmuth beſitzen, daß er dieſe vorhergeſehene Unbilden der Begierde wohlzuthun aufopferte? Chriſtus aber ſetzte ſein Geheimniß ein, ungeachtet in dem Augenblicke, da er es einſetzte, ein Judas vorhanden war, der es unwürdig genoß. Er ſetzte ſein Geheimniß

als

als ein ewiges Denkmal ein, ungeachtet er vorher ſah, daß er von ſo vielen nicht dagegen würde geliebet werden. Gewiß eine ſtarke und unüberwindliche Liebe!

Ja die vorhergeſehenen Unbilden, die ihm in ſeinem Geheimniſſe begegnen würden, konnten ihn nicht einmal bewegen, ſeine Liebe geſpäriger mitzutheilen. Ich rede itzt nicht davon, daß Armuth und Niedrigkeit des Standes, die vor der Welt ſo ſehr verachtet ſind, von ſeinem Liebsmahle nicht ausſchließen; ſondern davon, daß auch den Unvollkommenen und Fehlerhaften, ſelbſt die Sünder nicht ausgenommen, der Zutritt dazu offenſteht. Es iſt vielmehr die eigentliche Abſicht der Einſetzung desſelben, daß es die Schwachen ſtärke, neubekehrte Sünder gegen den Rückfall bewahre, die Kleinen ſegne, die Wankelmüthigen aufrichte, die Froſtigen entzünde. Darum ladet er, wie jener Menſch in dem Evangelium, der ein großes Gaſtmahl anſtellte, alle Arme und Schwache, Blinde und Lahme zu ſeinem Tiſche ein, damit ſein Hauß, wo das Liebesmahl ausgeſpändet wird, voll werde, ungeachtet er vorherſieht, daß ſich manche darunter einfinden werden, die mit keinem hochzeitlichen Kleide angethan ſind. Er läßt uns zwar durch ſeinen Apoſtel warnen, daß wir uns wohl prüfen ſollten, ehe wir ſein Fleiſch eſſen; er läßt uns ſagen, daß derjenige, der es unwürdig genießt, den Tod und das Gericht hineineſſe: Er ſelbſt aber verſpricht in den Stellen, wo er von ſeinem Sakramente redet, nur Leben, Gnade und Segen, er drohet nie Gericht und Tod, ausgenommen denjenigen, die ſich von ſeinem Tiſche entfernen. Wir

leſen keine andere Ausdrücke, die aus ſeinem Munde gefloſſen ſind, als dieſe: Wer mein Fleiſch iſſet, der bleibt in mir, und ich in ihm. Wer dieß Brod iſſet, der wird leben in Ewigkeit. Eſſet alle davon. Wenn ihr mein Fleiſch nicht eſſen werdet, ſo werdet ihr das Leben nicht haben. Seine Abſicht iſt, damit er uns Vertrauen und Zuverſicht zu ſeinem Liebesmahle einflöſe. Deswegen will er auch das Gericht, welches den Gottesräubern angedrohet wird, itzt noch nicht vollſtrecken, ſondern er behält es ſich auf die Zukunft vor. Er läßt viel lieber manche Sünder unwürdig zu ſeinem Sakramente hinzugehen, als daß er ſie durch eine plötzliche Strafe ſchrecken ſollte, damit er nicht auch Anderen das Vertrauen dazu benehme. Er ſtraft nicht gähling, wie ehemals Gott den Oza wegen der frevelhaften Berührung der Bundeslade ſtrafte, damit ja nicht mancher ſchwache und der Gnade bedürftige Sünder ein Bedenken tragen möchte, ſich dieſem Sakramente zu nähern, gleichwie ehemals David durch den Todesfall des Oza geſchreckt, ſich weigerte, die Arche in ſein Hauß aufzunehmen. So beſcheiden iſt die Liebe Chriſti, wenn ich mich alſo ausdrücken darf, damit das Zutrauen auf ſeine Einladungen nicht gemindert werde, damit er in ſeinem Liebesgeheimniſſe nicht ſchrecklich und furchtbar ſcheinen möge. Chriſtus liebet in dieſem Sakramente alle Menſchen, keinen ausgenommen, mit einer allgemeinen Liebe. Dieß iſt aber noch nicht genug. Nebſt dem er alle Menſchen mit einer allgemeinen Liebe liebet, ſo liebet er noch jeden unter uns mit einer beſonderen Liebe.

Es

Es iſt auſſer Zweifel geſetzt, daß alles, was Chriſtus für das Menſchengeſchlecht gethan hat, jeden von uns insbeſonders angehe. Er hat ſich für alle Menſchen dargegeben, und jeder von uns kann mit dem heil. Paulus ſagen: Chriſtus hat ſich für mich dargegeben. Sein Blut iſt die gemeinſame Quelle der Verſöhnung und Gnade, und jeder von uns hat den freyeſten Zutritt dazu, um daraus zu ſchöpfen, ſoviel er bedarf, und ſo viel er will. Den alleruntrüglichſten Beweiß aber, daß Jeſus jeden von uns insbeſonders liebe, jeden von uns insbeſonders ſelig machen wolle, hat er durch die Einſetzung ſeines heiligſten Geheimniſſes gegeben. Vermöge desſelben hat er ſich gleichſam ſelbſt vervielfältiget, damit ihn ein jeglicher für ſich allein beſitzen, ein jeglicher das Pfand ſeiner Seligkeit in Händen haben möge. Nehmet hin, und eſſet alle davon, ſprach er. Nehme ein jeder mein Fleiſch zu ſich, beſitze er mich ganz und gar, überzeuge er ſich, daß ich ihn ſo ſehr liebe, wie alle Menſchen, behaupte er den uneingeſchränkteſten Anſpruch auf meine Gnaden, vereinige er ſich mit mir ſo inniglich, als er kann. Nehmet hin. Ihr habt mich ſelbſt in eurer Gewalt, ihr habt mein Wort, welches ich euch gegeben habe: Wer mein Fleiſch iſſet, der wird leben in Ewigkeit. Wie könnet ihr zweifeln, daß ich euch ernſtlich ſelig machen, und euch den ganzen Reichthum meiner Gnade mittheilen will? Durch dieſes Geheimniß ſind wir alſo von den Abſichten der Liebe Gottes gegen uns ſo ſehr überzeugt, als wenn Chriſtus zu jedem von uns insbeſonders geſagt hätte: "Ich will dich ſelig machen." Gleichwie ein jeder, welcher das heil. Ge-

heimniß genießet, nicht weniger empfängt, als tauſende empfangen; ſo hat auch ein jeder nicht weniger Anſpruch auf den ganzen Schatz der Verdienſte Chriſti, als tauſende haben. Die Gnade Chriſti wird durch die Allgemeinheit ihrer Ausſpändung nicht nur allein nicht erſchöpft, ſondern nicht einmal getheilt. Wer ſich nicht ſelbſt aus Mangel der Vorbereitung unwürdig macht, empfängt die ganze Fülle davon. Eben deswegen iſt die Liebe Chriſti, die er uns in dieſem Sakramente bezeiget, ſo wie die allgemeinſte, alſo auch in einem anderen Anbetrachte die ſonderbarſte.

Und was ſoll ich itzt noch mehr hinzuſetzen? Soll ich etwa, um Ihnen, mm. GG., würdige Begriffe von der Liebe Chriſti beyzubringen, ſie mit der Liebe, die Menſchen gegen einander tragen, vergleichen, und ſagen: auch die feurigſte und thätigſte Liebe eines Menſchen ſey im Vergleiche mit der Liebe Jeſu nichts als Kälte und Unempfindlichkeit? Ich darf noch mehr ſagen: die Liebe, die uns Chriſtus in dieſem Geheimniſſe beweiſet, iſt ſelbſt im Vergleiche mit ſeinen übrigen Wohlthaten die allergröſte, die er uns hienieden bezeigen kann; die gröſte, weil er dabey keine andere Abſicht hat, als uns innigſt mit ihm zu vereinigen, und ſich mit uns; die gröſte Liebe, weil er, der Urheber aller Gnaden, in dem die Völle der Gottheit wohnt, weniger nicht, als ſich ſelbſt uns dargiebt; die gröſte Liebe, weil er in dieſem Geheimniſſe alle Früchte und Verdienſte ſeines Todes uns darbietet; die gröſte Liebe, weil er darinn alle Schätze ſeiner Gottheit eröffnet; die gröſte Liebe, weil er da mit unbegreiflicher

licher Langmuth die Entehrungen ſeiner Majeſtät erträgt; die gröſte Liebe, weil er ſterblichen Menſchen, die ſeiner Anſchauung noch nicht fähig ſind, ſich auf keine vollkommnere Art in Beſitz geben kann, als durch den Genuß ſeines Fleiſches — die gröſte Liebe — O laßt uns zu dem Heiligthume hin einen Blick werfen, ſo ſehen wir die Liebe mit Augen.

Liegt nun in dieſem Geheimniſſe, in welchem Chriſtus auf eine ſo wunderbare Art ſeine Liebe offenbaret, nicht der allerſtärkſte Antrieb zur Andacht? Wer konn dieſes Geheimniß glauben, betrachten, ohne von Innbrunſt entzündet zu werden? Wer muß nicht durch eine ſo ſinnreiche Liebe in Erſtaunung geſetzt, durch eine ſo bereitwillige Liebe innigſt gerührt, durch eine ſo ſtarke Liebe ganz hingeriſſen werden? Wer ſoll durch eine ſo allgemeine Liebe nicht angefeuert werden, ſich mit der geſammten Kirche zum Lobe Chriſti zu vereinigen? Wer ſoll nicht in Anſehung einer ſo ſonderbaren Liebe, vermöge welcher Chriſtus einem jeden ſo viel giebt, als tauſenden, den Wunſch hegen, wenn es möglich wäre, alle Menſchenherzen, und alle Menſchenzungen in ſeiner Gewalt zu haben, um Chriſtum gebührend loben zu können? Wer ſoll nicht in Anſehung der ganz unvergleichlichen und möglichſt gröſten Liebe alle ſeine Kräfte anſpannen, um das heiligſte Geheimniß mit aller Geiſtesverſammlung anzubethen, weil er doch bey aller Kräftenanſtrengung auſſer Stand bleibt, dieſe Liebe zu vergelten?

Gewiß, ein kalter unempfindlicher Glaube kann es nicht ſeyn, den Chriſtus von uns verlangt, den Chri-

ſtus

ſtus von uns verdienet. Ein kalter Glaube kann uns auch die Vortheile nicht gewähren, von welchen der Glaube Petri ehemals die Zuſage erhielt: Selig biſt du Simon. Die Einſprechung des himmliſchen Vaters, der ihm eingab, daß derjenige, der vor ihm daſtund, der Sohn des lebendigen Gottes ſey, wirkte ohne allem Zweifel auch auf ſein Herz, und erfüllte es mit der feurigſten Begierde, den Glauben an Chriſtum öffentlich zu bekennen, zu vertheidigen, für ihn zu leben und zu ſterben. So muß alſo auch unſer Glaube, wenn er dem Glauben Petri nachahmen, und die Seligkeit zum Lohne haben ſoll, auch auf unſer Herz wirken, und es mit Innbrunſt erfüllen. Nicht nur von kalten Lippen ſollen die Begrüßungen des heil. Altarsſakraments wegſtrömen, ſondern ein heiliges Feuer ſoll aus der Mitte unſeres Herzens ausgehen, um ſie zu beleben. Das Geheimniß, welches wir da anbethen, iſt die Liebe ſelbſt. Liebe aber kann nur durch Gegenliebe vergolten werden. Chriſtus kömmt nicht etwa nur auf unſere Altäre herab, um uns das trockene Bekenntniß abzudringen "Ja, du biſt wahrhaft zugegen" ſondern er hat auch das Recht uns zu ſagen: Wenn ich der Herr euer Gott bin, der euch zu Liebe auf die Erde herabkömmt, wo iſt die Ehrfurcht, wo die Andacht, die mir gebühret? Die eigentliche Abſicht ſeines Daſeyns iſt, uns mit ſich, und ſich mit uns zu vereinigen. Dieſe Vereinigung aber iſt ein Geſchäft der wechſelſeitigen Liebe. Unſer Glaube ſey alſo innbrünſtig und von Liebe beſeelt. Eben dieſer Glaube aber ſey auch thätig vermöge des Einfluſſes auf unſere Sittenverbeſſerung, und dieſes um ſo mehr, als

in

in dem heil. Altarsgeheimniſſe Stof zu den lehrreicheſten Betrachtungen liegt, wie ich noch im

Zweyten Theile

zeigen werde.

Die Feinde des Glaubens pflegen ihre Vermeſſenheit unter anderen Ausreden auch dadurch zu rechtfertigen, daß ſie vorgeben, die Geheimniſſe ſeyen unfruchtbar und trocken, es liege kein Grund zur Sittenverbeſſerung darinn. Dieſes Vorgeben iſt grundlos, und die Vertheidiger des Glaubens haben es ſchon zu Genügen widerlegt. Ich will heute nur von dem heil. Altarsgeheimniſſe reden. Zu welch lehrreichen Betrachtungen veranlaſſet es uns nicht? Dieſes Geheimniß, behaupte ich, iſt die lebhafteſte Darſtellung unſerer Pflichten ſowohl gegen Gott, als gegen den Nebenmenſchen.

Ich ſage erſtlich, gegen Gott. Chriſtus iſt in dieſem Geheimniſſe uns allen Alles geworden. Er giebt ſich ganz für uns dar, er opfert ſich für uns, er iſt mitten unter uns, er reichet uns ſein Fleiſch und Blut zur Speiſe dar, er theilet uns ſeine Verdienſte mit. Was könnte er uns mehr thun? Wenn aber das, was Gott für uns thut, die richtigſte Maasregel iſt von dem, was wir für Gott thun müſſen, ſo können wir bey der Betrachtung des heil. Altarsgeheimniſſes mit leichteſter Mühe unſere Pflichten gegen Gott auf einen Geſichtspunkt bringen, eben deswegen, weil uns die Fülle göttlicher Wohlthaten gleichſam vor Augen liegt. Chriſtus giebt ſich uns ganz und völlig mit Fleiſch und Blut:

dar.

dar. Müſſen wir nicht auch uns mit allen unſeren Leibs- und Seelenkräften, mit allen unſeren Talenten und Fähigkeiten Gott dargeben, und uns ſeinem Dienſte widmen? — Chriſtus ſchenket uns ſeine Verdienſte. Müſſen wir nicht alles, was wir löbliches und verdienſtliches gethan zu haben glauben, Gott und ſeiner Gnade zuſchreiben? Müſſen wir nicht alles, was wir forthin Gutes thun und unternehmen werden, auf ihn als auf unſer letztes Ziel hinrichten? — Chriſtus opfert ſich für uns. Müſſen wir nicht auch Aufopferungen und Verläugnungen unſerer ſelbſt im Dienſte Gottes uns gefallen laſſen? — Chriſtus bietet uns den ganzen Reichthum ſeiner Gnade an. Müſſen wir uns nicht mit allen Kräften beeifern, durch gute Werke die Kraft und den Reichthum der Gnade Gottes kund zu machen? — Chriſtus iſt bereit in dieſem Geheimniſſe, jeden Augenblick unſeren Bedürfniſſen zu Hilfe zu eilen. Müſſen wir nicht auch bereit ſeyn, die Winke der göttlichen Vorſehung zu befolgen? — Chriſtus iſt aufmerkſam auf unſer Begehren. Müſſen wir nicht auch auf ſeine Einſprechungen aufmerkſam ſeyn? — Chriſtus ſtellet uns da ein Denkmal ſeines Leidens vor Augen. Müſſen wir nicht entſchloſſen ſeyn, auch das Leiden, welches uns Gott auflegt, geduldig zu ertragen? — Chriſtus iſt mitten unter uns, und es iſt ſeine Freude bey Menſchenkindern zu wohnen. Soll es nicht auch unſere Freude ſeyn, uns in einem verſammelten und beharrlichen Gebethe mit Gott zu unterhalten? — Chriſtus iſt mitten unter uns, um uns ſeines Schutzes zu verſichern. Sollen wir nicht auch in allen Angelegenheiten unſeres Lebens unſer ganzes

Ver-

Vertrauen auf ihn ſetzen? Gewiß lauter geläufige Folgen, die ſich ohne Mühe aus der Betrachtung dieſes großen Geheimniſſes entwickeln?

Ich ſetze noch hinzu: Dieſes Geheimniß iſt auch eine lebhafte Darſtellung unſerer Pflichten gegen den Nebenmenſchen. In dieſem Geheimniſſe giebt ſich Chriſtus allen Menſchen dar, keinen ausgenommen, dem Kleinen, wie dem Großen. Er macht keinen Unterſchied unter Perſonen. Es iſt nur ein einziger Tiſch, der für alle gedeckt iſt. Sollen nicht eben darum die Menſchen alle einander für Brüder anſehen, und als Brüder einander lieben? Sollen nicht Reiche ihren Ueberfluß gerne mit Armen theilen, ſo wie ſie auch den Reichthum der Gnade Chriſti miteinander theilen? Sollen nicht alle Menſchen in Eintracht miteinander leben, da ſie durch ein ſo erhabenes Liebsband miteinander verknüpft ſind? In dieſem Geheimniſſe erniedriget ſich Chriſtus auf das tiefſte, und verbirgt ſeine Majeſtät unter den Brodsgeſtalten, aus keiner andern Abſicht, als damit die Menſchen mit deſto größerem Vertrauen ſich ſeinem Gnadenthrone nähern mögen. Soll dieß nicht beſonders den Großen zum Beyſpiele dienen, damit ſie ſich gegen ihre Mitmenſchen, die das Glück einige Stufen tiefer unter ihnen geſetzt hat, herablaſſend bezeigen, ihnen in ihren Angelegenheiten freyen, unverwehrten Zutritt geſtatten, ſie nie anderſt, als mit Troſte von ſich entlaſſen? In dieſem Geheimniſſe bezeiget uns Chriſtus die bewunderungswürdigſte Geduld und Nachſicht gegen unſere Schwachheiten; er erträgt uns, ob wir uns gleich von Zeit zu Zeit wenig beſſern,

ern, und immer dieſelben fehlerhaften Menſchen bleiben. Sollen wir nicht daraus lernen, auch gegen die Fehler unſerer Mitmenſchen Nachſicht zu bezeigen, mit ihnen Geduld zu haben, uns alle Mühe zu geben, ſie wenigſtens nach und nach auf beſſere Wege zu bringen, ja ſelbſt die gröſten Sünder nicht zu verachten? — In dieſem Geheimniſſe erträgt Chriſtus ſeine ärgſten Feinde, er rächet ſich nicht an ihnen für die Unbilden, und die gottesräuberiſchen Entehrungen, ſondern er wartet, bis die Zeit des Gerichtes kommen wird; vielmehr aber wartet er darauf, daß ſie ſelbſt in ſich gehen, ihre Sünden durch eine aufrichtige Buße auslöſchen, und dann durch einen würdigen Genuß ſeines Liebsgeheimniſſes ſich mit ihm ausſöhnen. Sollen wir nicht daraus lernen, verſöhn'ich gegen unſere Feinde zu ſeyn, uns nicht an ihnen zu rächen, ſondern Gott die Rache zu überlaſſen, der geſagt hat: Mein iſt die Rache: ich will vergelten. — Oder noch beſſer: Sollen wir nicht mit Geduld warten, und wünſchen, daß unſere Feinde ſelbſt in ſich gehen. Sollen wir nicht durch fortgeſetzte Liebesbeweiſe feurige Kohlen über ihr Haupt ſchütten, damit ſie ihr Unrecht einſehen, und ſich mit uns ausſöhnen? Dieß ſind die lehrreichen Betrachtungen, m. GG.! wozu uns dieſes große Geheimniß Stof darbietet. Unſer Glaube an daſſelbe ſoll eben deswegen durch ſolche fromme Betrachtungen zur Thätigkeit erweckt, auf unſere Sittenverbeſſerung einfließ n.

Was hilft es uns, wenn wir mit gebeugten Häuptern, mit niedergeſchlagenen Augen, mit gebogenen Knyen vor dem Heiligthume daliegen, aber ohne Herzensänderung, mit-

mithin fruchtlos davongehen, davongehen, und kurz darauf gegen unſere Mitmenſchen ſtolz, feindſelig, hart, lieblos ſind, wie zuvor? Was hilft es, wenn wir den Allerheiligſten anbethen, aber die Pflicht nicht erfüllen: Seyd heilig, ſo wie auch ich heilig bin? Was hilft es, wenn wir Chriſtum benedeyen, aber ſeine Gebothe nicht erfüllen? Was hilft uns der Glaube ohne Werke? Hier iſt die ſchöne Stelle des heil. Apoſtels Jakob zu bemerken: Der Glaube ohne Werke iſt todt, ſpricht er. Auch die Teufel glauben, und zittern. Der Glaube dieſer verworfenen Geiſter hat zwar einige Wirkung. Er bringt bey ihnen Furcht und Zittern hervor. Er bringt es aber nicht ſoweit, und kann es nicht ſoweit bringen, daß ſie Gott und ihre Mitgeſchöpfe lieben. Darum iſt und bleibt er ewig fruchtlos. Weh uns, wenn auch unſer Glaube auſſer einigen äuſſerlichen Ehrfurchtsbezeigungen weiter nichts in uns hervorbringt, wenn er es nicht ſoweit bringt, daß wir unſere Pflichten gegen Gott und gegen den Nebenmenſchen erfüllen!

Laßt uns alſo unſeren Glauben bey dieſer erbaulichen Andacht, mit der wir heute den Anfang machen, zwar auf eine leuchtende und in die Augen fallende Art bekennen: laßt uns die heut zu Tage ſo allgemein herrſchende Unempfindlichkeit zu Schanden machen; aber forderſamſt laßt uns auf würdige Früchte dieſes Glaubens, nemlich auf Herzensänderung und Sittenverbeſſerung bedacht ſeyn.

Das Wort, welches einſt Jeſus zu Petrus ſprach, nachdem er den Glauben an ihn bekennet hatte: "Selig

biſt du“ gieng nicht ſo geſchwind in Erfüllung, als Petrus glaubte, und ſich's auf dem Berge Thabor wünſchte, indem er ſprach: **Da iſt gut wohnen. Laßt uns Hütten bauen.** Seine Seligkeit koſtete ihm noch unermeßliche apoſtoliſche Arbeiten, die thätigſten Aufopferungen ſeiner ſelbſt zum Seelenheile ſeiner Mitmenſchen, Leiden, Trübſalen, Blut und Martertod. Er mußte auch, nachdem er ſeinen Glauben an Chriſtum bekennet hatte, noch beſonders ſeine Liebe betheuern, und die dreymal widerhohlte Frage beantworten: **Simon Johannis, liebſt du mich?** Auch wir müſſen, nebſtdem wir den Glauben bekennen, das Kreuz Chriſti und die Verläugnung unſerer ſelbſt noch auf uns nehmen; wir müſſen die Frage, die Jeſus an uns ſtellt: **Liebet ihr mich?** noch beantworten: Wie werden wir ſie aber beantworten können, wenn wir nicht in Erfüllung der göttlichen Gebothe thätig ſind, da er ſelbſt ſagt: **Wer meine Gebothe hält, der iſt's, der mich liebet?** Wie werden wir ſie beantworten können, wenn wir keine Nächſtenliebe haben, da der Liebsjünger ſpricht: **Wer ſagt, er liebe Gott, und liebet ſeinen Nächſten nicht, der iſt ein Lügner.** Ehe und bevor wir alſo einer vollſtändigen Erfüllung der göttlichen Gebothe uns befleißen, können wir auf unſere Seligkeit keine Rechnung machen, und wenn auch unſer Glaube ſo ſtark wäre, daß wir Berge verſetzten. Chriſtus der liebvolle Gott würde wider ſeine eigenen Abſichten unſer ſtrengſte Richter werden, und das Urtheil der Verwerfung wider uns ausſprechen müſſen, wenn wir weiter kein Verdienſt für uns hätten, als daß wir zu ihm ſagten: **Herr, Herr** —

zu ihm ſagten: Du biſt Chriſtus der Sohn des lebendigen Gottes... Doch fern ſey dieſes von uns, daß wir von Chriſto, der uns ſo ſehr liebte, daß er nicht nur auf die Erde kam, ſondern auch, da er ſich von der Erde trennte, uns ſein Fleiſch und Blut wahrhaft zurückließ, ewig ſollten getrennet werden! Jeſu unſer Gott, du biſt ja der Herr unſerer Herzen. Unſer Wille ſteht in deiner Gewalt. Lenke ihn nach deinem Wohlgefallen. Entzünde ihn mit deiner Liebe. Leite uns in den Weg deiner Gebothe — damit unſer Glaube dereinſt ſich in eine ſelige Anſchauung verwandle. Amen.

Auf das Feſt Mariä Heimſuchung.

Exurgens Maria abiit in montana... et ſalutauit Eliſabeth.

Maria machte ſich auf, gieng über das Gebürge... und grüßte die Eliſabeth. Luk. 1.

Nicht lange vor dieſem Auftritte hielt ſich Maria in der ſtrengſten Einſamkeit verſchloſſen. Von aller menſchlichen Geſellſchaft entfernt wartete ſie dem Gebethe und der Betrachtung göttlicher Wahrheiten und Verheißungen ab. Ganz verſenkt in Gott harrete ſie in tiefem Stillſchweigen, und erſchrack vor der unerwarteten Ankunft des Engels, der ihr die Bottſchaft brachte, daß ſie auserwählt ſey eine Mutter des Herrn zu werden. Nun aber verläßt ſie ihr ſtilles Gemach, ſtellet eine weite und beſchwerliche Reiſe an, wandert über die

Gebürge, beſuchet das Hauß ihrer Baaſe Eliſabeth; und verweilet da drey ganze Monate lang. — Was bedeutet dieſe Abwechslung? Und was bewog Mariam, aus ihrer ſo geliebten Einſamkeit zu tretten? Was anderſt, mm. GG.! als weil ſie einſah, daß, wiewohl bethen, ſich mit Gott unterhalten, ſich in dem Glauben, Hoffnung und Liebe üben, die fürnehmſte Pflicht eines Menſchen ſey, deſſen Geiſt zu Gott hinaufeilt; es dennoch auch Pflichten des geſellſchaftlichen Lebens gebe, die man eben ſo wenig als die erſteren, nicht einmal unter dem Vorwande der erſteren, unterlaſſen dörfe?

Gleichwie alſo Maria durch ihre Geiſtesverſammlung allen zerſtreuten Seelen eine Lehre giebt, daß man ſich nicht in allzu viele Zerſtreuungen verlieren, ſondern öfters in ſich ſelbſt einkehren, und Gott allein zum Gegenſtande ſeines Herzens haben müſſe; ſo giebt ſie anderſeits auch durch ihren Beſuch, den ſie der Eliſabeth ablegte, ein Beyſpiel, daß man nicht vermöge eines entgegengeſetzten Fehlers, nicht einmal aus Vorwande des inneren Lebens, die Pflichten, die mit der Geſellſchaft verbunden ſind, auſſer Acht laſſen dörfe. Dabey will ich mich heute aufhalten, und

Erſtens überhaupt die Wichtigkeit geſellſchaftlicher Pflichten zeigen:

Zweytens aus dem Beyſpiele Mariens die Grundſätze und Geſinnungen entwickeln, die man haben muß, um zur Erfüllung geſellſchaftlicher Pflichten aufgelegt zu ſeyn.

Erſter

Erſter Theil.

Maria, die ſonſt immer gewohnt war, ſich in der ſtillen Einſamkeit aufzuhalten; Maria, der es als einer Jungfrau beſonders wohl anſtund, einſam zu ſeyn, und die auch wirklich ihre ganze Luſt an dem inneren und abgeſonderten Leben fand, verließ dennoch, da es die Pflicht der Freundſchaft foderte, ihre Einöde, und legte der in der Schwangerſchaft ſich befindenden Eliſabeth einen Beſuch ab; weil ſie wußte, daß ſie dieſer ihrer Verwandtinn hiedurch einen beſonders angenehmen Dienſt leiſten könnte. — Dieß iſt die edle That Mariens, deren Andenken wir heute mit einer beſonderen Feyerlichkeit begehen. Wie gottgefällig ſie war, beweiſet ſchon der Erfolg derſelben, indem der erſte Eintritt Mariä in das Hauß ihrer Baaſe mit ſo vielen Wunderzeichen verherrlichet wurde. Sobald der Gruß Mariä in den Ohren dieſer betagten Mutter erſchollen war, ſo ſprang das Kind gegen den gewöhnlichen Lauf der Natur in ihrem Leibe auf, und ſie, die Mutter ſelbſt ward mit dem heil. Geiſte erfüllt, und mit der Offenbarung des an Maria geſchehenen Wunders begnadiget. Ein einleuchtender Beweis, daß Gott ein beſonderes Wohlgefallen an dieſem Beſuche hatte: ja, ich ſage noch mehr: ein Beweis, daß dieſer Beſuch Mariä Gott viel angenehmer war, als wenn ſie zu Hauſe geblieben wäre, und gleichwohl dieſelbe Zeit ununterbrochen in Andachtsübungen zugebracht hätte.

Nun dieß veranlaſſet mich, von der Wichtigkeit geſellſchaftlicher Pflichten zu reden.

Unter geſellſchaftlichen Pflichten verſtehe ich überhaupt alle jene, welche uns verbinden, uns unſerem Nebenmenſchen thätig und nützlich zu erweiſen, und irgend einen Beytrag zur Beförderung ſeiner Glückſeligkeit zu machen. Dieſe Pflichten ſind ſo manchfaltig, als es die Verhältniſſe unter den Menſchen ſind. Es giebt Hohe und Niedrige, Obrigkeiten und Untergebene, Gelehrte und Ungelehrte, Gatten und Gattinnen, Aeltern und Kinder, Freunde und Verwandte, Reiche und Arme, Glückliche und Betrangte. Dieſe verſchiedene Verhältniſſe machen nun, daß ein Menſch dem Andern nothwendig iſt, und daß die Glückſeligkeit des Einen ohne des Andern Mitwirkung nicht beſtehen kann. Hohe müſſen den Niedrigen unterſtützen. Ehegatten müſſen einander beyſtehen; und einander die Laſten des Eheſtandes tragen helfen. Aeltern müſſen ſich ihrer Kinder annehmen, und ſich keiner Mühe und Sorgfalt gereuen laſſen, denſelben die beſte Erziehung zu geben. Haußväter und Haußmütter müſſen ihre Familien verſorgen. Gelehrte müſſen den Ungelehrten mit Rath an die Hand gehen, und ihre Geſchäfte verwalten, die ſie nicht ſelbſt verwalten können. Reiche müſſen ſich mit den Bedürfniſſen der Armen bekannt machen, um ihnen abzuhelfen. Freunde müſſen Leid und Freude miteinander theilen. Glückliche müſſen den Betrangten tröſten, und ihm Hülfe leiſten. Starke müſſen gegen die Schwachen Nachſicht bezeigen. Beſſere müſſen die Fehlerhaften zurecht weiſen. — Dieſes alles nenne ich Pflichten des geſellſchaftlichen Lebens. Nun frägt es ſich: In welchem Werthe ſtehen dieſe Pflichten, und wie viel Einfluß hat die Erfüllung der-

derſelben auf Religion und wahre Frömmigkeit? Iſt ſie wohl überflüßig, dieſe Frage? Giebt es nicht Chriſten, welche die Würde dieſer Pflichten beyweiten nicht kennen, die irrigerweiſe glauben, ſie könnten auch ohne Erfüllung derſelben den Ruhm eines guten Chriſtenthumes behaupten, die nur ein bequemes ſorgloſes Leben mit Hindanſetzung des thätigen Chriſtenthumes führen wollen?

Ich ſage alſo: das wahre Chriſtenthum beſteht nicht nur in Andachtsübungen, ſondern es gehört zur Weſenheit desſelben, daß man auch alle Pflichten gegen den Nebenmenſchen pünktlich erfülle. Jene können mithin der Unterlaſſung der letzteren nie zum Vorwande dienen, und es würde dieſes ein nichtiger und der wahren Frömmigkeit ſelbſt ſehr nachtheiliger Vorwand ſeyn.

Jeder Menſch hat ein zweyfaches Verhältniß, das eine gegen Gott, das andere gegen ſeine Mitmenſchen. Das erſte iſt freylich das fürnehmſte. Gott iſt ſein Schöpfer — und zu Gott eilt er zurück, als zu ſeinem Ziel und Ende. Mithin iſt es auch die erſte Pflicht des Menſchen, Gott zu erkennen, in ſeiner Erkenntniß zu wachſen, ihn anzubethen, zu lieben, ihm für ſeine Wohlthaten dankbar zu ſeyn, ihn um ſeine Gnade anzurufen, ihm alle Gedanken, Worte und Werke zu heiligen. Allein das zweyte Verhältniß iſt nicht weniger erheblich. Da es Gott ſelbſt iſt, der uns darein verſetzet hat, ſo iſt es ſein Wille, daß wir uns auch von dieſer Seite getreu erweiſen, daß wir auch dieſer Beſtimmung gemäß leben. Das erſte Geboth iſt nach der Erklär-

ung Chriſti, daß **wir Gott von ganzem Herzen lieben.** Das zweyte aber, daß **wir unſeren Nebenmenſchen lieben, wie uns ſelbſt. Und dieſes zweyte iſt dem erſten gleich.** In dieſen zweyen, heißt es ferner, **beſteht das ganze Geſetz,** mithin auch in Erfüllung dieſer zweyen die Erfüllung des ganzen Geſetzes — die praktiſche Religion — die wahre Frömmigkeit — das ächte Chriſtenthum. Es gehört alſo weſentlich zum Chriſtenthume, daß wir unſeren Nebenmenſchen lieben, und zwar thätig lieben, d. i. nicht nur Niemand verletzen, und jedem das Seinige laſſen, ſondern auch jenen inſonderheit uns nützlich erweiſen, die in einer beſondern Rückſicht gegen uns ſtehen, und wegen einem ſehr nahen Verhältniſſe in beſonderem Verſtande unſere Nebenmenſchen ſind. Bethen und gottesdienſtlichen Verrichtungen abwarten iſt nicht genug. Man muß auch nach Kräften und Fähigkeiten ſeinen Nebenmenſchen dienen, es geſchehe nun dieſes auf was immer für eine Art, durch Aufſicht, durch Sorgfalt, durch Belehrung, durch Warnung, durch Hülfe, durch Troſt, durch Rath, durch Vermittlung, durch Gefälligkeitsdienſte. **Die reine, vor Gott und dem Vater unbefleckte Religion,** ſagt der heil. Jakob (1. 27.) **iſt dieſe: Waiſen und Wittwen in ihrer Trübſal beſuchen,** oder andere ähnliche Liebeswerke, wozu man vermöge ſeines Standes oder ſeines Verhältniſſes verbunden iſt, ausüben.

Eine Religion, die es nur bey der Empfehlung ſtiller und ruhiger Andachtsverrichtungen bewenden läßt, dagegen müh-

ſamer

ſamer Liebesdienſte, Geſellſchaftspflichten ihre Anhänger entladet, iſt eine falſche, eine eingebildete Religion, die Chriſtum nicht zum Stifter hat, weil ſie trennet, was Chriſtus verbunden hat; eine Religion, die ſich der Menſch nach ſeinem Geſchmacke und nach ſeiner Bequemlichkeit gemacht hat: denn eine ſolche Religion, die nicht Thätigkeit, Dienſtfertigkeit, Liebe gegen den Menſchen einflößte, würde bey alle dem, daß ſie Kirchen, Beichtſtühle und Kommuniontafeln bevölkerte, andererſeits nichts, als eigenſinnige Ehegatten, um ihr Haußweſen unbekümmerte Väter und Mütter, Freunde ohne Dienſtfertigkeit, Menſchen, deren keiner für den andern einen Schritt verſetzte, keiner für den andern ein Wort redete, hervorbringen. Wäre wohl dieſes die chriſtliche, die ſo heilige, und ohne Ausnahm vollkommene untadelhafte Religion Chriſti? Ich weiß gar wohl, daß ihre Feinde ihr nicht nur einmal den Vorwurf gemacht haben, ſie erziehe menſchenfeindliche, unbrauchbare, düſtere Menſchen, die nur für ſich, nicht für andere lebten, die ohne Nachſicht, ohne Mitleiden, ohne Dienſtfertigkeit wären: allein wie ungerecht dieſer Vorwurf ſey, wird jeder bekennen müſſen, der nur die hh. Schriften, welche das Geſetzbuch des Chriſtenthumes ſind, jemal eingeſehen hat? Iſt je ein Buch in der Welt, welches mehr Nachſicht, mehr Dienſtfertigkeit, mehr Theilnehmung an dem Glücke und Unglücke des Nebenmenſchen, und was nur immer Liebe heißt, empfehle, als dieſe göttlichen Bücher? Wer waren indeſſen diejenigen, die Anlaß dazu gegeben haben, daß ihre Religion verkennt und geläſtert ward? Sind es nicht jene,

welche ſich unterfangen, den Namen eines Chriſten zu tragen, ohne jedoch den ſanften und liebreichen Karakter des Chriſtenthumes zu beſitzen? Nochmal widerhohle ich's : Vergeblich würde derjenige auf wahres Chriſtenthum Anſpruch machen, der ſich den Pflichten des gemeinnützigen und geſelligen Lebens entzöge, und der nicht, ſo viel es ſein Stand, ſeine Kräfte und Fähigkeiten zulaſſen, ſich ſeinem Nebenmenſchen nützlich bezeigte.

Es iſt wahr: Man muß zu gewißen Zeiten, und zwar nicht ſelten, ſich dem Gebethe und den Geiſtesübungen widmen, muß in ſich kehren, und ſich mit Gott allein unterhalten, muß bey dieſer ſtillen Unterhaltung mit Gott gewiſſermaſſen die Menſchen, unter denen man wohnet, die Geſchäfte, die man zu verwalten, das Hausweſen, das man zu beſorgen hat, vergeſſen, muß in der Bitterkeit ſeiner Seele über vergangene Jahre nachdenken, muß ſehnliche Wünſche erwecken, bey Gott zu ſeyn, muß Blicke in die Ewigkeit hinwerfen, muß ſich zum voraus zu den Augenblick hindenken, da man von allen Menſchen verlaſſen, einſam, aus dieſem Leben wandern, und vor Gott wird hintretten müſſen — muß zu gewiſſen Zeiten ſeine Nichtigkeit, ſeine Schwachheiten, die Gefahren, von welchen man umgeben iſt, erwägen, Gott um ſeinen Beyſtand anflehen, die Heilsmittel ſeiner Religion mit ganzer Verſammlung gebrauchen: denn wer dieſes nicht thut, der wird ſchon nicht Muth, nicht Geduld, nicht Liebe genug haben, um die manchfaltigen und müheſeligen Pflichten ſeines

Lebens

Lebens zu erfüllen; oder es werden wenigſtens ſeine Handlungen, ob ſie gleich von auſſen glänzen, dennoch keinen Werth vor Gott haben, weil ihnen der Beweggrund, und die Richtung zu Gott mangelt. Man muß aber auch anderſeits zur rechter Zeit, da es Pflicht und Stand fodert, von ſeinen Andachtsübungen ausgehen, und, ohne darum Gott, und die in der Unterhaltung mit ihm geſchöpfte guten Gedanken zu vergeſſen, ſich zu ſeinem Nebenmenſchen zurückbegeben, um ſich ihm dienſtfertig, gefällig, liebreich, bereit zu allen Dienſten der Liebe zu erweiſen. **Man muß das eine thun, und das andere nicht unterlaſſen.** Hierinn beſteht die wahre Religion — die ächte Frömmigkeit.

Was wäre alſo von jener Hausmutter zu halten, die, ob ſie ſich gleich in den Kirchen oft blicken ließe, dennoch um ihr Hausweſen unbeſorgt wäre, und auf ihre Kinder und Hausgenoſſen keine Rückſicht machte? Was wäre von jener Ehegattinn zu halten, die auf das, was ſie für fromm und gut hielte, mit einem gewiſſen Eigenſinne erpicht, mit Hindanſetzung des häuslichen Friedens nur immer ihren eigenen Weg gienge? Was von jenem, der gegen Leid und Freud ſeines Mitmenſchen ganz unempfindlich wäre? Was von jenem, der, da er angeſehen und glücklich iſt, zwar ſein Glück nicht durch ſündhaftes Wohlleben misbraucht, aber auch nicht einen Schritt verſetzt, nicht ein Wort reden mag, um das Glück eines Anderen zu befördern? Was von jenem, der aus Delikateſſe nicht einmal das Nothklagen ſeines Mitmenſchen anhören mag? Was von jenem, der nur ſo lange Freund

iſt,

iſt, als man keine Freundſchaftsdienſte von ihm fodert? — Sind das muſterhafte Chriſten, Chriſten, die der Geiſt ihrer Religion beſeelt? Nein! Der wahre Chriſt ſieht ſich beynahe mit ſo vielen Banden der Liebe gefeſſelt, als er Chriſten um ſich herumſieht: er liebet, er trägt das Beſtreben dieſer Liebe im Herzen herum, und ereignet ſich je eine Gelegenheit, ſie in der That zu erweiſen, ſo erweiſet er ſie. Der gute Chriſt, der glücklich iſt, wünſchet, daß alle ſeine Mitchriſten glücklich ſeyn mögen, wie er; weil er alle Menſchen liebet, wie ſich ſelbſt. Sieht er alſo jemand, der um Verſorgung ſich bemühet, aber Unterſtützung bedarf, um auf der oft ſehr ſteilen Leiter des Glückes hinanzuklimmen, ſo geht er hin, und unterſtützet ihn, wenn ſeine Kräfte zureichen. Sieht er jemand, der zu ſeiner Verſorgung gelanget iſt, ſo freut er ſich mit ihm, und wünſcht ihm Glück. Sieht er ſeinen Mitbruder leiden, ſo iſt es ihm, als wenn eines der Glieder ſeines Leibes litte. Er geht hin, wiſcht ihm ſeine Thränen ab, weinet mit ihm, erbietet ihm ſeine Liebe: kann er ſie nicht mit der That erweiſen, ſo erweiſet er ſie wenigſtens durch Troſt und beruhigenden Zuſpruch. Sieht er ſeinen Bruder trauern, ſo ſucht er ſein Vertrauen zu gewinnen, entlockt ihm ſeine Angelegenheit, geht ihm mit Rath und Troſt an die Hand. Sieht er einen Fehlenden, ſo denkt er bey ſich: "Ach! wäre es denn nicht möglich, daß ich etwas zu ſeiner Beſſerung beytragen könnte? Ich will es wagen": er wagt es, nachdem er auf paſſende Mittel geſonnen hat, und bemüht ſich, den Irrenden zurückzubringen. So macht es der wahre Chriſt. Er erweiſet

ſich

ſich thätig. Ihm iſt um Gottes Willen das Glück ſeines Nebenmenſchen am Herzen gelegen. Wie viel Beruhigung hat er aber auch bey dieſem Betragen? Wie viel Ehre macht er ſeiner Religion? Wie viel Ehre bringt er ſeinem Stande und Amte? Wie viel Verdienſt erwirbt er ſich bey Gott? Welches iſt hingegen der Antheil desjenigen, der unbekümmert um ſeinen Nebenmenſchen, die ſchönſten Gelegenheiten vorbeygehen läßt, Liebe zu erweiſen, ja oft gar jene verweigert, die man von ihm begehrt? Ohne Rückſicht auf ſeine Aemſigkeit in Andachtsübungen zu machen, ſagt man es gerade heraus, er habe kein Chriſtenthum, weil er keine Nächſtenliebe hat. Ja, wenn es nur dabey ſein Bewenden hätte? Allein Feinde der Andacht ergreifen gierig dieſen Anlaß, um auf die Andacht ſelbſt Ausfälle zu machen. Sehet ihr's, ſprechen ſie, dieſe Andächtler, wie wenig ſie bey ihrem Bethen, Beicht- und Kommuniongehen Nächſtenliebe haben! Seht ihr's, folgeren ſie weiter, wie unweſentlich dieſe Andachtsübungen zur wahren Frömmigkeit ſind! So bös gemeint nun immer dieſer Vorwurf, und ſo unwahr die darausgezogene Folgerung iſt, ſo bleibt doch immer ſo viel wahr: Menſchen, die keine thätige Nächſtenliebe erweiſen, machen ihrer Religion wenig Ehre: denn auf nichts wird in der Welt mehr geſehen, als auf dieſes, und es iſt ſchon herkömmlich, jene Andacht für falſch und heuchleriſch auszuſchreyen, die ſich nicht durch kündige Proben der Nächſtenliebe rechtfertiget. Man muß alſo um vollkommen zu ſeyn, und um weder ſich, noch ſeine Religion dem Tadel auszuſetzen, beydes mit einander vereinigen. Man muß, wie Maria, den

An-

Andachtsübungen abwarten, und für ſeine Geiſtesvervollkommung bedacht ſeyn; muß aber auch mit ihr auf Liebesdienſte ausgehen, und zeigen, daß man ein an der Wohlfahrt ſeines Mitmenſchen theilnehmendes Herz beſitze. Eben deswegen muß man ſich auch die Grundſätze und Geſinnungen eigenmachen, welche Maria hegte, und von welchen ſie bey ihrem Liebsbeſuche ſo herrliche Proben ablegte.

Zweyter Theil.

Ein einziges Wort iſt es, welches den Grund unſeres ganzen Verhaltens gegen den Nebenmenſchen in ſich enthält — Liebe. Allein wie viele giebt es wohl, welche die Vielbedeutung dieſes Wortes überſehen? Viele ſehen weder ein, worinn das Weſen der Liebe beſtehe, noch haben ſie den rechten Beweggrund der Liebe vor Augen, noch haben ſie die Entſchloſſenheit, die nöthige Selbſtverläugnung dabey auf ſich zu nehmen. Laſſet uns zu dem Ende den Liebesbeſuch Mariä umſtändlicher unterſuchen. Laſſet uns ſehen, was ſie für Geſinnungen gegen Eliſabeth hegte, was ſie dabey für Rückſicht auf Gott machte, wie ſie endlich ſich ſelbſt dabey vergaß.

Maria hatte von dem Engel, der ihr die Mutterſchaft Chriſti ankündigte, zugleich erfahren, daß ihre Baaſe Eliſabeth nach einer langen Unfruchtbarkeit in ihrem hohen Alter noch mit einem Sohne geſegnet ſey. Dieſe Nachricht erfüllte ſie mit der innigſten Theilnehmung an dem Glücke dieſer ihrer Befreundinn. Sie wußte,

welche Schmache zu ihren Zeiten die Unfruchtbarkeit nach dem Urtheile des Pöbels mit ſich brachte — mithin konnte ſie ſich wohl vorſtellen, daß die Freude Eliſabeth ungemein groß ſeyn müßte, da ſie in einem hohen Alter noch dieſer Schmache entgangen war: Um ſo größer war eben deswegen auch die Freude Mariens. Um dieſe zu erkennen zu geben, war ſie nicht zufrieden, ihr nur durch eine Bothſchaft Glückwünſche zuſagen zu laſſen, ſondern ſie kam ſelbſt, ſie zu grüßen, und ihr Glück zu wünſchen. Dieß iſt die Liebe rechter Art. Man muß ſeinen Nebenmenſchen lieben, wie ſich ſelbſt. Man muß ſich eben deswegen ganz in die Lage desſelben hineindenken, um empfinden zu können, was er empfindet. Man muß ſein eigenes Herz befragen, was es empfinden würde, welche Freude, oder welchen Schmerzen, wenn man in den angenehmen oder widrigen Fall verſetzt werden ſollte, in welchen der Nebenmenſch verſetzt iſt — und darnach ſeine theilnehmenden Empfindungen ſtimmen, die Maasregeln des thätigen Liebsbeweiſes nehmen. Innerlich muß die Liebe ſeyn; aus dem Grunde des Herzens muß ſie entſpringen: ſonſt wird ſie nie thätig ſeyn. Der Heiland hat allen geſagt: **Du ſollſt deinen Nächſten lieben, wie dich ſelbſt.** Du ſollſt in ihm dein eigenes Ich betrachten. Aber, leider! dieſe Liebe iſt äuſſerſt ſelten. Viele ſind ſo ganz von ſich ſelbſt eingenommen, und die Eigenliebe erfüllt ſo ſehr ihr Herz, beſchäftiget alle ihre Wünſche, Begierden und Leidenſchaften, daß das Beſte des Nebenmenſchen keinen Eindruck auf ſie macht. Wenn nur ſie glücklich, wenn nur ſie verſorgt, und ſchadenfrey ſind, wenn nur ihnen alles

nach

nach Wunſche geht, wenn nur in ihrem Hauſe Ueberfluß herrſcht, dieß iſt ihnen genug: Anderen mag es ergehen, wie es will, dieß kümmert ſie wenig. Ja es giebt ſogar böſe Seelen, die weiß nicht was für ein Misvergnügen und Unzufriedenheit fühlen, wenn Andere zu einem Glücke gelangen, ob ihnen gleich Nichts darunter abgeht; wenn jemand ſich aus dem Staube erhebt, wenn jemand ſich aus ſeiner Armuth emporhilft, wenn jemand zu einer vortheilhaften Verſorgung gelangt: oder die bey der Miene eines verſtellten Mitleidens eine geheime Freude nähren, wenn einem ihrer Nebenmenſchen etwas Widriges, es ſey nun verſchuldet oder unverſchuldet, begegnet. Wie weit ſind dieſe von den Geſinnungen Mariä entfernt? Wie weit von den Geſinnungen, die uns das Chriſtenthum einflößet? **Ihr ſollt euch mit den Freudigen freuen, und mit den Trauernden trauern,** ſagt Paulus dieſer vortreffliche Lehrer der Nächſtenliebe. Ihr ſollt das Gute, das Anderen begegnet, eben ſo anſehen, als wenn es euch begegnete, und das Leid eben ſo, als wenn es euch begegnete. Und leget uns nicht ſelbſt die innere Verfaſſung des Chriſtenthumes, vermöge welcher wir alle Glieder eines Leibes ſind, dieſe Pflicht der Theilnehmung auf? Wenn uns unſer Nebenmenſch nichts angeht, wenn uns ſeine Freude oder ſeine Traurigkeit nicht rührt, ſo trennen wir uns ja ſelbſt von dem Leibe Chriſti; oder wenn wir zu dieſem Leibe gehören, wo iſt die theilnehmende Liebe, das Band der Vereinigung?

Woher

Woher kömmt es aber doch, daß wir ſo untheilnehmend gegen unſeren Nebenmenſchen ſind? Ich glaube daher, weil wir in Anbetracht desſelben keine Rückſicht auf Gott nehmen. Gott iſt der Mittelpunkt aller Menſchen, unſer gemeinſamer Schöpfer, Vater, Wohlthäter, Seligmacher. Wenn wir nun Gott in uns, und uns einander in Gott betrachteten, wenn wir, ſo oft wir einen Blick auf unſeren Nebenmenſchen werfen, jedesmal unſere Augen zu Gott emporrichteten; ſo würden wir uns zweifelsohn mehr bewogen fühlen, unſerem Nebenmenſchen Liebe widerfahren zu laſſen, weil uns auf ſolche Art jene Brüderſchaft, jene Mitmenſchheit, jene Gemeinſchaft, die zwiſchen uns iſt, und welche den Grund unſerer Liebespflichten ausmacht, ganz klar in die Augen fallen, und weil uns auch unſere Liebsdienſte viel erhabener ſcheinen würden. — Maria beſuchte ihre Baaſe Eliſabeth. Man möchte glauben, die Verwandtſchaft ſey der ganze Antrieb dieſes Beſuches geweſen: Allein es iſt gewiß, daß Gott das letzte Ziel und daß es die Abſicht Mariä war, das Wunder ſeiner Allmacht preiſen zu helfen, welches an Eliſabeth geſchehen war: denn auf dieſes hatte ſie auch der Engel ausdrücklich hingeführet, indem er ſprach: Deine Baaſe Eliſabeth hat in ihrem Alter einen Sohn empfangen: denn bey Gott iſt kein Ding unmöglich. Möchten wir doch auch, ſo oft wir an unſerem Nebenmenſchen einen Vorzug erblicken, ſo oft ihm ein Glück begegnet, immer denken: Gott iſt der Urheber dieſer Gabe: Er hat meinem Mitbruder dieſes Glück beſchert: Wir würden gewiß nicht ſo gleichgültig ſeyn, ſondern den Schluß daraus machen: So wie Gott und ſeiner Vor-

ſicht in allen ihren Werken Lob und Preiß gebühret, ſo gebühret es ſich auch, daß wir dem Nebenmenſchen, den Gott zum Gegenſtand ſeiner Wohlthätigkeit gemacht hat, um Gottes willen Freude und Theilnehmung bezeigen.

Demnächſt hatte auch Maria erwogen, daß Gott ihrer Baaſe Eliſabeth eine Gnade erzeigt hätte, die derjenigen, welche ſie ſelbſt empfangen hatte, ähnlich war. Eliſabeth, die bis dahin Unfruchtbare, wurde in ihrem hohen Alter noch durch ein Wunderwerk mit der jugendlichen Kraft belebet, einen Sohn zu empfangen und zu gebähren. Sie ſelbſt aber iſt ohne Nachtheil der Jungfrauſchaft Mutter geworden. Dieſe Aehnlichkeit zwiſchen ihr und zwiſchen Eliſabeth in Rückſicht auf Gott, oder vielmehr der übereintreffende Blick der Erbarmung und Gnade, den Gott zugleich auf ſie und auf Eliſabeth geworfen hatte, war eine neue Aufforderung für ſie, ihre Baaſe zu beſuchen, und durch die freundlichſte Umarmung den Bund der Liebe mit ihr zu erneuern. Finden wir aber an uns untereinander keine Aehnlichkeit? Gewiß! und zwar ſo viel Aehnlichkeit, daß die äuſſerſte Verſchiedenheit der Stände, die auffallendſte Ungleichheit der Glücksgüter ſie nicht unkennbar machen kann. Tragen wir nicht alle Gottesebenbild an uns? Sind wir nicht alle durch den unendlichen Werth des Blutes Chriſti erlößt? Iſt nicht Gott unſer gemeinſamer Wohlthäter? Kommen wir nicht alle bey einer Tafel zuſammen, wo wir das köſtliche Mahl des Fleiſches und Blutes Chriſti zu genießen gewürdiget werden? Haben wir nicht alle eine Verheißung miteinander gemein, kraft

derer

derer wir einſt in Gottes Anſchauung beyſammen zu ſeyn und ewig zu bleiben hoffen? Rechnen wir alle dieſe Merkmale der übernatürlichen Aehnlichkeit zuſammen, wie verlieret ſich nicht der kleine Unterſchied, den Glück, Geburt und Stand unter uns gemacht haben? Sollten wir nicht eben darum alle einander lieben, es herzlich gut miteinander meynen, wechſelſeitig an Glücke und Leid theilnehmen, und bereit ſeyn, ſo oft ſich nur eine Gelegenheit ereignet, einander Liebesdienſte zu erweiſen? Allein was betrachten wir wohl an unſerem Nebenmenſchen? Iſt es etwas anders, als Verwandtſchaft nach Fleiſch und Blut, irrdiſche Schönheit, die dem Auge wohlgefällt, Glück und Ehre, die wir beneiden, Reichthum, nach dem es uns lüſtert, Freundſchaft, in ſo fern und ſo lange ſie uns vortheilhaft iſt, Verbindungen, bey denen der Eigennutz ſeine Vortheile abſieht? Wie viele giebt es wohl, deren Auge ſo einfältig iſt, daß es an dem Mitmenſchen Gottesebenbild, das Siegel des Blutes Chriſti, die heiligmachende Gnade erblicke, daß es an dem Mitbruder den Seligen ſehe, der einſt in Gottes Anſchauung ſich ewig freuen wird? Was Wunder alſo, daß wir ſo unaufgeweckt ſind, einander Liebe zu erweiſen; daß ſo viel Neid in der Welt herrſcht, weil man nemlich nichts als Glück und Reichthum an Anderen wahrnimmt; daß die Freundſchaften unter uns ſo unbeſtändig ſind, weil ſie ſich ſo gar oft auf Eigennutz gründen; daß endlich die Gleichgültigkeit gegen die Armen ſo groß iſt, weil nemlich dieſer betrangte Menſchentheil gerade von jenen Gütern entblößt iſt, welche das Augenmerk der Welt an ſich ziehen, und weil man im Ge-

gentheil jene übernatürliche Vorzüge, die ſie der Liebe werth machen, keiner Achtung werth hält? Laſſet uns doch als Chriſten, die durch das Licht des Glaubens erleuchtet ſind, heller und gründlicher ſehen, was uns unſere Nebenmenſchen wahrhaft liebenswerth macht— nicht das, wodurch das Glück uns unterſchieden, ſondern das, wodurch Gott uns vereiniget: ſonſt wird mitten im Liebesbunde keine Liebe ſeyn.

Was endlich noch an Maria bey ihrem Beſuche beſonders zu bemerken iſt, iſt ihre Selbſtverläugnung. Wie? wenn ſie von jener Rangſucht wäre eingenommen geweſen, von welcher die Kinder der Welt ſo ſehr eingenommen ſind? Wenn ſie bey ſich gedacht hätte: "Schickt es ſich für mich, als die Mutter des Erlöſers, daß ich der Eliſabeth den erſten Beſuch ablege?" Aber nein, ſo dachte ſie nicht, die demüthige Jungfrau: ſie ſuchte ſich vielmehr Verdienſte die Liebe zu ſammeln, als unfruchtbare Ehrenbezeigungen einzuerndten. So denkt auch der wahre Chriſt nicht. **Kommet einander mit Ehre zuvor**, ſagt der heil. Paulus. Wäget nicht auf der Wagſchale der Eitelkeit ab, was man euch für Ehre ſchuldig ſey, ſondern bemühet euch vielmehr auf eine zuvorkommende Art eure Achtung gegen den Mitmenſchen zu erweiſen. Ehre und Anſehen, welches gewiſſen Ständen durch Herkommen und Geſetz zugeſprochen iſt, behaupten, iſt eben nicht unrecht; ja die Ordnung fodert es in gar vielen Umſtänden, daß man dieſe Ehre behaupte; aber allzu eiferſüchtig und auf eine leidenſchaftliche Art aufmerkſam auf eitle Pünktlichkeiten ſeyn, iſt, ſo viel das gemeine

meine Leben angeht, der chriſtlichen Demuth zuwider. Wie viele Freundſchaften hat ſchon die Rangſucht getrennet? Wie viel unnöthiges Klagen, unvernünftige Empfindlichkeit, ja ſelbſt Grollen und Feindſchaften ſchon hervorgebracht? Man ſoll in Anſehung ſeiner Vorzüge vielmehr dankbar gegen Gott, als rangſüchtig und ehrgierig ſeyn; ja ſelbſt gegen Niedere ſoll man herablaſſend ſeyn; ſonſt verſchließet man dem Vertrauen den Zugang, und ſetzet ſich auſſer Stand, ſich auf eine ſo thätige Art nützlich erweiſen zu können, als man es ſeines Standes und Amtes halber thun ſollte. — Und es befürchte nur Niemand, daß Herablaſſung die Würde des Standes verdunkle: Sie erhebt ihn vielmehr, und macht die Menſchen zu Ehrenbezeigungen um ſo geneigter, je mehr ſie ſehen, daß man nicht eiferſüchtig darauf iſt. So bald Eliſabeth Mariam erblickte, ſo rief ſie voll Verwunderung auf: **Wie widerfährt mir das, daß die Mutter meines Herrn zu mir kömmt?** Es verdunkelte alſo die jungfräuliche Mutter ihre Würde keineswegs durch ihren zuvorkommenden Beſuch, ſondern ſie erwarb ſich vielmehr noch einen neuen Ruhm, nemlich jenen der Demuth. — Noch ein Umſtand iſt übrig, der die Selbſtverläugnung Mariä bey ihrem Beſuche erweiſet. Sie läßt ſich nemlich die Unbequemlichkeit nicht verdrießen, die mit ihrer Reiſe verbunden iſt. Sie beſteiget die hohen Gebirge. Sie eilet um den Weg zu beſchleunigen, und das Vorhaben ihrer Liebe geſchwinder auszuführen. — Auch hierinn liegt noch eine merkwürdige Lehre. Da es nicht genug iſt, die Liebe gegen Andere nur mit Worten zu erweiſen, ſondern Werke

vonnöthen ſind, ſo fehlt es nicht, daß man auch eine oder die andere Unbequemlichkeit auf ſich nehmen müſſe. Man muß z. B. ein angenehmeres Geſchäft zurücklaſſen, um einen Bedrangten anzuhören, und ihn ſein Herz voll Angelegenheiten ausſchütten zu laſſen. Man muß gegen die Fehler ſeines Freundes Nachſicht erweiſen, um die Freundſchaft nicht zu brechen. Man muß, wenn man auch keinen Ueberfluß hat, dennoch um zur Unterſtützung der Nothleidenden etwas beytragen zu können, ſich lieber ſelbſt an den Bequemlichkeiten des Lebens und an den Ergötzungen etwas abgehen laſſen. Man muß, wenn man imſtand iſt, einem Anderen zu ſeinem Glücke zu helfen, ſich weder Schritte noch gute Worte gereuen laſſen. Man muß, ob man gleich für ſeine Perſon nichts nöthig hat, ſich dennoch nicht ſchämen, ſich als einen Bittenden herzuſtellen. Dieſe oder andere ähnliche Unbequemlichkeiten muß man hie und da auf ſich legen, um auf eine thätige Art Anderen Liebe zu erweiſen. Liebe fodert einigen Aufwand: ſonſt würde ſie jene verdienſtvolle, jene gottgefällige und auszeichnende Tugend nicht ſeyn, die ſie wirklich iſt. Freilich iſt dieſes die gemeinſte Urſache, warum die Liebe ſo ſelten unter uns anzutreffen iſt; aber auch die unzulänglichſte: denn welch' ein Vorwand " Ich wollte gern meinem Mitmenſchen Liebesdienſte erweiſen, allein — es koſtet mich etwas, es fällt mir ſchwer, es iſt mir zu unbequem" Welcher Vorwand! Eben hierinn beſteht ja das Verdienſt der Liebe, daß man mit Hindanſetzung ſeines eigenen Vortheiles, oder ſeiner Bequemlichkeit, kurz mit Selbſtverläugnung ſeinen Mitmenſchen glücklich zu machen ſucht, und ihm einen

Theil

Theil ſeiner Kräfte, ſeines Vermögens, ſeiner Zeit aufopfert. Um ſo größer iſt die Liebe, je größer die Selbſtverläugnung dabey iſt, und dann iſt ſie die allergröſte, wenn man ſelbſt ſein Leben für den Mitmenſchen aufopfert. Eine größere Liebe hat Niemand, als wer für ſeine Freunde ſein Leben dargiebt. (Joh. 15. 13.) Keine Beſchwerniß zum des Nächſten willen auf ſich nehmen wollen, iſt alſo eben ſoviel, als ihn nicht lieben wollen.

Möchte doch das Beyſpiel Mariä, welches wir heute betrachtet haben, uns auf beſſere Geſinnungen bringen, damit wir den Vorſatz faſſen, forthin mehr Liebe, mehr Theilnehmung, mehr Dienſtfertigkeit unſeren Mitmenſchen erfahren zu laſſen, ſollte es uns gleich Selbſtverläugnung koſten! Um dieſen Vorſatz deſto gewiſſer auszuführen, laßt uns zu dem Ende um die Gnade Gottes bitten, und Mariam um ihre Fürbitte anrufen, die ſo liebreich und theilnehmend ſie auf der Erde war, eben ſo liebreich und theilnehmend gegen uns noch iſt, da ſie bey Gott in ihrer Herrlichkeit wohnet.
Amen.

Auf das Feſt Mariä Heimſuchung.

Et exurgens Maria abiit in montana cum feſtinatione in ciuitatem Iuda, et intrauit in domum Zachariae, et ſalutauit Eliſabeth.

Da ſtund Maria auf, gieng eilends über das Gebürge in die Stadt Juda, gieng in das Haus Zachariä, und grüßte die Eliſabeth. Luk. 1.

Freundſchaft, welch' ein beliebter Name unter den Menſchen! und in der That auch welch ein heiliger und verehrungswürdiger Name! Wenn er nur nicht ſogar oft misbraucht würde, um menſchliche Verbindungen, die desſelben ganz unwerth ſind, zu bezeichnen! Freundſchaft muß unter den Menſchen ſeyn: denn ſie erheitert und erquicket das Leben, ſie iſt der mächtigſte Antrieb zu edlen Thaten und Unternehmungen. Sie iſt die Zuflucht derjenigen, die ſich in Angelegenheiten befinden, und Rath bedörfen. Sie macht, daß man auch das Widrige, welches man zu leiden hat, nur halb empfinde: Und es würde des Elendes, des Klagens, der Unzufriedenheit nochmal ſoviel auf der Erde ſeyn, wenn keine Freundſchaft wäre. Allein wie oft entlehnt auch das Laſter die Geſtalt der Freundſchaft, und verſchönert ſich damit? Wie oft maſſet ſich die Verführung, die auf nichts anders ausgeht, als der Unſchuld Fallſtricke zu legen, dieſen ehrwürdigen Namen an? Wie oft ergreift ihn die Argliſt als einen Deckmantel ihrer

ihrer Ränke und Kunſtgriffe, und ſucht unter Vorſpiegelungen der Aufrichtigkeit nur zu betriegen, und zu hintergehen? Was iſt gewöhnlicher, als daß der Eigennutz die Larve der Freundſchaft anlegt, um ſeine niedrigen Abſichten deſto glücklicher zu befördern? Ja ſogar jene, die ſich zum Laſter verbrüdern, die zum Unglücke ihres Nebenmenſchen gemeinſchaftliche Anſchläge machen, pflegen ſich untereinander Freunde zu nennen. Iſt dieſes nicht der ſchändlichſte Misbrauch? Es muß alſo der Schein von der Wahrheit wohl unterſchieden, es muß beſtimmt werden, was ächte Freundſchaft iſt, und was ſie nicht iſt, damit das Laſter es nicht mehr wage, den Namen dieſer ſchönen Tugend zu misbrauchen, und damit der Chriſt, der Freundſchaft ſucht, die Pflichten und den Zweck derſelben kenne. Dazu erbietet ſich heute die ſchönſte Gelegenheit, da wir das Feſt der Heimſuchung Mariä feyern.

Die Ordnung, nach welcher ich zu Werke gehen will, iſt folgende:

Ich werde zuerſt den Begriff einer ächten Freundſchaft feſtſetzen, hernach

dieſen Begriff durch das Beyſpiel einer ächten Freundſchaft, jener nemlich zwiſchen Maria und Eliſabeth, beleuchten.

Erſter Theil.

Wenn die Freundſchaft ächter Art ſeyn ſoll, ſo muß ſie rein ihrer Entſtehung nach, uneigennützig, thätig ihren Verrichtungen nach, und erhaben ihrem Zwecke nach ſeyn.

Ich ſage 1tens, rein ihrer Entſtehung nach. Freundſchaft entſteht aus der Gleichförmigkeit der Geſinnungen und der Denkungsart von Mehreren. Wenn aber dieſe Geſinnungen nicht rein ſind, wenn dieſe Denkungsart nicht tugendhaft iſt, verdient wohl die daraus entſtehende Verbindung Freundſchaft genennet zu werden?

Verdienet wohl eine Verbindung, welche Menſchen von einer Denkungsart, wie ſie das Buch der Weisheit ſchildert, unter einander errichten, die zu einander ſprechen: Kommt, laßt uns der gegenwärtigen Güter genießen, laßt uns eilen, uns, da wir noch jung ſind, mit dem Genuſſe der Geſchöpfe zu ſättigen. Wir wollen uns mit köſtlichen Weinen und Salben anfüllen, und die Blüthe dieſer Zeit ſoll uns nicht entgehen. Wir wollen uns mit Roſen krönen, ehe ſie verwelken, es ſollen keine Wieſen ohne Spuren unſerer Wolluſt ſeyn.... Wolluſt iſt unſer Antheil, und unſer Loos. Laßt uns den armen Gerechten unterdrücken, und der Wittwe nicht ſchonen. (Weish. 2. K. 6. ꝛc. V.). Wir wollen einen Seckel miteinander gemein haben. (Sprichw. 1. K. 14. V.). Iſt wohl eine ſolche Verbindung werth, Freundſchaft genennet zu werden? Wäre dieß nicht eine recht teufliſche Freundſchaft? denn auch die verworfenen Geiſter ſind miteinander einig, ſie ſind von gleichen Geſinnungen, aber freilich von den boshafteſten, die nur auf das Verderben des Menſchen zielen. Können es wohl jene miteinander wahrhaft gutmeynen, die nur darum einen Bund errichten, weil der Eine ſo laſterhaft denkt, wie der Andere? Kann

Auf-

Aufrichtigkeit, dieſer Hauptkarakter der Freundſchaft unter ihnen ſtatt haben? Sind ſie nicht in der That die ärgſten Feinde von einander? Und kann wohl auch eine Verbindung, die aus der Gleichförmigkeit böſer Geſinnungen entſteht, dauerhaft ſeyn? Werden jene, die ſich zum Laſter mit einander vereinigen, nicht mit der Zeit einander ſelbſt verfluchen? Vielleicht wird ihre ſo genannte Freundſchaft ſich noch weit ehender zerſchlagen; ſobald nemlich Zeit und Umſtände ſich ändern, und ſobald Einer in dem Anderen nicht mehr den Gegenſtand oder die Stütze ſeiner Leidenſchaft antrifft. Wie oft iſt es ſchon geſchehen, daß jene, die einander auf eine unlautere Art liebten, hernach mit dem unverſöhnlichſten Haſſe gegen einander ſind aufgebracht worden? Wenn aber eine Freundſchaft nicht auf einem ſolchen Grunde beruht, daß ſie ewig dauern, und feſter werden kann, ſo iſt es keine wahre. Wahre Freundſchaft alſo kann nur aus der Gleichförmigkeit guter, edler, tugendhafter Geſinnungen entſtehen.

Nur alsdann, wenn zween einander zu Freunden wählen, weil Einer an dem Andern durch Erfahrung wahrgenommen hat, daß er in ſeinen Reden, Handlungen und Unternehmungen nicht unbeſcheiden, ſondern klug und bedachtſam iſt, daß er ſich nicht von blinder Leidenſchaft, ſondern von Vernunft und Religion regieren läßt; weil Einer an dem Andern wahrgenommen hat, daß er die Gabe beſitze, Geheimniſſe, die ihm anvertrauet werden, zu verſchweigen; daß er verträglich und friedfertig ſey, daß er auch gegen die Fehler ſeines Mitmenſchen

Nach-

Nachſicht zu erweiſen gelernt habe, daß er aufrichtig und offenherzig ſey, daß er nicht anderſt rede, als er denkt; daß er bey alle dem ſeine Gedanken mit Beſcheidenheit und Gelaſſenheit herausſage, auch da, wo er anderer Meynung iſt; daß er vom Herzen gut ſey, und bereit, ſich, ſoviel in ſeinen Kräften ſteht, Anderen dienſtfertig zu erweiſen; daß er nicht empfindlich, nicht gar zu leicht zu beleidigen ſey; daß er uneigennützig ſey, und nicht nur deswegen Freundſchaft ſuche, weil er ſeinen eigenen Vortheil dabey abſieht; daß er keuſch ſey, und ſein Vergnügen nicht in anſtößigen Geſprächen ſuche; daß er nachgiebig, nicht rechthaberiſch ſey, und ſich gern belehren laſſe; daß er mäßig ſey, und nicht gewohnt, ſich der Zank und Hader ſtiftenden Trunkenheit zu ergeben. Wenn, ſage ich, zween einander zu Freunden wählen, weil ſie dieſe hererzählten guten Eigenſchaften aneinander wahrnehmen; ſo iſt dieſes eine ihrer Entſtehung nach reine — mithin wahre Freundſchaft.

Ich weiß es zwar, daß man dieſe Eigenſchaften alle zuſammen ſehr ſelten bey Jemand antreffen wird; allein dieß ſteht meiner Behauptung nicht entgegen: denn es folgt mehr nicht daraus, als daß, ſo wie Alles auf dieſer Erde unvollkommen, alſo auch die in allem Anbetrachte vollkommene Freundſchaft ſelten iſt, eben darum, weil wir unter Menſchen leben, die, wenn ſie auch gut ſind, dennoch dabey auch ihre Fehler haben: es folgt mehr nicht daraus, als daß es zu den Hauptpflichten der Freundſchaft, die unter den Menſchen möglich iſt, gehöre,

re, auch Fehler an Anderen zu ertragen. Uebrigens bleibt es wahr: Je mehr der Menſch, der Freunde ſucht, auf gute Eigenſchaften Rückſicht macht, deſto reiner iſt ſeine Freundſchaft ihrer Entſtehung nach; deſto weniger er Rückſicht darauf macht, deſto mehr verliert ſeine Freundſchaft an Reinheit, und ſie artet endlich in eine ganz unächte aus, wenn er dieſe Rückſicht gänzlich auſſer Augen läßt.

Zweytens muß die ächte Freundſchaft auch thätig in ihren Verrichtungen zum Beſten des Anderen ſeyn. Freundſchaft, die ſich durch leere Worte, Glückwünſche und Betheurungen der Aufrichtigkeit äuſſert, maſſet ſich mit Unrecht dieſen Namen an. Noch weniger kann jene ihn führen, die nur vom Eigennutze regieret wird, weil ſie nur ſo lange beſteht, als ſie ihre Rechnung dabey findet. Auch jene iſt zum wenigſten ſehr verdächtig, die keine andere Probe für ſich hat, als gewöhnlichen Umgang, öftere Beſuche, gemeinſchaftliche Vergnügungen und Luſtbarkeiten: denn nebſt dem eine ſolche Verbindung manchmal auf Unköſten der guten Sitten unterhalten wird, ſo geſchieht es auch ſehr gewöhnlich, daß ſie ſich eben ſobald zertrümmert, als ſich auf einer oder der andern Seite die Glücksumſtände ändern. Die wahre Freundſchaft äuſſert ſich durch innige Theilnehmung an allen Freuden und Leiden des Lebens, und durch uneigennützigen Dienſteifer. Wenn unter zween Freunden dem Einen etwas Gutes widerfährt, ſo freut ſich der Andere mit ſo lebhaftem Gefühle, als wenn es ihm ſelbſt widerfahren wäre. Wenn der Eine in einer Angelegenheit

ſich

ſich befindet, ſo ſorgt der Andere, und beſtrebt ſich Auskunft zu finden, mit eben ſo viel Theilnehmung, als wenn dieſe Angelegenheit ſeine eigene wäre. Wenn der Eine unter ihnen, oder die Seinigen unverſorgt ſind, ſo bewirbt ſich der Andere, ihm oder den Seinigen zur Verſorgung anzuhelfen, mit eben ſo viel Ernſte, als wenn es ihm ſelbſt an Nahrungsmitteln fehlte. Wenn der Eine unter ihnen wegen ſeinen Verdienſten und löblichen Thaten Beyfall findet, und Belohnung empfängt, ſo iſt der Andere ſo ſehr dadurch gerührt, als wenn er ſelbſt gelobt und belohnt würde. Wenn der Eine unter ihnen beleidiget wird, ſo geht es dem Anderen eben ſo ſehr zu Herzen, als wenn ihm ſelbſt die Unbild wäre zugefügt worden. Wenn der Eine unter ihnen Anhülfe und Unterſtützung bedarf, um ſeine Glücksumſtände zu verbeſſern, oder den Seinigen anzuhelfen, oder ſich aus einer Noth zu retten, ſo leiſtet ihm nicht nur der Andere ganz willig dieſen Beyſtand, wenn es anderſt in ſeinen Kräften ſteht, ſondern er ſchätzt ſich ſogar glücklich, daß er eine Gelegenheit findet, ſeinen Freund glücklich zu machen, oder ein Unglück von ihm abzuwenden. Iſt Einer unter ihnen traurig und unmuthig, ſo wird der Andere nicht unwillig darüber, ſondern giebt ſich Mühe ſeinem verzagten Herzen Muth einzuflößen. Sinkt der Eine von ſeinem Glücksſtande herab, ſo weicht der Andere nicht von ihm, ſondern bemüht ſich vielmehr, ihm Proben zu geben, daß er ſich auch eines minder glücklichen Freundes nicht ſchäme. Leidet endlich Einer unter ihnen, es ſey dieſes was immer für eine Art von Leiden, ſo leidet

der

der Andere mit ihm, er benutzt alle Umſtände, ihm ſeine Trübſal zu mindern, und beruhigt ſich nicht, bis er ſeinen Freund nicht mehr leiden, oder weniger leiden, oder wenigſtens ruhiger leiden ſieht. Mit einem Worte: ein wahrer Freund iſt mit dem Anderen ſo innig verbunden, daß er mit ihm gleichſam nur ein Ich, nur ein Perſon ausmache. Es dienet Einer dem Anderen nach den beſten Einſichten ſeines Verſtandes — mit ganzer Aufrichtigkeit des Herzens — nach Kräften ſeines Vermögens. Es dienet Einer dem Anderen, ſo viel er kann, und ſo oft er kann. Er wartet nicht, bis man Dienſteleiſtungen von ihm verlange, ſondern er kömmt ſelbſt zuvor, bietet ſeine Dienſte an, oder leiſtet ſie gar unerwartet und ungebethen. Es dienet Einer dem Anderen uneigennützig, oder er ſieht, um beſſer zu reden, den Nutzen des Anderen für ſeinen eigenen an. Ich weiß es, daß auch dieſe Freundſchaft, ſo wie ich ſie hier geſchilderet habe, die ſich durch eine vollkommen uneigennützige Thätigkeit äuſſert, und die aus zwoen Perſonen nur gleichſam eine macht, unter die ſeltneren Erſcheinungen in dieſer Welt gehört; doch iſt und bleibt ſie das ächte Muſter aller derer, die Freundſchaft miteinander errichten und unterhalten wollen. Je mehr ſie ſich dieſem Muſter nähern, deſto mehr Anſpruch hat ihre Verbindung, Freundſchaft genennet zu werden. Je weniger Thätigkeit hingegen ſich unter ihnen äuſſert, jemehr Eigennutz ſich bey ihnen einſchleicht, deſto weniger können ſie einander Freunde nennen.

Endlich

Endlich drittens muß auch die wahre Freundſchaft ihrem Zwecke nach erhaben ſeyn. Wie kann ſie aber erhaben ſeyn, wenn ſie nicht auf Vervollkommung der Tugend, und auf die Beförderung der Ehre Gottes hinauszielt? Es iſt gewiß die Pflicht eines jeden Menſchen, ſeine Tugend ſtäts mehr zu erhöhen, und in der Vollkommenheit voranzuſchreiten, ſich mit Gott ſtäts inniger zu vereinigen, im Vertrauen auf ſeine Vorſicht zuzunehmen, und Liebe gegen ihn ſich mehr und mehr zum Beweggrunde ſeiner Handlungen zu machen. Wenn aber dieſes die erſte, die weſentlichſte Pflicht iſt, ſo iſt ſie auch mit dem ganzen Leben ſo innigſt verbunden, daß der Menſch nichts wichtiges unternehmen kann, ohne auf ſie Bedacht zu nehmen. Nun iſt es gewiß eine wichtige Sache, und von weit ausſehenden Folgen, wenn man ſich einen Herzensfreund wählt, dem man ſich ganz offenbaren, in deſſen Schooß man ſein ganzes Herz ergießen, und mit dem man, ſo zu ſagen, ein Ich ausmachen wolle. Es muß alſo die Wahl und die Unterhaltung eines Freundes nothwendig Bedacht nehmen auf jene erſte Pflicht, in der Tugend und Vollkommenheit voranzuſchreiten. Oder iſt es vielleicht ein edler Zweck, nur darum einen Freund ſich erkieſen, damit man ſich die Zeit vertreibe, mit ihm ſpiele, ſcherze, lache, eſſe, trinke, Kurzweil treibe? So wenig Scherzen, Spielen, Kurzweil treiben der letzte Zweck des menſchlichen Lebens ſeyn kann, ſo wenig kann es auch der letzte Zweck der Freundſchaft ſeyn. Wäre ſie wohl auch ſo ſchätzbar, und von ſo hohem Werthe, als ſie es wirklich iſt, wenn ſie uns gar nichts zur Veredlung unſ-

eres ſittlichen Karakters, und zur Ausbildung der Tugend nützte, die doch allein den Menſchen wahrhaft glückſelig macht, wenn ſie keinen Bezug auf Gott hätte, der die Quelle alles wahren Glückes iſt? Was iſt endlich auch die wahre Freundſchaft anderſt, als eine vorgängige Vereinigung der Gemüther, die ſich mit dem Ausgange aus dieſer Welt nicht auflöſen, ſondern vielmehr in eine weit innigere, edlere, dauerhaftere Freundſchaft in jener Welt übergehen wird, in Anſehung welcher der Freund, wenn er durch den Tod auf eine Zeit lang von ſeinem Freunde geſchieden wird, ihm zurufen kann: "Lebe wohl Freund, wir werden einander wieder ſehen, und uns ewig in Gott freuen". Kann aber wohl eine Freundſchaft ſolche frohe Ausſichten haben, wenn ſie nicht Vereinigung in Gott durch gemeinſchaftliches Fortſtreben zur Tugend zum Zwecke hat?... Ich rede beſtimmter: Wahre Freunde ſind recht ernſtlich darauf bedacht, einander zum Guten zu ermuntern, einander vor Gefahren zu warnen, einander ihre Fehler liebreich zu erinnern, einander auf Gott in allen Fällen aufmerkſam zu machen. Fehlet der Eine, ſo thut es dem Anderen recht herzlich wehe, ihn auf einem Irrwege zu ſehen, und er ſinnt auf das möglichſt dienlichſte Mittel, ihn von ſeinem Abwege zurückzuführen, weil er nichts mehr wünſcht, als daß derjenige, der ſein Freund iſt, auch ein Freund Gottes ſeyn möge. Verrichtet der Eine löbliche Thaten, ſo ſucht der Andere, nicht ihn durch Schmeicheley von ſich ſelbſt einzunehmen, ſondern vielmehr ihn darauf bedacht zu machen, daß er das Gute, was er thut, mit der beſten Abſicht verrichte, um ſein Verdienſt vor Gott nicht zu verlieren. Wird der

Eine in Erfüllung ſeiner Pflichten etwas nachläßig, verliert er ſeinen erſten Muth, ſo erinnert ihn der Andere, und flößet ihm neue Standhaftigkeit ein. Wird der Eine beleidiget, ſo nimmt zwar der Andere Theil daran, doch ſo, daß er ihn nicht wider ſeinen Feind aufhetzet und zur Rache auffodert, gleichwie es oft zu geſchehen pflegt; ſondern ihm vielmehr ſeine Wunde ſanft zu verbinden, ihn zu beruhigen ſucht. — Begegnet dem Einen ein Glück, ſo preiſet der Andere mit ihm den Geber alles Guten. Begegnet ihm hingegen etwas Leids, ſo ſucht ihn der Andere zu tröſten, doch mit keinen geringeren Troſtgründen, als ſolchen, die ihn auf die alles zum Beſten des Menſchen anordnende Vorſehung aufmerkſam machen. Auch ihre gewöhnlichen Beſuche und Geſpräche ſind immer ſo beſchaffen, daß, wenn ſie aus einander gehen, keiner davon ſich Gewiſſensvorwürfe machen könne, ſondern ein jeder vielmehr ſich in etwas erbauet und gebeſſert fühle, und munterer zu ſeinen Geſchäften, zufriedener mit ſeinem Stande, entſchloſſener ſeine Beſchwerniſſe zu ertragen, davongehe. Und dieß iſt erhabene, dieß iſt wahre Freundſchaft. Solche Bündniſſe laßt uns unter einander errichten: denn dieß ſind diejenigen, woran Gott ſein Wohlgefallen hat, die jeden gutgeſinnten Menſchen erfreuen müſſen, die uns ſelbſt wahre, weſentliche Vortheile verſchaffen. Dieß ſind Freundſchaften, von denen man ſich ewige Dauer verſprechen kann, und deren Band mit dem Fortlaufe der Zeit um ſo feſter wird, je beſſer, je tugendhafter die miteinander verbundenen Freunde werden. Solche Bündniſſe laßt uns errichten: denn es wird uns nie gereuen, ſie errichtet zu

haben; und auf dem Todsbette noch werden wir uns mit Freuden an ſolche Freunde erinnern. Solche Freundſchaften laßt uns errichten: denn ſie vertragen ſich nicht nur allein mit dem Chriſtenthume, ſondern befördern auch dasſelbe. Möchte es doch nur mehrere Beyſpiele von Freundſchaften dieſer Art geben, und möchten doch nicht unter denen, welche wirklich vorhanden ſind, die meiſten, wo nicht böſe, doch wenigſtens unnütz und zwecklos ſeyn! Doch — eines mag uns für viele andere dienen. Es iſt das Beyſpiel der Freundſchaft zwiſchen Maria und Eliſabeth.

Zweyter Theil.

Dieſe Freundſchaft war in der That eine ihrer Entſtehung nach reine, eine ihren Verrichtungen nach thätige, und ihrem Zwecke nach erhabene Freundſchaft.

Die Freundſchaft Mariä gegen Eliſabeth gründete ſich urſprünglich auf Verwandſchaft: denn ſie war eine Baaſe von ihr.... Nicht alle Verwandte ſind auch Freunde. Es herrſcht unter Verwandten oft die ärgerlichſte Mishelligkeit, und diejenigen ſind oft den Gemüthern nach am meiſten voneinander getrennt, die dem Fleiſche und Blute nach am nächſten verwandt ſind. Die Freundſchaft Mariä iſt mithin ſchon aus dieſem Grunde lobenswürdig, weil ſie ſich zum Theil auf Verwandtſchaft gründete. Auch Bande der Natur ſind ehrwürdig, und es iſt zweifelsohn der Wille Gottes, daß diejenigen, die er ſchon dem Fleiſche nach mit-

einander verbunden hat, auch gegen einander dienſtfertiger und vertraulicher, an Freuden und Leiden wechſelſeitig theilnehmender, und auch für das Seelenheil ſorgfältiger — mit einem Worte Freunde ſeyn ſollen. — Indeſſen geſtehe ich, daß Verwandtſchaft weder der einzige, noch auch allemal zulängliche Grund zur Freundſchaft iſt, weil es oft geſchehen kann, daß man die dazu erforderlichen Eigenſchaften gerade an Anverwandten nicht, wohl aber an Anderen antreffe; und Maria ſelbſt würde ihre Baaſe Eliſabeth nicht einer ſo innigen Freundſchaft gewürdiget, noch ſich entſchloſſen haben, beynahe drey Monate lang ſich bey ihr aufzuhalten, wenn ſie nicht dem Geiſte nach eben ſo nah, als dem Fleiſche nach mit ihr wäre verwandt geweſen: ich will ſagen, wenn ſie nicht an ihr wahrhaft liebenswürdige Eigenſchaften und Tugenden wahrgenommen hätte. Eliſabeth war, wie ihr der heil. Text ſelbſt das Zeugniß ertheilte, gerecht vor Gott, ſie wandelte in allen Gebothen und Satzungen des Herrn ohne Tadel, ſie war mit den heiligen Büchern innigſt vertraut, ſie wartete ſehnſuchtsvoll auf die Erlöſung Iſraels, und ihre Freude war es, ſich entweder im ſtillen Gebethe mit Gott, oder in erbaulichen Geſprächen mit tugendhaften Menſchen zu unterhalten. Sie war bereits in Tugendübung ergraut, in geiſtlichen Erfahrungen geübt, durch Leiden geprüft. Was konnte man ſich in ihrem Umgange anderſt, als die lehrreichſten Unterhaltungen verſprechen? Dieß war der vorzüglichſte Grund der Freundſchaft, welche Mariam mit Eliſabeth verband, und die eben deswegen ihrer Entſtehung nach die reinſte war. Sie

Sie war aber auch ihren Verrichtungen nach die thätigſte. Sobald Maria von dem Engel die Nachricht empfangen hatte, daß Eliſabeth mit einem Sohne geſegnet ſey, lebte ſie vor Freude auf, und ſo ſehr es ſie zeither geſchmerzet hatte, daß ihre tugendhafte Baaſe wegen ihrer Unfruchtbarkeit ein Gegenſtand der unverdienteſten Verachtung war, ſo ſehr war ſie gerührt, daß Gott dieſe ihre Verwandtin der Schmache entriſſen hatte. Hiemit aber ſezte ſie ihrer Freundſchaft noch keine Gränzen, ſondern ſie machte ſich eilends auf, und bereißte die Gebürge, die ſie voneinander trennten, um Eliſabeth zu beſuchen, zu grüßen, und ihr zu der von Gott empfangenen Wohlthat vom Herzen Glück zu wünſchen. Dieß war gewiß ein unverkennbares Merkmal thätiger Freundſchaft. Maria hatte von der Eliſabeth ſelbſt noch keine Nachricht empfangen, ſondern ſie kam ihr ſelbſt zuvor: Es war ihr auch nicht genug, ſie nur durch einen Dritten grüßen zu laſſen; ſondern ſie ſcheute weder die Beſchwerniſſe der Reiſe, noch die Gefahren des Gebürges, um nur ihre beglückte Baaſe mit eigenen Augen zu ſehen, und ihr ihre theilnehmende Freude in eigener Perſon bezeigen zu können. Die Eilfertigkeit, welche uns der heil. Text beſchreibet, mit welcher Maria aufſtund, und ſich auf die Reiſe begab, zeigt uns ſchon zum Genügen den unaufhaltbaren Trieb von Freundſchaft an, der ſie beſeelte, und der ſie nicht einen Augenblick mehr ruhen ließ, bis ſie die Pflicht ihrer Theilnehmung erfüllet hätte. **Maria ſtund auf, und gieng eilends über das Gebürg in die Stadt Juda.** Es iſt zudem ſehr wahrſcheinlich, wie der ehrwürdige Beda meynt,

daß Maria noch dazu in der Abſicht kam, um ihrer betagten Baaſe in den Umſtänden ihrer Schwangerſchaft, wo man gemeiniglich einer vertrauten Perſon nöthig hat, beyzuſtehen, an die Hand zu gehen, und ihr einen Theil ihrer häuslichen Laſten abzunehmen. — Nicht minder warm und theilnehmend war die Freundſchaft der Eliſabeth gegen Mariam. Ihre Freude über den Beſuch dieſer beglückten Mutter des Heilandes war ſo groß, daß ſie ſelbſt auf das Kind in ihrem Leibe einfloß, und es in eine frohlockende Bewegung ſetzte. **Da ſie den Gruß Mariä hörte, ſprang das Kind in ihrem Leibe auf.** Gegen Maria aber hegte ſie in Anſehung ihrer Mutterwürde ſo viel Verehrung, daß ſie ſich für unwürdig ſchätzte, von ihr beſucht zu werden. **Wie widerfährt mir die Ehre, ſprach ſie, daß die Mutter meines Herrn zu mir kömmt?** Freundſchaft wird unter den Kindern dieſer Welt nicht ſelten durch Ehrgeitz geſtört. Es iſt oft mehr nicht nöthig, damit ein Freund gegen den anderen kälter zu werden anfange, als daß dieſer über ihn erhöhet werde. Dem Stolzen fällt es ſchwer, Anderen eine Ehre zu erweiſen, die er ſelbſt zu verdienen glaubt: daher entfernt er ſich oft von dem Augenblicke an von ſeinem Freunde, als er ihm Ehre erweiſen muß, nur um ſich die Ueberwindung zu erſparen. Allein Eliſabeth, ob ſie gleich ſowohl wegen ihres grauen Alters, als wegen der Prieſterwürde ihres Gemahls von einer jungen Perſon zuvorkommende Ehre erwarten konnte, demüthigte ſich dennoch mit Freuden vor Maria, eben darum, weil ſie ihr zu ihrer Erhöhung von ganzem Herzen Glück wünſchte. Dieß iſt wahre Freundſchaft, die

dem

dem Wohl des Freundes ſelbſt die ungeſtümmen Forderungen des Eigennutzes und der Eigenliebe aufopfert.

Und welches war denn endlich der letzte Zweck der Freundſchaft zwiſchen Maria und Eliſabeth? Es war kein geringerer, als Verherrlichung Gottes und wechſelſeitige Bekräftigung in der Tugend. Dieß erhellet zu Genügen aus den Unterredungen, die ſie miteinander hielten. Die erſte Anrede der Eliſabeth war dieſe: **Gebenedeyt biſt du unter den Weibern, und gebenedeyt iſt die Frucht deines Leibes.** Mit dieſen Worten drückte ſie theils ihre Verehrung gegen Maria aus, theils benedeyte ſie den Sohn Mariä, als den Heiland der Welt: ſie gab ihren Glauben an ihn, und ihre Zuverſicht auf ſeine Erlöſung zu erkennen, und ihre Erwartung, daß es bald in Erfüllung gehe, was von ihm geſchrieben ſtund: **In ihm werden alle Zünfte der Erde geſegnet werden.** Sie lobte Gott und dankte ihm für ſeine unendliche Güte, daß er das Werk der Erlöſung näher gebracht hatte. — **Selig,** ſprach ſie ferner, **biſt du, die du geglaubt haſt. Es wird an dir in Erfüllung gehen, was dir von dem Herrn iſt geſagt worden.** Kinder dieſer Welt ſprechen einander nur immer ſelig, um zeitlicher Vortheile und natürlicher Vorzüge wegen; und die Folge ihrer Lobſprüche iſt gemeiniglich dieſe, daß ſie einander Stolz und Anhänglichkeit an das Irrdiſche einflößen. Allein Eliſabeth ſprach Mariam um ihres Glaubens willen ſelig, und indem ſie ihr vorſagte, daß alles, was ihr von Gott iſt geſagt worden, in Erfüllung gehen werde, ſo hatte ſie keine andere Abſicht dabey, als den Glauben Mariä

noch mehr zu befeſtigen. — Dagegen ſtimmte Maria ihr herrliches Loblied an, deſſen ganzer Innhalt war erhabenes Lob Gottes, Erzählung ſeiner Wunderwerke, ſeiner Erbarmungen, ſeiner gerechten Verhängniſſe — und Empfehlung der ſchönſten Tugenden — der frohlockenden Zufriedenheit in Gott, der Demuth, der ſteifſten Zuverſicht auf göttliche Verheißungen. Dieß waren die Auftritte, die Unterredungen zwiſchen Maria und Eliſabeth in den erſten Augenblicken ihrer Zuſammenkunft. Wenn aber dieſes in den erſten Augenblicken geſchah, was wird nicht während der drey Monate lang, da ſich Maria bey der Eliſabeth aufhielt, geſchehen ſeyn, welches wird der Gegenſtand ihrer Geſpräche geweſen ſeyn, als Gott, ſeine Allmacht, ſeine Erbarmung, ſeine Vorſehung und die herannahende Erlöſung? Welches wird die Frucht ihrer Unterhaltungen geweſen ſeyn, als daß ſie im Glauben, Hoffnung und Liebe neu geſtärkt von einander giengen? Dieß nenne ich erhabene Freundſchaft! Dieſe laſſet uns zum Muſter wählen. Laſſet uns vorzüglich jene zu Freunde wählen, oder wenigſtens unter unſeren Freunden demjenigen unſer erſtes Vertrauen ſchenken, die in der Tugend gegründet, und durch Leiden geprüft ſind; von denen man ſagen kann: Sie wandeln in allen Gebothen und Satzungen des Herrn ohne Tadel. Laßt uns gegen einander thätige Liebe beweiſen, einander mit Freundſchaftsproben zuvorkommen. Laßt uns keine Beſchwerniſſe und Aufopferungen ſcheuen. Laßt uns wie Maria eilends über Gebürge ſteigen, wenn es in unſeren Kräften ſteht, jemand ein Liebswerk beweiſen zu können. Laßt uns aber forderſamſt den

Haupt-

Hauptzweck der Freundſchaft nicht vergeſſen, der darinn beſteht, daß wir einander im Guten und in der Tugend ſtärken, und einander immer näher zu Gott führen. Was helfen uns doch alle Freundſchaften, wenn Gott nicht unſer Freund iſt? Was helfen uns alle Verbindungen, wenn Gott nicht das letzte Ziel und End davon iſt? Kann uns ein Freund auch nur zeitlich glücklich machen, wenn Gott unſere Abſichten nicht ſegnet? Kann uns ein Freund wahren Troſt und innwendige Geiſtesruhe verſchaffen, wenn Gott nicht mit uns iſt? Kann uns der Umgang eines Freundes wahrhaft ergötzen, wenn uns unſer Gewiſſen ſagt: Du haſt Gott zum Feinde. Mit einem Worte: Gott iſt die Quelle aller Glückſeligkeit. Was nicht auf dieſen Mittelpunkt hinweiſet, kann nicht zur Glückſeligkeit führen. Fort mit Freundſchaften, die nichts anders zum Zwecke haben, als gemeinſchaftliche Luſtbarkeiten und herumlaufende Zuſammenkünfte, von denen man ſagen muß, was ehemals ein gewiſſer heydniſcher Weltweiſe ſagte: So oft ich unter Menſchen war, bin ich ſchlimmer zurückgekommen. Nein! Beſſerung, Erhöhung unſerer Tugend muß allemal der Zweck der Verbindungen ſeyn, die wir mit Menſchen eingehen. Und wie? iſt es denn nicht unſer einzige Wunſch, unter die Zahl der Auserwählten zu gehören? Verlangen wir nicht Bürger des Himmels einſt zu werden? Da werden wir aber nur lauter ſolche Freunde haben, die auch Freunde Gottes ſind. Laſſet uns alſo auch itzt viel lieber mit beſſeren Menſchen Freundſchaften errichten, und zwar ſolche Freundſchaften, die etwas dazu beytragen können, daß auch wir

beſſere Menſchen werden. Wir leben zwar itzt noch auf der Erde, und da können wir weder mit lauter himmliſchen Menſchen umgehen, noch von lauter himmliſchen Dingen reden; doch muß ſich unſer Umgang ſeiner Vollkommenheit ſoviel nähern, als nur möglich; damit wir mit Paulus ſagen können: **Unſer Wandel iſt im Himmel.** Mit einem Worte: Unſer letztes Ziel und End muß uns, wenn wir weiſe ſeyn wollen, ſtäts vor Augen ſchweben, und dieſe Rückſicht muß alle unſere Begierden, Wünſche, Handlungen, Unternehmungen, Verbindungen, Freundſchaften ordnen. Selig iſt der Menſch, der nie vergißt, daß dieſes Leben mit alle ſeinen Gütern, Freundſchaften und Verbindungen vergänglich ſey, und daß ein beſſeres Leben auf ihn warte. —

Auf das Feſt des heil. Kayſers Heinrich.

Domine, quinque talenta tradidiſti mihi: Ecce alia quinque ſuperlucratus ſum.

Herr, fünf Talente haſt du mir anvertraut: Siehe die fünf andere, die ich dazu gewonnen habe. Matth. 18, 20.

Dieſe Anrede, welche der Heiland in einer Parabel den treuen Knecht an ſeinen Hausvater halten läßt, iſt die eigentliche Sprache, die alle Frommen und Diener Gottes führen müſſen. Was ſie immer Löbliches gethan, was ſie Großes unternommen und ausgeführet haben, dieß müſſen ſie Gott verdanken, der ihnen mit ſeiner Gnade zuvorgekommen iſt, der ihnen größere

größere und mehrere Talente, als Anderen, verliehen hat. Ihre Werke und Tugenden ſind nichts anders, als Früchte dieſer Gnaden, Einkünſte von dieſen Talenten, die ſie durch ihren Fleiß und durch ihre treue Haushaltung errungen haben. **Herr, fünf Talente haſt du mir übergeben**, ſprach jener treue Knecht, als wollte er ſagen: Ich ſelbſt war arm; und hätteſt du mir die Schätze deines Reichthumes nicht anvertraut, ſo würde ich mit aller Mühe und ſaurem Schweiße Nichts gewonnen haben: Nun aber da deine Güte mich unterſtützet, und in Stand geſetzt hat, ein Gewerb zu treiben, ſo überbringe ich dir fünf andere Talente, die ich dazu gewonnen habe. Sie ſind aber eigentlich nicht mein, weil es Einkünfte deiner Güter ſind; und ich habe keinen anderen Antheil daran, als daß ich die Schuldigkeit eines Knechtes erfüllet habe. Und nochmal Dank ſey dir, mein Herr! daß du nicht nur allein gütig, ſondern ganz freygebig in deiner Ausſpändung gegen mich warſt, daß du mich deinen übrigen Knechten vorgezogen, und da du ihnen nur zwey Talente, oder nur eines gabſt, mir hingegen fünfe verliehen, und mich in Stand geſetzet haſt, mehr Gutes zu thun, mehr Verdienſte zu ſammeln. So ſprach der treue Knecht. Und ſo müſſen alle Heilige ſprechen. Dieß muß der Innhalt des Lobes und der Dankſagung ſeyn, womit ſie Gott in alle Ewigkeit preißen.

Aber auch wir, wenn wir den Heiligen ihr verdientes Lob ſprechen wollen, müſſen nothwendig auf das, was Gott für ſie gethan, und wodurch er ſie in den

Stand geſeßt hat, Heilige zu werden, was er ihnen für beſondere Gnaden verliehen, was er ihnen für Gelegenheiten, Gutes zu thun, an die Hand gegeben hat, Rückſicht nehmen. Das Lob der Heiligen muß auf Gott zurückgehen, nach dem, was David geſprochen: **Lobet den Herrn in ſeinen Heiligen.** Ihre Treue gegen ihn iſt im Grunde Nichts anders, als ein Beweiß ſeiner Güte gegen ſie. Wir müſſen nicht denken, daß ſie aus ſich ſelbſt mehr vermöget hätten, als wir. Nein! ihr ganzes Vermögen war, ſo wie das unſerige, aus Gott; und wenn ſie mehr Verdienſte, als andere Menſchen geſammelt, wenn ſie heldenmüthigere Tugenden ausgeübet haben, ſo war die Grundurſache davon keine andere, als weil ihnen der Herr fünf Talente, d. i. vorzügliche Gnaden verliehen hat. Wenn wir aber Gott die erſte Ehre gegeben haben, ſo müſſen wir alsdenn auch den Heiligen ihr Recht widerfahren laſſen. Wir müſſen ſagen, daß ſie treue Knechte ihres Herrn waren, und nach dem Maaße, als ſie von Gott in Ausſpändung der Gnade Anderen ſind vorgezogen worden, auch durch pünktlichere Treue und durch unermüdete Fortſchritte in der Tugend ſich ausgezeichnet haben.

Auf ſolche Art will ich zu Werke gehen, da ich eben dem heil. Kayſer Heinrich, deſſen Feſt wir feyern, das Lob zu ſprechen habe. Ich will zeigen, daß Gott dem heil. Heinrich fünf Talente gegeben, Heinrich aber fünf andere dazu gewonnen habe. Klärer: Gott hat dem heil. Kayſer vorzügliche Gnaden und Beförderungsmittel zur Heiligkeit verliehen: 1. Th. Heinrich hat ſie treulich

treulich angewendet, und zum ſtäten Fortgange ſeiner Heiligkeit benutzet. 2. Th.

Erſter Theil.

Unzählig ſind die Gnaden, die der Menſch von Gott empfängt. So wenig die Augenblicke der Zeit zu berechnen ſind, ſo unmöglich iſt es die Zahl der Wohlthaten und Gnaden zu beſtimmen, die uns unaufhörlich von Gott zufließen. Wer will alle die geheimen Einſprechungen angeben, womit Gott uns zu Herzen redet? Wer will den Wegen nachſchreiten, die ſeine Vorſicht geht, das Beſte des Menſchen zu beſorgen? Mit einem Worte, da die Ausſpändung der Gnade ein Geheimniß Gottes iſt, wer will es wagen, dasſelbe zu erforſchen? Indeſſen ſind unter den manchfachen Gnaden Gottes immer einige beſonders merkbar; da man ſagen kann: Hier hat Gott dieſem oder jenem Menſchen eine beſondere Gunſt erwieſen; er hat ihm offenbar etwas vor Anderen vorausgegeben. Hieher ſind die beſonderen Gemüthseigenſchaften zu rechnen, die jemand von Natur empfängt — die gute Erziehung, die ihm zu Theil wird — die glückliche Verbindung mit tugendhaften Menſchen — der Stand, worein jemand verſetzet wird, und der ihm beſondere Gelegenheiten, Gutes zu thun, darbietet — endlich noch andere Begebenheiten des Lebens mehr, die eine gewiſſe Kraft haben, den Menſchen zum Gutesthun mehr zu ermuntern. Lauter vorzügliche Gnaden, weil dadurch entweder die Anlage zur Tugend dem Menſchen ſchon an-

gebohren, oder die beſten Grundſätze derſelben in den kritiſchen Jahren, die gemeiniglich den Ausſchlag für die Zukunft geben, beygebracht, oder ein gewiſſer Wetteifer zum Gutesthun erweckt, oder das Feld zu rühmlichen Thaten erweitert, oder der Vortheil der Tugend in dieſem Leben ſchon bewieſen, mithin eben deswegen der Muth zur Fortſetzung und Vervollkommung derſelben geſtärket wird.

Nun ſage ich: Dieſe vorzügliche Gnaden hat Heinrich von Gott empfangen. Der Herr hat ihm fünf Talente gegeben. Erſtlich hatte er beſonders glückliche Gemüthsgaben von Gott erhalten. Man muß eben nicht denken, als wären die glücklicheren Gemüthseigenſchaften allemal die unfehlbaren Vorbothen der Tugend. Sie können auch ausarten, und man hat nicht nur ein Beyſpiel ſchon erlebt, da ſie wirklich ausgeartet ſind. Doch gehört es mit zu den Anſtalten der Vorſehung, daß ſie die Natur desjenigen Menſchen, mit dem ſie beſondere Abſichten vorhat, auch reichlicher begabet, und gleichſam den Stof, den ſie durch die Gnade bearbeiten will, ſchon veredlet. Dieß geſchah wirklich an dem heiligen Heinrich. Er konnte eben daſſelbe Zeugniß von ſich ablegen, welches der weiſe König Salomon von ſich ablegte: **Ich war ein Kind von guter Art, und habe eine gute Seele empfangen.** (Weish. 8.) Er beſaß einen großen Geiſt, der ſchon in den Jugendjahren weitausſehende Fähigkeiten verrieth, einen Geiſt, der zu einer erhabenen Denkungsart geſtimmt war, und bald den Kinderſpielen abgeneigt, in würdigeren Beſchäſt-

ſchäftigungen ſeine Luſt fand — dabey noch eine Lenkbarkeit des Gemüthes, die ihn aller guten Eindrücke empfänglich machte, und beſonders ein gutes, empfindſames Herz, welches nur auf die rechten Gegenſtände hingelenket werden dorfte, um auf eine edle und großmüthige Art tugendhaft zu ſeyn. Dieſes waren die Eigenſchaften des jungen Heinrichs, die in ſeiner Jugendblüthe ſchon jedem Gutgeſinnten die beſte Hoffnung von ihm erweckten — Nun kam es nur darauf an, daß er auch in ſolche Hände gerieth, die ſeiner zarten und empfänglichen Seele gute Eindrücke beybrächten; auf eine gute Erziehung kam es an. Erziehung giebt gewöhnlich den Ausſchlag für das ganze Leben. Dadurch werden den Gemüthern die erſten Grundſätze eingepflanzet, die, ſie ſeyen gut oder böſe, hernach ſchwerlich zu vertilgen ſind. So treu das Gedächtniß der Jugend iſt, ſo unauslöſchlich ſind die Geſinnungen, die ihnen zu dieſer Zeit beygebracht werden. Immer leben ſie hernach wieder auf, und ſtellen ſich dem Gemüthe dar, wenn ſich eine Gelegenheit ereignet, ſie in Ausübung zu bringen. Eben darum muß man eine gute Erziehung, und das Glück, in die Hände eines tüchtigen Lehrers gerathen zu ſeyn, unter die vorzüglicheren Gnaden Gottes rechnen. Und, o wie glücklich war in dieſem Stücke unſer heil. Heinrich? Wie ſorgte die Fürſehung für ihn? Ehmals hatte Gott über den hoffnungsvollen Prinzen Salomon, den er als einen Beförderer des Gottesdienſtes in Iſrael auserſehen hatte, auch einen der frömmſten Propheten ſelbiger Zeit, den Nathan aufgeſtellet, der ihm frühzeitig den Eifer für

die

die göttliche Ehre einflößen, und ihm eröfnen ſollte, daß er ein von Gott geliebtes und zu höheren Abſichten beſtimmtes Kind ſey. (2. B. Kön. 12. K. 25. V.) Auf gleiche Art hat er den heil. Henrich einem der frömmſten Biſchöfe ſelbiger Zeit dem heil. Wolfgang in die Hände gegeben, der die Aufſicht über ſeine Erziehung haben ſollte. Dieſer fromme Vorſteher der Kirche ſah aus höheren Eingebungen ſchon damals den Beruf ſeines erhabenen Zöglings voraus, er pflegte den Kleinen nur gewöhnlich Kayſer zu nennen: dabey aber ſäumte er nicht, ihm Anleitung zur wahren Heiligkeit zu geben, ihm Grundſätze der Gottesfurcht einzuflöſen, und ſeinen Eifer für die Ehre der heil. Religion zu entflammen. Oft erzählte er ihm die Beyſpiele ſeiner frommen Vorfahren, was ſie zum Beſten der Kirche gethan haben: oft ſtellte er ihm die Angelegenheiten der Kirche vor, oder das Unglück der Länder, die noch in den Schatten des Todes ſeufzten: er machte auf ſolche Art das Gefühl dieſes jungen Herzogs rege, und ſprach bey dieſer Gelegenheit zu ihm: "Wenn Sie einſt Regent werden ſollten, mein Prinz, ſo müſſen Sie ſich angelegen ſeyn laſſen, die chriſtliche Religion zu verbreiten: Sie müſſen die Kirche Gottes durch die Macht ihrer Waffen ſchützen, Sie müſſen den Dienſt Gottes und die Zierde ſeiner Tempel beförderen, beſonders aber müſſen Sie ihrem untergebenen Volke durch gute Beyſpiele und durch ausgezeichnete Frömmigkeit voranleuchten." So ſprach dieſer gottſelige Mann zu Heinrich: und was muſte nicht dieſes Zureden für Eindrücke bey ihm machen, da er ohnedem ein edles Herz beſaß, da er den h. Wolfgang

wie

wie ſeinen Vater liebte, ihn als einen Heiligen verehrte; da er ihn von dem unweit Regensburg gelegenen Schloſſe Abach ſeinem Geburtsorte gewöhnlich beſuchte, oder von ihm beſucht ward. Welch ein Glück für Heinrich, daß er in ſolche Hände gerieth, daß er einen ſolchen Lehrmeiſter fand! Was konnte er wohl in der Schule eines Heiligen und bey dem nahen Umgange mit ihm anderſt ſehen, als Gutes, anderſt lernen, als Gutes? Und dieſes, ſage ich, war die zweyte merkwürdige Gnade, die Heinrich von Gott empfieng — nebſt ſeinen vortrefflichen Gemüthseigenſchaften — eine ganz heilige Erziehung.

So wie er aber in Jahren zunahm, ſo verdoppelte Gott ſeine Gnade gegen ihn. Heinrich war ein Kind von guter Art. Er genoß einer trefflichen Erziehung. Er ſollte aber auch forthin im Guten geſtärkt, und immer zu höherer Vollkommenheit der Tugend aufgemuntert werden. Wenn gleich bey einer wachſamen Erziehung die gefährlichſte Zeit des menſchlichen Alters überſtanden und der Grund zu einem rühmlichen Mannsalter gelegt iſt, ſo ſind doch die übrigen Lebenszeiten nicht von Gefahren frey. Wie oft geſchieht es, daß die unglückliche Auswahl eines übelgeſitteten Freundes, oder einer von der Eitelkeit der Welt ganz eingenommenen Freundinn ein unſchuldig und gottſeliges Herz verkehrt, und die beſten Anſtalten der jugendlichen Erziehung vereitelt? Was vermögen nicht, um alles andere zu übergehen, die Schmeicheleyen oder die dreiſten Forderungen einer eitlen Ehegattinn, die thörichter Weiſe von ihrem

Manne verlangt, daß er ihr mehr, als Gott zu gefallen ſuche, und vielleicht ſeine ganze Denkungsart den Reitzen ihrer Geſtalt zum Opfer bringe? Es giebt nicht gar viele Daviden, die das Herz faſſen, einer höhniſchen Michol, die an herablaſſenden Beweiſen der Gottſeligkeit keinen Geſchmack findet, die Erklärung zu thun, daß ſie ein für allemal entſchloſſen wären, in Betreff des Gottesdienſtes nicht auf das Urtheil der Welt zu achten. Immer iſt es ein Glück und eine Gnade Gottes, wenn ein tugendhafter Jüngling eine Gattinn findet, die eben ſo gottſelig und tugendhaft, wie er, iſt. Und dieſes Glück war abermal unſerem heil. Heinrich beſchieden. Iſt es wohl nöthig, daß ich ſie nenne, ſeine heilige Gattinn? Lebt nicht ohnedem ihr Name in dem Andenken der Innwohner Bambergs? Kunegund, dieſe mit eben ſo guten Gemüthseigenſchaften begabte, eben ſo ſorgfältig erzogene Tochter Sigeberts, dieſe war es, mit der ſich Heinrich vermählte, die ihm von Gott geſchenkt war. Welch eine kräftige Aufmunterung zur Heiligkeit war dieſes glückliche Bündniß für ihn! Eine Gattinn zur Seite haben, die ihre einzige Luſt am Gebethe und geiſtlichen Uebungen fand, die Geiſt genug hatte, ihn mit erbaulichen Geſprächen zu unterhalten, die zu allen frommen Unternehmungen mit ihm einverſtanden war, die ein Herz voll des zärtlichſten Mitleidens gegen die Armen hegte, die, ſelbſt da ſie in den Eheſtand getretten war, die Liebe zur Jungfrauſchaft nicht ablegte, ein ſolches Muſter der Tugend ſtäts vor Augen haben, welch eine Nahrung für die Tugend Heinrichs! welch ausnehmende Gnade Gottes! Wenn andere Menſchen

manch-

manchmal allen ihren Geiſtesvorrath zuſammenzufaſſen nöthig haben, um den zudringenden Aergerniſſen, die ihnen vor Augen liegen, ſtandhaften Widerſtand zu leiſten, ſo hatte dagegen Heinrich ein lebendiges Muſter der Vollkommenheit vor ſich, welches ihm ſeine guten Grundſätze unvergeßlich machte. Chriſtliche Ehegatten müſſen das Zeugniß geben, was die Eintracht der Herzen für ein mächtiges Beförderungsmittel der Tugend ſey. Aber auch jene, die in ihrer Auswahl unglücklich waren, die müſſen einbekennen, vielleicht mit Thränen einbekennen, welche Steine des Anſtoßes, welche Hinderniſſe der Tugend ſie in ihrem Stande antreffen, wo zwar die Hände gebunden, aber die Gemüther getheilt ſind. Dieſe, wie jene, müſſen Zeugniß geben, daß Einigkeit der Gemüther im Eheſtande, gleich zur Tugend geſtimmt, ein Geſchenk Gottes, ein Werk ſeiner allregierenden Vorſehung ſey: Und ſagt nicht auch die göttliche Schrift: Wer ein gutes Weib findet, der hat ein Gut gefunden? Wo iſt aber je ein Gut, welches nicht von dem Vater der Lichter herabſteigt? Unſtreitig war es eine Gnade Gottes, daß ein ſo tugendhafter Prinz, wie Heinrich war, eine eben ſo tugendhafte Prinzeſſinn fand, wie Kunegund war.

Da nun Heinrich mit ſo vielen Anlagen zur Tugend von der Schöpferhand begabt, durch eine vortreffliche Erziehung gebildet, mit einer frommen Gattinn, die ihm zu allen edlen Unternehmungen Muth machte, vermählt war; ſo war weiter nichts übrig, als daß ihm Gott ein weites Feld öffnete, ſeine Tugend leuchten zu laſſen. Und

 dieß

dieß geſchah auch. Heinrich ward nach Abſterben Otto des dritten ohne Thronerben, Kayſer. Er iſt es zwar durch die Wahlſtimmen der deutſchen Fürſten geworden; allein da dieſes der erſte Fall einer Kayſerwahl geweſen iſt, da Heinrich ſo viele Mitwerber um die Krone hatte, die insgeſammt mit den Ottonen verwandt waren; ſo war es immer zu verwundern, daß die Vereinigung der deutſchen Nation ſo bald zu Stand kam, und daß Heinrich ohne Widerſprüche von auswärtigen Mächten, ohne weiteren Blutvergießungen, endlich ſelbſt mit Zufriedenheit ſeiner Widerſager ruhig die Krone empfieng. Sichtbar waltete hiebey die unſichtbare Hand der göttlichen Vorſehung, die für ihn die Kayſerwürde auserſehen, und ihn erwählet hatte, ehe ihn die Fürſten wählten. Welches war aber die Abſicht des göttlichen Rathſchluſſes? Keine andere, als daß Heinrich Gelegenheit haben möchte, ſeine von Jugend an gelernte guten Grundſätze in Ausübung zu bringen, ſeine Fürſtentalente anzuwenden, den Eifer ſeiner Tugend zu erproben. Es fehlte ihm nun weder an Macht und Anſehen, noch an Reichthum, noch an Gegenſtänden, die ſeinen Eifer beſchäftigten. Wo er immer hinſah, da fand er aufzubauen, einzurichten, zu ergänzen, zu verbeſſern. Da ſah er die rebelliſchen Slaven, die ſich zugleich von dem Reiche und von der Kirche trennten, die Tempel des Herrn niederwarfen, und ihre Hände in dem Blute der Prieſter wuſchen; hier zugrundgerichtete Bißthümer; dort Abteyen, in welchen die Kloſterzucht merklich nachgelaſſen hatte, als Fuld und Korbey — ſein eigenes Bamberg lange nicht nach dem Bedürfniſſe ſeiner Unterthanen

en in geiſtlichen Dingen verſorgt; an vielen anderen Ort- en ausgeraubte oder eingeſtürzte Kirchen, über die ſich kein Aug erbarmte, Mangel der Prieſter und Arbeiter im Weinberge des Herrn — in der Ferne ganze Länder noch von Finſterniſſen des Unglaubens umhüllt. Lauter Gegenſtände, die auf die Regierung Heinrichs aufbehalt- en waren, um ſeinen Eifer zu beſchäftigen. Wie viel konnte er da Gutes thun, wie viel Böſes abſtellen, wie vielen Unterdrückten Recht verſchaffen, wie viele Gegen- den beglücken, wie viele Seelen retten? Fürwahr ein koſtbares Talent hat ihm der Herr anvertraut, da er ihm den Reichszepter in die Hände gab, da er ihn zum Be- herrſcher des Erdbodens, und zum Beſchützer ſeiner Kirche aufſtellte. So häufig die Gegenſtände waren, die ſeinem Eifer begegneten, ſo weit ausſehend und wich- tig das Gute war, welches er ſtiften, ſo zahlreich das Volk, über welches er Glück verbreiten konnte, und ſo groß ſeine Macht, alle ſeine Unternehmungen auszu- führen; ſo groß und ſo fruchtbar war die Gnade, die ihm Gott mit der Käyſerwürde zugetheilet hatte.

Wenn man endlich noch den Segen, der während ſeiner Regierung alle ſeine Unternehmungen begleitete, das Kriegsglück, welches bey alle ſeiner Unbeſtändigkeit ihm ſtäts getreu war, die wunderbaren Eroberungen, die er bey der Ueberlegenheit des feindlichen Kriegheeres zu ſeiner eigenen Verwunderung machte, den erwünſcht- en Erfolg, die gute Wendung, die ein oder das andere auch unangenehme Ereigniß endlich zu ſeinem Vortheile nahm, den Vorrath an Schätzen und Reichthümern,

der bey ſeinen immerwährenden Auslagen ganz unerſchöpflich war, mit in die Rechnung bringt, ſo muß man ſagen: Heinrich war ein ungemein beglückter Regent, die Hand des Herrn war mit ihm, ſie warf ihm Gnaden in der Völle zu, ſie iſt nie von ſeinem Throne, nie von ſeiner Schatzkammer, nie von ſeinem Lager gewichen, ſie verband ihn auf das ängſte, und verpflichtete ihn durch lauter Wohlthaten zur treuen Verwaltung ſeiner Kayſerwürde. Mit einem Worte: Heinrich hat von Gott fünf Talente empfangen. Ihm gab die Vorſicht ausnehmende Gemüthseigenſchaften, ihm gab ſie einen heiligen Biſchof zum Aufſeher über ſeine Erziehung, ihm eine heilige Jungfrau zur Gattinn, ihm gab ſie die höchſte Würde auf dem Erdboden, und überſchüttete ihn während ſeiner ganzen Regierung mit Glück und Segen.

Nun laſſet uns auch ſehen, wie Heinrich dieſe Talente benutzet habe.

Zweyter Theil.

Ich ſagte erſtlich, Heinrich habe von Gott ein gutes und empfindſames Herz empfangen. Wie verdankte er wohl ſeinem Schöpfer dieſe Gabe? Durch ein Leben voll edler, großmüthiger Thaten, durch eine Freundlichkeit, die er ſeine Untergebene, beſonders die Armen, ja ſelbſt ſeine Feinde erfahren ließ. Ihm war die erſte der Fürſtentugenden, die Leutſeligkeit eigen, die ihn zur Freude ſeines Volkes machte. Der geringſte ſeiner Unterthanen, der gemeinſte ſeiner Soldaten hatte Zutritt zu ſeinem Throne, und Anſpruch auf ſein Herz: vor allen aber

aber die Armen und Bedrangten, die er ſchon als ein Prinz immer mit zärtlichen Mitleiden anſah, und denen er, je mächtiger er zum Wohlthun geworden iſt, je reichlichere Gaben ausſpändete. Seine Liebe gegen ſie war ſo herablaſſend und täglich, daß ſie das Vertrauen faßten, ihn nur ihren Vater zu nennen; und als ihnen mit ſeinem Tode der Zufluß ſeiner wohlthätigen Hände entgieng, ſo hörte man, wie die Geſchichtſchreiber melden, ein allgemeines Weheklagen: "Unſer Vater iſt todt". Fürwahr das beſte Zeugniß für die Güte des Herzens, das Zeugniß der Armen! Nicht nur aber den Armen, die er für ſeine Freunde anſah, und deren Gebeth er, nach einer den Heiligen ganz eigenthümlichen Denkungsart, zur Vergebung ſeiner Sünden für nöthig hielt, nicht nur dieſe, ſondern auch ſeine Feinde ließ er die Milde ſeines Karakters wahrnehmen. Er war nicht geneigt zur Rache, ſondern leicht verſöhnlich. Wo kam jemals einer ſeiner Gegner, deren er nicht wenige hatte, zu ihm, der nicht auf die erſte Abbitte Vergebung und Gnade erlanget hätte? Und wenn ſeine widerſpänſtigen Unterthanen das Herz nicht faßten, ihm unter das Angeſicht zu tretten, ſo dorften ſie nur ihre Kinder ſtatt ihrer auftretten laſſen. Die Unſchuld dieſer Kleinen, die dem heil. Kayſer ſo geliebte Unſchuld war beredſam genug, ſeinen Zorn zu ſtillen, und ihm ſogar Thränen aus ſeinen Augen zu locken. Dieſes glückliche Mittel hatten ja die Innwohner der Stadt Troja erfunden, um den kräftig gefaßten Entſchluß des heil. Kayſers, ihre Stadt zu verheeren, mit einem einzigen rührenden Auftritte zu entkräften. Ihre gewaffneten Männer waren zu ſchwach, ſeiner Kay-

ſermacht zu widerſtehen, ſo war ihnen Nichts übrig, als daß ſie ihre zarte Jugend zu ihm in's Lager ſendeten, um ſein Herz zu erobern. Heinrich ſah dieſe Unſchuld, und er war gerührt, verſöhnt, überwunden. Solche edle und großmüthige Thaten ſehe ich als die Früchte des erſten Talentes an, welches ihm der Herr gab, Früchte ſeiner Neigung gutthätig und barmherzig zu ſeyn.

Die zweyte merkwürdige Gnade, die ihm Gott verliehen hatte, war ſeine fromme Erziehung, die er unter der Aufſicht des heil. Wolfgangs genoß. Wie treu er auch dieſe benutzet habe, welche Fortſchritte er unter einer ſo vortrefflichen Anweiſung gemacht habe, dieß beweiſe ich mit einem einzigen Worte. Heinrich iſt in der Schule eines Heiligen ein Heiliger geworden. Wie aber und auf was Art iſt er es geworden? Er ſchenkte ſeinem frommen Lehrmeiſter ſein ganzes Vertrauen, er liebte ihn wie ſeinen Vater, es war ſeine einzige Freude, bey ihm und unter ſeinen Augen zu ſeyn. Begierig vernahm er ſeine Lehren, aufmerkſam beobachtete er ſein Betragen. Was er Gutes gehört, was er Gutes geſehen hatte, prägte er ſich tief ins Herz. Sein heiliger Lehrer und die Lehren deſſelben waren ihm unvergeßlich. Nach dem Ableben des gottſeligen Biſchofes noch beſuchte er öfters ſeine Grabſtätte, und erinnerte ſich mit Thränen im Auge an die Warnungen, die er von ihm empfangen hatte. Was ließ ſich nun von Grundſätzen, die von einem ſo frommen Lehrer einer ſo treuen Seele eingeprägt waren, anderſt erwarten, als die beſten Früchte? Kurz: Heinrich kannte ſchon frühzeitig die Vergänglichkeit irdiſcher

Dinge.

Dinge. Er war heldenmüthig genug, in einem hoffnungsvollen Alter, wo Andere kaum an den Tod denken, oder nur mit Schrecken und Abſcheu daran denken, ſich auf ſeine letzte Stunde zu bereiten, als ihm in einem Traume die dunkeln Worte: Nach ſechs: vor Augen ſchwebten. Und ob gleich dieſe nichts weniger, als ſeinen Tod, ſondern vielmehr ſeine Erhöhung auf den Kayſerthron bedeuteten, ſo ließ er dennoch das ernſthafte Andenken an die letzten Dinge nie aus dem Sinne. Eben dieſes verwahrte ihn gegen den Misbrauch ſeiner Größe und ſeiner Reichthümer. Die Reichthümer ſah er für nichs anders an, als für verächtliche Güter, die dem Mottenfraße ausgeſetzt ſind, und die, wie er ſich ſelbſt in ſeinen Stiftungsbriefen immer auszudrücken pflegte, keinen anderen Werth haben, als daß man durch gute Verwendung derſelben ſich unvergängliche Schätze einkaufen kann. Darum ſann er ſtäts auf Gelegenheiten, Gutes zu thun, die Ehre Gottes und das Menſchenwohl zu befördern. So brachte er ſein Leben zu. So gut wendete er die erſten Grundſätze ſeiner Erziehung an. So iſt er ein Heiliger geworden.

Als die dritte Gnade, die dem heil. Heinrich von Gott verliehen war, ſehe ich das Glück an, welches er hatte mit der heil. Kunegund bekannt und vermählet zu werden Wie viele geiſtliche Vortheile er aber aus dieſem Umgange zu ziehen wußte, kann Niemand unbekannt ſeyn, der nur ein wenig mit ſeiner Lebensgeſchichte bekannt iſt. Ich würde ſchon genug zu ſeinem Lobe geſagt haben, wenn ich nur die Eintracht rühmte, in welcher er mit ſeiner frommen

Gattinn lebte, wenn ich ſagte: Heinrich und Kunegund waren ganz zur Tugend einverſtanden, ſie munterten einander wechſelſeitig zum Guten auf, es war unter ihnen ein Herz, eine Seele; ſie waren unzertrennliche Gefährden ſo wie in ihrem Hauſe, alſo in dem Hauſe Gottes; ein Theil wie der andere war freygebig gegen die Armen. Dieß iſt jenes herrliche Beyſpiel, woran Gott nach dem Zeugniſſe des Weiſen ein beſonderes Wohlgefallen hat: **Drey Dinge ſind vor Gott und vor den Menſchen angenehm: Eintracht der Brüder, Nächſtenliebe — Mann und Weib, die eines Sinnes ſind.** O lebten nur alle Ehegatten in dieſer Eintracht! Das Chriſtenthum fodert nicht mehr. Sie könnten ſchon bey einer ſolchen Lebensart heilig werden. — Wenn ich aber von Heinrich rede, ſo muß ich noch hinzuſetzen: Er lieferte ein ſelten erhörtes Beyſpiel: er lebte nicht nur einig und friedlich und einverſtanden zur Gottſeligkeit, ſondern — jungfräulich — in dem Eheſtande. Iſt jemand, dem dieſes unglaublich vorkömmt (doch von den Bewohnern Bambergs hoffe ich es nicht) den verweiſe ich auf die Ausſage des ſterbenden Heinrichs, der auf ſeinem Todsbette die Anverwandten der heil. Kunegund rufen ließ, und ſie ihnen übergab, mit der Verſicherung, daß er ſie eben ſo unangetaſtet zurückgäbe, wie er ſie empfangen hätte. Es iſt dieſes zwar ein Zeugniß, welches er ſich ſelbſt gab; allein wer wagt es, von einem ſo frommen Kayſer zu ſagen, er ſey ein Heuchler auf ſeinem Todsbette geweſen, er, der es nie in ſeinem Leben war, und der auch nicht den mindeſten Beweggrund gehabt hätte, es in dieſer Sache ſeyn, weil es ſeinen Ruhm nicht im mindeſten würde verdunkelt haben,

wenn die Welt auf der Meynung geweſen wäre, er hätte ſich ſeines Rechtes bedienet. Genug, er ſtarb auf dem Zeugniſſe, daß er jungfräulich gelebt hätte. Höher aber konnte er ſeine Vollkommenheit nicht bringen, einen reichlicheren Tugendgewinn konnte er aus der Vermählung mit ſeiner heiligen Gattinn nicht ziehen, als da er mit ihr zu einem ganz engliſchen Leben einverſtanden war.

Ich komme nun auf ſeine Berufsgnade. Heinrich iſt Kayſer geworden. Und wie verwendete er die Macht, das Anſehen, die Reichthümer, die ihm mit dieſer Würde zugefallen ſind? Ein weites Feld ſtünde mir itzt offen, eine ganz neue Rede zu halten, wenn mir die Zeit keine Schranken ſetzte. Genug ſey uns eine kurze Ueberſicht der wahrhaft kayſerlichen Thaten Heinrichs, die insgeſammt ſowohl auf das bürgerliche Wohl ſeiner Unterthanen, als auf die Beförderung der Religion abzweckten! Wenn ein Regent ſich angelegen ſeyn läßt, Völker zu beglücken, und ihr Glück auf feſten Grund zu ſetzen, wenn er allen Bedürfniſſen ſeiner Unterthanen nachſpürt, um ihnen abzuhelfen, wenn er Empörungen dämpft, und Verwüſtungen Schranken ſetzt, die in das Eingeweid ſeiner Länder wühlen, wenn er die Gerechtigkeit handhabet, wenn er durch Belohnung der Frommen und Guten Nacheiferung erweckt, wenn er auf den bedrangteren Theil ſeiner Unterthanen vorzügliche Blicke wirſt, wenn Beförderung der Religion, deren Aufnahme das erſte Glück der Staaten iſt, ihm an Herzen liegt, wenn er die Kirche ſchützt, wenn er um gute und glückliche Unterthanen zu haben, Anſtalten zu ihrer Bildung macht,

wenn

wenn er für die Reinheit der Sitten ſorgt, ſo hat er gewiß gethan, was ſein erhabener Beruf ihm auflegt. War es aber nicht Heinrichs unabläßige Sorge, das alles zu thun, zu unternehmen, und zu Stand zu bringen? Er war ein milder Beherrſcher, ein Liebhaber aller Guten und Frommen, ein Vater der Armen, die Zuflucht aller Gekränkten und Betrübten. Er handhabte die Gerechtigkeit, er bot ſeiner ganzen Macht auf, um Empörungen aus der Mitte ſeiner Länder, und Verwüſtungen von ihren Gränzen zu verbannen. Und wie nahe war ihm nicht, damit ich alles andere übergehe, die Beförderung der Religion am Herzen gelegen, ſowohl das, was den äuſſerlichen Glanz, als auch was das Weſentliche derſelben angeht? Er liebte die Zierde des Hauſes Gottes[3], er baute herrliche Tempel, und bereicherte ſie durch kayſerliche Schankungen, er ſtiftete Bißthümer, und ergänzte die zerſtörten, er vermehrte die Anzahl der Prieſter und Diener Gottes, und machte ihnen zu ihrem Unterhalte die reichlichſten Anweiſungen. Dabey aber hatte er keine andere Abſicht, als daß die Völker beſſer unterrichtet, Barbarey und Unwiſſenheit verbannet, der Glaube weiter ausgebreitet, der Aberglaube vernichtet, die Sitten gebeſſert werden möchten. Hätte er ſein Anſehen und ſeine Reichthümer beſſer verwenden können, als zu dieſem Ende?

Ja, Gott ſelbſt ſchien auf dieſer Erde noch der Treue ſeines frommen Dieners Beyfall zu geben: denn er ſegnete ſeine Regierung und den Fortgang ſeiner Waffen. So wie aber Heinrich eben dieſes für eine neue Gnade

anſah, ſo verdoppelte er auch ſeinen Eifer für Gottes Ehre. Je freygebiger Gott gegen ihn war, deſto freygebiger war er gegen Gott geheiligte Wohnungen. Je mehr Siege er gewann, deſto mehr und deſto herrlichere Denkmäler ſeiner Dankbarkeit errichtete er. Er verdankte Gott ſein Kriegsglück, er gab ihm aber auch ſtäts den Zehenden von ſeinen Eroberungen. Ihm weihte er, wie ein anderer König von Salem immer das erſte Opfer nach ſeinen Siegen. Oft hörte man ihn das Gelübd machen: " Wenn ich in dieſem Kriege glücklich ſeyn werde, ſoll jener zerſtörte Tempel aufgebauet werden. Er war glücklich, und ſchon waren tauſend Hände mit dem Tempelbaue beſchäftiget. Auf dieſe Art entſtand, damit ich unter anderen nur ein Beyſpiel anführe, die Hauptkirche zu Merſeburg. Das deutlichſte Merkmal ſeiner Erkenntlichkeit gegen Gott aber war dieſes, daß er die Völle ſeines Ruhmes mit der Demuth krönte, und daß er verherrlichet und furchtbar durch ſeine Siege, allenthalben geprieſen um ſeiner herrlichen Thaten willen, verdienſtevoll, dennoch, wie aus alle ſeinen hinterlaſſenen Stiſtungsbriefen erhellet, ſich für Nichts, als für einen unnützen Knecht anſah, der gethan hätte, was er zu thun ſchuldig war, und der übrigens, um mit Zuverſicht dem künftigen Leben entgegenſehen zu können, der Erbarmung des höchſten Richters ſich empfehlen müßte. Laſſet uns alſo zum Lobe des heil. Kayſers den Schluß machen: Heinrich hat alle Gnaden, die ihm der Herr verliehen hatte, treulich benutzet. Vorzüglich waren jene Gnaden, aber auch vorzüglich war die Treue des frommen Dien-

ers-

ers. Fünf Talente gab ihm der Herr: fünf hat Heinrich gewonnen. Was iſt nun übrig? — Daß wir aus dieſem Beyſpiel: ein Lehrſtück ziehen.

Sehen Sie, mm. GG.! Geſegnet iſt uns das Andenken des heil. Heinrichs, nicht — weil er ein Kayſer, ſondern weil er ein frommer Kayſer, oder beſſer zu reden, weil er ein treuer Diener Gottes war. Der ganze Innhalt ſeines Lobes iſt dieſer: Heinrich diente Gott, und beſtrebte ſich, Gutes zu thun, nach dem Maaſe der Gnaden, die ihm von Gott anvertraut waren. Wenn aber Gott dienen, und ſeiner Gnade treu ſeyn, das einzig wahre Lob der Monarchen dieſer Erde ausmacht, wie unrühmlich würden wir, die größtentheils in Anſehung ihres Standes eben nicht viel Anſpruch auf Unvergeßlichkeit haben, wie unrühmlich, ſage ich, würden wir unſer Leben endigen, wenn wir es nicht im Dienſte Gottes, in treuer Erfüllung unſerer Standespflichten und in Gutes thun zugebracht hätten, und wie würden wir vor unſerem ſtrengen Richter beſtehen, der ohne Anſehung der Perſonen richtet, und deſſen Richterſtuhl auf dieſer einzigen Grundfeſte ruht: Jeglicher wird nach ſeinen Werken empfangen? O Gott, nochmal ſo furchtbar iſt mir dein Gericht, wenn ich bedenke, daß Monarchen und Groſſe der Erde, wie die Kleinen und Niedrigſten des Pöbels vor demſelben erſcheinen und ihr Urtheil anhören müſſen, und daß nur jene, die deine treuen Diener waren, froh von demſelben zurücktretten werden, alle Uebrige hingegen, wären ſie gleich Götter der Erde geweſen, jammernd, verurtheilt zur Qual. Und nochmal

ſo einleuchtend iſt mir der Werth deiner Gnade, wenn ich bedenke, daß der gute Gebrauch oder der Misbrauch derſelben in Anſehung aller Menſchen ohne Ausnahme den einzigen Entſcheidungsgrund für die Ewigkeit ausmachen wird. — Chriſten, laßt uns, wir mögen nun Knechte ſeyn, die fünf, oder zwey Talente, oder nur eines empfangen, wir mögen in höhere oder geringere Stände verſetzt, mit höheren oder geringeren Fähigkeiten begabt ſeyn, laßt uns jeden nach ſeinen Kräften, Einſichten, Gott dienen, und zum Wohl ſeiner Mitmenſchen beytragen! Du aber, o Gott, gieb uns nebſt ſo vielen Gnaden, die du uns ſchon gegeben haſt, auch dieſe noch, gieb ſie uns durch die Fürbitte deines treuen Dieners Heinrich, daß wir aus unſerer Lauigkeit erweckt, mit ganz neuem Eifer uns beſtreben mögen, dir zu gefallen und zu dienen. Amen.

Auf das Feſt des heil. Jakobs, des älteren.

Neſcitis, quid petatis. Poteſtis bibere calicem, quem ego bibiturus ſum? *Matth.* 20.

Ihr wiſſet nicht, was ihr begehret. Könnet ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde?

Auf ein Begehren, wie jenes der zween Söhne Zebedäi Jakobus und Johannes war, dem man den Einfluß jüdiſcher Vorurtheile, und den Hang zu irrdiſchen Vorzügen ſo deutlich anmerkte, konnte der Heiland, der nicht gekommen war, Reichthümer und Ehrenſtellen aus-

auszutheilen, ſondern ſelig zu machen, und die Menſch-herzen mit himmliſchen Begierden zu erfüllen, keine andere Antwort geben, als dieſe: Ihr wiſſet nicht, was ihr begehret. Es war nicht genug, daß er ihnen nur eine abſchlägige Antwort gab, ſondern er mußte ihnen ihr unbeſonnenes Begehren auf eine ſo ernſthafte Art verweiſen, daß ſie es nicht mehr wagen dürften, die zweyte Bitte an ihn zu ſtellen. Ja, er mußte, um die Täuſchung ihrer irrdiſchen Begierden gänzlich zu zerſtreuen, und ſie auf die eigentlichen Ausſichten ihres Berufes aufmerkſam zu machen, ihren Gedanken eine völlige Wendung geben. Und dieß geſchah auch, indem er noch die Frage hinzuſetzte: Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde? denn aus der Bedenklichkeit dieſer Frage konnten ſie leicht abnehmen, daß dieſes ein Kelch wäre, mit deſſen Darreichung er ſie nicht zum Genuſſe der Annehmlichkeiten dieſes Lebens, ſondern vielmehr zur Theilnehmung an ſeiner Armuth, ſeinen Beſchwerniſſen, und ſeinem Leiden einladen würde. Indeſſen ſo wenig dieſe Antwort des Heilandes den Erwartungen der zween Jünger entſprach, ſo hart und abſchlägig ſie zu ſeyn ſchien, ſo meynte er es doch in der That recht herzlich gut mit ihnen. Wahr iſt es: ſie erhielten nicht, was ſie begehrten; allein der Heiland gab ihnen etwas weit beſſeres dafür. Wahr iſt es: nebſtdem er ihnen verſagte, was ſie begehrten, ſo legte er ihnen noch dazu Widerwärtigkeiten auf; allein auch dieſe wußte er ihnen ganz erträglich zu machen. Dieſe zween Punkte wollen wir in gegenwärtiger Rede betrachten, und uns dabey die große wichtige Wahrheit an's Herz legen, daß das Ver-

halten Gottes gegen uns allemal ſanft und liebreich iſt, wenn er gleich unſere Wünſche nicht erfüllt, wenn er auch ſo gar auf eine Art, die unſern Wünſchen ganz zuwider iſt, mit uns verfährt, und uns Widerwärtigkeiten auflegt.

Erſter Theil.

So begierig die zween Jünger, Jakobus und Johannes, wünſchten, zu den höchſten Ehrenſtellen in dem eingebildeten irdiſchen Reiche Chriſti erhöhet zu werden, ſo wenig würde es zu ihrem Nutzen geweſen ſeyn, wenn ihre Wünſche wirklich in Erfüllung gegangen wären. Denn erſtlich waren ſie von einem geringen Herkommen, welches ſie zu ſchweren Handarbeiten vermüßigte. Ihr Streben nach den höchſten Ehrenſtellen verrieht alſo nicht undeutlich Stolz, und Verdruß gegen die Arbeit. Wären ſie nun wirklich dazu gelangt, wornach ſie ſtrebten, ſo würden ſie vielleicht ein träges und müßiges Leben geführt haben. Zudem würden ſie die Eiferſucht der übrigen Jünger erregt und die Eintracht geſtöret haben: denn gemeiniglich iſt dieſes die Folge eines unbeſcheidenen Strebens nach Rang und Vorzug, daß man Andere ſeines Gleichens wider ſich aufbringt. Ja wirklich erzählt uns der heil. Text, daß ſich die zehen übrigen Apoſtel über das Begehren dieſer zween aufgehalten haben: Da dieſes die Zehen hörten, heißt es, ſo erzürnten ſie ſich über die zween Brüder. Wenn ſie nun aber den Neid der übrigen ſich zugezogen, wenn ſie ihren eingebildeten erſten Rang nicht anderſt hätten behaupten können, als mit Unzufriedenheit der ſämmtlichen Apoſtelſchaar,

wenn ſie den beſtändigen Vorwurf hätten hören müſſen, daß ſie ſich, ohne berufen zu ſeyn, aus Stolz und Herrſchſucht über ihre Mitbrüder emporgeſchwungen hätten; wäre wohl dieſes ein Glück für ſie geweſen?

Wie weit beſſer ſorgte der Heiland für ſie? Wie ungleich beſſere Abſichten hegte er gegen ſie? Was hat er nicht alles für ſie gethan? Er hatte ſie bereits ſchon als ſeine Jünger angenommen. Als ſolche dorften ſie freilich weder auf Ehrenſtellen, noch auf Reichthümer zählen; dafür aber war ihnen das Glück beſchieden, in der Schule Chriſti zur Tugend und Vollkommenheit gebildet zu werden. In der That, welch ein unſchätzbares Glück! Man ſpricht ſchon diejenigen glücklich, die unter der Aufſicht eines tugendhaften und guten Menſchen ſtehen: wie viel glücklicher aber waren diejenigen, die ſelbſt unter der Anweiſung eines Gottmenſchen ſtunden? Jeſus war die von dem Himmel aus dem Schooße des Vaters herabgekommene Weisheit. Die ewige Weisheit in einem menſchlichen Fleiſche ſichtbar reden hören, mit ihr vertreulich umgehen, welch ein Glück? Mit welch rührenden Worten lud ſchon vormals dieſe göttliche Weisheit die Menſchen zu ſich ein? **Bey mir iſt Reichthum**, ſpricht ſie, **und Herrlichkeit. Meine Frucht iſt beſſer als Gold und edle Steine, und was von mir kömmt, iſt beſſer als das feinſte Silber. Ich wandle auf den Wegen der Gerechtigkeit, damit ich die, welche mich lieben, bereichere und ihre Schätze anfülle.** Sprüchwört. **Bey mir iſt alle Gnade des Weges und**

und der Wahrheit. Bey mir iſt alle Hofnung des Lebens. Kommet her zu mir alle, die ihr Verlangen nach mir habet, und ſättiget euch von meinen Früchten: denn mein Geiſt iſt ſüſſer als Honig, und mein Erbtheil übertrift Honig und Honigſeim. Wer von mir iſſet, den hungert noch immer. Und wer mich trinkt, der wird ſich nicht ſatt trinken können. Sirach. Mit allen dieſen Ausdrücken will ſie uns ſagen, daß ihre Güter, nemlich die Anleitung zur Tugend und Glückſeligkeit, welche ſie giebt, mit keinem irdiſchen Gute zu vergleichen ſind. Wie glücklich waren alſo die Jünger Jeſu, wie glücklich waren insbeſonders die zween Söhne Zebedäi, Jakobus und Johannes, die wirklich dieſe göttliche Weisheit zur unmittelbaren Lehrmeiſterinn hatten? Iſt die Weisheit nicht beſſer als Gold? Iſt die Tugend nicht vortreflicher, als Reichthum und Anſehen? Iſt der Menſch, der mit wenigem ſich zu begnügen und auf einen unvergänglichen Erbtheil zu warten gelernt hat, nicht weit glücklicher, als ein Menſch, der ſein Herz an den Ueberfluß heftet, den er zwar izt beſitzet, den er aber auch eheſtens wird verlaſſen müſſen? Mit Rechte beſtrafte alſo der Heiland die zween Jünger; indem er zu ihnen ſprach: **Ihr wiſſet nicht, was ihr begehret:** denn ſie verkannten ihr eigenes Glück; das, was ſie ſchon wirklich beſaßen, und was ihnen der Heiland auf eine zuvorkommende Art gegeben hatte, war ohn Vergleich beſſer, als das, was ſie begehrten. Es lüſterte ſie nach irdiſcher Ehre, und ſie waren doch ſchon als Schüler einer himmliſchen Weisheit über alle irdiſche Ehre weit

erhaben. Demnächſt hatte ſie auch der Heiland ſchon unter die Zahl der Zwölfe angenommen, und zum Apoſtelamte beſtimmet. Als Apoſtel hatten ſie freilich nicht mehr Anſpruch auf Gemächlichkeit, und irdiſche Vortheile, als zuvor, da ſie nur Jünger waren; allein es war auch keine geringe Ehre, daß der Sohn des Ewigen ſie als Werkzeuge auserſehen hatte, ſeine himmliſche Weisheit über den Erdboden zu verbreiten. Den Menſchen Wahrheit und Tugend, und die Kunſt, ſelig zu werden, lehren, war gewiß ein Beruf, der nicht edler ſeyn konnte. Und welch ein weites Feld ſtund ihnen da offen, gutes zu thun, und ſich Verdienſte zu ſammeln? Wie vielen Menſchen konnten ſie den Weg zur Glückſeligkeit zeigen? Wie viele Unwiſſende konnten ſie belehren? Wie vielen abgöttiſchen Völkern die Kenntniß des wahren Gottes mittheilen? War dieſer Beruf nicht beſſer, weit vortheilhafter für ſie, als wenn ſie in dem eingebildeten irdiſchen Reiche, entweder durch Ueberfluß eingeſchläfert, ſich einem müßigen Wohlleben ergeben, oder durch ihr Anſehen berauſcht, deſpotiſch über ihre Untergebene geherrſchet hätten? Und was war denn endlich die Abſicht des göttlichen Heilandes, als dieſe zween Jünger, nachdem ſie ſeiner Lehre gemäß gelebt, und eben dieſelbe Lehre mit apoſtoliſchem Eifer ausgebreitet hätten, wirklich zu Miterben ſeines Reiches zu machen. Aber freilich keines irdiſchen, ſondern eines ewigen Reiches, mithin eines weit beſſeren, als jenes war, wornach ſie trachteten; eines ewigen Reiches, wo die Seligen beyſammenwohnen, und in Gott ſich erfreuen, wo Niemand den anderen beneidet, noch von anderen benei-

beneidet wird, wo ewige Freude und Zufriedenheit herrſcht, wo weder Ehrgeitz beunruhiget, noch Furcht, aus dem Beſitze der Glückſeligkeit verwieſen zu werden, martert. Dieſes ewige Reich ſie erben zu laſſen, ihnen einen der erſten Sitze in dem Hauſe ſeines Vaters anzuweiſen, war die Abſicht des Heilandes. Und wirklich beſitzet nun der glorwürdige Apoſtel, deſſen Feſttag wir heute feyern, mit ſeinem Bruder und ſeinen übrigen Mitapoſteln die Glory, die ihm von ſeinem göttlichen Meiſter beſtimmet war. O mit welcher Verachtung wird dieſer verherrlichte Apoſtel auf die Güter der Erde herabſehen, die er ehmals ſo begierig ſuchte, da er noch in dem Stande der Unvollkommenheit war, weil er nicht wußte, was er begehrte, weil er noch von dem damaligen jüdiſchen Vorurtheile eingenommen war? Welch feurigen Dank wird er ſeinem Heilande abſtatten, der ihn ehmals um ſeines Ehrgeizes willen väterlich beſtrafte, der ihn ſtatt der eitlen irdiſchen Vorzüge Anleitung zur Tugend gab, und Gelegenheit, ſich reichliche Verdienſte zu ſammeln, für die er nun ewige Belohnungen einärndtet?

Nun laſſet uns die Anwendung auf uns ſelbſt machen, und eine wichtige Wahrheit betrachten, die wir nicht oft genug betrachten können, daß nemlich das Verhalten Gottes gegen uns allemal ſanft und liebreich iſt, wenn er auch unſere Wünſche nicht erfüllet.

Die Wünſche und Begierden, die wir hegen, ſind oft eben ſo unbeſonnen, wie jene der Kinder Zebedäi;

und es kan im eigentlichen Verſtande von uns geſagt werden, daß wir nicht einmal wiſſen, was wir begehren. **Ja wir wiſſen nicht, was wir begehren**, weil oft eine durch Leidenſchaft geblendete Einbildung unſere Begierden ſoweit fortreißt, daß die Vernunft gar keinen Theil mehr daran hat. Es giebt Menſchen, denen nichts abgeht, die alles haben, was ſie bedörfen, die, wenn ſie nur wollten, ganz zufrieden und vergnügt ſeyn könnten; und dennoch ſind ſie misvergnügt, ſie ſchätzen ſich bey ihrem Glaube unglücklich, weil ſie Menſchen ſehen, die ihrer Einbildung nach glücklicher ſind, weil ihre träumeriſchen Einbildungen vom Glücke nicht befriediget ſind, weil ihnen noch etwas ganz Zufälliges, worauf jedoch ihre Leidenſchaft erpicht iſt, abgeht. Sie werden endlich durch die Unordnungen ihres Herzens ſo ſehr verwirret, daß ſie nicht einmal anzugeben imſtande ſind, was ihnen denn eigentlich abgehe, indeß ſie doch unaufhörlich klagen. **Sie wiſſen nicht, was ſie begehren.**

Andere giebt es, die darum nicht wiſſen, was ſie begehren, weil ſie ſich von dem, was ſie begehren, nicht einmal einen richtigen Begriff machen. Wie viele ſeufzen nach Verſorgung, und was verſtehen ſie darunter? eine Stelle, die reichliche Einkünfte abwirft, eine vortheilhafte Verehligung. Denken ſie aber auch daran, was jene Stelle, wornach ſie trachten, für Kenntniſſe und Wiſſenſchaften, für Erfahrenheit, und für Eigenſchaften des Herzens vorausſetze, was für Fleiß und unermüdeten Eifer ſie fodern? Iſt es ihre

Abſicht, ſich ihrem Nebenmenſchen nach Kräften dienſtfertig zu erweiſen? Bedenken auch jene, die ſo begierig nach Verehlichung trachten, was der Eheſtand für Pflichten mit ſich bringt, was für ſchwere Verantwortung ihm aufliegt? Viele wiſſen nicht, was ſie begehren, weil ſie bey dem Stande, den ſie ſich wählen, nur auf Vortheile und Annehmlichkeiten ſehen, Pflichten aber und Beſchwerniſſe davon ſöndern.

Endlich drittens wiſſen wir oft nicht, was wir begehren, weil unſere Vorſicht nicht ſoweit reicht, daß wir das Verhältniß des gewünſchten Gegenſtandes zu unſerem Selenheile einſehen können. Wir bilden uns oft ein, das, was wir wünſchen, gereiche zu unſerem Beſten, und wir bilden es uns um ſo zuverläßiger ein, je heftiger unſer Wunſch iſt. Wir ſtellen uns vor, wir würden von dem Reichthume, wenn wir ihn beſäßen, und von einer Ehrenſtelle, wenn wir ſie erlangten, nur den beſten Gebrauch machen. Allein Gott ſieht gerade das Gegentheil voraus; er ſieht voraus, daß dasjenige, was wir ſo heftig wünſchen, uns eine Gelegenheit zur Sünde seyn, und daß wir es zu unſerem eigenen Verderben misbrauchen würden. Wir wiſſen alſo nicht, was wir begehren. Kann nun Gott der unendlich gütige und vorſichtige dieſe unbeſonnene Bitten gewähren? Fodert es nicht vielmehr ſeine Vatergüte, daß er uns dieſelbe abſchlage, und würde er nicht ſo zuſagen ſeine Weisheit verläugnen müſſen, wenn er ſich in Austheilung ſeiner Gaben nach unſeren Wünſchen richtete? Schon darum alſo iſt das Verhalten

Gottes gegen uns unendlich liebreich, und dankwürdig; weil er oft unſere unbeſonnenen Abſichten vereitelt, und den Plan, den wir zu unſerem eigenen Verderben gemacht haben, durch ſeine beſſeren Anſtalten vernichtet, weil er uns den Skorpion nicht giebt, der uns verwunden und vergiften würde, weil er uns den Stein nicht giebt, der uns wenigſtens unnütz ſeyn würde. Betrachten wir aber andererſeits noch dazu das Gute, welches er uns giebt, und die Abſichten, mit welchen er es uns giebt, ſo erſcheinet ſeine Güte in noch hellerem Lichte.

Es iſt wahr: Gott theilet gar vielen unter uns die irdiſchen Güter nicht ſo reichlich mit, ſo wie er ſie anderen mittheilt; allein nebſtdem er uns immer ſo viel giebt, als wir bedörfen, ſo iſt er noch dazu, was übernatürliche Güter anbelangt, um ſo freygebiger gegen uns. Sind wir nicht alle Jünger Jeſu Chriſti? und wie herrlich ſind nicht die Lehren, die wir in der Schule des Evangeliums empfangen? Iſt nicht die chriſtliche Weisheit beſſer, als Gold und edle Steine? Iſt nicht die heiligmachende Gnade ohne Vergleich höher zu ſchätzen, als alles, was theuer und koſtbar iſt auf dieſer Erde? Liefert uns nicht das Chriſtenthum ſolche Troſtgründe, mit welchen wir uns auch bey einem geringen Auskommen vollkommen beruhigen können? Verſchaffet uns nicht unſere heilige Religion, wenn wir anderſt ihren Vorſchriften gemäß leben, eine ſolche Gewiſſensruhe, die mit allen Vergnügungen dieſer Erde bey weitem nicht zu vertauſchen iſt? Hält uns alſo Gott nicht hinlänglich für jene vergängliche Güter ſchadlos, derer Ueberfluß er uns verſaget?

Es iſt ferner wahr: Gott hat die Meiſten aus uns in einen Stand geſetzet, der uns ſchwere und drückende Arbeiten aufleget. Allein wie viel Gutes können wir auch dabey ſchaffen? Wie viele Verdienſte uns ſammeln, wenn wir dieſe Arbeiten mit der reinen Abſicht, Gott zu gefallen, und ſeine Ehre zu befördern, auf uns nehmen? Sind nun dieſe Gelegenheiten, uns einen Reichthum von guten Werken für den Himmel zu ſammeln, nicht weit vortheilhafter für uns, als alle Vortheile, die uns je ein Stand in dieſer Welt darbietet? Hätte wohl Gott uns beſſer verſorgt, wenn er uns einen ſolchen Plaz angewieſen hätte, in dem er vorausſah, daß wir ein weichliches und müßiges Leben führen würden? Endlich m. Gg. welches iſt die lezte Abſicht, die Gott in Anſehung unſerer heget? Nicht wahr, daß er uns ſelig mache? Wenn nun Gott dieſe Seligkeit uns wirklich geben wird, gleichwie wir es mit Zuverſicht hoffen, iſt noch etwas mehr übrig, das er uns geben könnte? Begreiſt dieſe nicht alles Gute in ſich, was wir nur immer wünſchen, begehren, und erwarten können? Wenn ferner Gott alle Ereigniſſe und Umſtände unſeres Lebens alſo anordnet, daß ſie uns als Mitel zu jenem lezten Ziele, nemlich zu unſerer ewigen Seligkeit, dienen; befördert er nicht wirklich unſer wahres Beſte? Beweiſet er nicht ſeine Güte gegen uns? Nun wirklich hierinn beſteht das Verhalten Gottes gegen uns. Er ordnet alle Umſtände unſeres Lebens ſo weislich an, daß er uns auf unſer beſſeres Vaterland aufmerkſam machet. Zu dieſen Anordnungen gehöret auch dieſe, daß er manchmal unſere allzufeurige Wünſche nach zeitlichem Wohlergehen vereitelt,

daß er manchmal Fälle ſich ereignen läßt, die nicht nach unſerem Wunſche ſind? Denn wenn dieſes Leben mit ſeinen Unruhen und Müheſeligkeiten uns alſo feſelt, daß wir ſelten an den Himmel denken, wie ſchwach würde erſt unſer Verlangen darnach ſeyn, wenn uns hienieden alles nach Wunſche gienge? Wenn ein Herz mit demjenigen völlig zufrieden iſt, was es beſitzet, wie kann es ein Verlangen nach demjenigen empfinden, was ihm nur verheißen wird. **Wo unſer Schatz iſt**, ſagt Chriſtus unſer Herr, **da iſt unſer Herz.** Wenn alſo unſer Herz nicht an die Erde, ſondern vielmehr an den Himmel geheftet ſeyn ſoll, ſo müſſen wir auch überzeuget werden, daß unſer Schatz nicht auf dieſer Erde iſt. Wir müſſen die Betrüglichkeit irdiſcher Wünſche einſehen lernen, damit unſere Begierde nach unvergänglichen Gütern deſto feuriger werde. Und dieſes ſucht Gott dadurch zu bewirken, daß er unſere thörichten und unbeſonnenen Wünſche nach zeitlichem Wohlergehen vereitelt. Weislich alſo und liebreich iſt ſein Verhalten gegen uns. Denn alle ſeine Anordnungen zielen dahin, daß er dasjenige, was, ſeiner weiſen Vorſicht nach, uns ſchädlich ſeyn würde, von uns abwende, uns hingegen das Gute, das Beſſere, das Allerbeſte dafür giebt.

Laßt uns alſo auch mit dieſen heiligen Anordnungen vollkommen zufrieden ſeyn, und wenn die Vorſicht Gottes uns winket, daß ſie unſere Wünſche nicht erfüllen wolle, laßt uns nicht unbeſonnener weiſe darauf beſtehen: denn wir würden uns ſonſt doppelt unglücklich machen; einmal, daß wir uns durch leere vergebliche Begierden be-

un-

unruhigen, und andertens, daß wir ſelbſt die beſſeren Abſichten Gottes gegen uns verfehlen würden. Laſſet uns vielmehr auch dann mit dem Verhalten Gotes gegen uns zufrieden ſeyn, wenn er uns ſelbſt Leiden und Widerwärtigkeiten auflegt: denn auch dieſes leget er uns immer ſo auf, daß wir es ertragen können. Ich fahre fort nach der Anleitung des Evangeliums.

Zweyter Theil.

Nachdem der göttliche Heiland den zween Söhnen Zebedäi einen liebreichen Verweiß wegen ihren ehrgeitzigen Begehren gegeben hatte, ſo gab er ihnen noch dazu zu verſtehen, daß ſie, ſtatt Wohlergehen in dieſem Leben zu erwarten, ſich vielmehr gefaßt halten müſten, die mit dem Berufe eines Apoſtels verbundenen Leiden und Widerwärtigkeiten zu ertragen. Allein mit welch ſchonenden und mildernden Ausdrücken kündigte er ihnen dieſes Leiden an? **Könnet ihr den Kelch trinken**, ſprach er, **den ich trinken werde**! Dieſes bildlichen Ausdruckes bediente er ſich mit Abſicht; um die zween unvollkommenen Jünger nicht abzuſchrecken. Es war freilich aus ſeiner Frage leicht abzunehmen, daß er einen Kelch der Bitterkeit verſtanden hatte: denn es wäre wohl überflüſſig, jemand zu fragen, ob er imſtand ſey, wohl zu leben, an gut beſetzten Tafeln zu ſpeiſen, und köſtliche Getränke zu genießen: Wie einladend war aber dennoch ſein Antrag, indem er hinzuſetzte: **den Kelch, den ich trinken werde**? Wer von ſeinen Jüngern hätte dieſe Frage nicht mit Ja beantworten, wer

hätte

hätte nicht bereit ſeyn ſollen, ſeinem Heilande in Leiden und Freuden nachzufolgen? Wirklich die zween Jünger Jakobus und Johannes ſäumten auch nicht mit ihrer Antwort: Ja, **Wir können es**, ſprachen ſie. Den Kelch, den du trinken wirſt, ſind auch wir bereit zu trinken. Sie mögen es nun deutlich verſtanden haben, oder nicht, was dieſes für ein Kelch ſey, ſo mache ich doch dieſe Anmerkung: der Heiland wußte ihnen ihr bevorſtehendes Leiden auf eine ſo angenehme und einladende Art vorzuſtellen, daß ſie ſich nicht weigeren konnten, in ſeinen Antrag zu willigen.

Er ſetzte noch ferner hinzu: **Ihr werdet dieſen Kelch wirklich trinken.** Ihr werdet die Bereitwilligkeit, die ihr izt mit Worten äuſſert, auch einſt im Werke darthun, ihr werdet zeigen, daß ihr meine treue Jünger ſeyd, die mir nicht nur in Freuden ſondern auch im Leiden, nicht nur zum Thaborberge, ſondern auch zum Kreuze nachfolgen. Allein waren denn dieſe Jünger aus ihren eigenen Kräften imſtande, ſo viele Trübſalen und Leiden, die ihr Beruf mit ſich brachte, zu überſtehen? Gewiß nicht; ſondern die Gnade war ihnen nöthig. Eben deßwegen enthielt aber der Ausſpruch des Heilandes; **Ihr werdet den Kelch trinken**, eine ſtillſchweigende Verheißung, daß er ihnen auch die kräftige Gnade geben werde, dieſes Leiden zu ertragen. Mit einem Worte: ungeachtet der Heiland dieſen zween Jüngern Leiden und Trübſalen auflegte, ſo wußte er dennoch ihre Gemüther alſo zu gewinnen, daß ſie bereitwillig waren, dieſes Leiden zu übernehmen; er wußte ſie

auch alſo zu ſtärken, daß ſie dieſes Leiden ſtandhaft ertrugen. Er gewann ihre Gemüther durch ſein Beyſpiel, daß ſie in das Leiden einwilligten. **Könnet ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde?** Er ſtärkte ſie durch ſeine Gnade, daß ſie wirklich imſtande waren, dieſes Leiden zu ertragen. **Ich werde dieſen Kelch trinken.**

Nun laſſet uns auch hierauf kürzlich die Anwendung machen. Wer von uns ſoll nicht mit der Anordnung Gottes zufrieden ſeyn, wenn ſie uns auch Kreuz und Widerwärtigkeiten aufleget; da wir einerſeits das Beyſpiel unſeres leidenden Heilandes, andererſeits die Verheißung der ſtärkenden Gnade vor uns haben?

Wer von uns ſoll nicht einer kommenden Leidensſtunde getröſt entgegenſehen, in der Zuverſicht, er werde ſie ausſtehen können? Wer ſoll nicht, wenn dieſe Stunde wirklich da iſt, ſie geduldig aushalten?

In der That was iſt tröſtlicher für einen Chriſten, wenn er die Abwechslungen dieſes Lebens betrachtet, die ihm unfehlbar bevorſtehendes Leiden verkündigen, als der Gedanke, daß auch ſein Heiland gelitten habe, und mehr gelitten habe, als je ein Menſch, und alle Menſchen zuſammengenommen, leiden werden, daß er aber durch dieſes Leiden in ſeine Herrlichkeit eingegangen ſey? Muß nicht die Vorſtellung des Leidens, ſo ſehr ſich unſere feige und weichliche Natur dagegen empöret, beynahe ihre Unannehmlichkeit verlieren, wenn man ſich unter das Kreuz Chriſti hinſtellet, und ſeine ſo liebreich zum

Leiden

Leiden einladende Geſtalt betrachtet? Was will uns der liebvolle Jeſus, wenn er Tag und Nacht ſeine Hände gegen uns ausſtrecket, und allenthalben in der Geſtalt eines gekreuzigten vor unſeren Augen ſchwebet, was will er uns anders ſagen, als dieſes: **Könnet ihr den Kelch trinken, den ich getrunken habe?** Verdiente wohl auch derjenige noch ein Jünger Jeſu genennet zu werden, der ungeachtet ſeiner großen und unzähligen Sünden ſich nur immer mit Roſen krönen, und den Kelch der Annehmlichkeit trinken wollte, da ſein göttlicher Verſöhner bey ſeiner Unſchuld ſo bereitwillig und bis auf die Hefen den Kelch der Galle und Bitterkeit ausgetrunken hat? Die zween Apoſtel Jakobus und Johannes ſahen ihren Meiſter damals noch nicht am Kreuze hangend, mit Dornen gekrönet, mit Blute überronnen, da er ihnen den Leidenskelch anbot; und doch bewog ſie ſeine Liebe, die ſie nur aus ſeinem freundlichen und liebreichen Umgange erſehen haben, ſich zur Geſellſchaft ſeines Leidens anzubieten. Und uns ſollte die Geſchichte ſeines martervollen Leidens und der Anblick ſeines Kreuzes nicht bewegen können, das beherzte Wort zu ſprechen: **Wir können es** — Und wie? werden wir es vielleicht durch unſeren Abſcheu gegen das Kreuz ſo weit bringen können, daß es wirklich von uns entfernt bleibe? Nimmermehr: denn dieſes armſelige Leben iſt ſo beſchaffen, daß es unmöglich ohne Leiden ſeinen Lauf fortſetzen, noch weniger endigen kan. Die Trübſal findet ſich ſowohl in den Paläſten, als in den geringſten Hütten ein. Werden wir aber alsdann dieſe Trübſal, wenn ſie wirklich eintrift, bereitwillig von der Hand Gottes annehmen, und zu

unſerem

unſerem Seelenheil ertragen? Werden wir nicht vielmehr, ſtatt unſere Sünden abzubüßen, ſie durch Ungeduld vermehren, und unſer Leiden durch Unwillen verdoppeln, wenn wir uns nicht zum Voraus darauf vorbereitet, und auch in frohen Stunden, in geſunden Tagen manchmal zu Gott geſprochen haben: Herr, jeder Augenblick, da es dir gefällt, uns zu prüfen, ſind wir bereit, uns in deine Anordnung zu fügen? Laßt uns alſo als Chriſten, derer Kennzeichen das Kreuz iſt, nicht ſo ſehr vor denſelben erſchrecken. Fürchtet euch nicht Chriſten. Vertrauet vielmehr. Durch Vertrauen ermuntert, durch die Gnade geſtärkt, werdet ihr den Kelch wirklich trinken, den euch euer Heiland anbietet: denn er würde ihn euch nicht anbieten, wenn ihr ihn nicht trinken könntet. Er wird auch nicht mehr Bitterkeit darunter miſchen, er wird ihn nicht völler einſchenken, als ihr ertragen könnet. Fürchtet euch nicht, Chriſten. Laſſet immer die Leidensſtunde, laſſet Kreuz und Trübſal, laſſet die Schmerzen der Krankheit, laſſet die Gebrechlichkeiten des Alters, laſſet die Todesangſt herbeykommen. **Ihr werdet den Kelch trinken**, wenn ihr anderſt eure Blicke nicht von dem Kreuze verwendet, wenn ihr anderſt euer Vertrauen auf die Gnade nicht verlieret, wenn ihr anderſt durch kleinere Leiden euch auf größere vorbereitet. Ich ſage, wenn ihr euch anderſt durch kleinere Leiden auf größere vorbereitet; denn wenn wir uns freilich in kleineren Leiden nicht üben, wenn wir bey der mindeſten unangenehmen Ereigniß voller Ungeduld ſind, wenn wir nicht verſuchen, was wir durch die Gnade vermögen, wenn

wir uns ſelbſt durch unſere Weichlichkeit den Wahn beybringen, wir könnten nichts widriges ertragen, ſo werden wir es auch nicht ertragen; das hereinbrechende Kreuz wird uns zu Boden ſchlagen, nicht durch ſeine Schwere, auch nicht wegen unſerer Schwäche, ſondern wegen unſerer Feigheit. Laſſet uns alſo unſer Vertrauen auf Gott heute neu ermunteren; denn er wird uns das Gute nie verſagen, wenn wir darum bitten, und wenn es ein wahres Gut iſt; er wird uns auch nie eine Widerwärtigkeit auflegen, wenn wir ſie nicht ertragen können. Ob aber das Gute, warum wir bitten, ein wahres, oder ein Scheingut ſey, ob die Widerwärtigkeit, die wir leiden, erträglich ſey, oder nicht, dieß laſſet uns nicht nach unſerer Vorſtellung ermeſſen, ſondern laſſet uns vielmehr kecklich denken: Jenes Gut, welches uns Gott verſaget, iſt an ſich, oder wenigſtens in Rückſicht auf uns, ein Scheingut, eben deßwegen weil es uns Gott verſaget; und jene Widerwärtigkeit, die er uns zuſchicket, iſt erträglich, iſt zu unſerem Selenheile erſprieslich, eben deßwegen, weil er ſie uns zuſchicket; mit einem Worte: wenn wir uns in die Anordnung Gottes fügen, ſo ſind wir aufs beſte verſorgt, unſer Selenheil iſt auf die möglichſte Art verſichert, der Beyſtand der Gnade iſt uns unfehlbar, der Himmel iſt uns gewiß.

Amen.

Auf

Auf das Feſt des h. Martyrers Laurentius.

Glorioſiſſimam mortem magis, quam vitam odibilem amplectens, voluntarie praeibat ad ſupplicium.

Indem ein glorreicher Tod ihm lieber war, als ein verächtliches Leben, ſo gieng er freywillig zur Pein voran. 2. Machab. 6. 19.

Das vorgeleſene Evangelium ſtellet uns eine der fürnehmſten Pflichten vor, die den ganzen Geiſt der chriſtlichen Sittenlehre umfaſſet. Dieſe iſt die Pflicht der Selbſtverläugnung. Wer ſein Leben in dieſer Welt liebt, ſagt Chriſtus die ewige Wahrheit, der wird es verlieren. Wer aber ſein Leben in dieſer Welt haſſet, der wird es für die Ewigkeit bewahren. Sein Leben in dieſer Welt lieben, heißt hier eben ſo viel, als es auf Unkoſten ſeiner Pflichten und übermäßig lieben; es heißt, aus unordentlichem Hange zu einem zeitlichen Glücke ſich in das ewige Verderben ſtürzen. Hingegen ſein Leben in dieſer Welt haſſen, heißt, alles, was mit höheren Pflichten, mit dem Gott ſchuldigen Gehorſame nicht beyſamme ſtehen kann, hindanſetzen, verachten, haſſen; ſey es auch ſelbſt unſer Leben. Dieſe Selbſtverläugnung iſt mithin wahre Pflicht eines jeden Chriſten. Wer immer ſein Selenheil wirken, wer ſich auf eine glückſelige Zukunft Rechnung machen will, der muß ſich dieſe Aufopferung ſeiner ſelbſt gefallen laſſen, muß ſich von ſich ſelbſt immer mehr und mehr losreißen, und

muß alle Güter, alle Vortheile und Bequemlichkeiten dieſes Lebens, ja ſein Leben ſelbſt, ſo viel es ihm immer ſeyn mag, der Hofnung einer glückſeligen Unſterblichkeit nachſetzen.

Ueberſteiget vielleicht dieſe Forderung menſchliche Kräfte? Gewiß nicht: denn indem der Sohn Gottes ſelbſt dieſes Geſetz gemacht hat, ſo iſt es nicht nur weißlich und zum Vortheile des Menſchen verordnet; ſondern es hat auch alle Vermuthung für ſich, daß es nicht zu ſchwer ſey, wenigſtens die Kräfte eines durch die Gnade unterſtützten Menſchen nicht überſteige. Wollte aber doch jemand, von ſeiner ſinnlichen Denkart eingenommen, dieſes dem Menſchen ſo vortheilhafte Geſetz einer Härte beſchuldigen; ſo könnte man ihm ja eine unzählige Menge von Menſchen aufführen, welche nicht nur die Billigkeit deſſelben eingeſehen, ſondern es auch nach ſeiner ganzen Strenge erfüllet haben; Menſchen, die eben ſowohl vom Fleiſche und Blute, eben ſowohl von der natürlichen Liebe zu ihrem Leben beſelt waren, als wir; die aber dennoch Chriſto zu Liebe daſſelbe muthvoll und unerſchrocken aufgeopfert haben.

Unter andern bringet uns ſelbſt der heutige Tag das Beyſpiel eines Helden ins Gedächtniß, deſſen Starkmuth und Standhaftigkeit jeden, der mit ſeiner Geſchichte bekannt iſt, bis zum Erſtaunen hinreißen muß. Es iſt Laurentius, der wegen den ausgezeichneten Umſtänden ſeines Marterthums, und wegen der beſonderen Todesart, die er gelitten, billig den Titel eines Erzmartyrers

trägt.

trägt; deſſen Heldenmuth die Beredſamkeit ſo vieler Väter beſchäftiget hat. Dieſer große Blutzeug hat fürwahr das Geſetz Jeſu Chriſti, ſein Leben in dieſer Welt zu haſſen, nach ſeiner ganzen Strenge erfüllet. Um ſein ganzes Verdienſt kurz zu faſſen, kann ich nichts füglichers von ihm ſagen, als wenn ich jenes auf ihn anwende, was das 2. Buch der Machabäer von dem zum Ungehorſame gegen ſein väterliches Geſetz verſuchten Eleazar meldet: **Indem ein glorreicher Tod ihm lieber war, als ein haſſenswürdiges Leben, ſo gieng er freywillig zur Pein voran.**

So ein Beyſpiel, welches auf das evangeliſche Verläugnungsgeſetz ſo viel Licht zurückwirft, iſt gewiß würdig, von uns mit aller Aufmerkſamkeit betrachtet zu werden. Wir wollen die gegenwärtige Stunde dazu anwenden, und nach meinem gewählten Vorſpruche in der Betrachtung fortſchreiten.

Ich ſage: Laurentius hat um Chriſti willen ſein Leben verachtet. Dieß iſt das erſte. Er hat den Tod für Chriſtum als erwünſchlich und glorreich geachtet. Dieß iſt das zweyte. Er gieng entſchloſſen dem Tode entgegen, obgleich die für ihn beſchloſſene Todesart die peinlichſte war. Dieß iſt das dritte, was wir zu erwägen haben. Aus dem erſten ſollen wir lernen, alle Vortheile des Lebens zu verachten, wenn ſie wider Gott und unſre Pflichten ſtreiten. Aus dem zweyten, alles Leiden, wenn es für Gott und Pflicht iſt, für glorreich zu achten. Aus dem dritten endlich ſollen wir

alle unſere Pflichten, ob ſie gleich einige Beſchwerniß mit ſich bringen, freywillig und mit Freuden erfüllen lernen.

Erſter Theil.

Der heil. Laurentius hat um Chriſti willen ſein Leben verachtet. Warum? weil er in dem Falle, in den er verſetzt war, ſein Leben unter keiner anderen Bedingniß lieben konnte, als unter jener, die Pflichten ſeines Glaubens und ſeines Standes zu übertreten. Er war ein Chriſt. Als ein ſolcher hatte er die Pflicht ſeinen Glauben ſtandhaft zu bekennen. Er war ein Diakon und Kirchendiener. In dieſem Amte hatte er die Pflicht auf ſich, die Güter der Kirche treu zu verwalten, und für nothleidende Chriſten zu ſorgen. Nun gegen beyde Pflichten ward er von dem Tyrannen Valerian verſuchet. Er ſollte zuerſt die Habſucht dieſes Wüterichs befriedigen, und die Kirchenſchätze ihm überliefern; hernach ſelbſt dem Glauben an Jeſum Chriſtum entſagen. Dieſes waren die gottloſen Bedingniſſe, die ihm geſetzt waren, und die er erfüllen ſollte, um ſein Leben zu erhalten. Welch eine ſchröckliche Verſuchung! Was ſollte er thun? Was ſollte er wählen? Seinen Glauben verläugnen, von deſſen Wahrheit er ſo feſt überzeugt war? Chriſto aufkündigen, durch deſſen Blut er erlöſet, von deſſen Liebe er entflammt war; von dem er gewiße, ewige, unausſprechliche Belohnungen zu gewarten hatte? Nein. Wenigſtens die Habſucht des Tyrannen befriedigen, und durch die Auslieferung der Kirchenſchätze, der

Armengüter ſich mit ihm abkaufen? Eben ſo wenig. Doch aber ſein Leben verlieren, in der beſten Blüthe der Jahre, bey einer friſchen und dauerhaften Geſundheit? Welch harte Entſchließung! Dem ſey aber, wie ihm wolle; Leben ſo reitzend, ſo erwünſchlich es immer iſt; Leben auf die Wagſchale gelegt mit Gottesverläugnung, mit Untreue und berufswidrigen Meineide, ſchien dem heil. Laurentius, ob er gleich ein Mann in blühenden Jahren war, eben ſo haſſenswürdig, eben ſo verachtungswerth, wie ehmals dem neunzigjährigen Iſraeliten, dem Eleazar, da er zur Sünde gegen ſein Geſetz verſucht ward. Er dachte bey ſich: "Wie? Jeſu Chriſto, der mich durch das Licht des Glaubens zur Erkenntniß der Wahrheit berufen, der auch ſein Leben für mich dargegeben, der mich zum Amte der Ausſpänder ſeines koſtbaren Blutes auserwählet hat, dem ſoll ich untreu und abtrinnig werden? — ich, der ich unter der Ausſpändung ſeines Verſöhnungsblutes ſo oft zu meinen Brüdern ſprach: Dieß Blut bewahre euch zu einem Leben, welches beſſer iſt, als dieſes gegenwärtige, zu einem ewigen Leben" ich ſoll nun dieſes Blut mit Füßen treten, ſoll, aus Liebe zum Leben, denjenigen, dem ich es zu verdanken, und von dem ich noch ein beſſeres zu gewarten habe, verläugnen, ſoll ſeinen heiligen Namen verfluchen? Oder ich ſoll ein Verräther der Kirche werden, und ihren Erbtheil verſchwenden, ich ſoll der Grauſame ſeyn, der die Lebensmittel der dürftigen Chriſtenheit einem geitzigen Wüterich einlieferte? Ich ſoll die heiligen Geſchirre, die unſer Heiligthum verſchließen, ſo unheiligen Händen übergeben, und zwar aus keiner andern Urſache, als, um mein Leben zu erhalten? Nein!

ich lebe, damit ich Jeſu Chriſto diene, und mein Amt als Diakon, treu verwalte, — ehe ich dieſe Pflichten meines Glaubens und meines Amtes übertrete, ſo will ich aufhören, zu leben. Ich verabſcheue, ich haſſe ein Leben, welches nicht mit meinen Pflichten beſtehen kann. So lange noch ein Hauch in mir ausgeht, will ich ein ſtandhafter Bekenner Jeſu Chriſti, und ein treuer Levit ſeyn. Nur drey Tage will ich noch Aufſchub verlangen, damit ich den Erbtheil der Kirche in Sicherheit bringe. Die Hände der Armen ſollen der Zufluchtsort ſeyn, wo ich ihn vor dem Geitze des Wüterichs verberge; dann will ich mein Leben bereitwillig aufopfern." So dachte der ſtandhafte Held. Dieſe Entſchließung faßte er gegen die ruchloſen Zumuthungen ſeines Verfolgers. — Was ſollen wir nun daraus lernen meine Geliebte? Alle Vortheile, ſo reizend, ſo erwünſchlich ſie immer ſcheinen mögen, zu verabſcheuen, wenn ſie gegen Gott und gegen unſere Pflichten ſind.

Der Fall, da wir um Gottes und um des Glaubens, oder auch um der Liebe des Nebenmenſchen willen, unſer Leben aufopfern, oder wenigſtens in Gefahr ſetzen müſten, iſt nun freilich ohne Vergleich ſeltener, als in jenen Zeiten, wo es, um zum Tode verurtheilet zu werden, ſchon genug war, ein Chriſt, ein Prieſter, ein Kirchendiener zu ſeyn: Allein das Geſetz Jeſu Chriſti, ſein Leben zu haſſen, iſt von weiterem Umfange; und es iſt ganz leicht einzuſehen. Wenn man ſelbſt das Leben ſeiner Pflichten halber hindanſetzen muß; ſo muß man um ſo mehr das, was geringer, als Leben iſt, Güter nämlich,

Vor-

Vortheile, Ergötzlichkeiten, Bequemlichkeiten des Lebens ſeinen Pflichten aufopfern. Darum hat auch der Heiland des Ausdruckes ſich bedient: **Wer ſein Leben in dieſer Welt haſſet, der bewahret es für die Ewigkeit:** denn Leben iſt offenbar dasjenige, was der Menſch am meiſten ſchätzet, und was ihm am nächſten geht. Geſetzt alſo, der Menſch könne ſich durch irgend ein Laſter, durch Hindanſetzung irgend einer Pflicht anſehnliche Vortheile zuwegebringen; ſo iſt es unläugbar, daß er dieſe Vortheile mit Verachtung und mit Abſcheu anſehen muß. Geſetzt, ein Mann, der öffentlich aufgeſtellt iſt, ſtreitenden Partheyen das Recht zu ſprechen, oder in Sachen, welche die Wohlfahrt des gemeinen Weſens betreffen, amteshalber ſeinen Ausſchlag zu geben, der könnte durch einſeitige Gunſtbezeigungen und durch Partheylichkeit ſich einen Gewinn machen; geſetzt, er würde in die Verſuchung geführt, ein Geſchenk anzunehmen, und ſich beſtechen zu laſſen; was ſoll er thun? Er ſoll ſeine Pflicht und ſein Gewiſſen für theuerer anſehen, als dieſe Hand voll ſchimmerendes Aerze. Mit Verachtung ſoll er den Verſucher anſehen, der ihm ſein Selenheil um Geld abkaufen will. Er ſoll zu ihm, wie einſt der heil. Petrus zu Simon dem Zauberer, ſprechen: **Dein Geld ſey mit dir verflucht.** Geſetzt, ein Bürger, der Gewerbe treibt, könnte durch allerley Mittel, durch Ueberſetzung der Preiſe, durch Verfälſchung der Waaren, durch vervielfältigte Abkürzungen des Maaſes ſich bereichern! Freilich ein reizendes Ding, ohne viel zu arbeiten, und ohne ſich etwas abgehen zu laſſen, dennoch reich werden, in kurzer Zeit reich werden, und bey

alle dem, daß man gut lebt, ſich und ſeine Kinder prächtig kleidet, noch ein anſehnliches Erbgut für ſie zurücklegen! Wofür ſoll demungeachtet der chriſtliche Bürger, der ſeine Sele zum ewigen Leben bewahren will, einen ſolchen Reichthum anſehen? Für einen Haſſens- und Verachtungswürdigen Reichthum: denn was hilft es ihm, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber ſeine Sele verliert? Geſetzt, es könnte jemand zu einer reichlichen Verſorgung, zu einer Ehrenſtelle durch ſolche Wege gelangen, die, indem ſie ihn zum Glücke führen, zugleich den Nebenmenſchen zum Sturze bringen; geſetzt, es könnte jemand durch Verläumdung eines Andern, durch unzeitige Entdeckung fremder Fehler ſich emporbringen? Wie? ſoll er auf dieſem Wege zugehen? Soll er, ohne Schonung, ſeinen Nebenmenſchen aus dem Wege ſtoßen, um geſchwinder zu ſeinem Ziele zu gelangen? Nein! was iſt für ein Vergleich zwiſchen einem zeitlichen Glücke, und dem ewigen Selenheile? Die erſte Pflicht des Menſchen iſt, ſeine Sele zum ewigen Leben zu bewahren. Was mit dieſem Zwecke ſtreitet, dieß iſt Hinderniß der Seligkeit; nicht Glück, ſondern Unglück. Geſetzt, es begleitete Jemand ein Amt, mit welchem die Bequemlichkeit des Lebens unvereinbarlich iſt; er könnte alſo nicht anderſt, als auf Unkoſten ſeiner Berufspflichten kömmlich und ergötzlich leben. Soll er demungeachtet Ergötzungen nachhangen, mit Vernachläßigung ſeiner Standespflichten? Nein! Pflicht, dem gemeinen Weſen genug zu leiſten, Pflicht, den Beruf zu erfüllen, geht allen Forderungen der Eigenliebe vor. Man iſt nicht da, um bequem zu leben, ſondern Gott und ſeinem Nebenmenſchen

zu

zu dienen. Mit einem Worte, der Menſch ſoll vor allem erwägen, was er als Chriſt, als Bürger, als Obrigkeit, als Vorgeſetzter zu thun hat. — Und was immer ſeinem Berufe zuwider iſt, was ihn an der Erfüllung ſeiner Pflichten verhindert, dieß ſoll er hindanſetzen, verwerfen, verabſcheuen. Was immer ſein Selenheil der Gefahr ausſetzt, dieß iſt, ob es gleich ſein Leben in dieſer Welt verſüßet, haſſens- und verabſcheuungswerth.

O möchten wir doch einen unverwendeten Blick auf das zukünftige Leben richten, um nicht zu kurzſichtig in unſerm Urtheile zu ſeyn, wenn wir verſuchet werden, zwiſchen jenem und dieſem zu wählen! Was hilft es dem Menſchen, daß er ein Stück Geld mehr in ſeinem Vermögen hat, aber ein ſolches, das ſein Gewiſſen beſchwert? Was hilft es ihm, daß er eine Ehrenſtufe beſteigt, aber nicht anderſt, als indem er ſeinen Nebenmenſchen ſtürzt, und ihn zum Fußſchemmel braucht? Was hilft es ihm, daß er ſeinen Kindern ein anſehnliches Erbgut hinterläßt, worauf aber der Fluch der Armen liegt, der ihn bis zum Richterſtuhle Gottes verfolgt? Was hilft es dem Praſſer, daß er alle Tage herrlich und in Freuden lebt, aber am Ende den Ausſpruch zu gewarten hat: **Du haſt Gutes in dieſem Leben empfangen: Nun ſoll Pein dein Loos ſeyn.** Was iſt wohl für ein Verhältniß zwiſchen Vortheilen des gegenwärtigen Lebens, und dem Verluſte des zukünftigen? Das Leben ſelbſt iſt haſſenswerth, wenn es unter gewiſſen Bedingniſſen dem zukünftigen im Wege ſteht, wie viel mehr die eitlen Güter, Ehren und Bequemlichkeiten dieſes Lebens? Wenn

ein heil. Laurentius, ehe er ſich gegen ſeine Chriſten- und Standespflichten verſündigte, viel lieber ſein Leben aufgab, warum ſollen wir nicht die viel ſchwächere Verſuchung überwinden, und gewiße Vortheile entſchloſſen ausſchlagen, wenn wir ſie ohne Verletzung des Gewiſſens und ohne Nachtheil unſerer Pflichten nicht behalten können? Wir trachten ja nach der nämlichen Glückſeligkeit, nach welcher die heil. Märtyrer getrachtet haben; und wenn dieſe alles, was ſie hatten, wenn ſie ſelbſt ihr Leben verkauften, um dieſen verborgenen Schatz einzukaufen; wie? ſollten wir nicht einen weit geringeren Aufwand dafür machen, um deſſelben Glückes theilhaftig zu werden? O der unverzeihlichen Feigheit und Sinnlichkeit, daß manche nur nach dem, was ihnen in die Augen fällt, was ihnen an der Hand liegt, was ihren Sinnen ſchmeichelt, nach dem Gegenwärtigen, nach dem nächſten greifen, ob es gleichwohl ein Nichts, eitel und vergänglich iſt, gegen dauerhafte unvergängliche Güter des Himmels aber ganz unempfindlich ſind! O der Unordnung, daß ſie nach Gütern und Freuden dieſes Lebens ringen, als wenn es ewig wäre, und um das ewige Leben ſich ſo wenig bewerben, als wenn es nicht ewig wäre!

Laßt uns fortfahren, den Heldenmuth des heil. Laurentius zu betrachten. Er hat um Chriſti willen ſein Leben verachtet. Er hat auch den Tod für Chriſtum als erwünſchlich und glorreich geachtet.

Zwey-

Zweyter Theil.

Daß der Menſch gegen den Tod einen natürlichen Schrecken und Abſcheu empfindet, iſt nicht zu läugnen: indem aber die Gnade ſtärker iſt, als die Natur, ſo kann er durch dieſe Gnade geſtärkt, und von übernatürlichen Beweggründen beſelt, dieſen natürlichen Abſcheu allerdings beſiegen. Wir ſehen dieſes wirklich an unſerem heil. Martyrer. Er ſah den Tod für etwas ganz anders an, als wofür ihn der natürliche Menſch anſieht. Der natürliche Menſch ſieht ihn für einen traurigen Abſchied aus dieſer Welt an, für einen grauſamen Streich, der Freunde von Freunden trennet; für ein fatales Geſchick, welches ohne Mitleiden über Menſchenleben wütet; für einen Störer der Freuden dieſes Lebens, für eine harte Nothwendigkeit, die den Menſchen zwingt, dahin zu gehen, wohin er nicht will. Der, welcher ſein Herz an dieſe Erde geheftet hat, ruft, wenn er auf das Todsbett kömmt, wie der König Agag unter dem Schwerdſtreiche: So trenneſt du bitterer Tod! unter ſo vielen Schmerzen brichſt du mir die Freuden ab, die ich genoſſen, und trenneſt mich von den Gütern, die ich geſammelt hab? Laſſet einen jungen Menſchen, der die Welt lieb hat, und an einer tödlichen Krankheit darnieder liegen, die Schrecken des Grabes empfinden: wie ſeufzet er nach ſeiner Geneſung? wie wimmert er, daß ſein junges Blut ſchon in die Verweſung gehen ſoll? Wie ſträubt er ſich gegen den Tod, und wie ſchrecklich ſtellt er ſich dieſen Mörder vor? Auch der Alte und Betagte, der die Zerrüttung ſeines ganzen Körperbaues ſchon fühlt, wünſcht

wünſcht ſich nur wenigſtens einige Jahre noch, nur einen kurzen Aufſchub ſeines Lebens verlangt er. Ja wenn auch der Tod nur einen unſerer Verwandten und Freunde hinwegnimmt, wie bitter beklagen wir uns über dieſen Verluſt, über dieſe frühzeitige Trennung, in welche Seufzer bricht unſre Wehmuth aus? O warum verläßeſt du mich lieber Freund, Vater, Mutter? Nun ſoll ich dich nimmer ſehen? des verträulichen Umganges mit dir, den ich genoß, ſoll ich für immer beraubt ſeyn? O Tod, welch einen Streich verſetzeſt du mir? — So denken wir als natürliche Menſchen — Aber Laurentius dachte nicht ſo. Der heil. Pabſt Xyſtus, dem er als Diakon zur Seite ſtand, wird zum Martertode geführt. Laurentius begleitet ihn. Er weinet auch, er ſeufzet, er rufet eines Rufens: "Warum verläſſeſt du mich, Vater! Vater, verlaß mich nicht." Will er vielleicht durch dieſes Klagen die Peiniger erweichen, daß ſie ihm ſeinen heiligen Prieſter entlaſſen? Weint er vielleicht aus Weichherzigkeit, da er ihn ſo unmenſchlich behandeln ſieht? Nein! er ſieht es vielmehr für ein beneidenswürdiges Glück an, daß Xyſtus zur Marterkrone eilt: darum aber weint und ſeufzet er, weil er zurückbleiben ſoll. Er weint, nicht, weil Xyſtus in den Tod geht, ſondern weil er ihn überleben ſoll. Mit einem Worte, als ein heldenmüthiger Beſieger natürlicher Empfindungen, ſah er den Martertod für erwünſchlich und glorreich an: Warum? weil es ein Tod um Chriſti willen war, weil in dieſer Rückſicht die Vorſtellung des Todes alles Schreckliche und Bittere bey ihm verlor, weil er es für eine Ehre hielt, für die Wahrheit zu ſterben, und ſie mit ſeinem Blute

zu beſiegeln, weil er vor Begierde brannte, Chriſto Jeſu ein Opfer der Liebe zu bringen, und kein würdigeres zu bringen wußte, als ſein Leben. Darum wünſchte er den Tod, und ſehnte ſich darnach mit eben ſo heftigem Verlangen, als der Abſcheu lebhaft iſt, mit welchem der natürlich denkende Menſch den Tod fliehet.

Mögten doch auch wir den Werth des Leidens kennen, welches wir für Gott und für unſere Pflichten auszuſtehen haben! Leiden für Gott, Wahrheit und Pflicht, iſt ruhmwürdig, iſt glorreich. Selig ſeyd ihr, ſprach der Heiland zu ſeinen Jüngern, wenn euch die Menſchen fluchen, und alles Böſe wider euch ſagen, um meiner und der Gerechtigkeit willen. Freuet euch und frohlocket: denn euer Lohn wird groß ſeyn in dem Himmel. (Matth. 5. 11, 12.) Dieſer Zuſpruch machte ſo viel Eindruck bey ihnen, daß ſie, wie die Apoſtelgeſchichte meldet, ſich eine Freude daraus machten, ſich für glücklich ſchätzten, es für eine beſondere Würdigung anſahen, wenn ſie um Jeſu Namen willen Schmachen zu leiden hatten (5. 4.) Dieſe ihre Geſinnungen ſuchten ſie aber auch den Neugläubigen auf das nachdrücklichſte einzuprägen. So ſprach unter anderen der heil. Petrus: Niemand unter euch leide als ein Todſchläger, als ein Dieb, als ein Läſterer, als einer, der nach fremden Gute trachtet. Leidet er aber als Chriſt, ſo ſchäme er ſich nicht, ſondern verherrliche Gott in dieſem Namen. (1. Petr. 4. 15. 16.) Warum ſoll es auch eine Schande ſeyn, als Chriſt, und um ſeiner Pflichten willen leiden, da eben dieſes Leiden

ein

ein Beweiß der Treue und Standhaftigkeit iſt, und da man dieſes Leiden durch kein anderes Mittel, als durch Verletzung ſeiner Pflichten von ſich entfernen kann? Und — wie beruhigend iſt nicht das Bewußtſeyn, welches man dabey hat, wenn man ſich ſelbſt zuſprechen kann: "Ich leide als Chriſt, und ich werde dadurch den Blutzeugen meiner Religion ähnlich." Es iſt zwar ein unverſchuldetes Leiden, allein da die Welt einmal ſo beſchaffen iſt, daß ſie diejenigen, die nicht ihrer Denkungsart ſind, kränket, und verfolgt, ſo iſt mir nichts übrig, als daß ich entweder der Welt mich gleichſtelle, und meine Pflichten verletze, oder — daß ich leide. Lieber Leiden um des Chriſtenthumes willen, als aus Furcht vor dem Leiden das Chriſtenthum verletzen! Dieſe Entſchließung laßt auch uns faſſen, und — wir werden Beruhigung dabey finden. Gewiß, an Gelegenheit fehlt es nie, daß man als Chriſt etwas zu leiden hat. Der Fromme und Andächtige findet immer ſeine Tadler und Spötter, die ſeine gottſeligen Uebungen für Heucheley und Andächteley ausſchreyen. Er laſſe ſich dadurch nicht irre machen: er räche ſich weder an ſeinen Spöttern, noch unterbreche er ſeine frommen Verrichtungen, denn er leidet um Gottes willen; und dieß gereicht ihm zur Ehre. **Leidet Jemand als Chriſt, der ſchäme ſich nicht.** — Ein Mann, der nach ſeinem Amte geraden Weges zugeht, ohne auf Menſchen, auf Bitten, auf Geſchenke, auf Empfehlungen zu achten, der ſtrafet, was er zu ſtrafen, anzeiget, was er anzuzeigen findet, und richtet, wie es die Gerechtigkeit fodert, der wird kaum von Widerſprüchen und Schmähungen frey bleiben: denn es giebt ſchon gewiſſe

Men-

Menſchen, die ſo verwöhnt, ſo von ihrem Eigennutze, oder ihrer Eigenliebe verblendet ſind, daß ſie fodern, man ſolle ihnen zu gefallen ungerecht ſeyn, allein der Chriſt achtet ſolche Kritiken und Ausſtellungen nicht, die man ihm macht. **Niemand leide unter euch als ein Ungerechter. Leidet er aber als ein Chriſt,** als ein unpartheyiſcher und Gerechtigkeit liebender Mann, **ſo ſchäme er ſich nicht.** Es giebt Menſchen, die nur jene lieben, welche ihres Schlages ſind, die z. B. weil ſie mit Verläumdung und Zungengedreſche umgehen, auch diejenigen gerne um ſich haben, die ihrer geſchwätzigen Zunge Stof und Neuigkeiten beytragen. Eben darum hat derjenige keinen Zutritt zu ihnen, der ſich zu dieſem liebswidrigen Gewerbe nicht brauchen läßt. Er iſt ihnen ein rückhältiſcher, falſcher Menſch, zum wenigſten ein ſkrupulöſer und ſchwacher Menſch, der nicht zur Geſellſchaft und Unterhaltung taugt. Ein ſolcher ſtöre ſich nicht an dergleichen Urtheilen, er kümmere ſich nicht, daß er von den Synagogen der Verläumder und Tadler ausgeſchloſſen wird. **Leidet jemand als Chriſt,** deſſen erſte Pflicht iſt, ſeinen Nächſten zu lieben, **der ſchäme ſich nicht.**

Auch um des Glaubens willen hat man nicht ſelten Widerſprüche zu ertragen, heut zu Tage beſonders, da die zügelloſe Freyheit zu denken auf den Thron geſetzt wird. Wer aber als Chriſt, um der Vertheidigung ſeines ſeligmachenden Glaubens willen, von deſſen Wahrheit er feſt überzeugt iſt, leidet, **der ſchäme ſich nicht.**

For-

Fodere ich zu viel? O wie weit ſind wir bey alle dem noch von den Beyſpielen der heiligen Märtyrer zurück? Sie waren von der Wahrheit, daß um Gottes und der Religion willen leiden, ruhmvoll ſey, ſo ganz durchdrungen, daß ſie ſich ſogar zu leiden wünſchten, und nach Gelegenheiten, ihren Heldenmuth zu erproben, ſich ſehnten. Dieſe Zumuthung will ich eben ihrer Schwachheit nicht machen m. GG. daß ſie zu leiden wünſchen ſollten; laſſet uns aber alsdann wenigſtens Muth faſſen, wenn die Gelegenheiten dazu ſich von ſelbſt uns darbieten. Iſt Religion, Wahrheit, Tugend, Gerechtigkeit uns theuer, ſo müſſen auch Leiden, und Widerſprüche, die man um derſelben willen zu ertragen hat, einen Werth in unſeren Augen haben, indem ſie uns Gelegenheit geben, der Religion, der Wahrheit, der Tugend ein Opfer zu bringen, und von unſerer Liebe gegen ſie eine Probe abzulegen! Laſſet uns noch den letzten Blick auf unſeren heil. Martyrer Laurentius werfen, um zu ſehen, was ein Menſch vermag, deſſen Herz von Liebe gegen Gott, Chriſtum und Wahrheit entflammt iſt.

Dritter Theil.

Laurentius hat ſein Leben um Chriſti willen verachtet. Er hat den Tod für Chriſtum als erwünſchlich und glorreich angeſehen. Mit dieſer heldenmüthigen Zubereitung gieng er freywillig zur Pein voran. Sein Wunſch für Chriſtum zu ſterben, iſt nicht ſo ganz geſchwind, und durch eine erträgliche Todesart erfüllet wor-

worden. Es war nicht etwa ein Schwertſtreich, der ihm in einem Augenblicke den Lebensfaden abſchnitt, ſondern was ihm der heil. Sixtus vorgeſagt hatte: "Dir als Jüngling ſind größere Kämpfe aufbehalten," dieß traf zu. Eine eben ſo ſchreckliche, als langſame Quaal war es, die ihn mit Chriſto vereinigte. Feuer, nicht hell auflodernde und verzehrendes Feuer, ſondern langſame Kohlenglut, die ſeinen Körper peinigte, und unter unausſprechlichen Schmerzen das Band des Lebens auflößte. Unter unausſprechlichen Schmerzen ſage ich: denn jede Beſchreibung, die ich davon machen wollte, würde die Vorſtellung ſchwächen, die ſich jedermann von einer ſolchen Pein machen kann. Wer kennet nicht die ſubtile, die durchdringende, die peinigende Kraft des fürchterlichen Elementes, des Feuers? Und wem fällt nicht ein Schauer an; wenn er hört: Ein zarter Jüngling in beſten Jahren, iſt auf Befehl eines raſenden Kayſers, auf einem Roſte ausgeſpannt, und durch langſame Kohlenglut getödtet worden. Wie verhielt ſich aber dabey der ſtandhafte Martyrer? Willig, ungezwungen geht er ſeinen Peinigern voran, willig läßt er ſeine Glieder auf die Marterbühne hinſtrecken, und ſich die Bande anlegen, die ihn daran befeſtigen. Er fühlt ſchon die Flamme, die ſeinen Körper durchglüht, die ſchrecklichen Zuckungen, womit ſich ſeine Nerven zuſammenziehen, er fühlt ſo viel Schmerzen, als Glieder, als Muſkeln, als Faſern am Menſchenkörper ſind. Aber das Liebesfeuer, das innwendig durch ſein Herz gegoſſen iſt, lindert ihn dieſe Schmerzen, Jeſus iſt der Name, den er im Munde führt. Dieß iſt Thau, der ihn er-

quicket, das Oel, das ihn ſalbet. So wartet er ſeines langſam nähernden Todes, und ſchließt endlich ſein Leben mit der rührungsvollen Dankſagung: "Ich danke dir, Herr Jeſu! daß ich bin gewürdiget worden, in die Pforten des Himmels einzugehen."

O meine Geliebte, mögte doch der Wunſch des heil. Auguſtins in Erfüllung gehen, daß die Feuerflammen, die Laurentius ausſtund, alle Chriſtenherzen entzündeten! Ich bitte Sie nur noch um eine kurze Aufmerkſamkeit, um folgende Betrachtung mit Ihnen anzuſtellen. Mein! was haben wir denn bey Erfüllung unſerer Pflichten für beſondere Beſchwerniſſe auszuſtehen? Feuerflammen haben wir nicht zu erdulden, Blut haben wir nicht zu vergießen, Foltern, Schläge, Schwertſtreiche haben wir nicht auszuſtehen. — Welches ſind denn alſo die Beſchwerniſſe, die wir bey Erfüllung unſerer Pflichten zu ertragen haben? Daß wir mit Verſammlung unſerem Gebethe abwarten, dieß koſtet uns einige Anſtrengung, um die Aufmerkſamkeit feſtzuhalten. Daß wir unſere Reinigkeit bewahren, dieß koſtet uns einige Kämpfe gegen Verſuchungen, und Entfernung von nächſten Gelegenheiten zur Sünde. Daß wir Frieden mit unſerm Nebenmenſchen erhalten, dieß koſtet uns einige Nachſicht gegen ihre Fehler, und Verläugnung unſerer Eigenliebe. Daß wir nüchtern leben, koſtet uns einige Ueberwindung unſerer Lüſte. Daß wir unſer Fleiſch bezähmen, koſtet einige Abtödung, vermöge welcher wir demſelben zuweilen etwas von ſeiner Sättigung entziehen. Daß wir unſere ſtandesmäßigen Arbeiten verrichten,

richten, dieß koſtet uns einige Aufopferung des Hanges zu übermäßigen Ergötzlichkeiten. Daß wir gerecht und billig ſind, dieß koſtet uns Einſchränkung des Luxus und Wohllebens, die unſere Bedürfniſſe unnöthig vervielfältigen. Dieß ſind alſo die Beſchwerniſſe, die wir auf uns zu nehmen haben, um unſere Pflichten zu erfüllen, und mittels der Erfüllung derſelben ſelig zu werden. Und dieſe ſollten wir nicht um einer ewigen Belohnung willen freywillig, von ganzem Herzen, und mit Freuden auf uns nehmen! O werfet noch einen Blick auf die Zeiten zurück, wo es ſchon das Leben koſtete, ſich nur öffentlich einen Chriſten zu nennen. Jene, die damals lebten, waren Chriſten. Das ſind auch wir. Jene warteten auf eine ewige Belohnung. Darauf warten auch wir. War vielleicht damals Gott größerer Opfer würdig, als nun? Nein. Es iſt der nemliche unendlich liebenswürdige. War vielleicht die Gnade damals ſtärker, als nun? Nein! es iſt die nemliche Gnade, deren Verheißung ſich auf alle Jahrhunderte erſtreckt. War vielleicht damals ein anders Evangelium? Nein. Es iſt noch das nemliche, und es überlebt den Untergang der Welt. Und dennoch welch ein Abſtand von Zeiten und Zeiten? Welch eine Freyheit der dermals lebenden Chriſten gegen den Eifer derer, die damals lebten. Welch ein Contraſt zwiſchen Chriſten, die Feuerflammen um Jeſu willen leiden, und Chriſten, die nicht die mindeſte Verſuchung überſtehen. O Geiſt Gottes, erneure das Angeſicht des Erdbodens. Entzünde die erkaltete Herzen mit deiner Liebe. Lehre uns Gott kennen. Lehre uns

die Würde der göttlichen Verheißungen kennen. Lehre uns, daß wir nicht als träge und laue Chriſten in die Pforten des Himmels eingehen können. Amen.

Auf das hohe Feſt der Himmelfahrt Mariä.

Maria optimam partem elegit, quae non auferetur ab ea.

Maria hat den beſten Theil erwählt, der von ihr nicht wird genommen werden. Luk. 10.

Ob gleich dieſe Maria, von welcher in meinem Vorſpruche geredet wird, nicht die heiligſte Jungfrau iſt, deren Feſttag wir begehen; ſo iſt doch die Auswahl dieſes Textes, und des ganzen heutigen Evangeliums ganz paſſend auf unſere Feyerlichkeit. . . . Laſſen Sie mich vor allem das Evangelium auslegen.

Es ſtellet uns an den zwoen Schweſtern Martha und Maria Magdalena, die von dem Heilande beſuchet wurden, eine zweyfache Lebensart vor, die äußerliche oder die geſchäftige, und die innere oder die beſchauliche. Martha beeiferte ſich den Heiland zu bewirthen. Dieſe iſt das Bild des geſchäftigen Lebens. Magdalena hingegen ſaß ruhig bey den Füßen des Heilandes, und hörte mit Aufmerkſamkeit ſein Wort. Dieſe iſt das Bild des beſchaulichen Lebens. Es läßt ſich hier die Frage aufwerfen, welche von beyden Lebensarten der andern vorzuziehen ſey. Der Heiland hat nicht undeutlich der lezteren,

teren, das iſt, der inneren Lebensart, den Vorzug zugeſprochen, indem er der Martha, die ſich beklagte, daß ſie die Sorge der Bewirthung allein tragen müſſe, ohne von ihrer Schweſter unterſtützet zu werden, zur Antwort gab: Martha, du bekümmerſt dich um viele Dinge; **Aber eins iſt nothwendig. Maria hat den beſten Theil erwählt.** — Sein Urtheil gründete ſich darauf, weil das innere Leben den Menſchen näher zu ſeinem Ziele führt, indem es ſich unmittelbar mit Gott, welcher das lezte Ziel des Menſchen iſt, beſchäftiget; und es gereichet jenen, die ſich dem inneren Leben widmen, zum Troſt und zur Rechtfertigung gegen die Vorwürfe der Welt, welche ſie geradehin und ohne Unterſchied als müßige Leute ausrufet, die den Beruf eines Menſchen, der ſich zum Wohl ſeiner Mitmenſchen geſchäftig bezeigen müſſe, auſſeracht ſetzen. Man muß aber darum nicht denken, als hätte nach dieſem Ausſpruche des Heilandes die geſchäftige Lebensart, von welcher Martha das Bild iſt, keinen beſonderen Werth. Er deutete zwar darauf, daß ſie mit gewißen Gefahren verbunden ſey; er ahndete den Misbrauch der allzugroßen Geſchäftigkeit, die nicht ſelten den Geiſt zu Zerſtreuungen fortreißt, und Vergeſſenheit des lezten Zieles mit ſich bringt; er beſtrafte auch auf eine ſanfte Art die Eitelkeit der Martha, die ihre häuslichen Verrichtungen den geiſtlichen Unterhaltungen der Magdalena vorzuziehen ſchien. — Er ſah aber doch die Dienſteleiſtungen dieſer Jungfrau mit Wohlgefallen an; beſonders da Liebe gegen ihn die Triebfeder davon war: am allerwenigſten läßt ſich aus ſeinen Worten ſchließen, als wäre das innere Leben mit dem äuſſeren

nicht vereinbar; oder als wäre nicht die Lebensart, die Geſchäftigkeit mit Beſchaulichkeit verbindet, derjenigen, die blos beſchaulich iſt, vorzuziehen. Und in der That, wenn man auf Mariam die heiligſte Jungfrau die Anwendung machen will, ſo kann man gewiß nicht von ihr ſagen, ſie habe ihr ganzes Leben mit Beſchauungen zugebracht, ſondern man muß vielmehr von ihr ſagen: ſie habe das innere Leben mit dem äuſſeren verbunden, und in dieſem Verſtande habe ſie den beſten Theil erwählt. Dieß werde ich auch in gegenwärtiger Rede zeigen, und erſtlich von dem innern und beſchaulichen, zweytens von dem äuſſeren und geſchäftigen Leben Mariä reden. Hieraus werden Sie, m. GG. den Umfang ihrer Verdienſte erkennen, und mithin den richtigſten Schluß auf die Größe ihrer Glory machen können.

Erſter Theil.

Daß Maria ein inneres und beſchauliches Leben führte, das iſt, daß ihr Geiſt mit Gott und göttlichen Dingen ſtäts beſchäftiget war, dieß bedarf nicht ſowohl eines Beweißes, als vielmehr einer Darſtellung, und Beſchreibung. Schon ihre erſten Lebensjahre, wenn wir dahin zurückgehen wollten, würden uns ein herrliches Beyſpiel ihres zu Gott emporſtrebenden Geiſtes darbieten: denn als Kind ſchon vergaß ſie das Haus ihres Vaters, und eilte in den Tempel, um ſich da dem Allerhöchſten aufzuopfern. Allein um meiner Rede engere Gränzen zu ſetzen, will ich ſie nur von der Zeit an, da

ihr

ihr der Engel die Mutterſchaft Gottes verkündigte, bis zu ihrem Tode betrachten.

Als der Engel ſie beſuchte, nennte er ſie ſchon die Gnadenvolle, die mit Gott innigſt vereinigte Jungfrau. **Sey gegrüßt du Gnadenvolle, der Herr iſt mit dir.** Wodurch gelangte ſie aber zu dieſer Gnadenvölle, zu dieſer innigen Vereinigung mit Gott, als durch ihre immerwährende Geiſtesübungen, durch ihre Aufmerkſamkeit auf Gott und ſeine Einſprechungen, durch ihr beharrliches Gebeth, durch ihr ämſiges Betrachten in den heiligen Büchern? Denn wenn Gott nach dem Geſetze ſeiner Haushaltung nur denjenigen den Reichthum ſeiner Gnade zu Theil werden läßt, welche ihn darum bitten, welche ſeine Gaben über alles ſchätzen, welche ſeiner Wohlthaten mit Dankbarkeit eingedenk ſind, welche ihn, da er rufet, jedesmal antworten, welche gewiſſenhaft jeden ſeiner Gnadenwinke beobachten, um ihn zu befolgen, wenn Gott, wie die Schrift ſich ausdrückt, nur **denjenigen nahe iſt, die ihn anrufen;** ſo ſetzet gewiß der Gruß des Engels, da er Mariam die **Gnadenvolle, die mit dem Herrn vereinigte** nennet, ganz deutlich ihr inneres und in Gott verſenktes Leben voraus. Und war ſie nicht ſelbſt den Augenblick, da der Engel ſie beſuchte, im Gebethe begriffen? Wie traf ſie wohl der Engel an? fragt der heil. Cryſoſtomus. Nicht ausſchweifend, und in Geſellſchaft der Welt, ſondern einſam, und der Beſchauung abwartend: denn darum fand ſie Gnade bey Gott, weil ſie das Wohlgefallen der Welt nicht ſuchte. Wie fand ſie wohl der En-

gel? fragt der heil. Bernhard. Er fand ſie nicht in einem Aufenthalte, der dem freyen Zugange offen ſtund; ſondern in einem Aufenthalte, wo ſie die Thür hinter ſich zugeſchloſſen hatte, um ſowohl von den Störungen im Gebethe, als vor den Anfällen gegen ihre Reinigkeit ſicher zu ſeyn; wo ſie den Vater, der im Verborgenen ſieht, anbethete, in einem Aufenthalte, wo ſie nichts weniger als einen Beſuch erwartete, und deßwegen über das Geſicht des Engels ſo heftig erſchrack. — Bethend alſo, betrachtend, und ſowohl dem Orte, als dem Herzen nach, von der Erde losgeriſſen, fand ſie der Engel, der Bothſchafter des Menſchwerdungsgeheimniſſes, und er verließ ſie als die erhabene Gottesmutter, in deren Schooße eben denſelben Augenblick, da ſie ſprach: (**Mir geſchehe nach deinem Worte**) das ewige Wort Menſch geworden iſt.

Wer zweifelt aber, daß ſie von dem Augenblicke an, da ſie den ewigen Sohn in ihrem keuſchen Eingeweide empfieng, um ſo viel an Innbrunſt der Liebe zugenommen habe, als ſie an Gnade und Würde zugenommen hat? Laſſet uns einmal zwiſchen der Magdalena, von der unſer Evangelium redet, und zwiſchen der heiligſten Jungfrau einen Vergleich anſtellen. Von der Magdalena ſagt unſer heil. Text: **Sie ſaß bey den Füßen des Herrn, und hörte ſein Wort.** Mit welcher Stille? mit welcher Geiſtesruhe? mit welcher Aufmerkſamkeit? mit welcher Innbrunſt? Wie glücklich ſchätzte ſie ſich, die ewige Wahrheit reden zu hören? Sie vergaß ſich, die Ihrigen, und das Ihrige. Sie ſaß,

und

und hörte. Ein bedeutender Ausdruck! Es heißt nicht: Sie ſtund bald auf, bald ſetzte ſie ſich wieder, bald hörte ſie zu, bald redete ſie; ſondern: Sie ſaß und hörte. Sie war ganz Ohr für Jeſu Wort. Sie hörte zu mit unverrückter Aufmerkſamkeit, mit ganz ungetheilter Begierde, ſich aus den Reden Jeſu Früchte des Heils zu ſammeln. Und ſie muß nicht wenig erſchrocken ſeyn, wie der heil. Auguſtin anmerkt, wann ihre Schweſter kam, ſie zur Arbeit aufzufordern. Wie bang muß ihr geweſen ſeyn, ſagt er, der Herr mögte ihr etwa ſagen: Steh auf und hilf ihr — und wie wird ſie ſich auf einmal erhohlt haben, wann der Heiland ſie entſchuldigte, und ihr geſtattete, ihn länger anzuhören? So verſenkt in Gott, ſo entzückt bey der Anhörung ſeines Wortes war Magdalena, die nur bey den Füßen Jeſu ſaß. Wie viel mehr muß es Maria geweſen ſeyn, die Jeſum ſelbſt unter ihrem Herzen trug. Wer wird ihre Geiſtesverfaſſung in dieſem Zuſtande ausdrücken können. Welche Zunge wird die abwechſelnden Empfindungen der Demuth, der Liebe, der Dankſagung, der Verwunderung, der Freude, der Begierde nach größerer Heiligung, und alle ihre heiligen Unterredungen mit Gott in Worte faſſen können? — Da ſie Jeſum in ihrem Leibe trug, da ſie dieſe geheiligte Bürde fühlte, da ſie ihn mit ihrem Blute nährte, wie konnte ſie auf ihn auch nur einen Augenblick lang vergeſſen, oder wie konnte ſie an ihn denken, ohne von Liebe entflammt zu ſeyn? Welcher äuſſere Gegenſtand hätte ſie zerſtreuen können. Wie unbefriedigend, wie nichtig muß ihr alles vorgekommen ſeyn, auſſer Gott, den ſie bey ſich hatte? Wie ſelig

muß ihr jeder Augenblick während der neun Monate lang geweſen ſeyn? O könnten wir uns doch eine Einzige ihrer Anmüthungen uns eigen machen? Dieſen Augenblick würden wir ganz veränderte Menſchen ſeyn, und unſer Herz würde brennend in uns werden. Einigen Begriff von ihren Geſinnungen können wir uns aus jenem erhabenen Liede machen, welches ſie in dem Hauſe der Eliſabeth ſang. Waren es nicht lauter Worte, die ein ganz an Gott angeheftetes, und für Gott allein ſchlagendes Herz verriethen, und die eben ſo einladend für uns zu gleichen Geſinnungen gegen Gott ſind? Wie lauteten ſie? **Meine Seele, ſprach ſie, preiſet den Herrn, und mein Geiſt frohlocket in Gott meinem Heilande.** Sie ſagte nicht, meine Zunge preiſet den Herrn: denn es war kein Lob, das nur auf den Lippen dahinfloß, ſondern welches ihre ganze Seele erfüllte, Ihr Geiſt frohlockte, und war in der Betrachtung der göttlichen Vollkommenheiten mit allen ſeinen Anmüthungen in Bewegung geſetzt. Gottes Allmacht, Gottes Erbarmung, die ſich auf eine unüberſehliche Menſchenreihe erſtrecket, Gottes Treue in Erfüllung der Verheißungen, die er dem Abraham gethan hatte, dieß ſind die großen Gegenſtände, die ſie beſinget. Sie ladet alle Menſchen zum Vertrauen auf dieſe unendliche Erbarmung und Treue ein. Irrdiſche Macht, irrdiſcher Reichthum ſind ein leeres Nichts in ihren Augen, indem ſie den unermeßlichen Reichthum der göttlichen Gnade erwägt. Sie warnet die Menſchen, daß ſie ihr Vertrauen nicht auf dieſe Dinge ſetzen; und empfiehlt ihnen Demuth, als die erſte Bedingniß zur Theilnehmung an

der

der Gnade, ja geht ſelbſt mit ihrem Beyſpiele voran, indem ſie, die Mutter des Erlöſers, ſich nur eine Dienſtmagd des Herrn nennet. O mögten wir ſie geſehen, mögten wir ſie gehört haben, indem ſie alſo redete. Hätte nicht unſer zerſtreuter flatternder Geiſt auf Gott geheftet, hätte nicht unſer kaltes Herz erwärmet, hätte nicht unſere Eitelkeit, die auf irrdiſche Dinge ſo viel Werth leget, und unſer Stolz, der uns mit eingebildeten Vorzügen ſchmeichelt, beſchämt werden müſſen; hätten wir nicht lernen müſſen, mehr mit dem Herzen, als mit den Lippen zu bethen? hätten wir, die wir zum Bethen ſo ſchläfrig ſind, als wenn wir gar nicht wüſten, was wir bethen ſollten, nicht lernen müſſen, wie viel Stof wir zum Gebethe haben, wie viel Urſache, bald die Allmacht, bald die Treue, bald die Erbarmung Gottes zu preiſen, uns vor ihm bald zu demüthigen, bald ihm zu danken, bald unſer Vertrauen auf ihn zu erwecken. O heiligſte Jungfrau, Muſter des inneren Lebens, Muſter der wahren Andacht, wann wird doch einmal unſer kaltſinniges Herz zur Andacht erwärmet werden? Wann wird doch einmal unſer Geiſt nicht mehr der Sklave ſo vieler Zerſtreuungen ſeyn? Mögte uns doch dein Beyſpiel ermuntern, und deine Fürbitte unterſtützen?

Indeſſen laſſet uns einen Schritt in der Betrachtung ihres Lebens weiter fortgehen. Wie verhielt ſie ſich denn, nachdem ſie ihren Sohn zur Welt gebohren hatte? Ihre Beſchäftigung ware, alles, was ſich mit ihm zutrug, zu beobachten, zu bewunderen, und es bey ſich in ihrem Herzen aufzuzeichnen. Sie bewahrte,

erzählt

erzählt der heil. Lukas von ihr, und erwog alles, was ſich mit ihm zutrug, in ihrem Herzen. Sie bewahrte es in ihrem Gedächtniſſe, um es nicht zu vergeſſen, und um es mit der Zeit anderen mittheilen zu können. Sie erwog es aber auch in ihrem Herzen zu ihrer eigenen Erbauung, um im Glauben geſtärkt, und in der Liebe ſtäts mehr entzündet zu werden. Was war wohl dieſes anders, als ein beſchauliches Leben? Und wenn Maria ſo aufmerkſam und ſo nachdenkend über alles war, was ſich mit ihrem göttlichen Sohne ereignet, was er gethan und geredet hat, (und an Gegenſtänden der Betrachtung konnte es ihr gewiß nicht fehlen, weil nach der Ausſage des heil. Johannes, nebſtdem was von der Geſchichte ſeines Lebens und Leidens iſt aufgezeichnet worden, noch ſo viel ungeſchriebenes übrig blieb, daß die ganze Welt die Bücher nicht faſſen könnte, wenn alles hätte geſchrieben werden ſollen,) ſo läßt ſich der Schluß machen, daß der Verſtand Mariä einen unſchätzbaren Reichthum von Geheimniſſen und übernatürlicher Weisheit aufbewahrte, und daß ihr Herz eine unergründliche Tiefe von heiligen Anmüthungen war. Laſſet uns, um alles Andere zu übergehen, Sie nur in jener betrübten Stunde uns vorſtellen, da ihr göttlicher Sohn am Kreuze hieng, und verſchied. Sie ſtund zunächſt am Kreuze. — Zwar meldet uns der heil. Text nicht, daß ſie ein einziges Wort dabey redete; aber gewiß empfand ſie deſto mehr. Gewiß verwendete ſie keinen Blick von ihrem gekreuzigten Sohne. Gewiß drückte ſie ſich das Bild ſeiner Wunden tief in ihre Sele, in ihre Seele, die weich wie Wachs war, Eindrücke des Mit-

Mitleidens anzunehmen. Gewiß kam ihr dieſes Bild, ſo lang ſie lebte, nie aus dem Sinne. O welch ein reichhaltiger Stof zu Betrachtungen! Jeſus der Gekreuzigte! Für alle Menſchen! Wie viel mehr für das Herz ſeiner Mutter? Werde ich ein Jota zu viel ſagen, wenn ich behaupte: Wo ſie nur gieng, wo ſie ſtund, ſie mogte eſſen oder trinken, bethen oder arbeiten, ſo hatte ſie Jeſum vor Augen, und es war nichts auf der ganzen Erde, was ihr dieſes ſo lebhafte, ſo geliebte Bild hätte verdunkeln können. Nach der Auffahrt des Heilandes erwähnet zwar abermal die heil. Schrift weiter nichts mehr von ihr, als daß ſie mit den Apoſteln in einhelligem Gebethe ausharrete, und die Ankunft des heil. Geiſtes erwartete; es läßt ſich aber ohne einem ausdrücklichen Zeugniſſe für gewiß annehmen, daß, ob ſie ſich gleich auf der Erde noch aufhielt, dennoch ihr Blick, ihre Begierde ganz an Gott und ſeine ſelige Wohnungen geheftet war. War Paulus der Apoſtel Chriſti von der Erde ſo losgeriſſen, daß er ſagen konnte: **ich verlange aufgelöſt zu werden, und mit Chriſto zu ſeyn.** Wer wird es in Anſehung der Mutter Chriſti bezweifeln? Ich glaube, ſagt der heil. Hieronymus, unſer Verſtand, unſer Herz, und unſere ganze Geiſteskraft ſind zu ſchwach, die heiligen Wünſche zu faſſen, die ſie, ganz vom heil. Geiſte voll, ſtäts zu dem Himmel emporſchickte. Ich glaube, ſie beſuchte manchmal das Grab, wo ihr Sohn gelegen war, und den Ort, wo er aufgeſtiegen iſt, oder die übrigen Oerter ſeines Leidens, um nur einigermaſſen ihr Mutterherz zu erquicken, und ihre Sehnſucht zu ſtillen. Wer wird nicht dieſem heil.

Vater, dieſem treuen Verehrer Mariä beyfallen? Es iſt ſchon nichts anders denkbar, als daß eine ſolche Mutter, und eine Mutter, die einen ſolchen Sohn hatte, wie ſie, nach ſeinem Tode ganz in Gott verſenkt, ihre Tage verlebte, und vielmehr vor Liebe als vor Alter ſtarb.

Nun laſſet uns von dem Grade der Beſchauung, in der ſie lebte, den Schluß auf die Größe ihrer Glory machen. **Maria hat den beſten Theil erwählt, der nicht von ihr wird genommen werden.** Ihr beharrliches Bethen, ihr unermüdetes Leſen in den heil. Schriften, ihr unausgeſetztes Streben nach Gnade und göttlichen Wohlgefallen wird ihr reichlich belohnt werden. Ihre Begierde nach Gott wird geſättiget werden. Sie demüthigte ſich. Nun iſt ſie erhöhet über die Engelchöre. Sie trug Jeſum in ihrem Schooße, und ſtund unter ſeinem Kreuze. Nun ſitzet ſie zu ſeiner Rechten. Für ſo viele Thränen, die ſie ausſtreute, ſammelt ſie volle Garben der Glory. — Für die Schmerzen, die wie ein Schwert ihre Seele durchſchnitten, koſtet ſie Wonne ohne Ende. — Sie, die ſchon auf Erden als die Gnadenvolle von einem Engel gegrüßet ward, iſt die Freude der heil. Engel, und der Herr, der ihr große Dinge gethan, und deſſen Allmacht und Güte zu betrachten und zu preißen das liebſte Geſchäft ihres Lebens war, wird nie aufhören, den Reichthum ſeiner ſeligen Wohnungen über ſie auszuſchütten.

Allein m. GG. ſoll denn nicht, indem wir die Glory Mariä betrachten, eine heilige Begierde in uns rege wer-

werden, uns mehr dem inneren Leben zu widmen, und den Geiſtesübungen mit größerem Eifer abzuwarten? Werden wir vielleicht denken, die Erhöhung Mariä ſey unerreichbar, und es ſey mithin eine vergebliche Mühe, ihr nachahmen zu wollen, und warum? vielleicht weil Maria die Mutter Gottes iſt? Allein vernehmen Sie, was ich Ihnen ſagen werde. Einſt, als der Heiland von der Volksſchaar umrungen war, erhob mitten darunter ein andächtiges Weib, welches durch ſeine weisheitsvollen Worte gerührt war, ihre Stimme: **Selig iſt der Leib, der dich getragen hat, und ſelig ſind die Brüſte, die du geſogen haſt.** Er widerlegte keineswegs die frommen Geſinnungen dieſes Weibes; doch ſetzte er noch etwas hinzu, wodurch er ſeine allgemeine Liebe gegen die Menſchen, und ſeine Begierde, alle ohne Ausnahme ſelig zu machen, deutlich genug an Tag legte. **Selig**, ſprach er, **ſind alle jene, die das Wort Gottes hören, und es beobachten.** Hätte der Heiland dieſes nicht ganz am unrechten Orte geſprochen, wenn nicht alle Menſchen, wie Maria, zu einer erhabenen Seligkeit gelangen könnten, und wenn ſie nicht hinreichende Mittel dazu hätten. Ein anderesmal, als man ihm andeutete, ſeine Mutter und ſeine Brüder, d. i. ſeine Jünger, warteten auf ihn, gab er zur Antwort: **Wer iſt meine Mutter, und wer ſind meine Brüder? Wer den Willen meines Vaters erfüllt, der iſt meine Mutter, der iſt mein Bruder.** Gab er nicht hiedurch eine ganz unpartheyiſche Abſicht, alle Menſchen ſelig zu machen, zu erkennen? Gewiß es iſt keinem unter uns verſagt, nach

einer

einer erhabenen Glory zu ſtreben; und wir werden auch dazu gelangen, wenn wir uns befleißen, durch åmſige Anhörung und Betrachtung des Worts Gottes uns mit ſeinem Willen bekannt zu machen, und ihn auch zu erfüllen; wenn wir durch Aufmerkſamkeit auf göttliche Einſprechungen und treue Befolgung derſelben reicher an Gnade, und des göttlichen Wohlgefallens gewißer zu werden ſuchen, wenn wir unſer Herz nicht an dieſe Erde anheften, ſondern nach Gott und göttlichen Dingen ſtreben. Was hängen wir denn alſo mit unſerem Herzen an vergänglichen Dingen? Was kümmern wir uns mit tauſend unnützen Sorgen? Alles, was wir nicht in Rückſicht auf Gott thun, iſt vergänglich: laßt die Menſchen Schätze haufenweiſe ſammeln, laſſet ſie noch ſo viel Ruhm bey der Welt erwerben, laſſet ſie noch ſo viele Einkünfte zuſammenbringen, dieſes alles wird von ihnen genommen werden. Des Menſchen Ehre wird nicht ins Grab mit ihm hinabſteigen. Was wir aber in Rückſicht auf Gott und um unſeres Selenheils willen thun, von dem geht nichts verlohren: denn es iſt in dem Buche des Lebens aufgezeichnet, es iſt bey Gott hinterlegt; und wir können mit Paulus ſagen: **Ich weiß, daß der gerechte Richter meine Hinterlage bis auf jenen Tag aufbewahren wird.** Laſſet uns alſo nicht dem Beyſpiele ſo vieler Weltmenſchen nachfolgen, die ſich nur glücklich ſchätzen, wenn ſie ſich für dieſe kurze Zeit Vorſehung gethan haben; ſondern laſſet uns den beſſeren Theil wählen, der darinn beſteht, daß wir ſtäts reicher an geiſtlicher Wiſſenſchaft, losgeriſſener von irdiſchen Dingen, fertiger unſer Herz zu Gott zu

wenden, begieriger nach ſeinen ewigen Wohnungen; aber auch zugleich genauer in Erfüllung des göttlichen Willens werden. Selig ſind die, welche das Wort Gottes hören, und bewahren.

Ferne ſey es aber, daß jemand denkt, ich wolle das geſchäftige und äuſſere Leben herabſetzen, indem ich dem inneren und beſchaulichen ſein gebührendes Lob ſpreche. Nein! es läßt ſich das eine mit dem andern ganz wohl verbinden, und auch Maria hat nicht nur beydes mit einander verbunden, ſondern auch eben darum ihre Verdienſte für den Himmel verdoppelt. Wie ich noch kürzlich im zweyten Theile zeigen werde.

Zweyter Theil.

Worinne das geſchäftige Leben Mariä beſtanden ſey, fragen Sie, GG. Ich antworte: Sie war eine ſorgfältige Mutter für Jeſus. Eine dienſtfertige Freundinn ihrer Mitmenſchen, eine wichtige Lehrerinn der Apoſtel und der ganzen Kirche Chriſti.

Sie war ganz Mutter für Jeſus. Wer zweifelt, daß ſie alle jene Zärtlichkeit, alle jene Sorgfalt, alle jene Liebe, alle jene Theilnehmung, alle jene Wachſamkeit, alle jene Aemſigkeit, die je eine Mutter ihrem Kinde bezeigte, auch ihrem göttlichen Kinde bezeiget habe, um es zu nähren, zu pflegen, zu ſchützen; und zwar mit dieſem Vorzuge, daß ihre Liebe ganz übernatürlich, und ihre Zärtlichkeit mit Ehrfurcht verbunden war, indem ſie ſich nicht ſowohl für eine Mutter, als für eine Dienſtmagd

Jeſu anſah. Iſt nicht jener Umſtand, den der heil. Lukas, da er die Geburt Jeſu beſchreibet, ausdrücklich meldet, daß ſie den neugebohrnen Jeſus, um ihn vor der Kälte zu ſchützen, in Tücher eingewickelt habe; iſt nicht ihre gewiß mit vielem Ungemache verbundene Reiſe in Egypten, um ihn vor dem Zorne des Herodes zu retten; iſt nicht ihr drey Tage lang fortgeſetztes angſtvolles Suchen, da ſie ihn verlohren hatte, Beweiß genug, daß ſie eine ſorgfältige und unverdroſſene Mutter war, von der man eben das ſagen kann, was von der Martha geſagt wird: Sie beſchäftigte ſich mit ämſigen Dienſte? Und wer erkennt nicht ihr Mutterherz an jener einzigen rührenden Handlung, da ſie ihren Sohn bis zur Schädelſtätte begleitete, ſich zunächſt an das Kreuz ſtellte, ſich vor dem ganzen Jeruſalem als Mutter dieſes Gekreuzigten erklärte, und, da ſie ihn nicht gegen ſeine Feinde vertheidigen konnte, wenigſtens durch ihre Thränen ſeiner Unſchuld Zeugniß gab, und ihm die letzte Ehre bezeigte? War nicht auch das Wort des Heilandes am Kreuze, da er ſie dem Johannes empfahl, eine feyerliche Erklärung ſeiner Zufriedenheit und ſeiner Dankbarkeit gegen ſie für alle Sorgfalt und Zärtlichkeit, die ſie ihm erzeigt hatte? Nun laſſet uns mit dem heil. Anſelm den Schluß machen: Wenn nach der Ausſage des Heilandes das geringſte Liebswerk, das man den Seinigen ihm zu Liebe erweiſet, ſollte es auch mehr nicht, als ein kalter Trunk Waſſer ſeyn, seinen entſchiedenen Lohn hat; wie groß muß nicht die Belohnung Mariä ſeyn für alle die Liebesdienſte, die ſie als Mutter, und als die zärtlichſte unter allen Müttern, dem Sohne Gottes ſelbſt mit inbrünſtigſter Liebe erwieſen hat.

hat. O ihr heil. Engel! ihr ſeyd Zeugen ihrer Glory; und einer von euch müßte da an meinem Platze ſtehen, wenn er ausreden ſollte, was für Freude und Herrlichkeit der Sohn Gottes ſeiner Mutter bereitet hat.

Maria war auch eine dienſtfertige Freundinn ihrer Mitmenſchen. Nur zween Fälle, als Beweiſe davon, finde ich in der heil. Schrift. Der erſte iſt ihr Beſuch, den ſie eilfertig und nach einer beſchwerlichen Reiſe über das Gebürg ihrer Baſe Eliſabeth ablegte, um ihr zu ihren geſegneten Umſtänden Glück zu wünſchen. Der zweyte iſt ihre Fürbitte bey ihrem Sohne zu Cana in Galiläen, da es bey einer Hochzeit am Weine gebrach. Dieſe zween Fälle aber, wovon der erſte von ihrer zuvorkommenden und unverdroſſenen, der zweyte von ihrer mitleidigen und thätigen Liebe zeugt, geben uns ſchon hinlänglich ihre Geſinnungen zu erkennen, und laſſen uns mit Grunde ſchließen, daß ſie, ſo oft eine Gelegenheit vorhanden war, ihren Nebenmenſchen einen Liebesdienſt zu erweiſen, gewiß jederzeit bereitwillig dazu werde geweſen ſeyn.

Meine Geliebte! Es wird den Menſchen, die ſich dem inneren Leben widmen, oft der Vorwurf gemacht, ſie wären unfreundlich, und menſchenfeindlich — und man ſucht dadurch das andächtige Leben mit der Geſelligkeit ins Gedränge zu bringen. Das Beyſpiel Mariä ſetzet mich in Stand, hierauf zu antworten. Sie war eine im beſchaulichen Leben geübte Jungfrau, und dabey doch die liebreiche, die freundliche, die mitleidige, die

dienſtfertige Jungfrau. Es iſt alſo eins mit dem anderen vereinbar. Mithin muß der Vorwurf, den man andächtigen Menſchen macht, daß ſie unfreundlich wären, entweder ungegründet ſeyn, oder es müſſen diejenige, welchen dieſer Vorwurf gemacht werden kann, keine wahren Fromme und Andächtige ſeyn. Der wahrhaft Fromme weiß, daß jedes Werk, das man aus Liebe verrichtet, Gott angenehm ſey; ſey es auch nur ein einziger Gruß, mit dem man einen Vorübergehenden anredet. Er rechnet es alſo nicht unter die Merkmale der Andacht, daß er ſein Angeſicht verfinſtere, daß er ſeine Stirn mit Runzeln überziehe, mit gehäßiger Unfreundlichkeit umwölke; ſondern er iſt heiter, freundlich, liebreich, bietet jedem ſeine Dienſte an, kömmt jedem mit ſeinem Gruße zuvor, iſt ein thätiger Freund ſeiner Mitmenſchen — nur aber thut er alles aus Liebe Gottes, und hierinn unterſcheidet er ſich von den Menſchen dieſer Welt, die freundlich und dienſtfertig ſind, nur um den Menſchen zu gefallen, und die bey all ihrer Dienſtfertigkeit ſich ſelbſt als das lezte Ziel anſehen.

Ich ſchreite endlich noch zur lezten Probe des geſchäftigen Lebens Mariä. Sie war eine wichtige Lehrerinn der Apoſtel. Von wem hätten denn die Evangeliſten die Unterredungen des Engels mit Maria, die Unterredungen des Engels mit Joſeph, die Unterredungen Mariä mit Eliſabeth erfahren ſollen, als von Maria? Wer hätte ihnen jenes erhabene Loblied, wovon Maria die Verfaſſerinn war, mitgetheilt, als ſie? Wem hatten ſie die genauen Umſtände der Geburt Jeſu, ſeiner Beſchneidung,

dung, ſeiner Darſtellung im Tempel, der Ankunft der drey Weiſen aus Morgenlande, mit einem Worte, die ganze Geſchichte der Kindheit Jeſu zu danken, als ihr? Ganz deutlich zeiget dieſes der heil. Evangeliſt Lukas an, indem er bey der Erzählung dieſer Begebenheiten ſich auf die Erfahrung Mariä berufet: Maria bewahrte alle dieſe Begebenheiten in ihrem Herzen — als wollte er ſagen: Maria war es, die uns das unverfälſchte, das unverwerfliche Zeugniß von allen dieſen Begebenheiten gab, die uns alles ſo treu erzählte, als ſie es genau beobachtete, und in ihrem Herzen behielt. Maria war es, von der wir alles gelernt haben, was ſich mit Jeſu dem Kinde zutrug. Welch wichtigen Dienſt leiſtete ſie nun dadurch den Apoſteln, den Evangeliſten und der geſammten chriſtlichen Kirche? Lange bewahrte ſie alles Dieſes bey ſich in der Stille auf. Endlich kam der Zeitpunkt, da ſie den Schatz ihrer geſammelten Erfahrungen und Betrachtungen aufſchloß, und die beträchtlichſten Beyträge zur Geſchichte Jeſu lieferte.

Da haben wir ein Beyſpiel, m. GG., wie nützlich das beſchauliche und betrachtende Leben zu ſeiner Zeit werden kann. Könnten nicht auch wir unſeren Nebenmenſchen die wichtigſten Dienſte leiſten, wenn wir reicher an geiſtlichen Erfahrungen, beleſener in geiſtlichen Büchern, vertrauter mit Tugendgründen wären? Wie viel glücklicher könnten wir eine entſtandene Zwietracht beylegen, und entzweyte Gemüther vereinigen, wenn wir uns die Beweggründe zur Verſöhnlichkeit eigener und geläufiger gemacht hätten? Welch' geſegnete Wirkungen würden unſere

ſere brüderliche Beſtrafungen haben, wenn wir ihnen durch ſtatthafte Gründe ein Gewicht zu geben wüßten? Wie viele Betrübte könnten wir tröſten, wenn wir mehr von den liebvollen Abſichten der göttlichen Vorſehung, und von den Früchten eines geduldigen Leidens zu ſprechen gelernt hätten? Könnten wir nicht unſeren Bekannten und Verwandten auf dem Krankenbette beyſtehen, und ihre Schmerzen durch troſtvolle Zuſprüche lindern, wenn wir mehr Vorrath an geiſtlichen Kenntniſſen hätten? Allein wie unberedſam ſind wir gemeiniglich in dieſem Stücke? Woher kömmt dieſes, als weil wir in Anhörung des göttlichen Wortes, im Leſen erbaulicher Bücher zu träge ſind, oder weil wir wenigſtens demjenigen, was wir gutes leſen oder hören, nicht das gehörige Nachdenken widmen, wodurch es uns eigen gemacht, gründlich eingepräget, deutlich unſerm Geiſte dargeſtellet würde, und wodurch wir uns ſelbſt in den Stand ſetzen ſollten, es anderen beyzubringen; weil wir mit einem Worte dasjenige nicht thun, was Maria gethan hat, um ihre Erfahrungen in Anſehung Jeſu den Apoſteln mittheilen zu können. **Sie behielt alle dieſe Worte, und überlegte ſie in ihrem Herzen.**

Wir ſehen indeſſen, daß Maria ſich mit allen Arten von Verdienſten zu bereicheren ſuchte. Sie war nicht nur in das beſchauliche Leben verſenkt, ſondern ſie verband auch thätiges Leben damit, ja ſelbſt die Früchte ihrer Beſchaulichkeit machte ſie gemeinnützig. Sie empfängt alſo auch itzt eine volle und unumſchränkte Belohnung. Die Größe dieſer Belohnung zu beſchreiben, über-

übertrift meine Einſichten, weil kein Auge geſehen, und kein Ohr gehört hat, was Gott denen, die ihn lieben, noch weniger, was er der Mutter ſeines Sohnes, die ihn ſo inbrünſtig liebte, bereitet hat. Es iſt aber genug für uns, daß wir wiſſen, was Maria gethan hat, die Krone der Gerechtigkeit zu verdienen, um überzeugt zu ſeyn, daß ſie dieſe Krone wirklich erlanget hat, und um die Maasregel auch daraus nehmen zu können, was wir thun müſſen, um dieſelbe Krone zu erlangen. Wir müſſen vor allem unſer Herz von dieſer Erde losreißen, damit unſere Begierde nach dem Himmel deſto feuriger werde. Wir müſſen mehr und mehr der Gabe der Herzensverſammlung nachtrachten, damit wir an der Unterhaltung mit Gott im Gebethe Geſchmack finden. Wir müſſen das Wort Gottes mehr und mehr lieben, und immer mit ernſthafterem Nachdenken es betrachten, weil dieſes die Leuchte unſerer Füße, die Maasregel dieſes zeitlichen Lebens iſt, in dem wir als Pilgrime nach unſerem Vaterlande wandern. Die Geſchäfte dieſes Lebens aber dörfen wir darum nicht vergeſſen; ja es hängt vielmehr unſere Seligkeit davon ab, daß wir unſere Standespflichten pünktlich erfüllen. Wir müſſen alle einander lieben: denn, wie können wir Gott lieben, den wir nicht ſehen, wenn wir unſere Brüder nicht lieben, die wir ſehen. Lieben, ſage ich, müſſen wir einander, aber nicht nur mit Worten, ſondern auch in der That; d. i. wir müſſen alles, was wir vermöge unſerer Fähigkeiten, unſerer Talente, unſeres Berufes, unſeres Anſehens, unſeres zeitlichen Vermögens zur geiſtlichen und leiblichen Wohlfahrt des Nächſten beytragen können, wirklich,

und mit Bereitwilligkeit, mit Freude beytragen. Dann haben wir den beſten Theil erwählt, der in Ewigkeit nicht von uns wird genommen werden. Amen.

Am Feſttage der Geburt Mariä.

De qua natus eſt Ieſus.

Jakob hat Joſeph gezeuget, den Mann Mariä, von welcher gebohren iſt Jeſus. Matth. 1.

Es möchte ſich vielleicht jemand verwundern, daß der heil. Evangeliſt, indem er das Geſchlechtsregiſter Jeſu aufzeichnen will, nicht die Voraltern Mariä, von welcher Chriſtus Fleiſch und Blut angenommen; ſondern die Ahnen Joſephs aufzählet, der doch an der Geburt Chriſti keinen Theil hat. Dieſe Schwierigkeit, auf welche ſchon die Väter aufmerkſam waren, löſen ſie auf folgende Art. Sie ſagen, es ſey bey den Hebräern nicht gebräuchlich geweſen, in ihrem Geſchlechtsregiſter Weiber aneinander zu reihen, ſondern nur Männer, als welche die Häupter der Familien ſind, — von dieſem Gebrauche habe nun auch der heil. Evangeliſt nicht abgehen wollen. Wenn man aber einwendet, der geheimnißvolle Umſtand, daß Jeſus von einer jungfräulichen Mutter ſey empfangen und gebohren worden, wäre Urſache genug geweſen, von dem hebräiſchen Gebrauche eine Ausnahme zu machen; ſo verſetzen ſie, es ſey in der Hauptſache gleichviel geweſen, ob Matthäus den Stamme Jeſu von Joſeph oder von Maria herleitete: denn ſeine Abſicht

ſey

ſey geweſen, zu zeigen, daß Jeſus vom David abſtamme, weil es allenthalben bekannt unter dem Volke war, der Meſſias würde ein Sohn Davids ſeyn, ſo wie auch wirklich diejenigen, die an Jeſum, als an den Meſſias glaubten, ihn nicht anderſt, als den Sohn Davids zu nennen pflegten: Nun aber ſeyen Maria und Joſeph von einem Stamme und von einer Verwandſchaft geweſen; weil ſie ſonſt keine geſetzmäßige Heyrath eingegangen hätten, da es gebothen war, daß eingebohrne Töchter, oder ſolche, die keine Brüder hätten, gleichwie Maria, auſſer ihrer Zunft und Verwandſchaft ſich nicht verheyrathen ſollten. So wie mithin der heil. Evangeliſt bewieſen habe, daß Joſeph aus dem Hauſe Davids ſey, ſo habe er zugleich auch bewieſen, daß Maria, und mithin auch ihr Sohn Jeſus, von eben demſelben Hauſe abſtamme. Auf ſolche Art iſt dieſe Schwierigkeit gelöſet. Ob nun aber gleich in der Schrift keine Meldung von der Geburt Mariä geſchieht, und uns mithin die Umſtände davon gänzlich unbekannt ſind; ſo hat doch die Kirche mit allem Grunde die heutige Feyerlichkeit eingeführet. Es iſt recht und billig, daß wir das Andenken der Geburt Mariä feyern: denn erſtlich iſt dieſes eine Ehrenbezeigung, deren die heiligſte Jungfrau an ſich würdig iſt. Zweytens eine Ehrenbezeigung, die auf den göttlichen Erlöſer ſelbſt zurückgeht.

Erſter Theil.

Die Geburt, oder der erſte Eintritt eines Menſchen in die Welt, verdienet in ſo fern Rückſicht, als ſein Leben und ſein Aufenthalt auf dieſer Welt gemeinnü-

tzig war. Alsdann kann man ausrufen: Glücklich der Tag, der dieſen Menſchen zur Welt gebracht hat; wenn man ſagen kann, er habe das Glück der Menſchheit befördert.

Wie Viele leben, ohne zur Beförderung des Glücks ihrer Nebenmenſchen etwas beyzutragen, ungeachtet ſie Beruf, Talente, und Vermögen dazu haben? Vielleicht ſind ſie gar nur da, um ihren Mitmenſchen zur Laſt zu fallen, dieſen zu kränken, jenen um das Seinige zu bringen, einen andern zu verführen. Wer wird ſolche Menſchen ſegnen? Wer wird ihnen nachrufen: Glücklicher Tag, der euch zur Welt brachte? Ihr Andenken wird ohne Segen ſeyn. Sie werden ſeyn, wie wenn ſie nicht geweſen wären. Hat aber Jemand ſich zum Beſten ſeiner Nebenmenſchen verwendet, ſich verwendet, Unglücklichen zu helfen; hat er Denkmäler ſeiner Wohlthätigkeit zurückgelaſſen; hat er ein Leben geführt, welches reich an Tugenden ſich wie ein guter Geruch allenthalben verbreitete, ſo bedauert man den Verluſt, den man durch ſeinen Tod erlitten, und ſegnet den Tag, der ihn zur Welt gebracht hat.

Laſſet uns dieſen Grundſatz auf Maria anwenden, und ſehen, ob nicht die ganze Welt die dringendſten Urſachen habe, ihren Geburtstag ſelig zu heißen, und mit freudenvollem Andenken zu feyern. Die Kirche, die den heutigen Feſttag eingeſetzet hat, giebt in den prieſterlichen Tagzeiten einen zweyfachen Grund an, der uns bewegen müſſe, Theil an dieſer Feyerlichkeit zu nehmen. Erſtens ſaget ſie: Heute ſey der Geburtstag Mariä, die durch

den

den Glanz ihres tugendvollen Lebens, die ganze Kirche erleuchtet habe. Zweytens wendet ſie ſich an dieſe heiligſte Jungfrau, und redet ſie mit dieſen Worten an: Deine Geburt, Gottes Gebährerinn, hat der ganzen Welt Freude gebracht; denn aus der iſt die Sonne der Gerechtigkeit, Chriſtus unſer Gott hervorgegangen, der den Fluch verbannte, und Segen brachte, der den Tod zu ſchande machte, und uns ewiges Leben geſchenket hat. Gewißlich große, unſchätzbare, allgemeine Vortheile, die uns Maria brachte, als das vollkommenſte Muſter der Tugend für alle Menſchen, als die erhabene Mutter des Erlöſers aller Menſchen.

Erſtens als das vollkommenſte Muſter der Tugend für alle Menſchen. Was iſt mehr Bedürfniß für die Welt, als ein gutes und zuverläßiges Muſter der Tugend zu haben? Wie viele böſe Beyſpiele ſchweben uns beſtändig vor Augen, Beyſpiele von allen Arten der Laſter und Untugenden? dann was in der Welt iſt, ſagt der heil. Johannes, iſt Hoffart des Lebens, Begierlichkeit der Augen, und Begierlichkeit des Fleiſches. — Wenn man ſelbſt beſſere Menſchen betrachtet, wie viele Unvollkommenheiten, ja nicht ſelten kleine Laſter kleben ihnen noch an? und geſetzt, daß man die Beyſpiele von allen Tugenden wo nicht alle zuſammen an einem Menſchen, doch wenigſtens zerſtreut an mehreren wahrnehmen könne, wer iſt wohl ſo ämſig und ſo aufrichtig alles gute zu beobachten, mühſam zu ſammeln, und ſich ein ausgemachtes Tugendmuſter zuſammen zu leſen? Sind wir nicht vielmehr geneigt, das Böſe an anderen

zu

zu bemerken, und unſere eigene Untugenden zu entſchuldigen, und uns damit auszureden? Ein wahres Bedürfniß für die Welt iſt es, ein ausgemachtes, zuverläßiges Muſter zu haben, auf welches man ſich ohne Gefahr verlaſſen, und bey deſſen Nachahmung man ſich des göttlichen Wohlgefallens getröſten könne. Die Welt ſchätzet ſich glücklich, Aufklärer in den Wiſſenſchaften, Erfinder der Künſte zu haben; wie viel nöthiger iſt es ihr aber, Muſter der Tugend zu haben? Ich weiß es zwar, daß unſer göttliche Heiland das ausgemachteſte Muſter unter allen iſt, und daß er darum auf die Welt kam, um mit Worten ſowohl als Thaten den Menſchen den Weg zum Himmel zu zeigen; allein da es auch ſeine Abſicht war, daß ſeinem Beyſpiele mehrere folgen, und vervielfältigte Beyſpiele mit vereinigter Kraft auf uns wirken ſollen; ſo hat jedes, welches nach dem Seinigen vollkommen eingerichtet iſt, ſeinen entſchiedenen Werth, und ſein Verdienſt um die Welt, beſonders aber jenes der seligſten Jungfrau. In der That, wo iſt eine Klaſſe von Menſchen, die nicht von ihr Tugend lerne? Und wo iſt ein Fall in dem menſchlichen Leben, für den uns das Beyſpiel Mariä nicht zum Unterrichte dienen könne? Jugend, blühendes Alter, du kannſt lernen von ihr dich frühzeitig Gott zu widmen. Du kannſt lernen von ihr, wie hoch du die Unſchuld und die heiligmachende Gnade ſchätzen, mit welcher Sorgfalt du ſie bewahren müſſeſt. Eingezogenheit, Behutſamkeit im Umgange, Wachſamkeit über Sinne und Herz, Luſt zur Andacht, und gottſeligen Verrichtungen; lauter Mittel, den flüchtigen Begierden Einhalt zuthun. — Dieß ſind die ſchönen Tugenden,

den, von welchen ſie dir das ſchönſte Beyſpiel giebt. Erwachſene, ihr könnet lernen von ihr die leider! in der Welt ſo ungekannte Pflicht, daß man mit zunehmenden Jahren, mit zunehmenden Einſichten auch an Vollkommenheit ſtäts zunehmen müſſe, und daß man ohne Gefahr, die Gnade Gottes zu verſcherzen, den Bemühungen, heiliger zu werden, nie Gränzen ſetzen; daß man mit einem ſeichten Jugendunterricht nie zufrieden ſeyn dörfe, ſondern in dem Alter und in der Heilswiſſenſchaft mit gleichen Schritten fortgehen müſſe. Jungfrauen, deren ſchönſter Schmuck die Reinigkeit iſt, was ſoll ich euch für ein Muſter vorſtellen, als die heiligſte unter den Jungfrauen, die ſo ſehr die Einſamkeit und das Gebeth liebte, die ſelbſt vor dem Angeſichte eines Engels erſchrak, die ſogar die höchſte unter allen Würden auszuſchlagen bereit war, wenn ſich dieſe nicht mit ihrer Jungfrauſchaft hätte vereinbaren können. Aber auch ihr, die ihr zur Vermählung ſchreiten wollet, ihr könnet lernen von ihr, wie man ſich zur Ehe vorbereiten müſſe, nemlich durch unverſehrte Reinigkeit; ihr könnet lernen, was man hauptſächlich bey der Ehe zur Abſicht haben müſſe; nemlich Eintracht der Herzen; worauf man endlich bey der Standeswahl ſelbſt beſonders Rückſicht nehmen müſſe, nemlich auf Tugend und gute Sitten; vielmehr, als auf Glücksgüter. Große dieſer Erde, ihr könnet von dieſer erhabenen Jungfrau lernen, was ſo viele Tauſende nicht können, und was ihr jedoch nothwendig können müſſet, damit euch eure Größe nicht zum Sturze gereiche — nemlich, demüthig zu ſeyn; ihr könnet lernen von ihr, wenn ihr Ehrenſtellen behauptet, wenn ihr über andere zu befehlen

fehlen habt, daß ihr euch für nichts anders anſehen dörft, als für Diener eures Herrn, dem ihr für alle eure Gaben, und insbeſonders für das, was ihr vor anderen voraushabt, werdet Rechenſchaft geben müſſen. Aber auch ihr, ihr Armen, ihr von niedrigem Stande, ihr könnt lernen von ihr die Kunſt, die, wenn ihr ſie verſtehet, euer Glück ſelbſt dem Großen und Reichen beneidenswürdig macht, — nemlich zufrieden zu ſeyn, wenn ihr, wie ſie, euch an Gott haltet, und ſein Wohlgefallen allen Schätzen und Reichthümern vorziehet. Ihr, die ihr ein ſtilles und verborgenes Leben führet, ihr könnt lernen von ihr, Verzicht auf den Beyfall der Welt zu thun, und in eurer Tugend, ob ſie gleich von den Menſchen nicht gekennt und nicht bewundert wird, ſtandhaft ohne Misvergnügen zu beharren. Aber auch Ihr, die ihr in der Welt zu leben, und mit ihr umzugehen habt, ihr könnt lernen von ihr, ſowohl in der Auswahl der Perſonen, mit denen ihr umgehen wollet, klug zu ſeyn, als auch euren geſellſchaftlichen Umgang ſelbſt zu heiligen. Ihr könnet lernen von ihr, was ſo viele in der Welt nicht einſehen wollen, daß es beym Beſuchablegen nicht zur unrechten Zeit geſchehe, wenn man von Gott und göttlichen Dingen ſpricht, wenn man die Wohlthaten, die man von Gott empfangen hat, erzählet; wenn man geiſtliche Lieder anſtimmt. Ihr, die ihr bey Großen und Mächtigen in Anſehen ſtehet, ihr könnet lernen von ihr, nicht nur Mitleiden gegen eure dürftige Mitbrüder zu haben, ſondern auch zu rechter Zeit euch für ſie zu verwenden, und ein bewegliches Wort zu reden, damit ihren Bedürfniſſen abgeholfen werde. Aber auch ihr, ihr

Be=

Bedrangte, könnet lernen von ihr ſtillſchweigend unter dem Kreuze auszuharren, und unverrückte Blicke auf euren Gekreuzigten zu wenden, der euch ein Beyſpiel gegeben hat, damit ihr ſeinen Fußſtapfen nachfolget.

Nochmal widerhole ich's: Wo iſt eine Klaſſe von Menſchen, die nicht von Maria Unterrichte zur Tugend empfängt? Wo iſt ein Fall in dem menſchlichen Leben, für den nicht aus dem Leben Mariä Entſcheidung zu hohlen wäre? Wie glücklich ſind wir, ein ſolches Muſter zu beſitzen, ein durch alle Gattungen der Tugenden ausgemachtes, und für alle Klaſſen von Menſchen anwendbares Muſter? ein Muſter, auf das wir uns ſicher verlaſſen dürfen, und welches ſelbſt durch den Beyfall des Himmels, und durch die Lobſprüche eines Engels als gottgefällig erkläret iſt; ein Muſter, welches längſt durch eine unausſprechliche Glory des Himmels, und durch Erhöhung über alle Engelchöre gekrönet iſt; ein Muſter, welches alle, die es betrachten, zur Tugendliebe hinreißt, und durch deſſen Nachahmung ſchon ſo viele heilig geworden ſind. Und wir ſollten das koſtbare Leben, das uns ein ſo herrliches Muſter der Tugend liefert, ein Leben, deſſen Glanz ſich über die ganze Kirche ausbreitet, nicht ſelig heißen! Wir ſollten nicht bis auf die erſte Spur dieſes Lichtes zurückgehen, wir ſollten nicht den Tag, an welchem die unvergleichliche Jungfrau zur Welt iſt gebracht worden, unter unſere feyerlichen Tage zählen! Gewißlich, dieſer einzige Grund wäre ſchon hinreichend zu unſerer Feyerlichkeit. Dazu kömmt aber noch, daß Maria die Mutter des Welterlöſers war. —

Welch'

Welch' eine erhabene Würde? Was ſoll ich für einen Vergleich anſtellen, ja was kann ich für einen anſtellen, um die Größe einer Gottesmutter begreiflich zu machen? Die Schrift rühmt die Patriarchen, an welche die Verheißung ergangen war, daß der Meßias aus ihrem Stamme entſpringen ſollte. Sie rühmet die Propheten, die ſeine Ankunſt der Welt verkündigten. Allein Maria war die Einzige, die ihn zur Welt gebahr. Johannes der Vorläufer war zwar auch der Einzige ſeinem Charakter nach, und er hatte, was ſein Amt betriſt, keinen ſeines gleichens. Allein wie weit geht diejenige, die den Weltheiland aus ihrem Schooße hervorbrachte, demjenigen vor, der nur mit Fingern auf ihn deutete? mit Rechten ſagt der heil. Bernhard: Wenn man einen Vergleich zwiſchen Maria und anderen Menſchen anſtellet, ſo läßt ſie alle Andere weit hinter ſich zurück. Sie hatte Niemand ihres gleichen vor ſich, und wird Niemand ihres gleichens nach ſich haben, ſowohl wegen der Würde ihres Charakters, weil ſie die Mutter Gottes war; als auch wegen den Umſtänden ihrer Mutterſchaft, weil ſie die Freude einer Mutter mit der Ehre einer Jungfrau in ſich vereinigte. Es haben viele ehrwürdige Menſchen vor ihr, und viele nach ihr gelebt. Menſchen vor ihr, Männer, die Gott ſelbſt näherer Unterredungen würdigte; Männer, denen er die gröſten Geheimniſſe anvertraute; Männer, die er als Werkzeuge wählte, um die größten Plane durch ſie auszuführen, Männer, die er mit der Gabe der erſtaunlichſten Wunder zu wirken, ausrüſtete; Männer, derer Tugend er auf die kitzlichſte Probe ſtellte, und denen er, nachdem ſie dieſe Probe ausgehalten hatten, nicht

nur

nur die bedeutendſten Lobſprüche, ſondern auch die ruhmvolleſten Vorzüge ertheilte; Männer, mit denen er ſich ſo zu ſagen groß machte, daß ſie ſeine treuen Diener wären; Männer, von denen er ſagte, daß ſie ganz nach ſeinem Herzen wären; Männer, die bis in den Tod für ihre Religion ſtandhaft waren; Menſchen, derer die Welt nicht würdig war, wie ſich der h. Apoſtel Paulus ausdrückt: Frauen, die Gott noch in ihrem hohen Alter durch ein Wunder mit Fruchtbarkeit ſegnete. — Aber eine einzige Gottesmutter, eine einzige jungfräuliche Mutter — Maria! Es haben viele ehrwürdige Menſchen nach ihr gelebt: Apoſtel, die aus purer Liebe Gottes und Liebe zu den Menſchen von Orte zu Orte wanderten, und den ganzen Erdboden durchreiſten, um die Wahrheit zu verkündigen, ob ſie gleich dafür, wenigſtens auf dieſer Erde, keinen andern Lohn, als Drangſalen und Tod zu gewarten hatten; — ein ganzes Heer apoſtoliſcher Männer, welche in die Fußtapfen dieſer erſten Glaubensverkündiger eintraten; Martyrer dem tauſend nach, die für Gott Leben und Blut aufopferten; Jungfrauen, welche die beträchtlichſten Vortheile hindanſetzten, um ihre Jungfrauſchaft unverletzt zu erhalten; ja es ſind uns ſogar Beyſpiele von ſolchen bekannt, die ſelbſt in der Ehe jungfräulich lebten; — Aber nur eine einzige Gottesmutter, nur eine einzige jungfräuliche Mutter kennen wir, und dieſe iſt Maria. Sollen wir dieſe unvergleichliche Jungfrau nicht verehren? Sollen wir nicht ſelbſt den Tag, an welchem dieſes große Wunder auf der Welt erſchienen iſt, mit einer beſondern Feyerlichkeit bezeichnen? Ich hab indeſſen noch nicht geſagt, was das Hauptſächlichſte

iſt. Maria hat den Erlöſer der Menſchen zur Welt gebracht. Welchen Dank iſt ihr die Welt ſchuldig! die Welt, die ehmals im Schatten des Todes geſeſſen, und unter dem Fluche gelegen war, die nach dem größten Theile ihrer Bewohner ohne Gotteserkenntniß war, die Gott ihren Schöpfer zum Feinde hatte, die ſo nothwendig eines Erlöſers, eines Lehrers bedorfte — welchen Dank iſt dieſe Welt derjenigen Jungfrau ſchuldig, welche dieſen Erretter, dieſen Verſöhner, dieſen Lehrer zur Welt brachte! Ich weiß es: Unſere Erlöſung haben wir dem Sohne Gottes allein zu verdanken, und **von ſeiner Völle haben wir alle empfangen.** Allein es wollte doch der Sohn Gottes von einer Mutter gebohren, und von einer Mutter erzogen werden. Sollen wir dieſe Mutter nicht ehren? Ich weiß es, daß der Sohn Gottes Mariam zur Mutter wählte, dieß war lautere Gnade; allein nachdem er ſie erwählt, und vor tauſenden erwählet hat, ſollen wir ſie nicht vor tauſenden ehren? Die Engel ehren ſie. Einer der fürnehmſten Engel, wiewohl er im Namen Gottes zu ihr kam, ſchien faſt ſeine erhabene Geſandtenwürde vergeſſen zu haben, und ſprach ihr Lob mit ſo ausgeſuchten Ausdrücken, daß die demüthigſte Jungfrau darüber in Schrecken gerieth. Sollen wir ſie nicht ehren, da wir doch gewiß mehr Urſache dazu haben, als die treuen Engel, welche keines Erlöſers bedurften? Jeſus ſelbſt ehrte ſie, und verdankte ihr das Blut, das er von ihr genommen hatte. Sollen wir, wir durch dieſes Blut erlöſte, ſie nicht ehren? Maria ſelbſt ſagte nicht aus eitelm Ruhme, deſſen ſie als die demüthigſte Jungfrau gar nicht fähig war, ſondern

aus

aus Eingebung des heil. Geiſtes, es würden ſie alle Geſchlechter ſelig ſprechen. Sollen wir die Weisſagung nicht in Erfüllung bringen? und iſt es uns nicht ſogar ein Merkmal, daß wir unter die Kinder Gottes, und unter die gläubigen Geſchlechter gehören, wenn wir dieſe Weisſagung in Erfüllung bringen? Nun dieß geſchieht, indem wir alle Gelegenheit in Acht nehmen, Maria der erhabenen Gottesmutter eine Ehre zu erweiſen, indem wir den Tag, an welchem ſie von den Banden der Sterblichkeit aufgelöſet, zur Seite ihres Sohnes iſt erhöhet worden; den Tag, an welchem ſie als eine Schmerzenmutter unter dem Kreuze geſtanden iſt; den Tag, an welchem ſie Jeſum zur Welt gebracht hat; den Tag, an welchem ſie das erſtemal als Mutter Gottes von ihrer Baſe Eliſabeth iſt erkannt worden; den Tag, an welchem ihr der Engel die Auserwählung Gottes angekündigt, und an welchem ſie den Sohn Gottes in ihrem keuſchen Leibe empfangen hat; endlich auch den Tag, an welchem ſie ſelbſt an das Taglicht getreten iſt, ſelig ſprechen. Iſt wohl ein feyerlicher Tag zu viel, den wir dieſer heil. Jungfrau zu Ehren widmen? Jedem Menſchen iſt ja ſein Geburtstag merkwürdig. Beſonders denkwürdig ſind die Geburtstäge hoher Häupter. Es iſt alſo recht und billig, daß wir mit einer kirchlichen Feyerlichkeit den Geburtstag Mariä, dieſer von Gott auserwählten, dieſer von den heil. Engeln ſo hochgeehrten, dieſer in dem Himmel ſo hoch erhöhten Jungfrau begehen. Auf welche Art aber werden wir dieſes mit Nutzen thun können? Ich habe geſagt, der Grund unſerer Feyerlichkeit ſey dieſer: weil erſtlich Maria das vollkom-

 menſte

menſte Muſter der Tugend für alle Menſchen; zweytens weil ſie die Mutter des Erlöſers aller Menſchen iſt. Es beſteht alſo auch die beſte Art der Verehrung gegen ſie darinn, daß wir ihre Beyſpiele nachahmen, und daß wir ſie um ihre Fürbitte anrufen. Nachahmung iſt das weſentlichſte Bedingniß ihrer Verehrung: denn was nützt es, ihre Beyſpiele zu bewundern, wenn man ſie nicht zugleich nachahmet? Zu welchem Ende hätte ſie wohl ein Muſter der Tugend geliefert, wenn keine Menſchen wären, die ſich daſſelbe zur Regel machten? Ihre Heiligkeit würde nur ihr allein zum Verdienſte und zur Glory gereichen, aber uns würde ſie nichts nutzen. Iſt es auch nur möglich, Mariam zu verehren, und dabey Gott zu misfallen? Oder haben wir ein anderes Mittel, Gott zu gefallen, als jenes, wodurch ſie Gott zu gefallen geſucht hat, nemlich die Tugend? Wie ſehr würden wir irren, wenn wir dächten, einen engliſchen Gruß abbethen, ſey ſchon hinreichender Beweis der Verehrung gegen ſie? Liegt nicht ſchon in jenem einzigen Worte: **Maria du gnadenvolle**, eine Beſtrafung derjenigen Menſchen verborgen, welche die Gnaden Gottes verſcherzen, und ſich nicht die mindeſte Mühe geben, an Tugenden zuzunehmen? Denn wodurch iſt wohl Maria zu ihrer Gnadenvölle und zu ihrer Heiligkeit gelangt, als durch treuen Gebrauch der Gnade, und durch unermüdetes Streben nach Heiligung? Und hört ſie nur ſelbſt, ihr Hochmüthigen, ihr an die Güter dieſer Erde mit unordentlicher Liebe Gehefteten, höret, was für Geſinnungen ſie in Anſehung eurer in ihrem hohen Liede äuſſert; höret, mit welcher Kraft des Ausdruckes ſie ſpricht:

Der

Der Herr hat die Hoffärtigen im Geiſte zerſtreut. — Er hat die Reichen, das iſt die, welche auf irdiſchen Reichthum ihr einziges Vertrauen ſetzen, leer gelaſſen. — Hört ihr, die ihr ohne Gottesfurcht und Gewiſſen euch gewiſſen Laſtern ergebt, wie ſie nur diejenigen, welche Gott fürchten, und keine andere, Theil an ſeiner Erbarmung nehmen läßt, — und ſchließet nun, ob man Mariam verehren könne, ohne zugleich die Neigung zum Laſter abzulegen, ob man ſie verehren könne, ohne ſich der Tugend zu befleißen, ohne das Beyſpiel ihrer Demuth, ihrer Reinigkeit, ihres himmliſchen Sinnes nachzuahmen. — Gewißlich Nachahmung ihrer Tugenden, oder wenigſtens Begierde, ſie nachzuahmen, iſt das weſentlichſte Merkmal der Verehrung gegen ſie; und nur in ſofern gefällt es ihr, wenn man ſich ihrem Schutze empfiehlt; nur in ſofern iſt ſie geneigt, mit ihrer Fürbitte zu Hilfe zu kommen, als man durch ihre Tugenden gerührt, und über ſeine Fehler, die man in ihrem reinen Tugendſpiegel geſehen hat, mit Scham und Reue erfüllt, ſein Verderben beſeufzet, und ſich ſehnt, beſſer und heiliger zu werden.

Nach dieſer Regel alſo laſſet uns Mariam verehren. Ihre Tugend ſey uns das Muſter der Nachahmung, und ihre Würde ſey der Beweggrund unſers Vertrauens auf ihre Fürbitte. Wir wollen, nachdem wir ein ſo ausgemachtes Muſter der Heiligkeit betrachtet haben, den Vorſatz faſſen, unſere böſe Gewohnheiten zu beſtreiten, uns von unſerer Schläfrigkeit zu erwecken, und forthin mehr und mehr nach Vollkommenheit zu ſtreben.

Zu dem Ende flehen wir auch um ihre Fürbitte, wodurch ſie uns Erleuchtung und Stärke von ihrem göttlichen Sohne erhalten möge. Ich ſchreite nun zum

Zweyten Theile.

Worinn ich Ihnen die Billigkeit und den Nutzen der heutigen Feyerlichkeit noch von einer andern Seite zeigen werde. Ich ſage: Die Ehre, die wir heute der heiligſten Jungfrau bezeigen, geht ſelbſt auf den göttlichen Erlöſer zurück. Die heilige Kirche ahmet aber, wie es ſchon ehmals der ehrwürdige Beda bemerket hat, in Anſehung Mariens jenem frommen Weibe nach, das ehmals mitten unter der Volkesſchaar Jeſum anrief: **Selig iſt der Leib, der dich getragen hat. Selig ſind die Brüſte, die du geſogen haſt.** Die fürnehmſte Abſicht dieſes Weibes war, Jeſum zu loben, deſſen Würde ſie geſehen, deſſen weisheitsvolle Ausſprüche ſie gehört hatte. Indem ſie aber, weil ſie vielleicht ſelbſt Mutter war, das Verhältniß zwiſchen Mutter und Kind, und das Glück, welches von einem guten Kinde der Mutter zufällt, am lebhafteſten fühlte; ſo konnte ſie ihre Empfindungen gegen den Heiland nicht beſſer und herzlicher ausdrücken, als indem ſie die Glückſeligkeit ſeiner Mutter erhob. Mit dieſen Worten alſo, **Selig iſt der Leib, der dich getragen hat**, verfaßte ſie zugleich das Lob Jeſu, und das Lob Mariä; aber vorzüglich das Lob Jeſu, eben darum, weil ſeine Vorzüge ihr ganzer Beweggrund waren Mariam zu loben. Denn vielleicht hatte ſie Mariam niemals

mals nach ihrer Perſon kennen gelernt. Es war ihr aber unmöglich, einen ſo heiligen Sohn zu ſehen, ohne an ſeine Mutter zu denken; es war ihr genug, die Vorzüge des Heilandes zu kennen, um auf die Vorzüge ſeiner Mutter zu ſchließen; und ſie war endlich auch überzeugt, daß dieſe Art zu loben ihm wohlgefallen mußte; weil ſie nichts anders ſagen wollte, als: du biſt derjenige, der alle Menſchen, die dich kennen, und die an dich glauben, beglücket; aber vor allen glücklich iſt die Mutter, die dich in ihrem Leibe getragen hat. — So macht es auch die Kirche Gottes. Ihre Abſicht iſt, Jeſum zu verherrlichen, ſein Lob und ſeine Anbethung allenthalben zu befördern. Indem ſie aber von Dank und Ehrfurcht gegen ihn beſeelet iſt; ſo kann ſie die glückliche Mutter, die ihn gebohren hat, unmöglich auſſer Augen ſetzen, und ſie ergreifet deßwegen alle Veranlaſſungen, dieſer heiligſten Jungfrau zu Ehren Feyerlichkeiten anzuſtellen. Ihrer Abſicht nach aber ſollen alle dieſe auf Jeſum zurückgehen, und der Geiſt ihrer Geſinnungen, die ſie dabey heget, löſet ſich allemal in dieſe Worte auf: **Selig iſt der Leib, der dich, o Jeſu! getragen hat. Selig ſind die Brüſte, die du geſogen haſt.**

Was aber die heutige Feyerlichkeit anbelangt, ſo hat ſie dabey die beſondere Abſicht, in uns Empfindungen der Dankbarkeit gegen das Geheimniß der Menſchwerdung zu erwecken. Dankbarkeit gegen dieſes Geheimniß iſt uns ſo weſentlich nöthig, daß man ſagen kann, der ganze Eifer des Chriſtenthums hange davon

 ab.

ab. Denn ſo lange wir die Vortheile, die uns dadurch zugefallen ſind, lebhaft erkennen, ſo werden wir die Pflicht, dieſelbe zu benutzen, nicht ſo leicht auſſer Acht ſetzen; theils aus Furcht vor dem Gerichte, welches wir für den Misbrauch dieſer Gnade zu gewarten hätten, theils und hauptſächlich aus Liebe, wozu uns die lebhafte Betrachtung dieſes Geheimniſſes auffodert. — Es ſucht eben deßwegen die Kirche nichts mehr, als das Andenken deſſelben in uns zu erhalten, und ſtäts zu erneuern. Darum begehen wir jährlich das Feſt der Geburt Jeſu Chriſti; darum begehen wir das Feſt der Empfängniß Chriſti, die an demſelben Tage geſchah, da der Engel Mariä die Mutterſchaft ankündigte.

Weil aber demungeachtet ſo viele Chriſten gegen ihren beſten Erlöſer noch immer kaltſinnig ſind, und mithin den frommen Patriarchen, die vor Chriſto lebten, an Inbrunſt weit nachſtehen; ſo führet ſie uns zu unſerer heilſamen Beſchämung in die Vorzeiten bis zu David, bis zu Abraham zurück, in jene Zeiten, wo ſo viele Seufzer nach dem Meßias zu dem Himmel unaufhörlich emporſtiegen; wo man einen Propheten, der die geſchehenen Verheißungen aufs neue beſtättigte, wie einen Engel vom Himmel anſah; wo man unter den größten Drangſalen ſich an dem einzigen Gedanken, der Erlöſer wird kommen, erquickte; wo ſo viele Könige und Propheten wünſchten, nur mit einem Blicke den Erlöſer zu ſehen, und dann vor Freude zu ſterben bereit waren; wo Männer lebten, wie Daniel, welche die Schrift Männer der Sehnſucht nennet, und welche

Gott

Gott für würdig hielt, ſie durch einen Engel tröſten, und ihre Thränen abtrocknen zu laſſen. In dieſe Zeiten, ſage ich, führet uns die Kirche zurück; und nachdem wir dieſe Reihe von Jahrhunderten durchdacht haben, ſo will ſie, daß wir bey der Geburt Mariä, wie noch in einer kleinen Entfernung von dem Erlöſer ſtille ſtehen, um gleichſam bey dem aufgehenden Morgenſterne dem Tage entgegen zu ſehen. Von Maria endlich, will ſie, daß wir zu dem Erlöſer aufſteigen, und dann unſer ganzes Herz dem Gefühle der Freude und Dankbarkeit öffnen. — Es iſt eben ſo viel, als ſagte ſie uns heute: bedenket ihr Chriſten, wie glücklich ihr ſeyd, Jeſum euren Erlöſer zu beſitzen. Wie viele Thränen mußten fließen, wie viele Seufzer emporſteigen, wie viele Jahrhunderte vergehen, bis ſich Gott bewegen ließ, ihn zu ſenden? — Erſt ward er der Welt angekündiget, erſt durch Vorbilder vorbedeutet; es mußte ein Prophet nach dem andern auftreten, um die geſchehenen Verheißungen zu beſtättigen. Die Welt muſte ſich immer noch mit der Hofnung auf ſeine Ankunft zufrieden ſtellen. Endlich näherte ſich die Zeit der Erlöſung; endlich ward die Mutter des Erlöſers gebohren. Welches Glück für die Welt! Wie leicht konnte ſie es ſich gefallen laſſen, nur einige Jahre noch zu warten, nachdem ſie Jahrtauſende ſchon gewartet hatte? Endlich trat das Weltbeglückende Kind ſelbſt, Jeſus der Erlöſer aus dem Schooße dieſer Jungfrau hervor. So viel will uns heute die Kirche ſagen. Mit einem Worte, es iſt ihre Abſicht, in uns nach und nach Regungen der Dankbarkeit gegen den göttlichen Erlöſer zu erwecken, und uns das Glück, daß

wir ihn beſitzen, daß wir alle Vortheile ſeiner Verſöhnung genießen, recht fühlbar zu machen. Darum führt ſie uns in die Zeiten zurück, wo er noch nicht auf der Erde war, wo ſeine Ankunft nur erſt erwartet wurde. . . Iſt nun aber dieſe Abſicht nicht die heiligſte? Und iſt nicht auch das Mittel, welches ſie dazu wählet, ganz zweckmäßig? Laſſet uns dieſe Abſicht erfüllen.

Wir ſind doch gewiß glücklicher, wir, die Jeſum ſo genau kennen, die ſo deutliche Nachrichten von ſeinem Leben, von ſeinen Wundern, von ſeinen Tugenden, von ſeinem göttlichen Karakter durch Zeugen, die ihn ſelbſt mit Augen ſahen, mit ihm redeten, und in Vertraulichkeit lebten, erhalten haben; wir, die das wohlthätige Wort ſeines Evangeliums beſitzen, und ſeiner Einſetzung ſo kräftige Heilsmittel zu verdanken haben, als jene, die in dem alten Bunde lebten, die ihn nur aus Prophezeyungen kannten. Wenn wir aber dennoch gegen die Vorzüge des Gnadenbundes gleichgültig zu werden anfangen, ſo laßt uns immer auf die Vorzeit zurückſehen. Das Seufzen der Alten, ihr ſehnſuchtsvolles Flehen nach einem Erlöſer müſſe unſere Gleichgültigkeit beſchämen, und uns heilſam beſtrafen, daß wir das Evangelium dieſes beſten Erlöſers ſo träge befolgen, daß wir ſeine Anleitungen zur Tugend, und ſeine Gnadenmittel ſo wenig benutzen.

Wohlan! Nachdem wir den rechten Geſichtspunkt, aus welchem wir die heutige Feyerlichkeit anſehen müſſen, bemerket haben; ſo laßt uns auch bedacht ſeyn, daß wir den erzielten Nutzen davontragen. Es werde unſere

Dankbarkeit gegen Jeſum rege, von deſſen Völle wir alle empfangen haben. Es erwache in uns der Eifer, die Abſicht ſeiner Ankunft auf dieſe Erde unſeres Orts zu erfüllen, damit auch er ſie ſeines Orts erfüllen könne, damit er uns ſelig mache. Amen.

Auf das Feſt aller Heiligen.

Vidi turbam magnam, quam dinumerare nemo poterat, ſtantes ante thronum.

Ich ſah eine große unzählbare Schaar vor dem Throne ſtehen. Heiml. Offenbar. VII.

Konnte wohl ein Geſicht tröſtlicher ſeyn, als dieſes — für einen Apoſtel, der auf der Inſel Pathmos ſich in dem Elende befand, für Johannes, der alles zeitlichen Troſtes beraubt, von Menſchen verlaſſen, von einem Tyrannen verfolgt, nur in Gott, nur durch Hofnungsvolle Blicke in die glückſelige Zukunft ſein Gemüth aufheiteren mußte? Ja der Herr tröſtete ſeinen Diener, ſeinen Liebling überflüſſig. Er verwandelte ihm die Wüſte von Pathmos in ein Paradiß, und machte ihm all ſein Elend vergeßlich. Er öffnete ihm die Pforten des Himmels, und ließ ihn in einem frohen Geſichte die ſeligen Wohnungen, die er zu gewarten hatte, und eine unzählbare Menge von Gerechten anblicken, die bereits vor ihm ſchon das Ende ihrer Leiden erreichet hatten. Ich ſah, ſpricht er, eine

große Menge, die niemand zählen konnte, vor dem Throne ſtehen. O welch' unausſprechlichen Troſt muß dieſer Liebsjünger verſpürt, welche Regungen der Hofnung gefühlt, welch' neue Stärke erlangt haben, die Mühſeligkeiten und Drangſalen ſeines Apoſtelamtes zu tragen?

Einen ähnlichen Troſt meine Geliebte, bereitet uns heute die h. Kirche zu, indem ſie uns nicht zwar in einem anſchaulichen Bilde, aber doch im Geiſte die ſeligen Wohnungen des Himmels, und die unzählbare Schaar der Heiligen, die dahin aufgenommen ſind, betrachten läßt, eine um ſo anſehnlichere Schaar, als jene, welche Johannes ſah, weil ſie damals nur aus den Heiligen des alten Bundes beſtund, aber nun durch die unermeßliche Menge des Neuen noch vermehret iſt. O himmliſches Jeruſalem! o auserwählte Schaar der Freunde Gottes! die Sterblichkeit ſondert uns zwar noch von euch, und unſer Auge iſt unfähig, zu ſehen, was Gott euch, ſeinen Lieblingen, bereitet hat; doch erhebt ſich unſer Geiſt bey dem Lichte der Offenbarung, denkt ſich zu dem ehrwürdigen Kreiſe hin, den ihr um den Thron des Lammes herum ſchließet, und geneußt einsweil die Freude der Hofnung, die bey euch ſchon in ewige Anſchauung, und ſorgenloſes Frolocken übergegangen iſt... Ja Gg. dieß iſt die angenehme Geiſteserhohlung, welche von der Kirche uns zum Troſte angeſtellt wird. Aber eines beſorge ich dennoch: ſind wir auch alle in der Verfaſſung, daß wir dieſen Troſt empfinden können? Gewiß der Gegenſtand, der heute unſerer Betrachtung vorgeleget wird, iſt an ſich voll der erfreuenden Ausſichten; es

kömmt

kömmt aber darauf an, ob wir auch dieſer Freude empfänglich ſind: darauf, ob unſer Leben mit jenem der Heiligen eine Aehnlichkeit hat. Wenn freilich dieſes Bedingniß nicht bey allen vorausgeſetzet werden kann, ſo kann auch das Geheimniß des heutigen Tages nicht für alle Chriſten eine Quelle des Troſtes, ja es muß vielmehr für manche ein bedräuendes Geheimniß ſeyn. Ich will, da ich für alle zu reden gedenke, aber nicht in gleichem Tone mit allen reden kann, ein zweyfaches Vorhaben in eine Rede vereinigen. Ich will ermuntern, und warnen. Erhebet, ſage ich, euren Geiſt, ihr Chriſten, zu der unzählbaren Schaar der Heiligen in ihrer Glory. Dieß iſt der gemeinſame Gegenſtand unſerer heutigen Betrachtung. Indem ich mich aber zu beſonderen Klaſſen von Chriſten wende, ſo ſage ich zu den Einen: Freuet euch, und frolocket, weil eure Belohnung groß in dem Himmel iſt; zu den andern aber: Gebet acht, daß ihr nicht in das Ungewiße laufet, ſondern laufet alſo, damit ihr euer Ziel erreichet, und machet euch euern Beruf durch gute Werke gewiß. Vernehmen ſie mich.

Erſter Theil.

Ich rede zu erſt mit Chriſten, die des Troſtes fähig ſind. Zwey Dinge waren es, welche den heil. Apoſtel Johannes bey ſeinem himmliſchen Geſichte beſonders erquicket und zur Entzückung fortgeriſſen haben. Die unzählbare Menge der Heiligen, und die Herrlichkeit, in welcher er ſie erblickte, der Glanz des Thrones, vor

dem er ſie ſtehen ſah. Ich ſah, ſpricht er, eine große Schaar, die niemand zählen konnte, vor dem Throne ſtehen. Eben dieſes iſt, was uns heute tröſten, und mit neuem Muthe beleben ſoll, die Laufbahne unſeres Berufes fortzuſetzen, und nach dem Kleinode der Ewigkeit ernſtlich zu ſtreben. Erſtlich die unzählbare Menge der Heiligen. Warum? und was können wir denn daraus beſonders zu unſerem Troſte nehmen? Es erſcheinet daraus die Fruchtbarkeit der heiligen Religion, die Kraft der Gnade, der Reichthum der Barmherzigkeit Gottes. Schon in dem alten Bunde, unter dem Volke Iſrael, welches nur einen kleinen Erdſtrich bewohnte, und nur von einem einzigen glaubigen Patriarchen entſproſſen war, waren ſo viele Auserwählte, welche die Gefahren dieſes Lebens glücklich überſtanden haben, und zur Herrlichkeit gelanget ſind, welche Gott für ſeine Diener und Freunde anerkannt hat, weil ſie ſein Geſetz treulich und ohne Tadel beobachtet haben. Es war unter den zwölf Zünften keine einzige, die nicht ihre Heiligen in großer Menge zählte. Johannes ſah in einer Offenbahrung von jeder Zunft zwölftauſend, die mit dem Merkmale der Auserwählung bezeichnet waren, und die zuſammen genommen hundert vier und vierzig tauſend ausmachten. Ohne Vergleich aber hat die Schaar der Heiligen von Jeſu Chriſto an, und in dem neuen Bunde mehr zugenommen, eben weil es ein Gnadenbund iſt, und weil er ſich nicht mehr, wie der alte, auf ein einziges Land einſchränkt, ſondern über den ganzen Erdboden verbreitet. O wie viele Blutzeugen, wie viele Prieſter und apoſtoliſche Männer, wie viele Beichtiger und

Büßer

Büßer aus allen Ständen, und in allen Jahrhunderten, wie viele Jungfrauen hat die Braut Jeſu Chriſti, ſeine heilige Kirche hervor gebracht, und dem Himmel überliefert! Welch' eine an Heiligen fruchtbare Mutter iſt ſie! Wer ſoll ſich nicht eben darum glücklich ſchätzen, in dem Schooße einer ſolchen Mutter zu leben, die ſchon Vermöge ihrer Lehre zur Heiligkeit führt, und die eine ſolche Wolke von Zeugen für ſich hat, daß ſie eine ſeligmachende Kirche ſey. O, m. Gg. laßt uns froh unſre Wanderſchaft fortſetzen, wir haben die rechte Wegweiſerinn zum Himmel; denn ſo viele Millionen Heilige haben ſchon durch ſie den Eingang zu ihrem Vaterlande gefunden.

Und werden wir nicht auch den nemlichen Eingang finden können? Werden wir nicht auch die nemlichen Bedingniſſe erfüllen können, die ſie erfüllt haben, um ſelig zu werden? Waren denn die Heilige, die uns vorangegangen ſind, andere Menſchen, als wir? Nein, ſondern ſie waren von den nemlichen Schwachheiten des Fleiſches umgeben, es war auch ihnen von Natur der Hang zum Böſen angebohren, auch ſie hatten mit Leidenſchaften zu kämpfen, auch ſie hatten Hinderniſſe der Tugend zu überſteigen, auch ſie waren Verſuchungen unterworfen. Sie waren Menſchen, die inn- und auswendige Feinde zu überwinden hatten. Sie beſiegten aber ihre Schwachheiten, ſie wurden Meiſter über ihre Leidenſchaften, ſie beſeitigten die Hinderniſſe der Tugend, ſie kämpften gegen die Verſuchungen — auf ſolche Art ſind ſie zur Heiligkeit gelanget.

Durch

Durch welche Mittel aber ſind ſie denn über ihre Schwachheiten ſo erhaben und ſiegreich geworden? Durch kein anderes, als durch die Gnade. Dadurch haben ſo viele Martyrer unter den grauſamſten Tormenten ihren Glauben und ihre Standhaftigkeit erhalten. Dadurch waren ſo viele muſterhafte Büßer im Stande, ihre böſen Gewohnheiten zu bemeiſtern. Dadurch haben ſo viele Jungfrauen unter dem kitzlichſten Umſtänden und bey den heftigſten Reitzen zur Sünde ihre Reinigkeit bewahret. Durch die Gnade haben ſo viele abgetödtete Menſchen den Entſchluß gefaßt, der Welt zu entſagen. Durch die Gnade haben ſo viele Apoſtoliſche Männer den Muth unterhalten, unermüdet, und ohne Rückſicht auf zeitliche Vortheile, zur Ehre Gottes und zum Heile ihres Nebenmenſchen zu arbeiten. Durch die Gnade haben ſo viele Geiſtmänner die Salbung erlangt, die ſie an nichts anders mehr, als am Gebethe und heiligen Betrachtungen Geſchmack finden ließ. Der Gnade hatten ſo viele geprüfte Menſchen, Muſter der Geduld die Kraft zu verdanken, die ſchwerſten Drangſalen heiter und ohne Murren auszuhalten. Sehet! welche Siege der Gnade! leuchtet wohl ihre Stärke jemals deutlicher hervor, als wenn wir ihre Wirkungen an der unzählbaren Schaar der Heiligen betrachten, die insgeſamt durch ihren mächtigen Beyſtand als Helden der Tugend aus dieſer Welt ausgetreten ſind, ob ſie gleich als gebrechliche und von Natur zur Sünde geneigte Menſchen eingetreten, und ſo lange ſie auch von den Banden des Fleiſches umgeben waren, nie von Verſuchungen frey geblieben ſind. So viel vermogte die Gnade, und ſo viel vermogte ſie

an ſo vielen tauſend und tauſend Menſchen: Welch'ein mächtiger Troſtgrund? Soll uns dieſer nicht erwecken, eben denſelben Schluß zu faſſen, mit welchem ehemals der h. Auguſtin den erſten und wichtigſten Schritt zu ſeiner Heiligung machte. Lange ſchon war dieſer busfertige Kirchenlehrer von der Würde der Tugend überzeugt; nur ein einziger Anſtand, den er ſich nicht heben konnte, hielt ihn in der Unſchlüßigkeit zurück, die Tugend nemlich, ſo reizend und ſchön ſie immer wäre, überſteige ſeine Kräfte. Endlich gerieth er durch beſondere Eingebung Gottes in eine tiefe Betrachtung, welche die Beyſpiele der Heiligen, und beſonders ſo vieler dem Geſchlechte nach ſo gebrechlichen Jungfrauen zum Gegenſtande hatte. Es dünkte ihm, als ſähe er eine ganze Reihe von heiligen Jungfrauen vor ihm ſtehen, die ihm wegen ſeiner Feigheit Vorwürfe machten, und ihn durch ihre Beyſpiele ermunterten. Auf einmal ſtand er wie vom Schlafe auf, und ungeduldig über ſeine Schläfrigkeit, redete er ſich ſelbſt mit dieſen Worten an: Wirſt du nicht vermögen, was dieſe, was jene gekönnt haben? Das mächtige Vorurtheil, welches ihn gegen die Tugend eingenommen hatte, war zerſtreut. Auguſtin war von nun an ganz getröſt't und entſchloſſen, den Tugendweg zu wandeln. Eine gleiche Wirkung ſoll auch heute in uns die nemliche Betrachtung hervorbringen. Ueberzeugt von der Kraft der Gnade durch die heldenmüthige Tugenden der Heiligen aus allen Ständen von jedem Geſchlechte und Alter, ſollen wir uns ſelbſt zuſprechen: Können wir das nicht, was ſo viele Tauſende ſchon gekönnt haben? Es iſt

wahr! wir können es nicht aus uns ſelbſt; aber auch die Heiligen haben es nicht aus ſich ſelbſt gekönnt — Sie waren alles, was ſie waren, durch die Gnade; und dieſe iſt auch Niemanden aus uns verſagt.

Endlich erſcheinet aus dem Geheimniſſe des heutigen Tages der Reichthum der göttlichen Barmherzigkeit. Nicht wahr GG.: eine der erſten Glaubenswahrheiten, die uns gelehret wird, iſt dieſe, daß Gott uns alle erſchaffen hat, um uns ewig ſelig zu machen. Seine Verheißung, die er uns zu dem Ende gegeben hat, und ſein Wort iſt uns zwar theuer genug, ſo, daß wir an der Erfüllung deſſelben nicht zweifeln können; aber welch eine neue Stärke muß nicht unſere Hofnung erhalten, wenn wir bedenken, daß Gott ſchon wirklich den Anfang gemacht hat, ſeine Verheißungen zu erfüllen; daß er ſo viele Tauſende ſchon zu ſich aufgenommen hat, und ſie die Fülle ſeiner Freuden, die Glory ſeiner Anſchauung genießen läßt? Wir mögten ſonſt vielleicht in Anſehung unſrer menſchlichen Armſeligkeit und Gebrechlichkeit immer zweifeln, ob wir jemals zu dem erhabenen Ziele der göttlichen Verheißung gelangen könnten; allein da die menſchliche Niedrigkeit, durch die Aufnahme ſo vieler Tauſende unſeres gleichens zu Gott, ſchon veredelt iſt; da der Weg zum Himmel nicht unbetreten, ſondern mit ſo vielen Fußſtapſen ſchon bezeichnet iſt; ſo verſchwinden die Zweifel unſeres Kleinmuthes, und wir können uns ſelbſt zuſprechen: Die Barmherzigkeit unſeres Gottes iſt unendlich. Er hat ſie an ſo Vielen ſchon kund gethan; auch an uns wird er ſie kund machen: In dem Hauſe

des

des ewigen Vaters ſind viele Wohnungen. Millionen von Menſchen finden ihren Platz darinne; auch wir werden den unſrigen finden. Dieſer tröſtliche Gedanke wird noch durch einen andern verſtärkt, der eben aus dem Geheimniſſe des heutigen Tages fließet. Da es uns bekannt iſt, daß Gott die Belohnungen nach Verdienſte, und als ein gerechter Richter austheilet; Gottes Urtheile aber unbegreiflich ſind: ſo könnten wir vielleicht, zum Nachtheile der Hofnung, ſie uns noch ſchrecklicher vorſtellen, als ſie wirklich ſind; wir könnten in kummervoller Angſt leben, und immer denken: Ach! wer wird vor Gott beſtehen? Wer wird ſein Gericht aushalten? Allein die unzählbare Schaar der Heiligen tröſtet uns. So viele Tauſende ſind ſchon vor dem Richterſtuhle des Allerhöchſten erſchienen; ihre Tugend iſt bewährt gefunden worden; ſie haben die Krone des Lebens erlangt. Leben wir alſo wie dieſe; ſo werden wir auch, wie dieſe, vor dem Throne des Unbegreiflichen beſtehen; und wir können ſchon zum voraus mit Paulus zu uns ſelbſt ſagen: **Die Krone der Gerechtigkeit iſt uns hinterlegt, die uns der gerechte Richter an jenem Tage geben wird.** Mit einem Worte: der Blick, den uns heute die Kirche Gottes zu den Schaaren der Auserwählten hinaufrichten heißt, iſt ein Blick voll des Troſtes. Er überzeuget uns von der Wahrheit jener Religion, in welcher ſie ſelig geworden ſind. Er überzeuget uns von der Kraft der Gnade, durch welche ſie ſelig geworden ſind. Er überzeuget uns von der Güte und Erbarmung Gottes, der ſie gekrönet und ſelig gemacht hat. Dieß iſt aber noch nicht genug. Es giebt noch mehr Rückſichten,

ſichten, in welchen uns das Andenken der Heiligen, das wir an dem heutigen Tage begehen, tröſtlich wird. Unter dieſen Heiligen ſind ſo viele, die wir nicht einmal dem Namen nach kennen, die ein ganz verborgenes Leben führten, und in der Stille an ihrer Heiligung arbeiteten, ohne ein beſonderes Aufſehen bey der Welt zu machen. Sie verrichteten keine außerordentliche Handlungen, ſie wirkten keine Wunder, ſondern lebten ihrem Stande gemäß. Man weiß keine Geſchichte von ihnen, ſondern ihre Verdienſte waren ganz allein dem Vater, der im Verborgenen ſieht, bekannt, und in dem Buche des Lebens aufgezeichnet. Man hielt ihre Perſonen keiner beſonderen Aufmerkſamkeit werth; und da ſie ſtarben, ſo war ihr Name vergeſſen; aber ihre Namen leben in Ewigkeit. Die Niedrigkeit ihres Standes, und die Trübſal, die nie von ihren Hütten wich, zog ihnen Verachtung zu; ſie waren aber Muſter der Geduld und der Zufriedenheit mit dem göttlichen Willen. Sie waren keine Lehrer der Welt, und hinterließen keine Schriften nach ſich; aber ſie waren unermüdet in Betrachtung des göttlichen Geſetzes, und eben ſo treu in Erfüllung desſelben. Sie empfangen nun den Lohn ihrer verborgenen, ihrer reinen und mit lauterſter Abſicht verrichteten Tugend; ſie ſind Freunde und Lieblinge Gottes. Welch eine Aufmunterung für jene Fromme, die in einem niedrigen Stande leben, die von der Welt verkannt, vielleicht gar verfolgt, die Ränke ihres Schickſals mit Gelaſſenheit und Ergebenheit in den göttlichen Willen ertragen; die ihre ſchwere, und drückende Arbeiten mit Freude verrichten, und jeden Seufzer, der ihnen

nen entfährt, jeden Schweißtropfen, den ſie vergießen, Gott aufopfern; welche Aufmunterung, ſage ich, für dieſe, damit ſie nicht müde werden, ſondern in der heiligen Zuverſicht, Gott werde ſie aus ihren Trübſalen erretten, und ihnen einen beſſeren Theil in dem Himmel anweiſen, ihre Wanderſchaft fortſetzen, und ihren Eifer, Gott beharrlich zu dienen, ſtätsfort vermehren?

Endlich, m. GG., was iſt noch übrig? Sind denn dieſe Heilige, derer lobwürdiges Andenken wir heute verehren, ganz aus unſerer Gemeinſchaft ausgetreten? Denken Sie vielleicht nicht mehr an uns, ob wir gleich an ſie denken? Haben ſie die Erde ganz vergeſſen, ſeitdem ſie in dem Lande der Lebendigen wohnen? Iſt dann eine ſo weite Kluft zwiſchen uns und ihnen befeſtiget, daß ſie unſer Elend nicht mehr kennen, und an unſern Seufzern keinen Theil mehr nehmen können? Nein! ſie haben nicht aufgehört, unſre Brüder zu ſeyn: Sie machen nur die triumphirende Kirche, und wir die ſtreitende aus; beyde aber ſtehen miteinander in der engſten Gemeinſchaft. Sie lieben uns, und wünſchen nichts mehr, als uns ewig mit ihnen vereiniget zu ſehen. Es iſt auch außer Zweifel geſetzt, daß ſie für uns bitten, und die Freundſchaft bey Gott, die ſie genießen, zum Beſten unſerer Seele verwenden. Es iſt zwar ein himmelweiter Unterſchied zwiſchen unſerer Gebrechlichkeit, und ihrer Herrlichkeit; zwiſchen unſrer Unbeſtändigkeit, und ihrer Sicherheit; aber eben dieſes erreget ihr Mitleiden gegen uns, und treibet ſie an, ſich bey Gott für uns zu verwenden, daß er uns durch die Gnade der

Beharrlichkeit zur Vollendung unſeres Berufes gelangen laſſe. O, m. GG., welchen Muth ſollen wir alſo heute faſſen, da wir eben den Gedächtnißtag aller Heiligen begehen, und da ſie zweifelsohne mit vereinigten Abſichten für uns bitten? O welch eine Menge Fürbitter, die insgeſamt um den Thron des Ewigen herumſtehen, und für uns um Erbarmung flehen! Welch ein tröſtlicher Gedanke! In der That, m. Gg., in dieſer Rückſicht iſt heute die Kirche Gottes von einer beſonderen Zuverſicht beſeelt; ſie wendet ſich darum in den prieſterlichen Tagzeiten, und in dem Gebethe der heil. Meſſe zu Gott, und flehet, daß er heute ihren Gläubigen die Gnade ſeiner Erbarmung um ſo eher möge angedeihen laſſen, als die Fürbitter heute vervielfältiget ſind, die uns mit ihrem Fürworte zu dieſer Abſicht unterſtützen. Nochmal alſo wiederhohle ich es: laßt uns an einem ſo freudevollen Tage, als der heutige iſt, Muth faſſen; laßt uns verſtärkte Triebe einer heiligen Hofnung fühlen. Zumal da ſich bey dieſer Gelegenheit noch ein anderer Betrachtungsgegenſtand unſerm Gemüthe darbeut — nemlich die große und unausſprechliche Glory des Himmels. Ein rührender Gegenſtand! Erſtlich iſt ſie ewig und ohne Ende. Die Zeit dieſes Lebens iſt, gegen ſie betrachtet, weniger, als ein Augenblick. Wer ſollte nicht, um ſie zu erwerben, eine augenblickliche Verſuchung, auch einen ſtundelangen Schmerzen, ja eine noch länger währende Trübſal ertragen? Es iſt andertens eine vollendete und ungeſtörte Glückſeligkeit, ohne Gemenge irgend eines Leidweſens oder Ungemachs. Der Herr wird alle Thränen von den Augen der Heiligen

gen abtrocknen, ſagt Johannes in ſeiner Offenbarung. **Es wird forthin kein Tod, kein Leidweſen, kein Weheklagen, kein Schmerz mehr ſeyn. Es wird ſie nicht mehr hungern, nicht mehr dürſten, es wird die Sonnenhitze nicht mehr auf ſie fallen.** Alle ſittliche Uebel — Sünde, Verſuchung, Zerſtreuung, — Zank, Uneinigkeit, Beneidung; — alle natürliche Uebel — Krankheiten, Unglücksfälle und Tod; — alle ſittliche und natürliche Ungemache — Sorge, Verdruß, Unruhe, Traurigkeit und Schwermuth; — Hitze und Kälte, Hunger und Durſt, Schlaf und Entkräftung werden von jenem Orte der reinſten, der vollſtändigſten, der dauerhafteſten Glückſeligkeit entfernt ſeyn. Es iſt endlich eine Glory, deren Quelle Gott ſelbſt iſt, der ſich ſeinen Heiligen durch ein ganz himmliſches Licht offenbaret, der ſowohl ihrem Verſtande die erhabenſte und hellſte Erkenntniß, als auch ihren Herzen die entzückendſte Freude mittheilet. Gott ſelbſt iſt der Lohn der Heiligen: darum iſt er ſo unvergleichlich, ſo unausſprechlich, ſo unvergänglich. **Freuet euch** alſo, rufe ich allen gerechten, und ihres Heils begierigen Seelen zu; wiewohl nicht ich, ſondern der Heiland ſelbſt rufet es ihnen zu: **Freuet euch, und frohlocket; denn eure Belohnung wird groß ſeyn in dem Himmel.** Und dieſes iſt der eigentliche Endzweck der heutigen Feyerlichkeit: die betrübten, die beängſtigten Innwohner dieſes Erdballes an dem Frohlocken der Himmelsbürger einigen Antheil nehmen, und ſie einigen Vorgeſchmack von ihrer künftigen Wonne genießen zu laſſen. —

Aber warum machen ſich viele Chriſten dieſer Theilnehmung ſelbſt unfähig? Warum iſt ihr Wandel ſo beſchaffen, daß die Erinnerung des Himmels, und das Andenken ſeiner ſeligen Bürger ihnen vielmehr zum Vorwurfe, als zum Troſte gereichen muß? In der That, ſo iſt es; und ſo ungern ich auch daran komme, ſo muß ich es der Wahrheit zur Steuer ſagen: Der Gegenſtand der heutigen Feyerlichkeit, ſo troſtreich er an ſich iſt, ſo iſt er dennoch für gewiße Chriſten ſehr betrâuend, und giebt ihnen zu vielem Nachdenken Anlaß.

Zweyter Theil.

Ich rede deutlicher. Sowohl die unzählbare Menge der Heiligen, als die unausſprechliche Glory derſelben zeiget ihnen den Ungrund, und die Vermeſſenheit ihres Anſpruches auf den Himmel bey einem Leben, welches ſie dermal führen. Was das erſte anbelangt, ſo bitte ich jene, die ein dem Wandel der Heiligen ganz unähnliches Leben führen, nur dieſes einzige zu bedenken: Unter ſo vielen Tauſenden, die bey Gott ſind, iſt, jene allein, welche als Unmündige dahin gelanget ſind, ausgenommen, kein einziger, der nicht den Himmel als eine gerechte Belohnung erhalten hätte. Kein einziger, der durch Wohlleben die Krone des Lebens erlangt hätte; kein einziger, der durch Befriedigung ſeiner Lüſte wäre ſelig geworden; kein einziger, der in den Ort der ewigen Ruhe eingegangen wäre, ehe und bevor er ſeine Leidenſchaften beſiegte; kein einziger unter ſo vielen Tauſenden, der auf einem mit Roſen beſtreuten Wege den

Ein=

Eingang in das Paradis gefunden hätte. Weder die Wollüſtlinge, weder die Ehebrecher noch die Geitzige, noch die Trunkenbolde, noch die Flucher, noch die Ungerechte können mir einen einzigen ihres Gleichens unter allen Beſitzern des Reichs Gottes zeigen. Oder, da viele darunter doch Sünder waren, ſo haben ſie ihre Flecken durch Bußzähren abgewaſchen, und ſich durch einen neuen Wandel geheiliget. Wir kennen unter der auserwählten Schaar der Bürger des ewigen Vaterlandes keine andere, als Jungfrauen, die ungeachtet des ungeſtümmen Geſetzes, das ſie in ihren Gliedern fühlten, dennoch Fleiſch und Herz unbefleckt bewahret, und Gott zu einem reinen Opfer gebracht haben; oder Ehegatten, die in ungebrochener Treue miteinander gelebt, einander wechſelſeitig zur Heiligung aufgemuntert, ihre Kinder zur Frömmigkeit angehalten, und überhaupt in allen Satzungen des Herrn ohne Klage gelebt haben; oder Wittfrauen, die ganz nach der Vorſchrift, die ihnen der heil. Paulus in dem Briefe zu dem Timoth giebt, ihren Wandel einrichteten; die allen Eitelkeiten der Welt entſagten, und Tag und Nacht im Gebethe mit Gott ſich unterhielten; oder Martyrer, denen Leben und Blut nicht zu theuer war, um es Jeſu Chriſto aufzuopfern; oder Beichtiger, derer ganzes Leben, Gott und dem Nächſtenzu Liebe, eine Kette von guten Beyſpielen und großmüthigen Handlungen war; oder Büßer, welche die Beleidigungen, die ſie Gott zugefüget haben, hernach durch heiße Zähren, und ſtrenge Bußwerke an ſich beſtraften. Dieſe kennen wir, und keine andere. Es iſt wahr, es iſt kein Stand unter allen, der nicht ſeine Heiligen aufzuweiſen hätte.

Es hat der Adelſtand, es hat der gemeine Stand, es hat der Jungfrauen = es hat der Wittfrauenſtand, es hat der Eheſtand, es hat der Weltſtand, es hat der Kloſterſtand, es hat der Prieſter = es hat der Layenſtand, es hat der Dienſtbothen = der Monarchen = der Soldatenſtand ſeine Heiligen, die durch ein ihrem Stande gemäßes Leben ſelig geworden ſind. Kann aber auch der Laſterhafte, kann der Unbußfertige ſeine Patronen angeben? Will ſich vielleicht eine üppige und wollüſtige Chriſtinn auf die Magdalena berufen? Allein hat dieſe nicht die Schandflecken ihres vorigen Lebens durch ganze Ströme von Bußzähren vor den Füßen Jeſu Chriſti abgewaſchen? hat ſie nicht das Zeugniß von ihm erhalten, ſie hätte viel geliebt, darum ſey ihr auch viel vergeben worden? War ſie nicht nach ihrer Bekehrung eben ſo unverdroſſen und verſammelt in Anhörung des Worts Jeſu, als ſie zuvor eitel und zerſtreut war? Sündern, welche ſich ernſtlich bekehren wollen, zum Troſte kann ich alles ſagen; ich kann ſogar noch melden, daß ſelbſt die unglücklichen Miſſethäter in den Gefängniſſen einen ihres Gleichens haben, der, als er ehmals neben Jeſu am Kreuze hieng, nach einer aufrichtigen Buße noch die Verheißung erhielt, in das Paradis aufgenommen zu werden. Aber Menſchen, die keine Luſt zur Bekehrung tragen, und ſich keine Mühe geben wollen, eine aufrichtige Beſſerung ihres Herzens vorzunehmen, ſolchen zum Troſte weiß ich nichts in dem ganzen Himmel anzutreffen; ſondern alles wider ſie; eine ganze Wolke von Zeugen, eine unzählbare Schaar von Anklägern, die wider ſie aufzutreten, und auszureden bereit ſind, daß ſie auf keinem andern Wege, als dem

der

der Unſchuld, oder jenem der Buße zu ihrer Herrlichkeit gelanget wären.

Eben ſo vermeſſen erſcheinet der Anſpruch vieler Chriſten auf den Himmel, wenn man die Glory deſſelben betrachtet. Es iſt eine Glory, gegen welche alles Arbeiten und Leiden in dieſer Zeitlichkeit wie für nichts zu rechnen iſt, ſo wie ſich ein Augenblick gegen die Ewigkeit, wie ſich eine beynahe leere Wagſchale gegen eine andere, die mit einem ſchweren Gewichte belegt iſt, verhält; ſo verhält ſich, nach dem Vergleiche des h. Paulus, das, was der Menſch thut und verdienet, gegen das, was er in dem Himmel empfängt. Unſere jetzige Trübſal, ſagt dieſer Apoſtel, die augenblicklich, und leicht iſt, erhebt uns zu einer Herrlichkeit, die ewig, und überwichtig ſeyn wird. Die Heiligen, vom erſten Range, die treueſten Diener Gottes, vernehmen, nach dem Zeugniſſe des Evangeliums, da ſie zur Belohnung eingeladen werden, nichts anders, als dieſes: **Ey, ihr frommen Knechte, weil ihr in Wenigem getreu waret, ſo gehet ein in die Freude eures Herrn.** Bemerken ſie m. Gg. die Ausdrücke: **weil ihr in Wenigem getreu waret.** Wenn dieſem alſo iſt, und wenn auch die grosmüthigſten Tugendhandlungen, die ſtrengſten Bußwerke, die eifrigſten Liebswerke, welche die Heiligen verrichtet haben, die ununterbrochene Reihe von Verdienſten, welche ſie vom Anfange bis zum Ende ihres Lebens erworben haben, in Anſehung der ewigen Glory nichts ſind, als etwas weniges: **weil ihr in Wenigem getreu waret;** welch' einen Anſpruch

auf

auf den Himmel können diejenigen machen, welche gar nichts thun, gar nicht die mindeſte Gewalt anwenden wollen, um ihre Leidenſchaften zu unterjochen, und ihre böſe Natur zu bemeiſtern. Wenn die Belohnung des Himmels ſo groß iſt, daß der Heiland auch jenen, welche die gröſten Drangſalen auszuſtehen hätten, ſagen konnte: **Freuet euch, und frohlocket, denn eure Belohnung iſt groß in dem Himmel;** was hat wohl das Leben eines Chriſten, der gar nichts leiden, und übertragen kann, für ein Verhältniß zu dem Himmel? M. Gg. der heutige Tag iſt einer der feyerlichſten im Jahre, weil er uns ſowohl die Beyſpiele, als die Belohnungen, aller Heiligen zu unſerer Nacheiferung vor Augen leget; aber wie? wenn es denn gar keine Mühe koſtete, ſelig zu werden; ſolle ich nicht ſagen, es ſey die unbedeutenſte Feyerlichkeit? Wir könnten ja ohne in ihre Fußſtapfen zu treten, und ohne ihrem Eifer nachzuahmen, dennoch zu eben dem Ziele gelangen, an welchem ſie angelanget ſind. Eitler Gedank! Irrwahn aller Irrwähne! Nein, man muß ſich's etwas koſten laſſen, um das Himmelreich zu eroberen. Nur die Gewaltigen reißen es an ſich. Gewalt, Selbſtverläugnung, Abtödtung iſt das einzige Mittel, wodurch die Heiligen zum Beſitze ihrer Glory gelangt ſind, und wodurch auch wir dahin gelangen müſſen. Ach! ich erſchrecke immer, wenn ich über den Spruch des heiligen Apoſtels Petrus nachdenke: **Wenn der Gerechte, ſagt er, kaum ſelig wird; wie wird der Sünder und Gottloſe beſtehen?** Auch die Gerechte müſſen vor dem ſtrengen Richterſtuhle Gottes erſcheinen; all' ihre Handlungen werden

nach

nach dem Gewichte des Heiligthums abgewogen; ſogar ihre Tugenden werden geprüſt, ob es wahre Tugenden, ob ſie aus lauteren Abſichten ſind geübet worden; dann erſt wird ihnen die Krone der Ewigkeit zugeſprochen: wie werden alſo diejenigen beſtehen, derer Leben ein klarer Widerſpruch gegen den klaren Buchſtaben des Evangeliums iſt? Ich glaube m. Gg., dieſe Betrachtungen werden ſo viel Eindruck in unſre Gemüther gemacht haben, daß ich nun mit den Worten des h. Paulus ſchließen kann: Brüder! in einer Rennbahne laufen viele um das Kleinod, aber nur einer erreichet es. Laufet alſo, damit ihr's erreichet. Bey allem dem, daß die Schaar der Auserwählten groß iſt, bleibt es dennoch wahr, was der Heiland ſpricht: Viele ſind berufen, Wenige aber auserwählt. Laßt uns zwar bis auf den letzten Lebenshauch nie die Hofnung verlieren, daß wir unter dieſen Auserwählten ſeyn werden. Laßt uns aber auch alſo leben, daß unſre Hofnung nicht thöricht, noch auf Sand gegründet ſey. Ewig ſelig werden, ewig bey Gott ſeyn, iſt etwas großes. Es verdienet aber auch, daß wir allen Ernſt anwenden, um dieſes Ziel glücklich zu erreichen.

Am Feſttage des heil. Laurentius.

Qui amat animam ſuam, perdet eam. Qui vero odit animam ſuam in hoc mundo, in vitam aeternam cuſtodit eam.

Wer ſeine Seele liebt, der richtet ſie zu Grunde. Wer ſie aber in dieſem Leben haſſet, der bewahret ſie zum ewigen Leben. Johann. 12.

Dieſer Spruch des Heilandes ſcheinet dem erſten Anſehen nach etwas räthſelhaft zu ſeyn, ſagt der heilige Cryſoſtomus: iſt es aber in der That nicht; ſondern voll Weisheit, und unverhüllter Wahrheit. Wenn man ihn freilich nimmt, wie er da liegt; ſo ſcheint er einen Widerſpruch zu enthalten: denn wenn es wahr iſt, daß der Menſch ſeine Seele liebt, ſo wird er darauf bedacht ſeyn, ſie zu erhalten, und glückſelig zu machen: im Gegentheile, wenn er ſie zu Grunde richtet, wenn er ſich ewig unheilbares Unglück zuziehet, ſo iſt er ja ein Tyrann gegen ſich ſelbſt. Wie kann man alsdann ſagen, er liebe ſich ſelbſt? — Allein der Heiland, der tiefſte Herzenskenner ſah auf Menſchen, wie ſie damals waren, und wie ſie noch ſind. Er ſah, wie unordentlich meiſtens die Liebe iſt, welche die Menſchen gegen ſich ſelbſt tragen, oder zu tragen glauben. Er ſah, daß ſich ſelbſt lieben, bey den meiſten eben ſo viel heißt, als üppig und wohl leben, ſeinen Leidenſchaften ſchmeicheln, alles, was Leiden koſtet, verabſcheuen, träg ſeyn zu allem Gutes thun, welches mit einiger Beſchwerlichkeit verbunden iſt;

mit

mit einem Worte: das letzte Ziel ſeiner Glückſeligkeit in dieſes Leben ſetzen. Mußte Er nun dieſe ſo unordentliche Liebe nicht verdammen? Muſte er nicht ſagen: **Wer ſeine Seele liebt**, auf ſolche Art, wie ſie die Meiſten lieben, **der wird ſie zu Grunde richten?** Und da die Liebe ſolcher Art im Grunde verderbt, und verderblich iſt; war es wohl genug, daß er nur einige Mäßigung derſelben vorſchrieb? Nein! ſondern er mußte ſie ganz zu vertilgen ſuchen, er mußte ihr ganz entgegengeſetzte Geſinnungen und Neigungen den Menſchen einflößen, ſo entgegengeſetzt, wie Haß und Liebe. Darum ſetzte er hinzu: **Wer** (im Gegentheile) **ſeine Seele in dieſer Welt haſſet, der bewahret ſie zum ewigen Leben.** Worinn beſteht nun dieſer Haß ſeiner ſelbſt, den hier der Heiland als eine nothwendige Bedingniß zum Seligwerden empfiehlt? Er iſt nichts anders, als die dem Namen nach unter den Chriſten bekannte Verläugnung ſeiner ſelbſt, ſeiner Eigenliebe, und des leidenſchaftlichen Hanges nach irrdiſchem Glücke. Dieſe Selbſtverläugnung iſt, nach unſerm evangeliſchen Texte, ein Grundgeſetz des Chriſtenthumes, und es iſt unmöglich, ſelig zu werden, ohne ſie. Es liegt eben deßwegen viel daran, damit wir ſowohl den Grund, warum uns dieſes Geſetz iſt auferleget worden, einſehen; als auch mit den Beweggründen, es zu erfüllen, bekannt werden mögen. Eines wie das andere zu zeigen, iſt die Abſicht gegenwärtiger Rede. Ich ſage:

Das Geſetz der Verläugnung iſt einerſeits nothwendig; es iſt andrerſeits nicht ſo ſtrenge, als man denkt.

Es

Es iſt nothwendig, wegen ſeinem weſentlichen Einfluße auf alle chriſtliche Tugenden. Erſter Theil.

Es iſt nicht ſo ſtrenge, als man denkt, wegen den reizenden Beweggründen, welche zur Erfüllung deſſelben einladen. Zweyter Theil.

Erſter Theil.

Die Haupttugenden, welche die innere Religion des Chriſten ausmachen, ſind Glaube, Hofnung, und Liebe. Glaube iſt der Grund, Hofnung die Stütze und das Erhaltungsmittel, Liebe endlich das Weſen dieſer Religion. Nun aber hat die Selbſtverläugnung auf dieſe dreyfache Tugend einen weſentlichen Einfluß. Es mußte ſie alſo Chriſtus der Herr nothwendigerweiſe zu einem Geſetze machen.

Was erſtlich den Glauben anbelangt, ſo iſt es bekannt, wie heftig die Verfolgungen waren, die gleich vom Anfange gegen ihn erreget wurden. Nicht nur Schmache und Unbild, ſondern der Tod ſelbſt war das ſichere Looß derjenigen, die ſich dazu bekennten. Wären ſie nun nicht bereit geweſen, ſelbſt Blut und Leben dafür aufzuopfern und bis zum Tode in dem Bekenntniſſe deſſelben ſtandhaft zu ſeyn; ſo würde der Glaube, da er nur erſt entſtanden war, ſchon wieder ſeinem Ende nahe geweſen ſeyn. Es würde ſeinen Feinden gelungen ſeyn, gleichwie es ihre Abſicht war, ihn von dem Erdboden zu vertilgen. Geſetzt, die Apoſtel wären nicht vollkommener, und nicht unerſchrockener geworden, als

ſie es zur Zeit des Leidens Jeſu waren, da eine einzige kecke Dienſtmagd den Muth des Erſten unter ihnen zu erſchüttern, imſtand war; geſetzt, ſie hätten es ſich wehren laſſen, öffentlich Chriſtum zu verkündigen, aus Furcht vor Schmachen, vor Schlägen, aus Furcht ihr Leben zu verlieren; was würde wohl das Evangelium für Fortſchritte gemacht haben? Die Apoſtel mußten gewiß Männer ſeyn, die, ſo wie von allem zeitlichen, alſo auch von ſich ſelbſt losgeriſſen waren, die Schmachen, Armuth, Ketten und Bande, den Tod ſelbſten, und alles, was dem Menſchen bitter vorkömmt, zu ertragen, und alles, was dem Menſchen in dieſem Leben lieb iſt, Ehre, Bequemlichkeit, das Leben ſelbſt zu verachten gelernt hatten. Wer ſein Leben in dieſer Welt lieb hatte, der dorfte kein Apoſtel ſeyn. Nur gänzliche Selbſtverläugnung bildete den Verkündiger des Glaubens. — Oder geſetzt, es wäre zwar den Apoſteln gelungen, viele von der Wahrheit des Glaubens zu überzeügen; niemand aber von dieſen erſten Gläubigen hätte ſich getraut, ſeine Ueberzeugung öffentlich zu bekennen, aus Furcht vor Pein und Tod, aus Liebe zu dieſem vergänglichen Leben; würde wohl das Evangelium das erſte oder zweyte Jahrhundert überlebt haben? Würde nicht eine einzige Verfolgung, ſo wie jene des Nero, oder des Domitians war, imſtand geweſen ſeyn, die erſte Hofnung des aufblühenden Chriſtenthumes zu vereiteln? Würde wohl unſre heil. Religion jenen herrlichen Beweis für ſich haben, den ſie dermal für ſich hat — die unglaubliche Standhaſtigkeit der Märtyrer? Würde wohl Tertullian haben ſagen können, das vergoſſene Chriſtenblut ſey der

Same der Chriſten geweſen, und je größer die Anzahl der Märtyrer geweſen ſey, deſto größer wäre die Anzahl der Chriſten geworden. Würden wir die Liſte der Helden und Blutzeugen aufzuweiſen haben, mit welchen ſich die heil. Kirche rühmt? In der That nur die Selbſtverläugnung, die den erſten Gläubigen um Chriſti willen Verachtung alles Vergänglichen, ja des Lebens ſelbſt einflößte, nur dieſe war es, welche den Glauben mitten unter den Stürmen der Verfolgung wie einen unbeweglichen Felſen befeſtigte; nur dieſe war es, welche den Tormenten und Tyrannen trotzte, welche das grauſame Mittel, das dieſe erſonnen hatten, die Religion Chriſti zu vertilgen, in ein Verbreitungsmittel derſelben verwandelte: Selbſtverläugnung war es, die ſolche heldenmäßige Blutzeugen hervorbrachte, wie Laurentius war, deſſen Feſt wir heute feyern; deſſen Muth ſo außerordentlich war, daß er in blühenden Jahren ſich nach dem Martertod ſehnte; daß er den heil. Pabſt Xyſtus ſogar darum beneidete, daß er mit Freuden die eben ſo langſame als grauſame Feuerqual ausſtund. Solche Helden würde es nie gegeben haben, wenn es nicht ein Grundgeſetz des Chriſtenthums wäre, daß derjenige, der ſich dazu bekennet, ſich in der Verläugnung ſeiner ſelbſt übe, und um des Glaubens willen ſelbſt den Tod verachten lerne. — Aber auch nun, m. Gg. wer weiß es nicht, daß der Glaube noch immer ſeine öffentlichen und heimlichen Feinde hat, die ihn zwar nicht mit Drohungen und Tod, aber doch mit dem Schwerde der Zunge, mit Hohn und Spott, zum wenigſten mit dem böſen Beyſpiele der Gleichgültigkeit verfolgen? — Wer weiß nicht, wie viele Schwache dieſer

Ver-

Verſuchung unterliegen, und ſich von der eifrigen Bekenntniß ihres Chriſtenthumes abſchrecken laſſen? Auch zu unſeren Zeiten alſo muß der Chriſt, um eifrig und unerſchrocken zu ſeyn, Selbſtverläugnung ausüben; das iſt, er muß wiſſen gleichgültig zu ſeyn, ob man ihn lobe oder verlache, ob man ihn unter die ſogenannten Aufgeklärten, oder unter die Schwachköpfe verſetze; er muß ſeinen einzigen Ruhm in dem Kreuze Chriſti ſuchen, und dem verwegenen Stolze, der das Joch des Glaubens nicht tragen will, und der ſich von allen Seiten her durch Schriften und Geſpräche in die Gemüther der Chriſten einzudrängen beginnt, ſtandhaften Widerſtand leiſten. Mit einem Worte, in welche Zeiten man immer den Gläubigen verſetzt, ſo iſt ihm Verläugnung ſeiner ſelbſt nöthig. Eben deswegen mußte ſie Chriſtus der Herr, der Stifter des Glaubens nothwendigerweiſe zum Geſetze machen.

Eben ſo weſentlich aber iſt der Einfluß, den ſie auf die zweyte chriſtliche Tugend die Hofnung hat. — Indem der Chriſt die Verheißung hat, ewig ſelig zu werden, ſo ſoll er, nach dem Verhältniße der Gewisheit dieſer Verheißung, und der Größe der Seligkeit, die er erwartet, mit ganzem Herzen darnach ringen und ſtreben. Er ſoll keine andere Glückſeligkeit kennen, und keine andere begehren, als die ewige. Sein Blick ſoll auf ſie unverrückt geheftet ſeyn. Sein ganzes Thun und Laßen ſoll ſeine Begierde, ſelig zu werden, ausdrücken. Indeſſen ſind die verheißenen Güter des Himmels unſichtbar, und — es ſchweben uns dagegen eine Menge

vergänglicher Dinge vor Augen, die uns zu ihrem Genuße einladen, und unſer Herz unaufhörlich von jener Richtung, die es zu ewigen Gütern haben ſoll, zurückhalten. Was iſt zu thun? Wir müſſen die Wollüſte und die Freuden dieſer Erde, in ſofern ſie ſündhaft ſind, gänzlich verabſcheuen. Wir müſſen die Güter dieſer Erde, um ſie ohne Sünde zu beſitzen, ohne Anhänglichkeit des Herzens beſitzen. Wir müſſen alle unordentliche Begierden nach dem Zeitlichen in uns erſticken. Wir müſſen unſre irrdiſchen Sorgen, ſo viel möglich, einſchränken, damit unſer Gemüth nicht dadurch beunruhiget werde. Sogar leben müſſen wir, ohne unſer Leben unmäßig zu lieben. Dieß fodert das Evangelium von uns. Dieß fodert ſelbſt die Vernunft: denn wenn uns eine ewige Seligkeit zutheil werden ſoll, ſo kann ſie uns nur in ſofern zutheil werden, als wir darnach verlangen. Die Seligkeit iſt eigentlich nichts anders, als der Lohn unſeres Verlangens nach ihr. Unmöglich iſt es aber, daß unſer Herz zugleich auf entgegengeſetzte Dinge, vergängliche und unvergängliche, geheftet ſey. Die Begierde nach dem Ewigen muß um ſo viel geſchwächet werden, als ſie an das Zeitliche geheftet wird. Es iſt alſo ſelbſt der Vernunft gemäß, daß ein Chriſt, der auf ewige Güter wartet, ſein Herz von dieſen zeitlichen losreiße. Wie kann aber dieſes ohne Selbſtverläugnung geſchehen? Gewiß, der Trieb nach irrdiſchem Glücke iſt heftig in uns. Das gegenwärtige liegt uns vor Augen, es umringt uns von allen Seiten; es reizt unſere Sinne. Wir ſehen noch überdas die Beyſpiele ſo vieler Menſchen, die mit Ungeſtümme demſelben nachjagen. Wenn wir uns alſo nicht

nicht gänzlich verläugnen, wenn wir nicht unerbittlich gegen uns ſelbſt ſind, um uns alles, was der unordentlichen Begierde nach dem Zeitlichen zur Nahrung dienet, zu verſagen; ſo werden wir immer irrdiſch geſinnte Menſchen bleiben. Die chriſtliche Hofnung iſt ohne Selbſtverläugnung gar nicht denkbar. Wenn deswegen unſer Heiland ſagt: "**Wer ſein Leben in dieſer Welt liebt, der wird das Ewige verlieren**" ſo iſt dieſer Verluſt nicht etwa nur eine willkürliche Strafe, womit er die unordentliche Liebe zu dieſer Zeitlichkeit belegt; ſondern es iſt eine aus der Natur der Sache ſelbſt herfließende Folge: denn da es unmöglich iſt, ſelig zu werden ohne Hofnung, ohne Verlangen nach der Seligkeit, und ohne Sorge um dieſelbe; dieſe Hofnung aber, dieſe Sorge in einem für die Güter und Wolluſt dieſes Lebens eingenommenen Herzen nicht beſtehen kann; ſo muß derjenige nothwendigerweiſe das ewige ſelige Leben verlieren, der ſich nicht durch Selbſtverläugnung in den Stand ſetzt, ſein Herz von dieſem Zeitlichen loszureiſſen.

So nothwendig aber die Selbſtverläugnung iſt, um die Hofnung in dem Herzen zu befeſtigen; eben ſo nothwendig iſt ſie endlich, damit die Liebe darinn herrſchend werde. Gott lieben **vom ganzen Herzen, und den Nächſten wie ſich ſelbſt**: dieß iſt der Innhalt des Geſetzes, das Weſen des Chriſtenthums. Allein, wer wird es jemal dahinbringen, daß er dieſe große, viel umfaſſende Pflicht erfülle, ohne Selbſtverläugnung? Gott lieben vom ganzen Herzen, und aus allen Kräften, heißt eben ſo viel, als ihn allein für den Herrn ſeines Herzens er-

kennen, ihm alle ſeine Gedanken und Handlungen weihen, in allen Stücken ſeine Ehre zu befördern ſuchen, ſich ihm gänzlich ergeben, mit allen ſeinen Anordnungen vollkommen zufrieden ſeyn: Laſſe man aber den Menſchen von der Eigenliebe eingenommen ſeyn, wird ſie nicht die Triebfeder aller ſeiner Handlungen und Unternehmungen ſeyn? wird er nicht in allen Stücken vielmehr ſeinen eigenen Ruhm, als die Ehre Gottes ſuchen? Wird er auch Prüfungen und Demüthigungen von der Hand Gottes willig annehmen? Wird er ſich auch entſchließen, Gott Tugendopfer zu bringen, die ihm unbequem ſind, und ihm einiges Leiden koſten? Nein! die Liebe Gottes fodert ein ganz ungetheiltes, ein Gott ganz ergebenes Herz, ein Herz, das ihm ganz eingeräumt, und nicht von der Eigenliebe erfüllt iſt. Wer Gott liebt, der führt keine andere Sprache, als jene des Davids: "**Was habe ich im Himmel und auf der Erde, auſſer dir du Gott meines Herzens, und mein Theil in Ewigkeit.**" Er iſt mit allem zufrieden, was Gott will, und was Gott verhänget. Zu dieſer Gemüthsverfaſſung aber gelangt man nur durch Verläugnung ſeiner ſelbſt; oder beſſer zu reden, durch eine ununterbrochene Reihe von Selbſtverläugnungen. In dieſem Leben werden gar oft unſere Wünſche vereitelt. Manche Anſchläge mislingen uns. Es ſtößt uns hie und da eine Widerwärtigkeit auf. Da muß aber unſer Geiſt in allen dieſen Fällen ſich ermannen, und es muß, ſo ſehr auch die Natur ſich dagegen ſträubt, unſer lezter Ausſpruch ſeyn: "**Dein Wille geſchehe.**" Nur auf ſolche Art gelangt man zu jener Ergebenheit in

den

den göttlichen Willen, welche die Liebe ſodert. — Wie oft reiſet uns die Ruhmſucht, und ein eitles Wohlgefallen an uns ſelbſt mit ſich fort, wenn wir etwas gutes gethan haben? Und welche Unzufriedenheit wandelt uns an, wenn das Menſchenlob, welches wir erwarten, ausbleibt? Dieſem eiteln Wohlgefallen aber muß man widerſtehen, dieſe Begierde nach Menſchenlob in ſich unterdrücken, und es ſich zu einem eigenen Denkſpruch machen: **Dem Könige aller Zeiten, dem Unſterblichen, dem Unſichtbaren, Gott allein ſey Ehre!** Nur auf ſolche Art gelangt man zu jener Fertigkeit, in allen ſeinen Werken Gott zu preißen, welche die Liebe ſodert. — Wie unaufgeweckt ſind wir zum Gutes thun, welchen Verdruß verſpüren wir in uns, wenn wir zum Gebethe, zur Betrachtung ewiger Wahrheiten uns verfügen? Dieſer Schläfrigkeit aber muß man nie keine Nachſicht erweiſen, ſondern ſich mit Ernſte davon aufwecken, und ſich gleichſam Sporne zur Tugend geben. Nur auf ſolche Art gelangt man zu jener Fertigkeit im Gutesthun, welche die Liebe ſodert. Mit Rechte ſage ich: Nur eine ununterbrochene Reihe von Selbſtverläugnungen befähiget unſer von Natur träges, ſelbſtſüchtiges Herz zur Liebe Gottes.

Werden wir aber vielleicht die Liebe des Nebenmenſchen leichter ausüben? Wird uns dieſe keine Verläugnungen koſten? Gewiß am allermeiſten. Setzen wir einmal einen Menſchen, der ſich nicht zu verläugnen gelernt hat, in Kontraſt mit ſeinen Mitmenſchen. Er ſoll beleidiget, es ſoll ihm eine Unbild zugefügt werden.

Wird er die Rache einhalten? Wird er verzeihen? und wenn er es auch den Worten nach thut, wird es ihm vom Herzen gehen? Wird nicht bald ſeine beleidigte Eigenliebe wieder erwachen, und dem Zornfeuer neue Nahrung unterlegen? — Er ſoll mit Jemand in einen Streit verwickelt werden. Wird er nachzugeben und ſich einzuhalten wiſſen, damit der Streit nicht zum Zanke werde? Wird er jemal zu überzeugen ſeyn, daß er unrecht habe? Es ſoll ihm Jemand vorgezogen werden. Wird er ſich gleichmüthig dabey verhalten, wird er nicht das Glück des Vorgezogenen mit neidiſchen Augen anſehen? Er ſoll jemand zu beſtrafen haben. Wird er es mit Beſcheidenheit thun; wird er nicht mit Hitze und Uebereilung dareinfahren? Es ſoll ihm die Perſon oder die Sache ſeines Nebenmenſchen anvertraut werden. Wird er das Wohl dieſer Perſon, oder wird er nicht vielmehr ſeinen eigenen Vortheil ſuchen? Die reine, uneigennützige, dienſtfertige Liebe des Nebenmenſchen iſt ein Unding ohne Selbſtverläugnung; denn ohne ſie verblenden uns manchfaltige Leidenſchaften, um den Nebenmenſchen nicht von jener Seite anzuſehen, von der wir ihn anſehen müſſen. Wir werden nur das, was unſer iſt, unſere Ehre, unſeren Vortheil, unſeren Vorzug, und nicht das, was anderen iſt, ſuchen. Wir werden nur unſere Verdienſte für wichtig, nur unſere Arbeiten für lobenswerth, nur die Beleidigung, die uns iſt zugefügt worden, für groß; nur das, was wir thun, für recht anſehen; und daher in unzählige Verſuchungen gerathen, andere zu beneiden, anderen zu widerſprechen, andere zu tadeln, zu vervortheilen, zu verfolgen. Es fodert zwar das Evangelium weiter nichts von

uns,

uns, als nur: daß wir den Nebenmenſchen lieben, wie uns ſelbſt. Allein eben dazu gehört Selbſtverläugnung; weil wir ſonſt nie den Nebenmenſchen uns gleich rechnen, ſondern uns über ihn erhöhen würden; weil wir nur ſeine Fehler, und nicht die unſrigen, nur ſeine Fehler, und nicht ſeine Tugenden; oder ſeine Fehler gegen die unſrigen als größer, und ſeine Tugenden gegen die unſrigen betrachtet, als geringer anſehen würden. Gewiß, da die Eigenliebe uns immer eitle Einbildungen von uns ſelbſt, von unſerm Herkommen, Wiſſenſchaft, Geſchicklichkeit, Gemüths- und Glücksgaben einflüſtert, ſo kann es nur die Selbſtverläugnung dahinbringen, daß wir unſern Nebenmenſchen, wie uns ſelbſt, lieben. Es mußte alſo Chriſtus der Herr, der ein Geſetz der Liebe ſtiften wollte, nothwendig die Verläugnung ſeiner ſelbſt zum Grundgeſetze machen.

Meine Gg. Wir ſehen hieraus, daß Selbſtverläugnung nicht nur etwa eine Tugend ſey, die den Apoſteln und Martyrern, ſondern die ohne Ausnahme allen Chriſten zur Pflicht aufgelegt iſt. Wir ſehen, daß ſie eben ſo nothwendig ſey, als Glaube, Hofnung und Liebe; weil dieſe ohne jene nicht beſtehen können. Wir ſehen, wie ſehr diejenigen irren, die, weil ſie in der Welt leben, davon losgeſprochen zu ſeyn glauben. Wir ſehen endlich die Grundurſache ein, warum ſo viele Chriſten ihre Tugend nie zur Vollkommenheit bringen; weil ſie nie den Grund dazu legen, der kein anderer iſt, als die Verläugnung ihrer ſelbſt.

Und nun, m. Gg., da wir die Urſache unſrer Unvollkommenheit eingeſehen haben, ſollen wir uns nicht auch befleißen, ſie aus dem Wege zu räumen? Sollen wir nicht einmal auf uns ſelbſt losgehen, und das, was mangelhaft in uns, was Hinderniß des freyen Strebens nach dem Himmel, der eifrigen Liebe Gottes, und des Nebenmenſchen iſt, mit Ernſte, und wo nicht auf einmal, doch wenigſtens nach und nach beſtreiten. Ich werde zu dem Ende im

Zweyten Theile

Noch beſondere Beweggründe angeben, die das Geſetz der Verläugnung, welches uns an ſich ſo ſchwer vorkömmt, mildern und erleichtern. Es ſind folgende: Das vorausgegangene Beyſpiel des Heilandes, die Verheißung der zukünftigen Belohnung, die gegenwärtigen Früchte der Selbſtverläugnung.

Das Beyſpiel des Heilandes iſt gewiß ein Beweggrund, der auf einen jeden, der ihn zu Gemüth führt, mächtig wirken muß. Seyd ſo geſinnet, ſagt Paulus zu den Philipp. am 2. K., gleichwie es auch Chriſtus war, der, ob er gleich Gott war, ſich dennoch ſelbſt verläugnet, eine Knechtsgeſtalt angenommen hat, und den Menſchen gleich geworden iſt, der ſich ſelbſt gedemüthiget hat, und bis zum Tode, ja bis zum Tode des Kreuzes gehorſam geworden iſt. Sein ganzes Leben war eine geheimnißvolle Reihe von Verläugnungen. Er war

Gott,

Gott, und iſt Menſch geworden. Er war der Herr, und hat eine Knechtsgeſtalt angenommen. Er war die Weißheit ſelbſt, und verbarg ſich unter der Unmündigkeit eines Kindes. Sein war die Erde und ihre ganze Fülle, und er iſt arm geworden. Er war der Sohn des Allerhöchſten: und ließ es zu, daß man ihn für einen Zimmermanns Sohn anſah. Er war die Heiligkeit ſelbſt, und ließ ſich als einen Uebelthäter gefangen nehmen. Er hätte Legionen der Engel zu ſeiner Vertheidigung herabrufen können; er wollte es aber nicht. Er der Richter über die ganze Welt, ließ ſich von einem Menſchen zum Tode verurtheilen. Er hätte ſich gegen die Verleumdungen ſeiner Feinde vertheidigen können; er aber ſchwieg, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird. Er war der Herr der Glory, und wollte des ſchmählichſten Todes ſterben. Wen muß dieſe fortgeſetzte Verläugnung des ewigen Sohnes nicht zur Erſtaunung hinreiſen? Iſt es nun zu viel, wenn dieſer ſo tief verdemüthigte, und zwar für uns verdemüthigte Erlöſer uns die Verläugnung unſerer ſelbſt gebietet — Die Verläugnung unſeres Stolzes, wozu wir ſo wenig Urſache haben, indem wir nicht den mindeſten Vorzug aufweiſen können, den wir nicht von Gott empfangen hätten. — Die Verläugnung unſerer Eigenliebe, die uns ſo erbärmlich verblendet, daß wir Tugenden zu haben glauben, die wir nicht haben, und im Gegentheil unſere wahren Fehler überſehen, — die Verläugnung unſerer Bequemlichkeit, die unſeren Geiſt in einen gefährlichen Müßiggang einſchläfert, damit er ſein ewiges Heil vernachläßige, — die Verläugnung unſerer Rache, die

um

um ſo unſinniger iſt, je größer und häufiger die Beleidigungen ſind, die wir Gott zugefügt haben, — die Verläugnung unſerer Sinnlichkeit, die, wenn wir ſie befriedigten, uns unfehlbar ins Verderben ſtürzen würde! Die Verläugnung alles deſſen ſollte zuviel ſeyn, da ſie uns Chriſtus aufleget, der ſelbſt das erſtaunliche Beyſpiel der Verläugnung ſeiner Majeſtät, ſeiner Macht, ſeines Reichthums zum Voraus gegeben hat! Unſer Leben ſelbſt und unſer Blut ſollten wir ja für eine ſolche Liebe darzugeben bereit ſeyn. Fürwahr ſo unbegreiflich es iſt, daß ſo viele hh. Märtyrer nicht nur unerſchrocken, ſondern ſogar mit Freuden den Tormenten entgegen gegangen ſind, wenn man die Schwachheit des Fleiſches betrachtet: ſo iſt es doch leicht zu erklären, wenn man vorausſetzt, gleichwie es vorausgeſetzt werden muß, daß ſie in Anſehung der Liebe Chriſti von Gegenliebe ganz entflammt waren. Es iſt kein Wunder, ſage ich, in dieſer Rückſicht, daß einem ſolchen Vorgänger, wie Chriſtus war, Tauſende der Märtyrer nachfolgten, und dem Tode freudig zueilten: aber ein Wunder iſt es, daß wir nicht einmal die geiſtliche Abtödtung ertragen wollen, daß wir uns ſogar weigern, Chriſto das Opfer einer verläugneten Leidenſchaft zu bringen. Mögte doch das Beyſpiel Chriſti und ſeiner hh. Märtyrer mächtiger auf uns wirken, und uns zur Unterwerfung gegen ein nicht nur allein ſo nothwendiges, ſondern auch ſo billiges Geſetz antreiben, zumal, da uns für das kurze Leiden, welches die Selbſtverläugnung mit ſich bringt, eine ewige Belohnung verheißen iſt!

Wer ſein Leben auf dieſer Welt haſſet, das iſt, wer ſich ſelbſt verläugnet, wird es zum ewigen Leben bewahren. Ein ewiges, ewigglückſeliges Leben, welches nur Gott allein verheißen und geben kann, iſt doch gewiß ein Lohn, der das ernſthafteſte Beſtreben verdient, und um deſſentwillen man das Geſetz der Verläugnung nicht für ſchwer anſehen ſollte. Ja ich behaupte, nur demjenigen könne es ſchwer fallen, der ſelten an den Himmel denkt. — Wenn der Menſch bedächte, daß er ſich eben ſo oft ein neues Verdienſt in Abſicht auf die ewige Seligkeit erwerbe, als er ſich eine ſinnliche Wolluſt verſägt, als er eine unordentliche Leidenſchaft beſieget, als er ein Werk der Demuth ausübet, als er, um ſein Fleiſch zu bezähmen, ſich an Speiß und Trank einen freywilligen Abbruch thut, als er der Trockenheit des Geiſtes ungeachtet, im Gebethe beharret, als er eine ihm zugefügte Unbild vergiebt: wenn er dazu bedächte, daß er durch wiederhohlte Verläugnungen ſeiner ſelbſt ſich ſeiner Auserwählung immer mehr verſicherte; ſo würde er gewiß mehr Muth dazu erlangen, und die Reitze der Leidenſchaft mit einem ſo einladenden Beweggrunde verglichen, würde viel ſchwächere Kräfte haben, ihn zu verſuchen. Ein Böſewicht müßte es ſeyn, der bey einer Verſuchung, da er den Reitz zur Sünde fühlt, da ihn aber zugleich ſein Glaube nicht verläßt, und der Blick in die Ewigkeit ihm unverfinſtert bleibt, nicht ohne viel Zaudern um der ewigen Seligkeit willen, die Einwilligung in die Sünde ausſchlagen ſollte. Daß es Gewalt koſte ſeine Neigungen zu verläugnen, ſich etwas angenehmes zu verſagen, ſeinen

Geiſt von der Einſtimmung zu einer im Körper herrſchenden Luſt zurückzuhalten, iſt nicht zu läugnen: es iſt aber auch nichts kleines um eine ewige Seligkeit. Und Paulus hat ſich gewiß nicht betrogen, wenn er ſagt: Ich halte dafür, daß die Leiden dieſer Zeit mit der künftigen Herrlichkeit, die in uns ſoll geoffenbaret werden, kein Verhältniß haben (Rom. 8.) — Wer denkt aber allzeit an den Himmel? mögte jemand einwenden. Man muß eben nicht immer deutlich daran denken, und dieß iſt auch einem von dieſem Fleiſche umgebenen Menſchen nicht leicht möglich: Wenn man aber nur öfters daran denkt, ſo kann es nicht ſo ſchwer fallen, in der Zeit der Verſuchung, wo man Ermunterung zum Kampfe bedarf, oder zur Zeit, da ſich eine Gelegenheit zum Gutes thun ereignet, ſich dieſen Gedanken zu vergegenwärtigen. Und was iſt wohl mehr Pflicht für einen Chriſten, der auf ein beſſeres Vaterland wartet, als daß er ſich ſein Ziel und Ende öfters vor Augen ſtelle, und in dieſer Vorſtellung ſeinen Troſt, ſeine Ergötzung ſuche? Kurz, wer das Ziel und End eines Chriſten nie vergißt, dem wird auch die Erfüllung der Pflichten eines Chriſten nie zu ſchwer fallen.

Es hat aber die Selbſtverläugnung über das noch gegenwärtige Früchte. Sie iſt von der Art, daß ſie durch ſich ſelbſt leicht und angenehm wird, und deſto leichter, je ununterbrochener ſie fortgeſetzet wird. Erinneren Sie ſich doch m. Gg., daß eben derjenige, der uns die Verläugnung, und einen gewißen Haß gegen unſere böſe Natur gebietet, anderſtwo geſagt hat: Kommt alle zu mir,

die

die ihr mit Mühe und Arbeit beladen ſeyt. Ich will euch erquicken: denn mein Joch iſt ſüß, und meine Bürde iſt leicht. Es muß alſo wahr ſeyn, daß auch die Selbſtverläugnung ſüß und angenehm iſt. Der geübte, der ſich ſchon zu verläugnen gelernt hat, und der wohl weiß, daß er dieſer Verläugnung ſeine Gemüthsruhe zu verdanken habe, begreifet, was ich ſage. Wie ſoll ich es aber auch dem, der noch nicht darinn geübt iſt, be. greiflich machen? Er ſtelle ſich alle die Unruhen vor, welche die unordentliche Leidenſchaft verurſachet, die Sorg. en, die den Habſüchtigen quälen, die Pein, die den Wollüſtigen foltert, die wilde Unordnung, in welche die Rachgier verſetzt, die kranken Stunden, die der Schwelger nach dem unordentlichen Genuſſe eines be- rauſchenden Getränkes zu ertragen hat, die blutigen Wunden, die der unbefriedigte Ehrgeitz ſchlägt, den Praſt ohne Troſt, die anwandelnde Verzweiflung, die Wellen von Traurigkeit, die den Gottloſen während ein- er Trübſal zerſchlagen, — das alles denke er ſich zuſamm- en, und denke er ſich hernach von dem Gemüthe des Chriſten, der ſich zu verläugnen gelernt hat, hinweg, und denke ſich einen Menſchen, der, da er die Hitze ſeines Zorns zu mäßigen gelernt hat, die Herzensruhe genießt; da er ſich von der Habſucht nicht einnehmen läßt, zu- frieden iſt; da er demüthig iſt, hundert Unannehmlich- keiten, die den Stolzen kränken, gar nicht wahrnimmt, noch empfindet; da er der Sinnenluſt keine Gewalt über ſich läßt, nichts von jenen marternden Begierden weiß, die den Wollüſtling Tag und Nacht herumtreiben; da er über ſeine Zunge Meiſter iſt, ſeltener in Zänkereyen und

Feind-

Feindſchaften verwickelt wird; da er Beſchwerniſſe zu ertragen gelernt hat, auch unter der drückendeſten Geſchäftenlaſt ſeine Heiterkeit nie verliert; da er kein Sklav des Bauchs iſt, mit Wenigem ſich begnüget, und ſtäts die Gegenwart des Geiſtes erhält; da er die Laſten ſeiner Mitmenſchen zu tragen weiß, eines äuſſerlichen Friedens genießt; da er auch in widrigen Fällen ſich zu faſſen weiß, ſeinen Gleichmuth nie verliert, einen ſolchen Menſchen denke er ſich: ſo denkt er ſich die Früchte der Selbſtverläugnung. Und — ſind dieſes nicht in der That die ſüßeſten und angenehmſten Früchte? Zufrieden ſeyn, Herzensruhe beſitzen, ſelbſt über die Streiche des Unglückes erhaben ſeyn; iſt dieß nicht die höchſte Stufe des Glückes, welches der Menſch hienieden erreichen kann? kann er es auf dieſer Erde weiter bringen, als wenn er es ſo weit gebracht hat, daß Ueberfluß und Glück ihn nicht übermüthig, nicht zum Sklaven der Erde macht, Unglück und Mangel hingegen nicht darniederwirft, daß die Güter der Erde ihm nicht zur Verſuchung, und die Müheſeligkeiten der Erde nicht zum Verdruſſe werden? So weit aber hat er es gebracht, ſobald er ſich zu verläugnen gelernt hat. Laſſ't uns alſo die Selbſtverläugnung nicht für ein ſchweres Joch anſehen. Das Geſetz, welches ſie gebietet, iſt nicht nur das nothwendigſte, ſondern auch das billigſte. Es iſt keine Bürde mehr allen denen, die ſie zu tragen verſucht haben. Wir ſelbſt werden es einbekennen müſſen, ſobald wir über unſere unordentlichen Neigungen Meiſter geworden ſind. Laſſet uns doch nur das, was wir nach unſerem Urſprunge wirklich ſind, von dem, was wir als verderbte Menſchen

en

en ſind, ſorgfältig unterſcheiden. Unſere unſterbliche Seele iſt es, die wir lieben und fürs ewige leben bewahren müſſen. Es iſt aber etwas in uns, welches uns zwar ſchmeichelt, welches ſich uns als unſer eigenes Ich aufdringt, in der That aber uns und unſerem Seelenheile entgegen iſt. Dieß ſind die böſen Neigungen. Dieſe müſſen wir beſtreiten, und verfolgen. Nur in ſo fern, als wir dieſes thun, werden wir unſere Seele für das ewige Leben bewahren.

Am Feſte der hh. Schutzengel.

Angeli eorum ſemper vident faciem Patris mei.

Ihre Engel ſehen ſtets das Angeſicht meines Vaters. Matth. 18.

Es iſt eine der wohlthätigſten Offenbarungen, die uns bekannt macht, daß es Engel gebe, und daß dieſe höheren Geiſter, die ſtets vor dem Throne des Allerhöchſten ſtehen, und in dem ungeſtörteſten Beſitze einer ewigen Glückſeligkeit ſich befinden, zugleich uns zu dienen, und uns zu ſchützen beſtimmt ſind. Troſtreich iſt uns dieſe Lehre; ſie beweiſet, wie väterlich Gott für uns ſorge, und wie koſtbar in ſeinen Augen unſere Seelen ſind. Troſtreich iſt ſie uns, weil wir bey unſerer Schwachheit nochmal ſo friſchen Muth faſſen können, nachdem wir wiſſen, welch' mächtige, weiſe, gütige Geiſter uns zur Seite ſtehen, und wie ſehr ſie ſich unſer Heil angelegen ſeyn laſſen. Es fließen aber auch aus dieſer Lehre, ſo

wie aus jeder anderen geoffenbarten, beſondere Pflichten. Die allgemeinſte und bekannteſte iſt dieſe: daß wir Gott für ſeine heilige Vorſehung danken; aber auch, der Leitung der heil. Schutzgeiſter, die er zu unſerm Beſten beſtellt hat, mit ganzer Zuverſicht uns unterwerfen, und eben darum mit größerem Ernſte für unſer Seelenheil arbeiten, mit größerem Muthe die uns entgegenſtehenden Hinderniſſe, die uns anfallenden Verſuchungen beſiegen. Dieß iſt aber noch nicht genug. Da es überhaupt unſere Pflicht iſt, nach höherer Vollkommenheit zu ſtreben, und zu dem Ende auf erhabene Tugendmuſter aufmerkſam zu ſeyn; ſo hatte Gott, da er uns das Daſeyn und die Tugenden der heil. Engel bekannt gemacht hat, gewiß auch keine andere Abſicht, und konnte keine andere haben, als uns zur Nachahmung ihrer Tugenden zu erwecken, und uns zu zeigen, wie wir beſchaffen ſeyn müſſen, um ihm gefallen, und an ſeiner Glory Theil haben zu können. Es iſt mithin auſſer Zweifel geſetzt, daß wir den heil. Engeln nicht nur ein blindes Vertrauen zu erweiſen, ſondern auch ihnen nachzuahmen verbunden ſind; und dieſe Pflicht Ihnen einzuprägen, meine Geliebte, iſt der Zweck meiner gegenwärtigen Rede.

An den heil. Engeln, beſonders da wir ſie als Schutzgeiſter betrachten, ſind beſonders zwo Tugenden merkwürdig: Ihre Unterwerfung gegen Gott, und ihre Dienſtfertigkeit gegen uns Menſchen. — Ihre Unterwerfung gegen Gott, vermöge welcher ſie ſeinen Befehlen die ſchleunigſte Folge leiſten, und zur Erfüllung ſeiner Rathſchlüſſe aus ganzen Kräften mitwirken. — Ihre

Dienſt-

Dienſtfertigkeit gegen uns Menſchen, vermöge welcher ſie, obgleich ſelige und über uns weit erhabene Geiſter, ſich nicht ſchämen, im wahren Verſtande unſere Diener zu ſeyn. Durch dieſes zweyfache Tugendbeyſpiel erweckt, ſollen wir gegen Gott die vollkommenſte Unterwerfung — gegen unſere Nebenmenſchen aber thätige Liebe und Dienſtfertigkeit beweiſen lernen. Dieß iſt der ganze Innhalt meiner Rede.

Erſter Theil.

Die erſte nachahmungswürdige Tugend der heil. Engel iſt, ihre Unterwerfung gegen Gott. Durch dieſe zeichneten ſie ſich vom Anbeginne ihrer Schöpfung aus. Durch ſie befeſtigten ſie ihren Sitz in dem Aufenthalte der ewigen Seligkeit. Durch ſie verdienen ſie den Ruhm, den ihnen der Geiſt Gottes in der Schrift mittheilet, als treue Diener des Allerhöchſten. **Benedeyet den Herrn,** ruft David, **alle ſeine Engel, die ihr ſein Wort erfüllet, und ſeine Stimme höret. Benedeyet ihn, ihr ſeine Diener, die ihr ſeinen Willen thut.** Die Unterwerfung der heil. Engel iſt die allervollkommenſte. Den Willen Gottes thun iſt ihre Freude, ihre einzige Luſt. Es iſt gleichſam die unſichtbare Speiſe, die ſie genießen. — Ihr Gehorſam iſt der bereitwilligſte. Der Herr befiehlt, ſagt Job, und ſie ſprechen: Da ſind wir. Ihr Gehorſam iſt der ſchleunigſte. Was ihnen Gott befiehlt, dieß richten ſie aus, mit einer Geſchwindigkeit, die jener des Windes, und des Feuers gleicht. Der Herr,

ſpricht David, macht ſeine Engel zu Winden, und ſeine Diener zu Feuerflammen. Ihr Gehorſam iſt der redlichſte: Sie wiſſen nichts von Einwendungen und Ausflüchten gegen Gottes Anordnungen. — Es iſt der uneingeſchränkteſte Gehorſam. Was für Befehle ihnen Gott immer aufträgt, zu was für Dienſten er ſie immer ausſendet, ſo ſind ſie bereit. — Es iſt der blindeſte. Sie fragen nie: Warum ſendeſt du uns? Was haſt du für Abſichten? — Ihr Gehorſam iſt der thätigſte. Ihr ganzes Beſtreben geht dahin, daß ſie den Willen Gottes erfüllen, und daß dieſer göttliche Wille auch von anderen Geſchöpfen möge erfüllet werden. Der Wille Gottes iſt die Seele aller ihrer Handlungen. Da ich bey euch war, ſprach Raphael zu dem Tobias, war ich durch den Willen Gottes bey euch. Ihr Gehorſam iſt der pünktlichſte. Nun iſt es Zeit, ſprach derſelbe Engel Raphael, daß ich zurückkehre zu dem, der mich geſandt hat. — Ihr Gehorſam iſt der demüthigſte und uneigennützigſte. Sie erwarten für alle ihre Verrichtungen kein Lob, nicht einmal von den Menſchen, denen ſie dienen: ſondern Gottes Lob und Ehre iſt ihr leztes Ziel. Gott hat mich geſandt. Ihn preiſet und lobet, ſprach Raphael. — Ihr Gehorſam endlich iſt der beſtändigſte. Sie ſteigen auf und nieder, ſagt die Schrift von ihnen. Durch welchen Ausdruck ſie ihren nie ermüdenden Eifer in Erfüllung göttlicher Befehle andeuten will.

Nun ſage ich, m. Gg., eben ſo bereitwillig ſo ſchleunig, ſo unumſchränkt, ſo blind, ſo thätig, ſo redlich,

lich, ſo pünktlich, ſo demüthig, ſo beſtändig ſoll auch der unſrige Gehorſam ſeyn. — Ich ſage: ſo bereitwillig, indem wir die Gebothe Gottes mit Freuden erfüllen, und aus Liebe, nicht aus Zwang. — So ſchleunig, indem wir die Trägheit des Fleiſches überwinden, um das, was pflichtmäßig, was gottgefällig iſt, auszuüben. — So unumſchränkt, daß wir nicht nur jene Gebothe erfüllen, gegen die wir weniger verſucht werden, ſondern auch jene, die uns Aufopferungen und Selbſtverläugnung koſten. — So blind, daß wir uns allen göttlichen Anordnungen willig ergeben, auch ohne deutlich einzuſehen, was ſie zu unſerem wahren Beſten für ein Verhältniß haben. — So thätig, daß wir alle unſere Kräfte anſtrengen, um unſern Beruf, oder was gleichviel iſt, die Abſichten, die Gott mit uns vorhat, zu erfüllen. — So redlich, daß wir nicht gefliſſentlich Einwendungen und Ausflüchte ſuchen, um uns von unſerem Berufe loszumachen. — So pünktlich, daß wir alle unſere Pflichten mit möglichſter Gewiſſenhaftigkeit, und nach ihrem ganzen Umfange erfüllen. — So demüthig, daß wir durch die Erfüllung derſelben nichts anders, als die Ehre Gottes ſuchen. — So beſtändig, daß wir zu einer Zeit wie zu der anderen unſeren Pflichten gemäß handeln, daß wir in dem Wege der Tugend nie ermüden, und Gott im Leiden wie in Freuden getreu bleiben. So ſoll unſer Gehorſam beſchaffen ſeyn. Dieß nenne ich Nachahmung der heil. Engel, und ihrer vollkommenſten Unterwerfung gegen Gott.

Und wie? Haben wir etwa nicht die nemlichen Beweggründe, uns Gott zu unterwerfen, wie jene ſeligen Geiſter?

Jene unterwerfen ſich Gott, weil er

1. Ihr Herr und Schöpfer iſt.
2. Weil alle ſeine Befehle und Anordnungen die weiſeſten ſind.
3. Weil er endlich die Quelle ihrer Seligkeit iſt.

Sie wiſſen, daß ſie Gott ihr Daſeyn, ihre erhabene Engelnatur, ihre Kräfte, ihre Vorzüge vor anderen Geſchöpfen, ihren durchdringenden Verſtand zu verdanken haben: daher unterwerfen ſie ſich auch mit Verſtande und Willen, mit ihrem ganzen Weſen und Daſeyn ſeiner höchſten Herrſchaft, und dienen ihm aus allen Kräften. Sie wiſſen, daß ſie nicht ſeyn würden, wenn Gott ſie nicht aus Nichts hervorgebracht hätte; daß ſie, ſobald Gott ſeine ſchöpferiſche Hand von ihnen abzöge, ungeachtet ihrer vortrefflichen Gaben in ihr Nichts zurückwandern, und daß Gott bey alle dem, daß Millionen Engel nicht mehr da wären, dennoch der unendlich Glückſelige ſeyn würde, wie zuvor: Daher leben ſie auch ganz für Gott, und ſie beſtreben ſich mit allen Kräften, den Zweck ihres Daſeyns, und die Abſichten, die Gott bey ihrer Schöpfung hatte, zu erfüllen. — Aber auch wir ſind ja Werke ſeiner Hände, auch wir haben es ihm zu verdanken, daß wir ſind, und daß wir Menſchen, edle, weit über die Thiere des Feldes erhabene, mit Vernunft begabte Weſen ſind. Sein Schöpferwort hat uns aus dem Nichts hervorgezogen. Seine alles belebende Kraft erhält uns, und theilet uns mit jedem Augenblicke eine neue Schöpfung mit. In ihm leben, ſchweben und ſind wir. Er iſt unſer Oberherr. In ſeinen

nen Händen ſteht unſer Loos. So müſſen alſo auch wir nach ſeinem Willen leben, uns mit Verſtande und Willen ihm unterwerfen, mit allen Kräften ihm dienen. Sonſt ſind wir unſeres Daſeyns unwürdig. Wir ſind Rebellen und Aufrührer gegen den Allerheiligſten.

Ferner, die Engel unterwerfen ſich Gott, weil ſie einſehen, daß alle ſeine Befehle und Anordnungen die gerechteſten, die weiſeſten ſind; daß er nichts befiehlt, als was zur Offenbarung ſeiner Vollkommenheiten gereicht, was ſeiner Heiligkeit gemäß iſt, und was auf die Beglückung ſeiner Geſchöpfe hinauszielt. Sie ſehen ſtets das Angeſicht ihres Gottes, und beſchauen voll Entzückung ſeine unendlichen Vollkommenheiten, ſeine Güte, ſeine Gerechtigkeit, ſeine Weisheit. Daher ſind ſie auch durchdrungen von Ehrfurcht gegen ſeine Befehle. Ihr Wille kann nicht anderſt, als übereinſtimmend mit dem göttlichen ſeyn. M. Gg. Unſere Kenntniſſe von Gott ſind zwar nicht ſo klar und hell, wie jene der Engel; weil wir Gott nur aus dem Glauben, jene hingegen durch Anſchauung erkennen; doch ſind unſere Begriffe durch die wohlthätige Offenbarung hinlänglich berichtiget, ſie ſind mit Gewißheit verbunden. Wir können nicht irren. Wir wiſſen, ſo gut es die Engel wiſſen, daß Gott unendlich gütig, daß er in allen ſeinen Befehlen und Anordnungen unendlich weiß und gerecht iſt. **Gerecht biſt du o Herr, und gerecht ſind deine Befehle.** — So lehrt uns David ſprechen. **Die Gebothe des Herrn ſind recht, und herzerfreuend. Sie ſind durch ſich ſelbſt gerechtfertiget,** ſpricht ebenderſelbe

gekrönte Prophet. Wie oft, wie nachdrücklich verſichert uns die Schrift, Gott lege uns kein Geboth über unſere Kräfte auf, er laſſe uns auch nicht über unſer Vermögen verſuchen, er unterſtütze unſere Schwachheit durch ſeinen Beyſtand? Unſer Heiland und göttliche Geſetzgeber verſichert uns: **ſein Joch ſey ſüß**, und es habe die Kraft, allen jenen, die es auf ſich nehmen, Seelenruhe zu verſchaffen. Aus ſeiner Lehre wiſſen wir ferner, daß die erhabenſten Geſetze des Evangeliums keinen anderen Zweck haben, als, uns Gott näher zu bringen, uns vollkommen zu machen, **gleichwie er vollkommen iſt.** Welch' mächtige Beweggründe, die uns antreiben müſſen, das Geſetz Gottes mit vollkommenſter Unterwerfung zu erfüllen, und mit Freuden den Weg ſeiner Gebothe zu laufen! — Welch' rührende Vorſtellungen liefert uns ferner die Schrift von der göttlichen Vorſehung? Von daher lernen wir Gott als unſeren beſten Vater kennen, der uns liebet, der alles auf unſer wahres Beſte hinleitet, der alle Begebenheiten ſo ordnet und einkleidet, daß ſie fruchtbar für unſer Seelenheil werden müſſen; der nicht ein Haar von unſerm Haupte fallen, nicht die mindeſte Kränkung ohne weiſe Abſichten uns zufügen läßt. Sollen wir nicht eben deswegen mit allen ſeinen Anordnungen, die er je mit uns gemacht hat, und noch machen wird, ſowohl was unſern Stand, in den wir verſetzt ſind, als auch die übrigen Ereigniſſe des Lebens anbelangt, vollkommen zufrieden ſeyn? Sollen wir nicht von ganzem Herzen das Wort ſprechen, welches uns unſer Heiland in den Mund gelegt hat: **Vater — dein Wille geſchehe, wie im Himmel,**

alſo auch auf Erden. Er werde erfüllet ſo wie von deinen Engeln, alſo auch von den Menſchen. — Wahr iſt es, die Wege Gottes ſind manchmal dunkel und unabſehlich: darum ſind ſie aber nicht minder verehrungswürdig. Ein Wanderer folgt ſeinem Führer getröſtet auch mitten in der Nacht, wenn er von der Erfahrenheit und Redlichkeit deſſelben überzeugt iſt: Eben ſo getröſtet, ſo ruhig und zufrieden ſoll auch der Chriſt auf den dunklen Pfaden dieſes Lebens fortwandern, weil er Gott zum Führer hat, von deſſen Weisheit und Güte er überzeugt iſt. — Zudem giebt es auch Tiefen und Geheimniſſe für die Engel. Auch ihre Wiſſenſchaft hat Gränzen: denn eine uneingeſchränkte und unendliche Erkenntniß iſt ein Vorrecht der Gottheit, welches keinem Geſchöpfe mitgetheilt werden kann. Sie ſehen zwar **unaufhörlich Gottes Angeſicht:** allein ſelbſt dieſer Ausdruck zeigt, daß ihre Wiſſenſchaft von Gott noch Gränzen habe: denn wenn man einen vom Angeſichte kennt, ſo kennt man ihn darum noch nicht ganz, man kennt noch nicht ſeine geheimſten Gedanken. **Niemand weiß, was in Gott iſt,** ſagt der heil. Paulus, **auſſer der Geiſt Gottes, der alle Dinge erforſchet, auch die Tiefe der Gottheit. Niemand kennet den Vater,** ſagt der Heiland ſelbſt, **als der Sohn, und wem es der Sohn offenbaren will.** Es giebt auch für die Engel Geheimniſſe. Sie wiſſen z. B. nicht, wann der allgemeine Gerichtstag kommen wird. **Himmel und Erde werden vergehen,** ſagt unſer Heiland, **den Tag und die Stunde aber weiß niemand, auch die Engel im Himmel nicht** (Matth. 24.)

Demungeachtet hat ihr Gehorſam gegen Gott keine Ausnahme, obgleich ihre Kenntniſſe Gränzen haben. So ſoll alſo auch unſere Unterwerfung gegen Gott, unſere Ergebung in ſeinen Willen, unſere Zufriedenheit mit ſeinen Anordnungen unwandelbar ſeyn, und auf unſer ganzes Leben ſich erſtrecken; weil, ob gleich die Abſichten und Rathſchlüſſe Gottes Geheimniſſe für uns ſind, wir dennoch von der allgemeinen Wahrheit überzeugt ſind, daß Gott in allen ſeinen Anordnungen der Weiſeſte, der Gerechteſte iſt.

Endlich unterwerfen ſich die heil. Engel ihrem Gott, weil er die Quelle ihrer Seligkeit iſt. Sie ſehen ſtets ſein Angeſicht, und genießen mithin die ungeſtörteſte, die ununterbrochenſte Seligkeit. Er iſt der Gegenſtand ihrer unverwandten Blicke, und aus ſeinem Angeſichte fließen ihnen ſtäts Ströme von Wolluſt zu. Sie empfinden, wie gut es ſey, bey Gott ſeyn, und von Gott geliebt zu werden. Darum brennt auch ihr Herz von Gegenliebe gegen ihn, und vor Begierde, ſeinen Willen zu thun, ſeine Befehle auszurichten, nach ſeinem Wohlgefallen zu handeln. — Es iſt zwar noch ein großer Unterſchied zwiſchen uns und den Engeln; denn wir erwarten nur erſt jene Seligkeit, die ſie ſchon wirklich beſitzen: Es iſt aber doch die nemliche Seligkeit, die ſie beſitzen, und die wir erwarten. Auch uns hat Gott das Wort gegeben: **Er werde unſer überaus großer Lohn ſeyn.** Auch wir, ſagt der heil. Johannes, **wir werden Gott ſehen, wie er iſt.** — Dann ſetzt der heil. Petrus hinzu, **werden wir uns mit einer unaus**ſprech-

ſprechlichen Freude freuen, wenn wir das End unſeres Glaubens davontragen. Mithin iſt es der Hauptſache nach der nemliche Beweggrund, der die heil. Engel antreibt, und der uns antreiben ſoll, Gott den vollkommenſten Gehorſam zu leiſten. Sie genießen, wir erwarten den Genuß. Wir hoffen, und — dieſe Hofnung kann nicht zu ſchanden werden, wenn wir anderſt die geſetzte Bedingniß erfüllen. Es muß in Erfüllung gehen, was der Heiland geſagt hat: **Wer den Willen meines Vaters thut, der wird in das Himmelreich eingehen.**

Was ſoll uns alſo noch abhalten können, m. Gg. Gott zu gehorſamen, und in Ergebung gegen ſeinen heiligſten Willen unſer ganzes Leben zuzubringen? Verſuchung, Verderben der Natur, das Fleiſch, die Welt, der Satan? Nichts von alle dieſem ſoll uns abhalten können. Wir werden **einſt Gott anſchauen, wie er iſt.** Welch reichlicher Lohn für unſeren Gehorſam, den wir Gott ohnedem als ſeine Geſchöpfe, als ſeine Knechte ſchuldig ſind! Wahr iſt es: Wir ſind Menſchen, die ein Geſetz in ihren Gliedern verſpüren, welches dem Geſetze des Geiſtes widerſtrebt: rings um uns her werden wir Reitze gewahr, die uns zu Begierden nach verbothenen Dingen verleiten; und der Satan bewirbt ſich unaufhörlich und mit allen Kräften, uns zur Parthey der Rebellen und Aufrührer zu bringen: aber der Gedank "Gott iſt es, unſer Schöpfer, der uns Geſetze giebt, deſſen Befehle die weiſeſten, die gerechteſten ſind, der uns ewige Belohnungen verheißet; dieſer Gedank ſoll uns ſtets lebhaft vor dem Sinne ſchweben, ſoll uns mit Muth

und Kraft zum Kampfe gegen alle Verſuchungen ausrüſten. Unſer einziger Wunſch iſt es ja, einſt bey Gott zu ſeyn, und in Geſellſchaft der ſeligen Geiſter ſein Angeſicht anzuſchauen. So ſoll es denn auch unſer einziges Beſtreben ſeyn, ihm auf dieſer Erde nach dem Beyſpiele der hh. Engel zu dienen.

Es iſt aber noch eine Tugend übrig, die wir ausüben müſſen, um den hh. Engeln durch Nachahmung ähnlich zu werden, und die wir um ſo weniger unnachgeahmt laſſen dörfen, als wir ſelbſt die ſüßen Früchte derſelben genießen. Dieß iſt die thätige Liebe und Dienſtfertigkeit gegen unſere Mitmenſchen.

Zweyter Theil.

Die hh. Engel ſehen ſtäts das Angeſicht Gottes, ſie ſind im Beſitze der ungeſtörten Glückſeligkeit, und dennoch ſind ſie unſere Schutzgeiſter, ja im eigentlichen Verſtande unſere Diener. Sind nicht alle Engel dienſtbare Geiſter, ruft der h. Paulus, ausgeſandt zum Dienſte derjenigen, die das Heil erben ſollen? Dieſen Dienſt leiſten ſie uns auch ihrer Sendung gemäß mit Freuden und mit möglichſter Sorgfalt. Wie eine Mutter ihr Kind pfleget, ſo pflegen ſie uns. Der Herr hat ſeinen Engeln befohlen, ſagt David, daß ſie dich, o Menſch, auf allen deinen Wegen beſchützen. — Sogleich ſetzt er hinzu, ſie werden dieſen Befehl befolgen. Auf den Händen werden ſie dich tragen, damit du nicht an einem Steine deinen Fuß verletzeſt. —Wie

—Wie kömmt es nun aber, daß dieſe mächtigen, dieſe ſeligen Geiſter, die ſoweit erhaben über uns ſind, als der Himmel über die Erde iſt, ſich ſo tief zu uns herablaſſen, daß ſie ſich ſogar unſers Dienſtes nicht ſchämen? Sollte es ihnen nicht ungereimt ſcheinen, daß ſie als Geiſter, die vor dem Throne Gottes ſtehen, zugleich Diener der elenden, im Jammerthale wohnenden Menſchen ſeyn ſollen? Nein: denn ob wir gleich weit geringer ſind, als ſie, ſo betrachten ſie uns doch nach unſerem wahren Werthe — und ob ſie gleich weit erhabener ſind, als wir, ſo verkennen ſie dennoch weder den Urheber ihrer Vorzüge, noch die Abſichten, warum ihnen dieſe Vorzüge verliehen ſind. Aus einem wie aus dem anderen Grunde ſchämen ſie ſich nicht, ja ſie machen ſich vielmehr eine Pflicht und eine Ehre daraus, dienſtbare Geiſter zu ſeyn. Da lerne O Menſch, du, der du reicher, glücklicher, erhabener, mächtiger, weiſer, angeſehener biſt, als andere deine Mitmenſchen, lerne, in welchem Geſichtspunkte du deine Mitmenſchen, in welchem Geſichtspunkte du dich ſelbſt betrachten müſſeſt, um aufgeweckter zu Liebesdienſten zu ſeyn.

Ich ſage 1ſtens Die hh. Engel betrachten uns, ob wir gleich weit geringer ſind, als ſie, dennoch nach unſerem wahren Werthe. Sie betrachten an uns das Ebenbild Gottes, welches uns bey unſerer Schöpfung iſt eingepräget worden, das erhabene Ziel und End, welches uns der Schöpfer vorgeſtecket hat, die Unſterblichkeit unſerer Seelen, unſeren Beruf zur Seligkeit. Sie betrachten an uns das koſtbare Blut Jeſu Chriſti, durch

welches

welches unſere Seelen ſind erkaufet worden, das Kleinod der heiligmachenden Gnade, welches ſie ſchmücket; ſie ſchätzen uns nach dem Aufwande der Liebe, den Gott für uns gemacht, und nach den Verheißungen, die er uns gegeben hat. Eben deswegen achten ſie uns nicht geringe, ob wir gleich von unſerem Urſprunge her Staub und Aſche, ob wir gleich der Verweſung unterworfen, tauſend Gebrechlichkeiten ausgeſetzt, von Schwachheiten und Elende umgeben, zu allerley Thorheiten geneigt, dem Verſtande nach eingeſchränkter, den Kräften nach ſchwächer ſind. Sie ſehen wohl, daß es nur eine gar kurze Zeit iſt, die uns von ihnen trennet; daß auch wir, wenn wir anderſt unſeren Lauf glücklich vollenden, in dem Lande der Seligkeit anlangen werden, wo keine Krankheit, kein Tod, keine Verweſung, kein Hunger, kein Durſt, keine Sünde, kein Elend, keine Gefahr, kein Trübſal mehr ſeyn wird: Darum verachten ſie uns nicht in den Umſtänden, in denen wir uns itzt befinden. Ja um ſo mehr Aehnlichkeit wir unſerem Weſen nach mit ihnen haben, und je größer die Aehnlichkeit mit der Zeit zwiſchen uns und ihnen ſeyn wird, deſto mehr rühret ſie unſer Elend, entflammt ihre Liebe, erweckt ihre Sorgfalt, damit wir unter den Gefahren, die uns umgeben, und bey den Schwachheiten, die das Loos unſerer verderbten Natur ſind, nicht unſeres Heils verluſtig werden mögen.

So ſoll denn auch der Menſch im Anbetrachte ſeines Mitmenſchen nicht auf die Armuth, die ihn drückt, nicht auf die Hütte, die er bewohnt, nicht auf das rauhe Kleid, das ihn bedeckt, nicht auf den niedrigen Stand, in

in dem er lebt, nicht auf das gemeine Gewerbe, das er treibt, nicht auf die gemeine Geburt, die ihn unter den Haufen des Pöbels ſtößt, mit einem Worte, nicht auf zufällige Dinge ſehen, die ihn unterſcheiden, — ſondern er ſoll an ihm das Weſentlichere betrachten, welches er mit ihm gemein hat. — Betrachten ſoll er an ihm ſeinen Mitmenſchen, Mitbruder, Miterlößten, Mitberufenen zur ewigen Seligkeit. Denken ſoll er „ Die Seele meines Mitmenſchen iſt ſo unſterblich wie die Meinige. Das Ebenbild Gottes iſt ſo glänzend an ihm, wie an mir. Er hat ſo viel Theil an den unendlichen Verdienſten des Blutes Chriſti, wie ich. Die Gnade, die ihn heiliget, iſt ſo koſtbar, wie jene, die mich heiliget. Die Verheiſung einer ewigen Seligkeit giebt ihm ſoviel Anſpruch, als mir. Und wenn er einſt in dem Kraiſe der Seligen ſtehen wird, ſo wird man es ihm nicht mehr anſehen, daß er arm war, daß er von einer geringeren Herkunft war, daß er in einem niederen Stande lebte, daß er ein Kleid von einem roherem Stofe trug„ Kurz, ſo ſollen wir unſere Nebenmenſchen betrachten, wie die heiligen Engel uns betrachten — Und ſo wie ſie nicht das, was ſie von uns unterſcheidet, ſondern das, was wir mit ihnen gemein haben, und was uns einſt mit ihnen vereinigen wird, anſehen, ſo ſollen wir auch gleiche Geſinnung gegen unſere Mitmenſchen hegen. Dieß wird unſeren Stolz demüthigen, dieß wird uns erwecken, anderen Achtung und Liebe widerfahren zu laſſen, dieß wird alle unſere Liebsdienſte, die wir anderen erweiſen, in unſeren Augen erhöhen.

Ferner

Ferner, obgleich die hh. Engel weit erhabener ſind, als wir, ſo verkennen ſie doch weder den Urheber ihrer Vorzüge, noch die Abſichten, warum ihnen dieſelbe verliehen ſind. Sie erkennen, daß ſie nur durch Güte und Freygebigkeit Gottes weiſer und mächtiger ſind als wir, daß Gott ſie eben ſowohl mit einem gebrechlichen Fleiſche hätte umhüllen können, wie uns. Sie erkennen, daß Gott ihnen ihre Weisheit und Macht nicht verliehen habe, um ſich über uns zu erheben, ſondern vielmehr dieſe Gaben zum Beſten niederer Geſchöpfe zu verwenden. Sie ſehen ein, daß ihnen ihre Weisheit, Klugheit und Macht weit rühmlicher ſey, wenn ſie dieſelbe gebrauchen, um uns unbehutſame, unvorſichtige Menſchen zu mahnen, und uns gegen unſere Feinde zu ſchützen, als wenn ſie unthätig wären. Sie ſehen ein, daß, ſo wie Gott ſie erſchaffen hat, weil es ſeine Freude iſt, Geſchöpfe glücklich zu machen, alſo es auch ihre Freude ſeyn müſſe, etwas zum Glücke ihrer ſchwächeren Brüder beyzutragen. Eben darum ſind ſie entflammt von Liebe gegen uns, voll raſtloſer Thätigkeit für unſer Seelenheil. Unbehutſame zurecht zu weiſen, Menſchen, die dem Abgrunde zueilen, zurückzuziehen, Bedrangte zu tröſten, Angefochtenen zu Hilfe zu eilen, die Unſchuld zu retten, des Satans Macht zu entkräften, und ſeine Liſt zu vereiteln, dieß iſt nebſt der Wonne, die ſie in Gott und ſeiner Anſchauung genießen, ihre einzige Luſt.

Aehnliche Geſinnungen ſollen alſo auch die Menſchen beſeelen, die je eine Gabe vor Anderen voraushaben: Kein Menſch hat Urſache auf je einen Vorzug ſtolz zu

ſeyn. Was hat der Menſch, das er nicht empfangen hätte? ruft Paulus. Wenn er es aber empfangen hat, warum rühmt er ſich, als hätte er es nicht empfangen? Dieß iſt noch nicht genug. Die Vorzüge, die ein Menſch vor anderen hat, geben ihm nicht nur kein Recht, ſich zu erheben; ſondern ſie legen ihm noch dazu die Pflicht auf, ſich Andern nützlich zu erweiſen. Jeder Menſch ſoll ſich als den Diener ſeines Mitmenſchen anſehen. Wer der Gröſſere iſt, ſagt der Heiland, der werde wie der Kleinere, und wer der Vorzügliche iſt, der werde wie ein Diener. Der Angeſehene iſt nicht angeſehen, daß er ſich erhebe, ſondern daß er Niedrige unterſtütze. Der Reiche iſt nicht reich, damit er ſeinen Ueberfluß verſchwelge, und im Müſſiggange dahinſchlummere, ſondern daß er ſich des Dürftigen annehme. Der Gelehrte iſt nicht gelehrt, daß er andere verachte, ſondern ſie in Demuth belehre, und da ſie ſich nicht ſelber vertheidigen können, ſich ihrer annehme. Der Vorgeſetzte iſt nicht vorgeſetzt, daß er willkürlich und deſpotiſch herrſche, ſondern damit er das Wohl ſeiner Untergebenen befördere, und ihnen allen zum Muſter werde. Wer zweifelt noch an dieſer Pflicht? Selbſt der Engel ſieht nicht nur darum Gottes Angeſicht, damit er allein ſelig ſeye, ſondern damit er für die Menſchen wache, ſie beſchütze, leite, regiere, damit ſie auch ſelig werden. Und worauf gründet ſich dieſe Pflicht? Darauf: Gott, ob er gleich der Allerglückſeligſte, und in ſich ſelbſt glückſeligſte iſt, ob er gleich keines Engels und keines Menſchen bedarf, ob er gleich der allerglückſeligſte ſeyn und bleiben würde, wenn Engel und Menſchen auf-

hören würden zu ſeyn, hat dennoch Engel und Menſchen erſchaffen, nur damit er ſeine Liebe und Güte, ſeinen Reichthum und Glückſeligkeit mittheilen mögte. Daraus, ſage ich, fließet die Pflicht, daß auch vernünftige Geſchöpfe die Gaben, die ſie von Gott erhalten haben, zum Beſten ihrer Mitgeſchöpfe verwenden müſſen. Die hh. Engel erfüllen wirklich dieſe Pflicht. Laßt auch uns ſie erfüllen. Laſſt uns Nachahmer der Engel ſeyn, gleichwie auch ſie Nachahmer Gottes ſind. Laſſt uns Liebe und Dienſtfertigkeit unſeren Mitmenſchen erweiſen, gleichwie auch ſie Liebe und Dienſtfertigkeit gegen uns erweiſen.

Laſſt uns Niemand verachten, gleichwie auch ſie uns nicht verachten. Laſſt uns den geringſten unter den Menſchen lieben, gleichwie auch die Engel uns lieben, ob ſie gleich über den größten unter uns erhabner ſind, als der größte unter uns über den geringſten.

Laſſt uns nicht denken „ Wenn nur wir glücklich ſind,„ denn auch die Engel denken nicht ſo. Selbſt bey dem Ueberfluſſe ihrer Wonne und Seligkeit vergeſſen ſie unſerer nicht.

Können wir zur Zurechtweiſung der Irrenden, zum Troſte der Bedrangten, zur Bekräftigung der Wankenden, zum Schutze der Unterdruckten, zur Verſorgung der Unverſorgten, zur Bekehrung eines Sünders, zur Hilfe eines Nothleidenden etwas beytragen, ſo laſſet es uns beytragen.

Denkt, die Engel ſehen Gottes Angeſicht, und dennoch ſind ſie unſere Diener. Es muß alſo nicht nur eine

Gott

Gott höchſt wohlgefällige Sache ſeyn — Menſchenglück befördern; ſondern es muß ſelbſt eine Seligkeit ſeyn.

Laſſt uns alſo den hh. Engeln in dieſem Stücke nachahmen, und es wird uns dieſes nicht allein der gebahnteſte Weg zur ewigen Seligkeit ſeyn, ſondern es wird uns auch ſelbſt dieſe Erde zum Himmel machen.

Am Feſte des heil. Erzengels Michael.

Vae mundo a ſcandalis.

Weh der Welt um des Aergerniſſes willen. Matth. 18.

Nichts hat in der Welt von ihrem Anbeginne her mehr Unglück geſtiftet, als Aergerniß. Von dieſer unſeligen Quelle läßt ſich alles Unheil herleiten, das unter der Sonne iſt. Satan, der Verführer unſerer Stammältern, war der Vater des Aergerniſſes. Ihm folgten tauſende, die ſich als ſeine Werkzeuge brauchen ließen, und durch Thaten ſowohl als Worte ihre Mitmenſchen in die Sünde zu ſtürzen ſuchten. Daher das allgemeine Verderben, welches wie eine Fluth den Erdboden mit Laſtern überſchwemmte. Wäre jeder Menſch nur durch eigene Bosheit böſe geweſen, ſo glaube ich nicht, daß die Anzahl der Böſen hätte ſo groß werden, noch auch der Grad der Bosheit ſo hoch anwachſen können; allein da durch das Aergerniß ein Menſch dem andern ſeine Bosheit mittheilt, und ſie gleichſam in Um-

lauf bringt, ſo iſt es auch kein Wunder, daß das Verderben ſo groß, und ſo allgemein geworden iſt.

Wogegen mußte nun der Heiland als Seligmacher und als Lehrer der Welt mehr eifern, als gegen das Aergerniß, die ſchrecklichſte unter allen Sünden? Was war gerechter, als wenn er der Welt um des Aergerniſſes wegen ewiges Wehe androhte: Weh der Welt um des Aergerniſſes willen! als wollte er ſagen: Weh dir o Welt: denn ob ich gleich alle Menſchen, welche in dir leben, ſelig zu machen wünſche und ſuche, ſo wird doch, meiner wohlthätigen Abſichten ungeachtet, des Unheils ſo lange kein Ende werden, als das Aergerniß kein Ende nimmt. Der Abgrund, in den dieſes Uebel ſchon ſo viele Menſchen geſtürzet hat, wird noch immer offen ſtehen, Menſchen ohne Zahl zu verſchlingen; ſo lange es Menſchen geben wird, die andere verführen, und Menſchen, die ſich verführen laſſen. Wehe alſo jenen, die ſich verführen laſſen! und doppelt Wehe denjenigen, die Andere verführen! Ob er aber gleich voraus ſah, daß das Aergerniß noch kein Ende nehmen würde, ſowohl wegen der Bosheit des allgemeinen Seelenfeindes, der nie aufhören würde, Menſchen als Werkzeuge ſeiner teufliſchen Abſichten zu werben, als auch wegen der Bosheit der Menſchen, unter denen es zu allen Zeiten Feinde der Religion und Tugend geben würde; ſo wollte er doch wenigſtens die nachdrücklichſten Warnungen dem Aergerniſſe entgegenſetzen. Sie liegen in dem heutigen Evangelium.

Die

Die erſte darinn: Des Menſchen Sohn iſt gekommen zu ſuchen, was verlohren war. Die zweyte darinn: Die Engel (der Menſchen) ſehen ſtets das Angeſicht meines Vaters. Die dritte endlich darinn: Wehe dem Menſchen, der Aergerniß giebt. Der Heiland wollte ſo viel ſagen: Hütet euch, daß ihr nicht Aergerniß gebet, damit ihr nicht 1. das Werk der Erlößung zerſtöret, damit ihr nicht 2. Widerſager der Engel werden möget, die Gott zum Schutze der Menſchen geſandt hat; damit ihr endlich nicht 3. euch ſelbſt Ach und Wehe zuziehet. Dieſe dreyfache Warnung laſſet uns zu Herzen nehmen.

Erſter Theil.

Der Sohn Gottes iſt gekommen, ſelig zu machen, was verlohren war. Dieß iſt die Wahrheit, welche den Grund unſerer ganzen Hofnung enthält. Dieſer Grund unſerer Hofnung aber, und die Früchte der Erlöſung Chriſti ſuchet der Menſch, der Aergerniß giebt, zu zerſtören. Hierinn liegt das Schreckliche, das Verdammliche des Aergerniſſes. Wir werden dieſes um ſo deutlicher einſehen, je näher wir das Geheimniß der Erlöſung, die dem Menſchen dadurch zugefallene Vortheile, und die Bemühungen, mit welchen Chriſtus in dem Erlöſungsgeſchäfte zu Werke gegangen iſt, betrachten werden.

Der Sohn Gottes iſt gekommen, ſelig zu machen, was verlohren war. Wer? Der Sohn Gottes, der Ewige, der Unendliche. Dieſer

erbarmte ſich über die Menſchen. Er wollte die Seelen nicht in der Gewalt des Satans laſſen, durch deſſen Betrug ſie ſind verführet worden. Er wollte ſie in zweyfacher Rückſicht gegen ſich verbinden. Durch ihn ſind ſie erſchaffen worden. Durch ihn ſollten ſie auch erlöſet werden. Er ſtellte ſich alſo als den Erlöſer her. Er beſiegte den Satan, und rettete die Menſchen. Eben deswegen iſt er ein Liebhaber der Menſchen, ein Eiferer für die menſchlichen Seelen, als für ſein Eigenthum. Wem ſetzet ſich alſo derjenige, der Aergerniß giebt, und die Menſchen zum Sündigen verleitet, entgegen? Weſſen Ehre verletzet er? Weſſen Eigenthum greifet er an? Dem Sohne Gottes ſetzet er ſich entgegen. Deſſen Ehre verletzet er. Deſſen Eigenthum raubet er. Deſſen Siege ſchändet er. Den Sohn Gottes alſo machet er ſich zum Feinde. Was kann ſchrecklicher ſeyn, als dieſes, m. Gg.? Was kann ſchrecklicher ſeyn, als den Erlöſer, und eben jene Barmherzigkeit, mit welcher er den Menſchen zu Hilfe kam, gegen ſich aufbringen? Und auf welche Art iſt denn der Sohn Gottes zu Werke gegangen, die Menſchen zu erlöſen? Er iſt auf die Erde gekommen, er hat vermöge eines Geheimniſſes, welches Engeln und Menſchen anbethungswürdig iſt, ein menſchliches Fleiſch angenommen, um unter den Menſchen ſichtbar herumzuwandern, und ſeine wohlthätigen Abſichten auszuführen. Was hätte er dem Menſchen zu lieb noch mehr thun können? Was hätte er noch thun können, um alle Gemüther zu gewinnen? Was thut aber der Menſch, der Aergerniß giebt? Er ſucht dieſes große Geheimniß zu vereiteln. Er bemüht ſich, die Ankunft

des

des Sohns Gottes auf die Erde, in Anſehung desjeni- gen Menſchen, den er ärgert, fruchtlos zu machen. Wel- cher Gottesraub! welch teufliſche Abſicht!

Der Sohn Gottes iſt gekommen, ſelig zu machen, was verlohren war. Wie? wenn er nicht gekommen wäre, wie elend wäre das Menſchengeſchlecht unter der Gefangenſchaft des Satans, unter dem Fluche Gottes? Allein er iſt gekommen, er hat das Verlohrne aufgeſucht, er hat das Gefangene gerettet, er hat die Sünder mit den reichlichſten Gnaden verſehen, wodurch ſie ſelig werden können. Nun aber kömmt ein Menſch nach ihm, der ihm die erlößten Seelen zu rauben, und wieder in die Stricke des Satans zu bringen ſucht; der gerade die entgegengeſetzte Abſicht hat, das zu Grunde zu richten, was auf dem Wege zur Seligkeit war. Dieß iſt der Menſch, der Aergerniß giebt. Dieſer Menſch, dieſer Gegner Chriſti, dieſer **Menſch der Sünde**, wie man ihn mit Paulus nennen kann, ſucht das Gift ſeines Unglaubens, und die Seuche ſeiner Wolluſt allent- halben zu verbreiten. Da iſt ein junger Menſch, der, nachdem er das Glück hatte, von chriſtlichen Aeltern erzo- gen zu werden, zweifelsohn auch chriſtlich würde gelebt haben: allein der Verführer bedient ſich ſeiner Unbe- hutſamkeit, verdirbt ihn durch ſeinen Umgang, giebt ihm verführeriſche Schriften in die Hände, benimmt ihm ſeine guten Grundſätze, reitzt ihn zur Sünde, unter- gräbt endlich ſogar ſeinen Glauben. Da iſt ein Sün- der, der, nachdem er die erſte Sünde begangen hatte, durch Gewiſſensbiſſe gemartert, und durch das Wort

Gottes getroffen, in ſich gieng, und ſich zu einem beſſeren Leben entſchloß; allein der Verführer ſpottet ſo lange ſeiner Busfertigkeit, bis er das Gewiſſen deſſelben betäubet, und es dahin bringt, daß ſeine letzten Dinge noch ärger werden, als die erſten. Da iſt eine Jungfrau, die, ſo lange ſie unter der ſorgfältigen Aufſicht ihrer Aeltern geſtanden war, und nie etwas geſehen und gehört hatte, was ihrer Tugend hätte gefährlich ſeyn können, eingezogen, ſchamhaft war, und Liebe zur Andacht hatte. Auf einmal geräth ſie in den Umgang eines unreinen Menſchen, und ihre Andacht iſt erkaltet, ihre Schamhaftigkeit verlohren. Selbſt der unſchuldigen Jugend ſchont der Verführer nicht; indem er in ihrer Gegenwart kein Bedenken trägt, ſolche Geſpräche zu führen, die ihrer Unſchuld tödlich ſind, und Funken in ſie legen, die gar bald in eine gefährliche Glut ausbrechen werden. Was ſoll ich von einem ſolchen Menſchen ſagen? Iſt er nicht eine Peſt des menſchlichen Geſchlechtes? Iſt er nicht ärger, als Satan? Gewiß: denn wenn dieſer verworfene Engel der Seligkeit der Menſchen nachſtellt, ſo geſchieht es aus Neide, weil nemlich dieſe durch Chriſtum ſind erlöſet worden, er aber mit ſeinem Anhange nicht. Wenn hingegen der Menſch Aergerniß giebt, und mithin der Seligkeit ſeiner Mitmenſchen nachſtellt, ſo wird er ein Gegner ſeines eigenen Erlöſers, ein Gegner ſeiner Miterlöſten. Läßt ſich wohl die Bosheit eines ſolchen Menſchen mit Worten ausdrücken?

Und welchen Schaden füget er nicht denjenigen zu, die er ärgert? Um was für Vorzüge bringt er ſie nicht?

Chriſtus iſt gekommen, die Menſchen ewig ſelig zu machen. Damit ſie dieſer ewigen Seligkeit fähig würden, gab er ihnen die heiligmachende Gnade, ſchenkte ihnen das Recht der Kinder Gottes, legte in ihre Herzen die koſtbarſten Gaben des heil. Geiſtes. Um ſie dieſer Gaben des heil. Geiſtes, der heiligmachenden Gnade theilhaftig zu machen, ſetzte er die kräftigſten Heiligungsmittel und Sakramente ein. Allein auf alles, was heilig iſt, machet der Verführer keine Rückſicht. Die Gnade, wodurch wir Kinder Gottes, Glieder Jeſu Chriſti werden, wodurch unſere Leiber nach dem Ausdrucke der Schrift, Tempel des heil. Geiſtes werden, achtet er ſo wenig, daß er ſie ohne Scheu und Gewiſſen ſeiner Wolluſt aufopfert. Die Sakramente achtet er ſo wenig, daß er nicht nur kein Bedenken trägt, die Menſchen von dem Gebrauche derſelben abzuhalten, ſondern auch ſie zur Entweihung derſelben zu verleiten. Noch nicht genug! Laſſet uns das Unglück, das ein ſolcher Menſch anrichtet, nach ſeinem Umfange betrachten. Wenn der Verführer nur eine einzige Seele zu Grunde richtete, ſo wäre der Schade ſchon beträchtlich genug: denn **es iſt der Wille eures Vaters**, ſagt Chriſtus der Herr, **daß nicht ein einziger von dieſen Kleinen zu Grunde gehe.** Allein dabey läßt er es nicht bewenden. So viele das Unglück haben, in ſeine Bekanntſchaft zu kommen, ſo viele ärgert er. Sein von Wolluſt beunruhigtes Herz ſuchet überal Gegenſtände zu ſeiner Befriedigung auf. Und wenn er ſie findet, ſo iſt ihm weder die Jungfrauſchaft, noch die Ehe zu heilig, daß er es nicht verſuchte, ſie zu entweihen. Sein Mund duftet ſtäts

wie ein offenes Grab das Verderben ſeines Herzens aus. Weh den Schwachen, die das Unglück haben, ihn zu hören! Seinen ſchlechten Glauben verbirgt er nicht ſo ſtillſchweigend, daß er etwa nur einem oder dem andern ſeine Geſinnungen ins Ohr ſagte. Nein! er ſpottet laut über Fromme und Frömmigkeit. Er iſt ein raſtloſer Werber zur Sünde, und er vertritt im eigentlichen Verſtande die Stelle jenes brüllenden Löwen, von dem der heil. Petrus ſagt, daß er überal herumgehe, und ſuche, wen er verſchlinge. Denke man noch weiter hinaus. Ein Menſch, der Aergerniß giebt, verführet ſo viele zur Sünde. Wie? wenn hernach dieſe Verführten nicht wieder zurechtkommen? wie, wenn ſie ſelbſt Verführer werden? Wie weit wird ſich nicht das Unheil fortpflanzen? Wie viele Seelen, die Chriſtus ſelig zu machen, gekommen iſt, werden Gefahr laufen, zu Grunde zu gehen? Und all dieſes Unheil ſtammt von einem einzigen Menſchen her. Sollte man nicht von einem ſolchen eben das ſagen, was in dem Buche Joſue von einem gewißen Achan geſagt wird, der durch Entweihung der Gott geheiligten Opfer das Volk Iſrael ärgerte: **Es war ein einziger Menſch. Und wenn er doch nur allein durch ſein Laſter umgekommen wäre!** Es iſt ein einziger Menſch, der Aergerniß giebt; und wenn er doch nur allein in ſeinem Laſter umkäme! Wenn er doch nicht ſo viele andere Seelen mit in ſein Verderben verwickelte!

Es iſt noch ein Umſtand übrig, der den Frevel des Aergerniſſes beweiſet, in ſofern es dem Geheimniſſe der Erlö-

Erlöſung entgegen iſt. Der Sohn Gottes iſt gekommen ſelig zu machen, was verlohren war. Welche Mühe gab er ſich nicht, die Abſichten ſeiner Erbarmung auszuführen? Er wanderte drey ganze Jahre lang von Ort zu Ort, und predigte den Völkern, er begegnete den Sündern mit aller Sanftmuth, um ihre Herzen zu erobern, er achtete es wohl der Mühe werth, auch einzelne Sünder und Sünderinnen aufzuſuchen. Er ertrug um ihretwillen die bitterſten Vorwürfe von ſeinen Feinden. Er ſagte es öfters, er ſey bereit für ſeine Schafe ſein Leben zu laſſen, und dieß bewährte er in der That, indem er ſein Blut für ſie vergoß, und am Kreuze ſtarb. Alle dieſe Bemühungen aber ſucht derjenige, der Aergerniß giebt, zu vereiteln, und ſetzt ihnen die ſeinigen entgegen, um die Menſchen zu verführen. Chriſtus lehrte mit Worten und Beyſpielen die Tugend. Der Verführer reizt mit Worten und Beyſpielen zur Sünde. Chriſtus lud die Menſchen zur fleißigen Anhörung ſeines Wortes ein. Der Verführer hält ſie davon al. Chriſtus preißet die Schönheit der Tugend. Der Verführer ſpiegelt die Annehmlichkeiten der Sünde vor. Chriſtus bediente ſich aller Mittel, die ihm die Liebe eingab, Sünder zu gewinnen. Der Verführer bedient ſich aller Kunſtgriffe, er ſpottet und ſchmeichelt, um Gerechte zu verkehren. Der Heiland drohte mit dem Gerichte, wenn ſeine Liebe nichts fruchtete. Der Verführer ſucht die Furcht Gottes aus den Herzen zu verdrängen. Die ganze Bemühung Chriſti gieng dahin, den Sündern Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes einzuflößen.— Und wer ſollte es glauben, auch der Verführer bedienet ſich dieſes Mittels,

aber

aber freilich in einer ganz anderen Abſicht. Er misbraucht die Lehre von der Barmherzigkeit Gottes, um die Gewiſſen einzuſchläfern, und Verwegenheit im Sündigen einzuflößen. Iſt es nicht wahr, daß der Menſch, der Aergerniß giebt, Chriſto mit allen Kräften entgegen arbeitet, daß er das Werk der Gnade zu zerſtören ſucht, daß er das, was Chriſtus ſelig machen will, zu verderben ſucht? Iſt wohl etwas mehr nöthig, um das Schreckliche, das Verabſcheuungswürdige des Aergerniſſes an Tag zu legen?

Nach der Lehre des heiligen Paulus ſollten wir von dem Werthe der Erlöſung, und in Anſehung dieſer von dem Werthe des Menſchen ſelbſt, der erlöſet worden iſt, ſo ſehr gerührt ſeyn, daß wir auch ſogar dem Rechte, eine erlaubte Handlung vorzunehmen, entſagten, im Falle, als ſie zufälliger Weiſe einem ſchwachen Mitmenſchen zum Anſtoße gereichen könnte. Als dieſer Apoſtel von den Korinthern gefragt ward, ob es erlaubt ſey, von den Speiſen zu eſſen, die den Götzen geopfert waren, gab er zur Antwort, an und vor ſich ſey es zwar nicht unerlaubt; jedoch, weil nicht jedermann die Erkenntniß habe, und weil es viele gebe, die der irrigen Meinung ſind, es ſey unerlaubt, und dieſe Speiſen wären befleckt, ſo mögten ſie viel lieber ſich aus Liebe von ſolchen Speiſen enthalten, wenn ſie vorausſehen könnten, daß ein Schwacher, der noch glaubte, es ſey unerlaubt, durch ihr Beyſpiel verleitet würde, auch davon zu eſſen, und mithin gegen ſein Gewiſſen zu handeln. Dabey bedienet er ſich des Ausdruckes: Wie? ſoll um eurer beſſeren Einſichten willen euer ſchwacher Bruder zu-

grunde-

grundegehen, für den Chriſtus geſtorben iſt? Wiſſet ihr nicht, daß ihr gegen Chriſtum ſündiget, wenn ihr ein ſchwaches Gewiſſen verwundet. Was mich anbelangt, ſo wollte ich lieber mein Leben lang kein Fleiſch mehr eſſen, wenn ich wüßte, daß ich meinen Bruder dadurch ärgerte. So redete Paulus in Anſehung einer an ſich nicht unerlaubten Handlung. Sogar dieſe ſollte nach ſeiner Lehre unterlaſſen werden, wenn ſie in einem beſonderen Falle zum Aergerniß gereichen könnte.

Was würde er erſt von ſolchen Handlungen geſagt haben, die an ſich unerlaubt, und ihrer Natur nach ärgerlich ſind? Welche Ausdrücke würde ihm ſein apoſtoliſcher Eifer eingegeben haben gegen Chriſten, die andere ohne Scheu zu böſen Thaten verſuchen, gegen Chriſten, die durch unflätige Geſpräche keuſche Ohren verletzen, gegen Chriſten, die in öffentlichen Geſellſchaften entehrende Ausdrücke gegen die Religion gebrauchen, gegen Chriſten, die der Frömmigkeit und dem ämſigen Gebrauche der hh. Sakramente ſpotten, gegen Chriſtinnen, die durch unverſchämte Kleiderarten unſchuldige Herzen verwunden, gegen Chriſten, die im Hauſe Gottes ſich unanſtändig betragen, gegen Chriſten, die in Zuſammenkünften Stof zu ehrenrühriſchen Geſprächen angeben? Wie? durch eure Ausgelaſſenheit in Kirchen, durch eure geſchwätzige Zunge, durch eure unzüchtigen Scherze, durch eure ruchloſen Spöttereyen, durch eure Eitelkeit ſollen Seelen zugrundegehen, für welche Chriſtus geſtorben iſt? Bedenkliches Wort! Seelen zugrunderichten, für welche Chriſtus geſtorben iſt! Seelen aus Eitelkeit,

aus

aus Muthwillen, mit Scherze, mit lachendem Munde zugrunderichten, für welche Chriſtus ſein koſtbares Blut vergoſſen hat! Wer ſoll nicht das Aergerniß verabſcheuen? Wer unter uns ſoll nicht den Entſchluß faſſen, ſich, ſo viel nur möglich iſt, in achtzunehmen, daß er Niemand Aergerniß gebe? ſeine Zunge ſo zu regieren, ſeine Reden ſo abzumeſſen, ſeine Kleidertracht ſo zu ordnen, ſich in der Kirche ſo zu betragen, ſich in Zuſammenkünften ſo aufzuführen, die Geſpräche allda ſo behutſam zu wählen, ſeine Ergötzungen ſo zu mäßigen, daß er niemand Anlaß zur Sünde gebe: denn es iſt gewiß nichts geringes, Seelen zugrunde richten, für welche Chriſtus geſtorben iſt.

Zweyter Theil.

Vernehmen ſie aber auch noch die zweyte Warnung, die uns vom Aergernißgeben abſchrecken ſoll. Es iſt folgende: Gott hat ſeine hh. Engel zum Schutze der Menſchen geſandt. Es hüte ſich alſo der Menſch, ein Widerſager dieſer ſeligen Geiſter zu werden. Hütet euch, daß ihr keinen aus dieſen Kleinen verachtet, oder ärgert: denn ihre Engel ſehen ſtets das Angeſicht meines Vaters, ſagt Chriſtus.

Was laſſen ſich aus dieſer Lehre von Engeln, vermöge welcher ſie Beſchützer der Menſchen ſind, für Folgerungen herleiten?

Erſtlich läßt ſich der Werth der menſchlichen Seelen daraus abnehmen. Wenn die Engel ſtets das offene Angeſicht Gottes ſehen, ſo ſind ſie mithin beglückte, ſelige, erhabene Geiſter, Lieblinge, Vertraute Gottes.

Sie bedörfen keines niederen Geſchöpfes, keines Menſchen, weil ſie in Gott die Quelle aller Zufriedenheit finden. Und doch ſind ſie zum Schutze der Menſchen geſandt, ja nicht nur zum Schutze, ſondern zum Dienſte der Menſchen, und zwar ohne Unterſchiede — der fürnehmſte Engel, der Erzengel, gleichwie der von unterem Range. Sind nicht alle Engel dienſtbare Geiſter geſandt zum Dienſte jener, denen die Erbſchaft des Heils beſtimmet iſt? fragt Paulus (Hebr.) Wie iſt dieſes nicht zu geringe für ſie? Nein! ſondern es iſt eine ehrenvolle Beſtimmung, daß die Engel dienſtbare Geiſter der Menſchen ſind, der Menſchen, für welche Chriſtus geſtorben iſt.... Wenn nun aber Gott die Menſchen ſo ſehr liebet, und ſo zärtlich, ſo väterlich für ſie ſorget, daß er ſelbſt ſeine Lieblinge zu ihrem Schutze, zu ihrem Dienſte ſendet, und wenn dieſe Engel ſich um Gottes willen eine Ehre daraus machen, den Menſchen zu dienen, von welch' koſtbaren Werthe müſſen nicht unſere Seelen ſeyn? Welch' unverantwortlicher Frevel iſt es eben deswegen, wenn ein Verführer dieſe von Gott ſo zärtlich verpflegten, von den Engeln ſo hoch geſchätzten Seelen trotz der göttlichen Vorſicht und des Schutzes der Engel in's Verderben zu führen ſucht? Würde wohl der Verführer, wenn er dieſes bedächte, ſo gewiſſenlos zugehen, um zum Verderben dieſer gottgeliebten Seelen ſeinen Muthwillen zu verüben, ſeinen Luſt zu befriedigen, ſeinen Scherz zu treiben?

2tens. Wenn die hh. Engel ſtets das Angeſicht Gottes anſchauen, ſo ſind ſie mächtige, viel vermögende

furcht-

furchtbare Geiſter. Sie werden ſich alſo über die Unbild, die man ihren Pflegkindern zufüget, nicht nur betrüben, ſondern ſie werden auch dagegen eifern, ſie werden ſich denen, welche Aergerniß geben, mit allen Kräften widerſetzen, ſie werden die Unbild, die man den Schwachen zufüget, eben ſo anſehen, wie wenn man ſie ihnen zugefüget hätte, ſie werden ſich rächen, ſie werden zu Gott um Rache rufen .... Bedächte auch dieſes der Verführer, würde er wohl noch ſo verwegen auf ſeinem Laſterwege forteilen? Würde er ſich noch einbilden, die Finſterniß der Nacht ſtellte ihn ſicher? Würde er noch froh ſeyn, wenn ihm die Abſichten ſeiner Verführung gelungen ſind?

3tens. Die Engel der Menſchen ſehen ſtets das Angeſicht des himmliſchen Vaters — und eben darum ſind ſie treue Liebhaber des Menſchen, weil ſie das Angeſicht Gottes ſehen, mithin auch ſehen, wie ſehr Gott die Menſchen liebt, und wie ernſtlich ſein Wille iſt, alle ſelig zu machen. Wer es alſo mit Gott hält, wer Gott liebt, der ſucht eben darum nach Kräften das Heil der Menſchen zu befördern. Zu welcher Parthey gehört alſo der Menſch, der Aergerniß giebt, und der dadurch Menſchen ins Verderben führt? An Gott hat er keinen Antheil. Mit den Engeln hat er keine Geſellſchaft. Mithin iſt es die Hölle, zu deren Parthey er ſich ſchlägt. Die böſen Geiſter, dieſe Feinde Gottes, Feinde der ſeligen Engel, Feinde der menſchlichen Seelen, dieſe ſind ſeine Gefährden. Deren Abſichten befördert er. Deren Werkzeug iſt er. Wie würdigt ſich doch der Verführer herab?

Welch'

Welch ſchreckliche Abtrinnigkeit iſt es, zur Fahne des Satans ſchwören, und wider Gott, wider Christum, wider die Engel, wider die Menſchen ſtreiten! Sagen ſie an m. Gg. iſt das Aergerniß nicht eine ſchreckliche Sünde, ein ſchandvolles Verbrechen? Uns ſey alſo die Warnung des Heilandes merkwürdig: Hütet euch, daß ihr keinen aus dieſen Kleinen verachtet. Hütet euch. Traget alle mögliche Sorge. Seyd behutſam mit eurer Zunge, und vorſichtig in allen euren Handlungen, daß ihr niemand Anlaß zur Sünde gebet. Hütet euch, daß ihr keinen aus dieſen Kleinen verachtet. Er redet hier nicht nur von kleinen Kindern, ſondern von allen und jeden Chriſten, weil er hinzuſetzt; aus dieſen Kleinen, die an mich glauben. Seine Kleine nennt er ſie, um ſeine Liebe auszudrücken, die zärtlicher iſt, als Vater und Mutterliebe. Des Ausdruckes „Verachtung„ bedient er ſich aber, weil ein jedes Aergerniß mit Verachtung verbunden iſt: denn wie kann man den Menſchen mehr verachten, als wenn man ihn um ſeine ſchönſte Zierde, die Unſchuld, und um den Adel ſeiner Seele, die heiligmachende Gnade bringt, wenn man ihn zum Werkzeug ausſchweiſender Lüſte misbraucht, wenn man ihn zur größten unter allen Thorheiten, zur Abweichung von Gott verleitet, wenn man es dahin bringt, daß er vor Gott zu ſchanden werde? Zudem giebt es nicht Menſchen, die zur Ausführung ihrer laſterhaften Abſichten gefliſſentlich ſolche Perſonen wählen, die von geringem Herkommen, und kaum in der Welt gekannt ſind? Dieß geſchieht theils darum, weil ſie hoffen, ihr Laſter werde dadurch verborgen bleiben, theils darum, weil ſie

denken, ja oft laut ſagen, es ſey an ſolchen weniger gelegen. Ich halte es für rathſam, nicht deutlicher zu reden. Aber hütet euch, ſage ich, ihr, die ihr ſolche Geſinnungen heget, daß ihr Keinen von dieſen Kleinen verachtet: denn ſie ſind nicht ſo klein, als ihr denkt. Sind ſie gleich vor der Welt verachtet, ſo ſind doch ihre Seelen ſo koſtbar, als die Seelen anderer Menſchen, und ihre Engel ſehen, wie die Engel anderer Menſchen, ſtäts das Angeſicht des himmliſchen Vaters. Spöttlicher kann man einen Menſchen nicht behandeln, tiefer ihn nicht herabſetzen, gröblicher die ihm ſchuldige Liebe nicht verletzen, als wenn man ihn ärgert. Und geſetzt, man achtete ihn kaum eines Blickes werth, ja man läſterte und ſchmähete ihn, man raubte ihm ſein Vermögen, man ſuchte ihn um Brod und Verſorgung zu bringen, man ſtümmelte ihn, und brächte ihn um ſeine geraden Glieder; ſo wär das alles nicht ſo viel, als wenn man ihn durch Aergerniß zur Sünde verleitet, und in die Gefahr ſtürzt, ewig unglückſelig zu werden. Sollte man es auch nur für möglich halten, wenn es nicht wirklich die Erfahrung lehrte, daß es Menſchen gebe, die mit mehr als teufliſcher Bosheit die Seelen ihrer Mitmenſchen ins Verderben zu ſtürzen ſuchen, die Gott ſo ſehr geliebet hat, daß er ſeine Lieblinge die Engel zu ihrem Schutze, und ſeinen eingebohrnen Sohn zu ihrer Erlöſung ſandte.

Wen aber alles dieſes nicht rühret, dem gebe ich das Wehe zu bedenken, welches dem Menſchen angedrohet iſt, der Aergerniß gibt.

Dritter Theil.

Wehe dem Menſchen, durch welchen Aergerniß kömmt, ſpricht der Heiland. Als wollte er ſagen: Er wird die augenblickliche Luſt, die er zum Aergerniß anderer befriedigte, ewig beweinen. Er wird für den Spott und für die Satyre, wodurch er die Religion und die Andacht verkleinerte, um ſchwache Chriſten irre zu machen, ſich ſelbſt verfluchen. Er wird für die ärgerliche Kleidertracht, wodurch er unſchuldige Seelen in's Netz lockte, mit ewiger Schande bedeckt werden. Er wird für die unkeuſchen Lieder, die er ſang, und durch die er keuſche Ohren ärgerte, ewig heulen. Wehe dem Menſchen, durch den Aergerniß kömmt! Es wäre einem ſolchen Menſchen beſſer geweſen, daß er mit einem Mühlſteine am Hals in die Tiefe des Meeres wäre verſenket worden. Schrecklicher Ausſpruch, aber gerechter Ausſpruch! Denn die Sünde des Aergerniſſes auf das allerſtrengſte zu ſtrafen, dazu wird Gott durch ſeine Gerechtigkeit, ja ſelbſt durch ſeine Barmherzigkeit; dazu wird er endlich durch das Nachſchreyen der Verführten aufgefodert.

Ich ſage: 1ſtens. Er wird durch ſeine Gerechtigkeit dazu aufgefodert: denn ihr Geſetz iſt, daß dem Menſchen nach ſeinen Werken gegeben werde. Ein Menſch aber, der Aergerniß gibt, trägt nicht nur die Laſt der Sünden auf ſich, die er ſelbſt begangen hat; ſondern er iſt auch aller der Sünden ſchuldig, wozu er andere verleitet hat, und es iſt eben ſoviel, als hätte er ſie ſelbſt begangen. Mithin muß er für alle jene Sünden, woran er Urſache

war, er muß nach Verhältniß des Unheils, das er angeſtiftet hat, er muß ſchrecklich geſtrafet werden.

2tens. Fodert Gott zur ſtrengen Beſtrafung des Aergerniſſes ſelbſt ſeine Barmherzigkeit auf: denn gegen dieſe hauptſächlich verſündiget ſich der Menſch, der Aergerniß giebt; indem er es durch ſeine Verführung dahinbringt, daß ſo viele Seelen zugrundegehen, die Gott ſelig machen wollte; indem er ſo viele Sünder von der Buße abhält, wozu ſie Gott vermöge ſeiner Barmherzigkeit eingeladen hat; indem er endlich ſo vielen Sündern, um ſie in der Unbußfertigkeit zu erhalten, irrige Begriffe von der Barmherzigkeit Gottes vorſpiegelt: eben darum alſo, weil Gott barmherzig iſt, ſo muß er das Aergerniß mit ſchrecklichen Strafen bedrohen, er muß dieſe Strafen vollführen.

Endlich fordert ihn auch das Rachſchreyen der Verführten auf. Ich zittere, wenn ich mir vorſtelle, wie am Tage des Gerichtes ein allgemeines Weheklagen der verführten Seelen über ihre Verführer ſich erheben wird; wie hier eine Stimme rufen wird „ Mein Freund, mein falſcher Freund hat mir verderbte Grundſätze eingeflößt: da ein Kind „ Mein eigener Vater war es, der mich durch ſeine böſen Beyſpiele verführt „ Dort eine Tochter, „ Meine Mutter war es, die mich Eitelkeit, und Kunſtgriffe zur Verführung lehrte „ Da ein fürwitziger Leſer „ Dieſer Schriftſteller war es, der mich in meiner Religion irre machte: Dort ein Dienſtboth: Mein eigener Herr trug kein Bedenken, mich durch Schmeicheley und Geſchenke zur Sünde zu reizen. Ja nicht nur einer gegen

gen einen, ſondern tauſend werden gegen einen ſchreyen „Er war's, der unſere Seelen alle zuſammen dem Abgrunde zuführte. Gott, räche unſer Blut!„ Muß nicht Ach und Wehe über denjenigen kommen, gegen den ſo viele Ach und Wehe ſchreyen! Muß nicht Gott ſein Wort in Erfüllung bringen: Dieſe (Verführte) werden zwar zugrundegehen, aber ihr Blut will ich von euren Händen (ihr Verführer) fodern. (Ezech.) Gewiß! er wird es fodern. Es ſind ſeine Seelen, ſeine Geſchöpfe, die ihm ſind entriſſen worden. Das Blut ſeines Sohnes, und der Aufwand ſeiner Gnade iſt an ihnen verlohren gegangen. Es ſind zwar treuloſe Seelen, weil ſie mehr dem Winke des Aergerniſſes, als dem Rufe der Gnade gefolget ſind, weil ſie ſich lieber von denen, die ſie irreführten, als von jenen, die ſie zur Wahrheit und Tugend anführten, leiten ließen: aber ihr, ihr Verführer, ihr werdet dennoch die ſtrengſte Rechenſchaft zu geben haben, auf euch wird das ganze Gewicht der Rache ruhen, und die Pein, die jene unglückliche einzeln leiden, wird in vollem Maaße euch zugemeſſen werden. Wäret ihr nicht geweſen, ſo würden jene in der Unſchuld verblieben, nicht ſo ſchwer gefallen, wenigſtens nicht ſo tief in die Gewohnheit des Laſters verſunken, oder doch eher und aufrichtiger zu Gott zurückgekehret, ſie würden mithin nicht ewig von ihm getrennt ſeyn. Darum werden ſie um Rache ſchreyen, und Gott wird ſie erhören; erhören wird er ſie, nicht zwar zu ihrem Heil, aber zu eurer tieferen Verwerfung, zu eurer ſchrecklicheren Verdammung — ihr Verführer — Weh dem Menſchen, durch welchen Aergerniß kömmt! O Aergerniß! Soll ich noch etwas

hinzuſetzen, um die Verdammlichkeit desſelben augenſcheinlich zu machen! Fürwahr: es iſt die Urſache alles Unheils, vielleicht die einzige Urſache, warum ein ewiges Feuer brennt. Chriſten, wenn ihr glaubet, daß der Sohn Gottes gekommen iſt, ſelig zu machen, was verlohren war, wenn euch das Blut eures Verſöhners theuer iſt, wenn euch euer Heil lieb iſt, wenn ihr Feinde eures ärgſten Feindes des Satans ſeyd, wenn ihr euch der Geſellſchaft der Engel einſt erfreuen, wenn ihr nicht erfahren wollet, wie ſchrecklich es ſey, in die Hände des lebendigen Gottes fallen, ſehet zu, daß ihr nicht Aergerniß gebet.

Am Feſte Mariä Opferung.

A ventre matris meae Deus meus es tu.

Vom Mutterleibe aus biſt du mein Gott. Pſ. 21.

So ſprach David der König in Rückſicht auf ſeine erſten Lebensjahre, die er in der Unſchuld zubrachte. Und ſo ſollte von Rechts wegen jeder Menſch ſprechen können: denn es iſt ja unſtreitige Wahrheit, daß man Gott, dem man ſein Leben, Kräfte und alles zu verdanken hat, auch die Erſtlinge ſeines Lebens von dem Augenblicke an weihen müſſe, da das Vernunftslicht aufgeht, und da man Alters halber ihn zu erkennen fähig iſt. Allein, wie verkannt iſt nicht dieſe Pflicht, und wie unzähligmal wird nicht das Recht des Allerhöchſten, welches er auf die Erſtlinge des jugendlichen Alters hat, verletzet? Wie viele

viele giebt es wohl, die ſagen können „Du biſt mein Gott von Jugend an, und ſobald ich angefangen habe, dich zu erkennen, habe ich auch angefangen, dir zu dienen „ wie viele giebt es wohl, die dieſes ſagen können? Und welches iſt wohl die Urſache dieſer Unordnung? Ich glaube, ſie ſey theils bey der Jugend ſelbſt, theils bey jenen, welchen die Sorge der Kindererziehung aufliegt, anzutreffen. Dieſe, die Aeltern nemlich, ſind oft in Anſehung der Schuldigkeit, ihren Kindern die Grundſätze der Gottesfurcht und Tugend einzuſchärfen, zu läßig; und jene, die Kinder nemlich, ſind oft gegen die guten Grundſätze, die ihnen beygebracht werden, zu leichtſinnig, oder zu halſtärrig. Jede von dieſen Theilurſachen iſt zureichend, das Verderben junger Herzen überhandnehmen zu laſſen. Wenn erſt beyde zuſammenkommen, wenn Aeltern in der Erziehung ſaumſelig, und Kinder dazu bösartig ſind, gleichwie es nicht ſelten geſchieht; ſo iſt es gar kein Wunder, wenn ſo viele Unſchulden verlohren gehen, und wenn das Verderben der Jugend ſo gemein wird.

Eben deswegen iſt der heutige Feſttag, der Tag der Opferung Mariä merkwürdig — merkwürdig ſowohl Aeltern, als Kindern. Eine uralte, von vielen Vätern bezeugte Tradizion berichtet uns, daß, als Maria die heiligſte Jungfrau das dritte Jahr ihres Alters erreicht hatte, ihre frommen Aeltern ſie dem Allerhöchſten in dem Tempel aufgeopfert, und der prieſterlichen Erziehung übergeben hätten; daß auch Maria nicht nur willig, ſondern mit Freuden in dieſe Anordnung ihrer Aeltern ſich

gefüget, und aus freyem Antriebe Gott das Gelübde der ewigen Reinigkeit abgelegt hätte. Dieß iſt die Geſchichte, auf welche ſich das heutige Feſt beziehet, und die in der That würdig iſt, es zu veranlaſſen. Was dabey beſonders meine Aufmerkſamkeit erreget, iſt die glückliche Uebereinſtimmung der Beyſpiele von Aeltern und Kinde, von Joachim und Anna, an denen ſich alle chriſtliche Aeltern ſpiegeln können, und von Maria, welche allen chriſtlichen Kindern ein unvergleichliches Beyſpiel giebt. Laſſen Sie mich das eine, wie das andere Ihnen heute vor Augen ſtellen, damit ſowohl Aeltern lernen mögen, was ſie in Anſehung ihrer Kinder, als auch Kinder, was ſie in Anſehung ihrer ſelbſt für Pflichten gegen Gott haben. Pflicht der Aeltern nemlich iſt es, alle Sorge zu tragen, damit ihre Kinder zur Gottesfurcht und Tugend aufwachſen; und Pflicht der Kinder iſt es, daß ſie ihre frühen Jahre Gott heiligen. Das Beyſpiel, welches ich den erſten vorſtelle, ſind die heiligen Aeltern Mariä. Das Beyſpiel, welches ich den anderen vor Augen halte, iſt Maria, das heilige Kind.

Erſter Theil.

Das wahre Glück des Eheſtandes in Abſicht auf Kinder beſteht darinn, daß er durch den Segen des Allmächtigen Menſchen hervorbringt, die mit unſterblichen Seelen, mit dem Vermögen, Gott zu erkennen und zu lieben begabt, einer ewigen Glückſeligkeit fähig ſind. Dahin muß eben darum die Abſicht der Aeltern forderſamſt gerichtet ſeyn, damit ſie jene Glückſeligkeit an ihren

ren Kindern, deren ſie fähig ſind, befördern. Iſt es wohl genug, daß ſie nur Erben ihres Blutes, ihres Namens und ihres Vermögens vor Augen ſehen? Und wie? wenn ihr Fleiſch und Blut einſtens als ein Gräul von Gott verflucht, und ein Raub ewiger Flammen werden ſollte, was nützte es ſie, Aeltern geweſen zu ſeyn? und welch entſetzlicher Vorwurf für ſie, wenn ſie an dieſem Unglücke auf irgend eine Art Schuld geweſen wären? Sollte man nicht in Rückſicht auf dieſe, deren Kindern ein ſolches Unheil bevorſteht, die Unfruchtbaren mit dem weiſen Manne (Sap. 3.) ſelig preiſen? Nochmal wiederhohle ich es alſo: Aeltern muß die Beförderung der ewigen Glückſeligkeit ihrer Kinder vor allem am Herzen liegen, und ob ich gleich die Empfindungen der Natur, die in den Aeltern beym Anblike ihrer Kinder unwiderſtehlich rege werden, auf keine Art misbilligen kann; ſo müſſen ſie doch als vernünftige und chriſtliche Aeltern vorzüglich dieſes betrachten, daß ein Glied der heil. Kirche, ein Kind Gottes, und hoffentlich auch ein Erbe des Himmels aus ihrem Ehebündniſſe hervorgetretten iſt. Darinn ſetzt wenigſtens der heilige Paulus die Glory chriſtlicher Aeltern, daß ihre Kinder geheiliget ſind; und unter anderen Abſichten, warum Chriſtus in ſeinem Gnadenbunde die Ehe zur Würde eines Sakraments erhob, war gewiß auch dieſe, damit Aeltern forthin an ihren Kindern nicht nur Früchte des Fleiſches, ſondern zur Erbſchaft des Himmels beſtimmte Gotteskinder erblicken mögen. Aus demſelben Grunde bringt auch der Eheſtand in dem Chriſtenthume eine beſondere Pflicht mit ſich, auf die Heiligung der Kinder bedacht zu ſeyn, und ſie zu Gottes

Wohlgefallen zu erziehen. Wiewohl dieß war von jeher ſchon eine von gottesfürchtigen und glaubigen Menſchen anerkannte Pflicht. Was bewog den Erzvater Abraham, ſo entſchloſſenen Gehorſam zu leiſten, da ihm der Allerhöchſte den Befehl gab, ſeinen Sohn zu ſchlachten; als Glaube an die Wahrheit, daß Gott, gleichwie er die Kinder ſchenkt, und Unfruchtbare ſegnet, alſo auch jene mit Rechte zum Opfer verlange? Welches war auch der Antrieb zu jener edlen That, welche uns in dem erſten Buche der Könige von der Anna des Samuels Mutter erzählt wird, daß ſie dieſen ihren Sohn, ſobald er von der Milch abgewöhnt war, zum beſtändigen Dienſte des Tempels widmete; als Glaube an dieſelbe Wahrheit, daß Gott den erſten Anſpruch auf ſeine Schankungen habe, und Ueberzeugung, daß Aeltern ihre Kinder nicht mehr lieben, und nicht beſſer für ſie ſorgen können, als wenn ſie dieſelbe Gott aufopfern, und ſeinem Dienſte weihen. Gläubige Aeltern kannten alſo ſchon im Naturgeſetze, ſchon in dem Moſaiſchen ihre Pflicht gegen Gott in Anſehung ihrer Kinder, und erfüllten auch dieſelbe auf eine ſehr großmüthige Art. Zu dieſen edlen, und von der göttlichen Schrift ſo ſehr gerühmten Beyſpielen geſellten nun auch die Aeltern der ſeligſten Jungfrau das ihrige; und dieſes Ihnen vorzuſtellen, m. Gg. iſt eigentlich mein Vorhaben.

Ich bemerke an ihrem Betragen, indem ſie ihr dreyjähriges liebſtes Kind in den Tempel bringen, alles, was Aeltern erbauen, und was auch die fehlerhaften Geſinnungen von manchen beſchämen kann. Sie verläugnen erſt-

lich ihre Eigenliebe; ſie richten andertens die Liebe zu ihrem Kinde auf die vernünftigſte Weiſe ein. Wer mag zweifeln, daß Maria das einzige Vergnügen ihrer Aeltern war, als ihr Kind, als das einzige Kind, als die Frucht ihres Alters, ihres bis dahin unfruchtbaren Eheſtandes? Es blikte etwas ganz beſonderes aus ihr hervor. Die Gnade wie die Natur wetteiferten, ſie mit ihren Gaben zu überſchütten. Jedem, der ſie ſah, flößte ihr Anblik Hochachtung ein. Wie lieb muß ſie nicht ihren Aeltern geweſen ſeyn? Und wie glücklich konnten dieſe ſich ſchätzen, Aeltern von einem ſolchen Kinde zu ſeyn? Hätte man aber nicht glauben ſollen, ſie würden es eben deswegen nie aus ihren Augen laſſen, und auf den Genuß der Freude und des Troſtes, Mariam dieſe holdſelige Jungfrau, unter ihren Augen heranwachſen zu ſehen, nie Verzicht thun? Und dennoch opferten ſie ihr Vergnügen, die Zierde ihres Hauſes, den Troſt ihres Alters, ihren Augapfel dem Allerhöchſten auf. So lieb ihnen Maria war, ſo glaubten ſie dennoch, Gott hätte ein größeres Recht auf ſie, und ſie wäre eben darum das ſchicklichſte Opfer für Gott, weil ſie ihr gröſter Schatz auf Erden war. Welch eine großmüthige Verläugnung ihres Rechtes! Was hegen aber manche Aeltern für Geſinnungen? Sie glauben, ihre Kinder ſeyen ganz allein zu ihrem Vergnügen da, ganz dazu erſchaffen, ihre Kinder zu ſeyn. Sie laſſen ſich von der Betrachtung, daß ihr Ebenbild vor ihren Augen ſteht, ganz dahinreißen, und vergeſſen darüber nicht ſelten ihren, und ihres Kindes Schöpfer; ſind zufrieden, daß ein Kind da iſt, und vergeſſen die Erziehung und Bildung deſſelben, die doch ganz allein

den

den Werth ſeines Daſeyns entſcheiden muß. — Oder aber ſie bilden und erziehen es. Wie aber? Indem ſie kein anderes Verhältniß kennen, als jenes, das zwiſchen ihm und ihnen iſt, ſo erziehen ſie es auch ganz nach ihrem Geſchmacke. Und was iſt dieſes für ein Geſchmack? Ein ganz verderbter. Weil ſie Eitelkeit lieben, ſo wird auch das Kind zur Eitelkeit erzogen. Weil ſie in Sinnlichkeit leben, ſo werden auch die Glieder des Kindes zur Sinnlichkeit eingeweiht. Weil ſie ſtolz und übermüthig ſind, ſo wird auch dem Kinde ſchon Stolz und Uebermuth eingeflößet. Mit einem Worte: ſie wollen das völlige Ebenbild an ihrem Kinde ſehen; darum flößen ſie auch dem Kinde ihr ganzes Verderben ein. Unglückliche Kinder! Oft wär es Kindern nützlich, aus dem älterlichen Hauſe, weil ſie da zu vielen Zerſtreuungen ausgeſetzt ſind, entfernt, und einer ſchärferen Aufſicht übergeben zu werden; aber eine lächerlich zärtliche Mutter kann ſich nicht entſchließen, dieſes zu veranſtalten, oder zuzugeben; theils weil ſie das Vergnügen, ihr Liebchen bey ſich zu haben, nicht aufopfern will; theils weil ſie aus Eigenliebe glaubt, nirgendswo, als in ihrem Hauſe, ſey beſſer dafür geſorgt, obgleich gerade das Gegentheil wahr iſt. Noch mehr: ſo wie ſich Aeltern durch eine unvernünftige Eigenliebe ihrer Kinder wegen verſündigen, ſo laſſen ſie ſich auch ſogar von einem niedrigen Eigennutze manchmal leiten, und ziehen einen geringen Vortheil dem wichtigſten Vortheile ihres Kindes vor. Ich will nur ein Beyſpiel geben. Hat man nicht ſchon gehört, daß Aeltern der Verordnung, Kinder von einem gewißen Alter zu dem öffentlichen Unterrichte in Schulen zu ſchicken, den Vorwand

entgegen ſetzten, ſie bedörften ſie zur Arbeit: als wenn jenes nicht ungleich wichtiger, nicht unerſetzlicher wäre, als dieſes? Und wie? wenn es endlich auch Aeltern giebt, die ſich die Herrſchaft über den Beruf ihrer Kinder anmaſſen, und blos aus zeitlichen Abſichten, ohne Rückſicht auf Gott und das Seelenheil, ihnen den Stand beſtimmen, den ſie antreten ſollen, ob es gleich ihr Beruf nicht iſt; oder ſie von einem Stande abhalten, wozu ſie doch Beruf und Luſt haben? Sind dieß nicht lauter Eingriffe in das Recht, welches Gott über Kinder hat? lauter Mißbräuche des älterlichen Anſehens? Das ſollen Aeltern vor allem wiſſen, daß Kinder ihnen nur zu der Abſicht anvertraut ſind, damit ſie dieſelbe zur Ehre Gottes, und zu ſeinem Wohlgefallen auferziehen, und daß alle Gewalt, welche ſie haben, dahin geordnet iſt. Den erſten Antheil am Leben der Kinder hat der Schöpfer. Aeltern ſind nur Werkzeuge ſeiner Allmacht. Hat aber das Werkzeug mehr Recht als der Meiſter? Die Vaterſchaft Gottes iſt um ſo viel mächtiger, als alle irrdiſche, daß der Heiland ſagen konnte, es ſey nur ein Vater im Himmel, nemlich Gott; und er ſey es mit ſo viel Vorrechte, daß im Vergleiche mit ihm kein Menſch es wagen dörfe, ſich Vater nennen zu laſſen. (Matth. 23. 9.) Dadurch wird zwar die Gewalt eines Vaters über ſeine Kinder keineswegs aufgehoben; doch muß ſie der höchſten Gewalt Gottes ſtets untergeordnet bleiben. Ein Vater muß in Furcht und Zittern ſein Amt verwalten, damit er einſt Gott dafür Rechenſchaft ablegen, und mit frohem Zeugniſſe des Gewiſſens ſich und die Seinigen Gott darſtellen könne; damit er einſt ſagen könne: **Siehe, ich und**

meine Kinder, die du mir gegeben haſt. (Iſ. 8.) Du haſt mir ſie gegeben, und ich habe Sorge getragen, daß ſie dich kennen lernten, daß ſie dir dienten, daß ſie dein Ebenbild nicht entweihten, und ſich deiner Schöpfung nicht unwürdig machten. Siehe, ich — urtheile, ob ich würdig war, daß du mir ſo theure Seelen anvertraueſt, und meine Kinder, ob du ein Wohlgefallen an ihnen findeſt, ob ich das Meiſterſtück deiner Hand, ſo lang es unter meiner Hand war, nicht zu Grunde gerichtet habe. Und wehe den Aeltern, wenn ſie in ihrer Rechenſchaft nicht beſtünden, wenn Gott weder ſie, noch die ihrigen eines Anblicks würdigte, wenn er ſie ihrer ſchlecht gegebenen Erziehung, und ihre Kinder der Unerzogenheit halber verdammte? Will ich aber vielleicht durch dieſe ſtrenge Sittenlehre den Aeltern ihr Vergnügen rauben, welches ſie an ihren Kindern haben? Nein! dieſes Vergnügen ſoll ihnen auf keine Art verbittert werden, ja es ſoll vielmehr ihr zeitlicher Lohn für die ſchweren Pflichten ſeyn, die mit ihrem Stande verbunden ſind; allein eben dieſes Vergnügen hängt ganz davon ab, daß ſie ihren Kindern eine gottgefällige Erziehung geben. Oder gereicht es ihnen etwa zum Vergnügen, wenn ihre Kinder ausgeartet und gottlos werden, wenn ſie ſich Ausſchweifungen und unordentlichen Lüſten übergeben, wenn ſie ein unchriſtliches Leben führen, und wenn jedermann, dem ihre Unordnungen in die Augen fallen, von ihnen das Urtheil fällt „ dieſen mangelt es an Erziehung „ gereicht dieſes zum Vergnügen? O! wer würde dieſen üblen Folgen nicht mit allen Kräften vorbauen, wenn er ſie zu rechter Zeit vorausſähe,

gleich-

gleichwie er ſie vorausſehen könnte? Nein! Das einzig wahre Vergnügen der Aeltern beſteht darinn, daß ſie wohlgerathene, fromme, tugendhafte, zu ihrem Beruf gebildete Kinder erblicken — das einzig wahre Vergnügen, dem noch ein anderes viel größeres nachfolgen wird, daß ſie dieſelbe ewig bey Gott, ewig glückſelig ſehen. Dieß erkennten die frommen Aeltern Mariä, indem ſie dieſe ihre jungfräuliche Tochter dem Allerhöchſten aufopferten. Sie ſahen ein, daß ſie nur in ſofern glückliche Aeltern wären, als ſie eine Gottgeliebte, und an Tugenden reiche Jungfrau zur Tochter hätten. Demnächſt war auch die Liebe, die ſie zu dieſem ihrem Kinde trugen, viel ordentlicher eingerichtet, als ſie es bey manchen Aeltern iſt.

Sie liebten Mariam auf das zärtlichſte. Und warum ſollten ſie ſie auch nicht lieben, da ſie ſoviele bewunderungswürdige Eigenſchaften, ſo viel Sittſamkeit und Unſchuld, ſoviel Gehorſam und Gelehrigkeit, ſoviel Verſtand und Gotteskenntniß in einem ſo zarten Alter an ſich blicken ließ. Dieſe Liebe erzeigten ſie aber gegen ſie nicht nur dadurch, daß ſie ſie ſanft auf ihrem Schooße ruhen ließen, und ihren Wangen Küſſe aufdrückten; ſondern dadurch vielmehr, daß ſie auf die Entwicklung ihrer großen Fähigkeiten, und die Ausbildung ihrer Tugenden bedacht waren. Das dienlichſte Mittel dazu ſchien ihnen zu ſeyn, wenn ſie in den Tempel geführt, den Unterweiſungen der Prieſter, der Aufſicht frommer Wittwen übergeben, zur Andacht gewöhnt, zu nützlichen Beſchäftigungen angehalten, und übrigens in einer zwar geſelligen

ſelligen, aber doch auch einſamen Lebensart groß gezogen würde. Dies geſchah alſo, und zwar aus der Urſache, weil ſie ihnen lieb war. Sehet das Muſter einer Aeltern-liebe, die nicht minder vernünftig, als zärtlich war.

Nichts m. Gg. iſt von ſchädlicheren Wirkungen in Anſehung der Kinder, als eine unordentlich- und unvernünftige Liebe gegen ſie? Was ſind dieß für Wirkungen? Man verkennet ihre Fähigkeiten, man überſieht ihre Fehler, ſobald man ſie auf eine unvernünftige Weiſe liebt. Wie lautet wohl die Sprache mancher Aeltern? Die Kinder ſind noch zu ſchwach, man darf ihre Kräfte nicht zu frühe anſpannen. Sie haben den Verſtand noch nicht. Es iſt noch Zeit, bis ſie zu reiferen Jahren gelangen„ Unter dieſem Vorwande läßt man ſie in Unwiſſenheit, im Müſſiggange, in Kinderpoſſen aufwachſen, läßt ihnen Trägheit, Leichtſinn, und ſchleppende Lebensart zur Gewohnheit werden, läßt das Wachs ihrer Kindheit verhärten, daß es keinen Eindruck hernach mehr annimmt, läßt allerley zerſtreuende Händel in ihrem Gedächtniſſe den Platz heilſamer Kenntniſſe, deren es empfänglich wäre, einnehmen. Und — wenn die reiferen Jahre endlich ankommen, wie? iſt es noch Zeit, ſie zu bilden? wird man ſich nicht betrogen finden? werden ſich verwahrloßte Kinder nicht gegen die Zucht ſträuben? werden ſie nicht gegen die Sporne ausſchlagen? Man mahne ſie alsdann zur Andacht an; aber ihr Leichtſinn wird den Vermahnungen der Aeltern nur ſpotten, oder höchſtens nur eine heuchleriſche Genugthuung leiſten. Man leite ſie in Ordnung; aber ſie werden allerley Ränke erſinnen, um

die

die Sorgfalt ihrer Anführer zu vereiteln. Man ſtrenge ſie zur Arbeit an; aber ihr halsſtärriger Nacken wird, ſo viel er kann, ſich aus dem ungewöhnten Joche ziehen. Man bitte ſie! Sie werden die Liebe verkennen. Man bedrohe ſie! ſie werden murren. Man beſtrafe ſie! ſie werden nur erbittert werden. Man erinnere ſie ihrer Fähigkeiten, und Talente! ſie werden aber nach einer ſo langen Verwahrloſung keine andere Fähigkeit in ſich fühlen, als jene zum Laſter. Dieß iſt das End einer übertriebenen, und ich dörfte ſagen, kindiſchen Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder. Und was kann auch ſonſt anderſt daraus werden: denn wenn man Kinder auf eine unvernünftige Art liebet, ſo verkennt man nicht nur ihre Fähigkeiten, ſondern überſieht auch ihre Fehler. Daß ſich auch bey Kindern ſchon gewiße unordentliche Leidenſchaften blicken laſſen, iſt nicht zu läugnen: denn das Verderben wird ja mit dem Menſchen gebohren. Des Ungehorſames, der einer der gewöhnlichſten Fehler dieſes Alters iſt, der Sinnlichkeit, die mit ihnen aus der Wiege hervorſteigt, des Zornes, der ſie gegen alles, was wider ihren Willen geſchiehet, aufbringt, nicht zu gedenken; ſo wird man oft, wer ſollte es glauben, ſchon einen gewißen Stolz an Kindern gewahr; ſo abhängig, ſo dürftig und unvermögend ihr Zuſtand iſt. Dabey hat aber doch auch die Jugend den Vortheil, daß ihre Leidenſchaften, weil ſie noch nicht durch Gewohnheit verſtärkt ſind, durch eine kluge Behandlung leicht zurück gehalten werden können. Allein, wenn man ihr alle ihre Fehler ungeahndet hingehen läßt, wenn man durch unzeitige Lobeserhebungen ihrer Schönheit, ihres Putzes, ihrer witzigen Einfälle dem Stolze

ſchmeichelt, wenn man ihr neidiſches und zorniges Weſen, ihre Schmähſucht, die ſie gegen Hausgenoſſene, oder andere, mit welchen ſie umgehen, auslaſſen, nur gleichgültig anſieht, wenn man ihnen alles, wornach ſie Luſt haben, geſtattet, und in keinem Stücke widerſpricht: müſſen nicht ihre Leidenſchaften immer ſtärker und unüberwindlicher werden? An alle dieſen Folgen hat die übertriebene, die pur ſinnliche Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder Schuld. Urtheilet, wie ſchädlich ſie iſt. Chriſtliche Aeltern, ihr haſſet ja eure Kinder, anſtatt ſie zu lieben, wenn eure Art ſie zu lieben nicht ganz vernünftig, und den Bedürfniſſen der Kinder angemeſſen iſt. Ihr richtet ſie durch eure Zärtlichkeit zu Grunde, es iſt eine grauſame Schonung, die ihr ihnen widerfahren laſſet, und die ſie euch nie verdanken werden, wenn ihr ihre Fehler ungeahndet laſſet. Machet aus euren Kindern gute Menſchen, fromme Chriſten; lehret ſie, Gott fürchten, ſich ſelbſt und ihre Leidenſchaften regieren, mit dem Nebenmenſchen Friede halten; lehret ſie Recht und Billigkeit, Arbeit und Frömmigkeit; lehret ſie nicht nur, ſondern haltet ſie auch dazu an, und ſtrafet ſie auf eine ihrer Kindheit angemeſſene Art: dann liebet ihr ſie, und ſie werden es einſt erkennen, daß ihr ſie geliebet habt.

Zweyter Theil.

Nun wende ich mich auch zu Kindern, und ſtelle ihnen das Beyſpiel der heiligſten Jungfrau vor Augen, die eben darum zur höchſten Stufe der Vollkommenheit gelanget iſt, weil ſie von den zarteſten Kindsbeinen

an den Grund zu ihrer Heiligkeit geleget hat. Ihre Aeltern hatten den Entſchluß gefaßt, ſie dem Allerhöchſten in dem Tempel aufzuopfern: und Maria, die als das Opfer ſelbſt beſtimmt war, zeigte ihre gänzliche Zufriedenheit, ja ſogar ihre Freude an dem Vorhaben ihrer Aeltern. Man denke aber nicht, als ſey es, um ſie hiezu leichter zu bereden, vonnöthen geweſen, ihr allerley angenehme Vorſtellungen von dem Tempel zu machen, ſie etwa durch Schankungen und Verheißungen einzunehmen. Nein! Man ließ ſie den Tempel von dem rechten Geſichtspunkte anſehen, als einen Ort, wo ſie ſich dem Gottesdienſte und dem Gebethe widmen, als einen Ort, wo ſie von den Zerſtreuungen der Welt entfernt leben müſte, als einen Ort, wo man ſie einestheils zur Erlernung des göttlichen Geſetzes, andererſeits aber zur Arbeit und zu nützlichen Beſchäftigungen anhalten würde. — Und eben hiemit war Maria vom ganzen Herzen zufrieden, — ſie als ein dreyjähriges Kind. Wer muß nicht über dieſe männliche Entſchließung ſtaunen? Wer muß nicht um ſo mehr darüber ſtaunen, wenn er bedenkt, wie ſchwer es gemeiniglich iſt, die Kinder zum Gebethe und anderen ernſthaften Uebungen zu bringen; wie man ſie nur durch Geſchenke, durch Verheißungen und Schmeicheleyen dazu anlocken muß?

Maria iſt alſo ganz bereitwillig, in den Tempel zu gehen, weil es erſtlich ein Haus Gottes iſt, beſtimmt zum Gebethe, und zur Unterhaltung mit Gott. Es geht dem Buchſtaben nach an ihr in Erfüllung, was vorlängſt ſchon David von einer von Gott vorzüglich

geliebten Seele ſprach: Höre Tochter, und vergiß das Haus deines Vaters, und der König wird Verlangen nach deiner Zierde haben. Sie verläßt wirklich das Haus ihrer Aeltern, die ſie eben ſo ſehr liebet, als ſie von ihnen geliebt wird, weil ſie die geheime Stimme des göttlichen Geiſtes vernimmt, der ihr zuruft "Höre Tochter: Der König trägt Verlangen nach deiner Jugendzierde, nach deiner erſten Unſchuld: du ſollſt in frühen Jahren in ängſter Vereinigung mit ihm leben, und um niemand ſo ſehr anzugehören, als ihm, um niemand mehr zu lieben, als ihn, ſollſt du ſogar aus dem Hauſe deines Vaters austreten, und forthin in dem Hauſe des Herrn wohnen. Dieſer Einſprechung des Geiſtes folget Maria eben ſo geſchwind, als freudig, weil ſie überzeugt iſt, mit welchem Rechte Gott die Erſtlinge der Jugend fodere. Merkwürdig iſt aber, was David an der nemlichen Stelle hinzuſetzet: Nach ihr werden mehrere Jungfrauen folgen. Sie werden mit Freude und Jubel dem Tempel des Königs zugeführt werden. Auch dieſes iſt ſchon unzähligmal in Erfüllung gegangen. Wie viele zarte Kinder, wie viele Jungfrauen ſind dem Beyſpiele Mariä nachgefolgt, haben ihre Jugendblüthe dem Allerhöchſten geweiht, und den Entſchluß gefaßt, ihm in unverſehrter Reinigkeit lebenslänglich zu dienen! Aber wie viele ſind auch von dieſem Beyſpiele nur gar zuweit entfernt? Sie gleichen ihr nicht in einem einzigen Zuge unter allen jenen, mit welchen ſie der gekrönte Prophet ſchildert? Die Zierde der Königstochter iſt ganz von innen, ſie beſteht ganz allein in Tugend und Unſchuld,

ſchuld, und in lauter ſolchen Eigenſchaften, die Gott allein bekannt ſind. Es gibt aber eine eitle Jugend, die ihre Zierde nur in dem äuſſerlichen ſuchet, nur im Schmincke des Angeſichtes, und im Putze der Kleider, nur in einnehmenden Geberden, und bezauberender Liebsſprache, nur in neuen Moden, und abwechſelnden Trachten, und nicht in Tugend, nicht in Unſchuld. Sie ſuchet nur den Menſchen zu gefallen, und nicht Gott. Sie kennt keine andere Gabe, für deren Erhaltung ſie wachen ſoll, als ihre vergängliche Geſtalt, und nicht den Schatz der heiligmachenden Gnade. Der Tempel des Königs, das Haus Gottes iſt gar der Ort nicht, den ſie gerne beſuchet, und das Gebeth iſt auch die Beſchäftigung nicht, an welcher ſie Geſchmack findet. Und wenn ſie doch das Haus des Herrn gern beſuchet, ſo geſchieht es nicht, weil es ein Haus des Gebethes, ſondern weil es ein volkreicher Ort iſt, wo ſie beobachten, und beobachtet werden kann. O welcher Abſtand! das ſind die Jungfrauen nicht, die David ſchildert, daß ſie Mariä nachfolgen werden.

Doch laſſet uns weiter gehen. Maria iſt bereitwillig in den Tempel zu gehen, weil dieſes ein Ort iſt, da ſie einſam und von der Welt entfernt leben kann. Man muß nicht denken, daß das Haus ihrer Aeltern ſo beſchaffen war, daß ſie allda zu immerwährenden Zerſtreuungen wäre fortgeriſſen, und durch abwechſelnde Beſuche und weltliche Geſellſchaften von Geiſtesverſammlungen abgehalten geweſen: doch ſchien ihr der Aufenthalt des Tempels noch dienlicher zum Zwecke ihrer Vollkommenheit zu ſeyn, weil hier alle Umſtände zuſammentrafen, welche ſie

an Gott und göttliche Dinge erinnerten, und weil ſie auch näher bey dem Heiligthume wohnte, mithin weit mehr Gelegenheit hatte, der Anbethung Gottes obzuliegen: darum nimmt ſie von ihrem väterlichen Hauſe Abſchied.

Allein da ich hier von der Einſamkeit rede, was ſoll ich zu manchen chriſtlichen Kindern ſagen? Soll ich ſagen, Vergeſſet das Haus eures Vaters, und eurer Mutter? Nein! das väterliche Haus iſt manchen nur allzu vergeßlich, weil ſie der Zucht, der Aufſicht und der Ordnung überdrüßig ſind, weil ſie anderſtwo mehr Freyheit und Nahrung für ihren zerſtreuten Geiſt antreffen. Ich ſage vielmehr: Vergeſſet das Haus eures Vaters nicht, werdet eurer angeſtammten Wohnung nicht überdrüßig, liebet die Zucht, die euch in Schranken hält, liebet die Aufſicht, die euch von Ausſchweifungen entfernet, haltet euch an die Ordnung, die eure Chriſtliche Aeltern eingeführet haben, ſeyd nicht jenen Jungfrauen gleich, von welchen der h. Paulus ſagt, daß ſie müßig vom Hauſe zu Hauſe laufen, und geſchwätzig, fürwitzig reden, was ſich nicht gebührt. Wenn ihr in den Tempel des Herrn gehet, ſo ſcheuet das Beyſeyn eurer Aeltern nicht, ihr ſollt nicht allein, nicht von ihnen entfernet ſeyn. Dieß iſt die Einſamkeit, die ich euch vorſchreibe, daß ihr gern zu Hauſe ſeyd, gerne unter den Augen eurer Aeltern ſeyd, und nicht Schlupfwinkel, nicht geheime Geſellſchaften beſuchet.

Ich wende mich nochmal zu Maria, dieſer unvergleichlichen Jungfrau, die im dritten Jahre ihres Alters ein

Bey-

Beyſpiel gab, welches, ich ſage itzt nicht, von dreyjähr-igen, doch wenigſtens von zwölf und mehrjährigen Kind-ern ſollte nachgeahmet werden. Sie gieng endlich mit Freuden in den Tempel, weil dieſes ein Ort war, wo ſie zur Erlernung des göttlichen Geſetzes angehalten wurde. Ja die Erlernung des göttlichen Geſetzes, war von Jug-end an die Luſt und die Freude Mariens; und dahin zielte, wie man glauben kann, der göttliche Heiland ſelbſt in dem h. Evangel.; wenn er jenem Weibe, welches die Glückſeligkeit ſeiner Mutter aus der Urſache anprieß, weil ſie ihn in ihrem Leibe getragen, und mit ihren Brüſten geſäuget hätte, zur Antwort gab: Vielmehr jene ſind ſelig, welche das Wort Gottes hören, und bewah-ren. Womit er, nach der Auslegung des ehrwürdigen Beda, ſoviel ſagen wollte: Meine Mutter iſt nicht ſo-wohl darum glückſelig, weil ſie mich in ihrem Leibe ge-tragen, als weil ſie das Wort Gottes gerne gehört, und n ihrem Herzen treulich bewahret hat: denn eben dieſe ihre Liebe und Treue gegen das Wort Gottes war die Ur-ſache, warum ſie würdig geachtet wurde, meine Mutter zu werden. In der That, dieß konnte der Heiland zu ihrem Lobe ſagen, indem ſie ſchon in einem ſo frühen Alt-er den Trieben des göttlichen Geiſtes nacheilte, und in den Tempel ſich verfügte, die Unterweiſungen der Prieſt-er zu ihrem Vortheile zu benutzen. Wo ſind aber nun die Jungfrauen und die Jünglinge, die eine ſolche Be-gierde gegen das Wort Gottes hegen? Ja gebt oder verſprechet ihnen romantiſche Bücher, und thörichte Liebsgeſchichten, ſo könnt ihr ſie ganz damit anlocken, und ſtundenlange könnt ihr ſie damit beſchäftiget in

Winkeln ſitzen ſehen : aber zur Anhörung des Worts Gottes iſt ihnen jede Stunde zu lang , jeder Gang zu unbequem , es iſt die Speiſe nicht , die nach ihrem Geſchmacke zugerichtet iſt , es widerſtrebt ihren jugendlichen Lüſten zu viel , es predigt zuviel Ernſthaftigkeit für ihren Zerſtreuung liebenden Geiſt. Allein glaubeſt du unbeſonnene Jugend , du fändeſt in thörichten Büchern deine Nahrung ? Werden ſie nicht deine Leidenſchaften in Gährung bringen ? Werden ſie nicht dein Herz mit tauſend Thorheiten erfüllen ? Werden ſie nicht deine ganze Denkungsart verkehren ? und zwar auf eine unheilbare Art, weil ſie allen Geſchmack an göttlichen und geiſtlichen Dingen benehmen : Wäreſt du nicht weit beſſer berathen, wenn du zeitlich in Anhörung des Worts Gottes, im Leſen bibliſcher Geſchichten deine Freude ſuchteſt , um dein Herz mit guten Grundſätzen und Tugendbildern zu erfüllen, die dir einen Abſcheu gegen das Böſe einflößten , und dich vor der Einwilligung in die Sünde ſicher ſtellten ? Wäre es nicht beſſer , du drückteſt zeitlich deiner Seele Beweggründe zur Tugend ein , um das Verderben in dir nicht überhandnehmen zu laſſen, als daß du deine Leidenſchaften verwegenerweiſe aufweckeſt, und verſtärkeſt , um ſie einſt , nachdem ſie ſchon überhandgenommen haben, mit doppelter Mühe bekämpfen zu müſſen ? Ach warum ſträubt ſich doch die Jugend ſoſehr gegen die Pflicht , das Chriſtenthum zu erlernen , und in der Kenntniß desſelben mehr und mehr zuzunehmen ? Warum findet doch das Gute ſo viel Widerſtand bey ihr , indeß als das Böße ſo ſchnellen Eindruck auf ſie machet ? Ich weiß es : es mangelt der Jugend an reifer Ueberlegung ; allein ſucht man denn

nicht

nicht von Zeit zu Zeit ihrer Unüberlegtheit zu Hülfe zu kommen, und ihr die wichtigſten Gründe beyzubringen, die ihrem Leichtſinne Einhalt thun, und ihre Aufmerkſamkeit auf ihre Pflichten erregen ſollen? Ich mögte wiſſen, wie ein junger Menſch, er ſey ſo leichtſinnig und flüchtig, als er will, dem einzigen Grunde ſeine Ueberzeugung verſagen könne, der aus dem Verhältniſſe des Menſchen mit ſeinem Schöpfer hergeleitet wird, und mit dem ich meine Rede beſchließe.

Menſchen von blühenden Jahren, ihr müſſet doch eingeſtehen, daß ihr Leben, Daſeyn, Kräfte, Geſundheit, Fähigkeiten, alles, nichts ausgenommen, Geſtalt, Schönheit, Glück, Geburt, Adel dem Herrn zu danken habt: und wie? iſt es billig, daß ihr die Erſtlinge eures Lebens, die Blüthe eurer Jahre dem Herrn entziehet, und ſie der Eitelkeit, dem Laſter weihet? Saget an, ſo flüchtig und von geringer Einſicht ihr ſeyn möget — ich feßle euer Urtheil — müſſet ihr nicht einbekennen, daß dieß ein auffallendes, unverantwortliches Unrecht ſeyn würde? Alſo leget den Leichtſinn ab, und dienet Gott in früher Zeit, machet euch mit der Tugend bekannt, ſeyd nicht Knechte eurer thörichten Lüſte. Oder wenn ihr es ſchon waret — wenn ihr alſo nicht mehr ſagen könnet: **Herr, du warſt mein Gott von Jugend an**, ſo ſaget wenigſtens itzt: **Herr, du biſt mein Gott von nun an** — Amen.

Am Feſte des heil. Matthäus.

Vidit Ieſus hominem ſedentem in telonio, Mathaeum nomine, & dixit illi: ſequere me.

Jeſus ſah einen Menſchen an der Zollbank ſitzen, Matthäus mit Namen, und ſprach zu ihm: folge mir nach. Matth. 9.

Die Geſchichte, die ich Ihnen vorgeleſen habe, iſt eben ſo lehrreich als rührend. Rührend iſt ſie, indem ſie uns Jeſum den Menſchenliebhaber darſtellt, wie er auf einen der allgemeinen Verabſcheuung ausgeſetzten Ort, eine Zollbank, und auf einen bey dem Volke verhaßten Menſchen, einen Zöllner ſeinen Augenmerk richtet. Rührend iſt ſie, indem ſie uns eine gewiß ſeltene Begebenheit, eine ſo ſchnelle, und doch ſo gründliche Bekehrung erzählt, wie jene des Matthäus war, der auf ein einziges Wort: „Folge mir nach„ dem Heiland nachfolgte. Rührend iſt ſie endlich, indem ſie uns Jeſum ſeinen argwöhniſchen Feinden zum Trotze an der Tafel eines Publikanen ſitzend, und ganz von Sündern umrungen zeigt. Wer kennt nicht an dieſer einzigen Handlung das zärtlichſt liebende und ganz für Menſchenwohlfahrt brennende Herz Jeſu? Wer mögte ſich nicht in dieſes liebvolle Herz ganz verſenken? Und wer muß nicht Regungen des Zutrauens in ſich verſpüren, er ſey ein gerechter oder ein Sünder, ſich von der

Liebe ſeines Erlöſers ganz ohne Widerſtand leiten und regieren zu laſſen?

Es iſt aber dieſe Geſchichte eben ſo lehrreich, lehrreich erſtens, weil man daraus lernen kann, wie man ſich gegen Irrende und Sünder verhalten müße; lehrreich zweytens, weil auch der Sünder daraus lernen kann, wie er ſich gegen jene, die ihn zurecht weiſen wollen, verhalten müſſe. Gewiß eine wichtige Lehre! denn wenn mehrere Menſchen die Kunſt verſtünden, Irrende zurecht zu weiſen, und wenn mehrere Irrende die Biegſamkeit beſäßen, ſich zurecht weiſen zu laſſen; ſo muſte das Uebel der Sünde, wo nicht ganz von dem Erdboden verſcheucht, doch wenigſtens ſehr gemindert, und in ſeinem Fortgange gehemmet werden. Indeſſen muß ich, um mein Ziel nicht weiter hinaus zu tragen, als eine Stunde ausreicht, das leztere übergehen; zumal da ich ſchon öfters die Bekehrung des heil. Matthäus den Sündern als Beyſpiel vorgeſtellet habe.

Für heute werde ich nur von der Bemühung Sünder und Irrende nach dem Beyſpiele Jeſu zurecht zu weiſen handeln. — Mein! Warum ſchieben doch die Meiſten dieſe Bemühung von ſich? und warum ſind doch ſo Wenige anzutreffen, die Liebe und Muth genug haben, ſich ihrer fehlerhaften Nebenmenſchen anzunehmen? Ich glaube: es ſeyen hauptſächlich drey Urſachen vorhanden: Die erſte. Man hat gegen Menſchen, die ihr Leben mit einigen Flecken geſchändet haben, nicht nur einen gewißen Abſcheu, ſondern man trägt ſogar eine gewiße Verachtung gegen ſie. Die zweyte

te. Man hat das Vorurtheil, man ſey zur Zurechtweiſung Anderer nicht berufen — oder um die gemeine Sprache beyzubehalten." Dieſer Menſch, ſagt man, geht mich nichts an — Die Dritte Urſache. Man zweifelt zum voraus an dem guten Erfolge ſeiner Bemühung.

Dieſe dreyfache Urſache will ich, ſo viel es die Zeit zuläßt, beſtreiten. Fehlende, Verirrte zurechtweiſen, ſage ich

1tens, iſt ein Gott höchſt gefälliges Werk. Dieß geht jene an, welche gegen Sünder einen Abſcheu hegen.

2tens. Es iſt Pflicht für alle jene, die Fähigkeit und Gelegenheit dazu haben. Dieß betrifft jene, welche ſich einbilden, das Geſchäft, Irrende zurechtzuweiſen, gehe ſie nichts an.

3tens. Es iſt keine ſo undankbare Unternehmung, als man glaubt, wenn man nur die rechte Weiſe beobachtet. Dieß geht jene an, welche an dem Erfolge ihrer Bemühung zweifeln.

Erſter Theil.

Eine der weſentlichſten Verrichtungen der chriſtlichen Weisheit iſt dieſe, daß ſie zwiſchen Tugenden und Tugenden genaue Gränzlinien ziehe, und nie zugebe, daß man, um irgend eine Tugend auszuüben, gegen eine andere anſtoße, oder gar in einen groben Fehler verfalle. Ich wende dieſes auf die gegenwärtige Materie an. Sünd-

er

er im Falle fliehen, wo Gefahr vorhanden iſt, von ihnen angeſtecket zu werden, iſt Pflicht, iſt Tugend der Vorſicht; allein würde dieſe Tugend nicht weit übertrieben ſeyn, und in einen groben Fehler ausarten, wenn niemand mit Sündern umgehen wollte, nicht einmal in der Abſicht, ſie zurechtzuweiſen; oder wenn man aus Abſcheu gegen ihre Fehler ſoweit gienge, daß man ſelbſt ihre Perſon verachtete? Dieß war wirklich der Fehler der Phariſäer. Indem dieſe ſich einbildeten, wegen der pünktlichen Beobachtung geſetzlicher Gebräuche heilig zu ſeyn, und indem ſie ſich dadurch bey dem gemeinen Volke in den Ruf der Frömmigkeit zu ſetzen ſuchten, ſo ſtießen ſie anderſeits gegen die weſentlichſte Tugend der Nächſtenliebe an. Sie waren unbarmherzige Richter ihrer Nebenmenſchen, bittere Verächter der Sünder. Dieſe Verachtung ließen ſie nicht nur allenthalben, ſelbſt in dem Tempel blicken, ſondern ſie giengen gar ſoweit, daß ſie auch denjenigen, der ſich nur den Sündern näherte, und ſich mit ihnen freundlich unterredete, als Sünder verſchryen. Selbſt der Heiland war von dem argen Gerichte dieſer Menſchenfeinde nicht frey. Wenn er ſich z. B. würdigte in dem Zollhauſe bey dem Matthäus einzukehren, und da einer Mahlzeit in der Geſellſchaft mehrerer Publikanen beyzuwohnen, ſo mußten ſogleich ſeine Jünger den höniſchen Vorwurf hören: Warum ißet euer Meiſter mit Sündern und Publikanen? Allein eben das, woran ſich die Phariſäer ärgerten, dienet uns zum Unterrichte, und wir lernen heute von dem Heiland, ſowohl aus ſeinem Beyſpiele, als aus der auf den phariſäiſchen Vorwurf gegebenen Antwort, daß es ein gottgefäl-

gefälliges Werk ſey, mit Sündern umzugehen, wenn es in der Abſicht geſchieht, ſie zurechtzuweiſen.

Chriſtus ſelbſt würdigte ſich mit Sündern umzugehen, er machte ſich ein Geſchäft daraus, ihren Schritten nachzugehen, und ſie aufzuſuchen, er beſuchte ihre Wohnungen, er läßt ſich in Geſpräche mit ihnen ein, er aß bey ihnen zu Gaſt. Wenn nun alles, was der Heiland gethan hat, ohne Ausnahme heilig, und nach der Regel der höchſten Ordnung und Vollkommenheit geſchehen war, ſo muß der Umgang mit Sündern in der Abſicht ſie zu bekehren, eine nicht nur Gott gefällige, ſondern ſogar Gottes würdige Handlung ſeyn. Und wie? der Menſch ſoll ſich ſchämen, ſeinen Mitmenſchen ähnliche Liebe zn erweiſen? wie? für einen Menſchen, der ſelbſt Sünder iſt', der die Sünde mit aus Mutterleibe bringt, der keinen Tag vergehen läßt, an welchem er nicht ſiebenmal fehle, der, wenn er auch beſſer und tugendhafter iſt als andere, doch nicht von Flecken frey iſt, und der endlich, wenn er auch beſſer und tugendhafter iſt als andere, es nicht ſeinen Kräften, ſondern der Gnade Gottes zuzuſchreiben hat, für einen Menſchen, ſoll es entehrend ſeyn, wenn er ſich eines Sünders annimmt, und mit ihm umgeht, in der reinen Abſicht, ihn zu beſſern, da doch der Heiland ſelbſt, ungeachtet daß er der heiligſte war, dem nicht der kleinſte Fleck von Sünde anklebte, ungeachtet er die ganze Abſcheulichkeit der Sünde einſah, ungeachtet er ſelbſt der Beleidigte war, ungeachtet er das Recht hatte, Sünder zu richten, dennoch ſoviel Mitleiden gegen ihr Elend bezeigte, ſich weder ihres Umganges, noch ihrer

Unter-

Unterredungen, noch ihrer Einladung zur Mahlzeit ſchämte, und jede Gelegenheit in achtnahm, ſie zu bekehren. Was brauchen wir weiters Beweiſe? Gewiß es iſt ein edles, ein würdiges, ein empfehlungswürdiges Geſchäft, einen Verirrten zurechtweiſen, und ſich ihm zu dem Ende nähern, weil es das Lieblingsgeſchäft Jeſu war. — Allein "eben der Abſtand zwiſchen Chriſto, der die weſentliche Heiligkeit war, und uns, die wir gebrechlich und zur Sünde geneigt ſind, ſcheint uns zu berechtigen, daß wir den Umgang der Sünder fliehen" ſo mögte mir Jemand einwenden: Ich antworte darauf: Es berechtiget uns aber doch erſtens dieſer Umſtand nicht, daß wir die Sünder ſelbſt verabſcheuen und verachten: Und wenn er auch diejenige, welche ſchwach, in der Tugend unvollkommen, und erſt von der Sünde erſtanden ſind, von der Sorge, Sünder zurechtzuweiſen, freyſpricht; ſo ſpricht er doch gewiß nicht alle Menſchen frey: denn die Gefahr, verführet zu werden, ſetzt Unvollkommenheit der Tugend voraus; wir aber ſind ſchuldig als Chriſten, nach Vollkommenheit zu ſtreben, und durch Befeſtigung unſrer Tugend die Gefahr der Verkehrung von uns zu entfernen. Wir ſind ſchuldig, uns in Stand zu ſetzen, daß wir zur Beförderung des Seelenheils und der Bekehrung unſrer Nebenmenſchen etwas beytragen können, uns in Stand zu ſetzen, damit die böſen Beyſpiele uns nicht nur allein nicht zum Falle gereichen, ſondern wir vielmehr durch gute Beyſpiele und Ermahnungen andere erbauen. **Habet keine Gemeinſchaft mit den unfruchtbaren Werken der Finſterniß, ſondern beſtrafet ſie vielmehr.** Spricht der heil. Paulus zu den

Epheſern (K. 5.) So fern ſey es von euch, wollte er ſagen, daß ihr euch durch die Werke der Finſterniß, die ihr Andere begehen ſehet, zur Nachahmung ſolltet verleiten laſſen; daß ihr vielmehr in der Tugend feſt und gegründet euer Licht auf andere verbreiten, und durch eine brüderliche Beſtrafung diejenige, welche ſolche Werke begehen, zurecht weiſen ſollet. Ich ſetze den Fall: es hörte Jemand einen Anderen Geſpräche führen, die ſeine Schwachheit und ſeinen ſeichten Unterricht in Glaubensſachen verriethen; ſoll er vor dieſem Irrenden ſogleich zurückfliehen; Soll er ihn ohne weiters als einen Freygeiſt verdammen? ſoll er es nicht vielmehr verſuchen, ihn auf rechte Wege zu leiten? Meinet ein ſolcher vielleicht, es würde ihm die Entſchuldigung gelten, " er ſelbſt ſey ſchwach im Glauben unterrichtet, und er ſey nicht gewandt, Beweiſe für die Wahrheit ſeiner Religion zu führen?" Würde er nicht eben den Vorwurf verdienen, den ehemals der h. Paulus den Hebräern machte, daß ſie gleichwie Anfänger noch Unterricht im Glauben bedörften, da ſie doch Alters halber anderen Meiſter abgeben ſollten? Gewiß der Vorwand eigener Schwäche und Gebrechlichkeit dienet nicht zur Entſchuldigung unſerer Sorgloſigkeit in Zurechtweiſung der Fehlerhaften: denn entweder iſt dieſes nur ein leerer Vorwand, wodurch wir unſere Verachtung gegen Sünder bemänteln wollen; oder es iſt ein Vorwand, der, wenn er auch wahr iſt, dennoch einen anderen Fehler voraussetzt, nemlich unſeren Stillſtand in der Tugend und unſere Trägheit, zur Vollkommenheit voranzuſchreiten — Wie? aber wenn die Bekanntſchaft mit Sündern

uns

uns der Gefahr ausſetzte, in einen übeln Ruf zu kommen? Ich antworte auch darauf: Wenn nur unſer Wandel ſonſt gut, und wenn unſer Umgang mit Sündern von ſolchen Umſtänden begleitet iſt, daß man unſere gute Abſicht, ſie zu bekehren, daraus abnehmen könne; ſo wird Niemand mit Grunde Arges von uns denken können. Auf das Urtheil der Phariſäer aber, und ſolcher Menſchen, die ſich ein Geſchäft daraus machen, an anderen Fehler zu entdecken, und ſie nur immer von der ſchlimmern Seite anzuſehen, haben wir um ſo weniger zu achten, als ſelbſt der göttliche Heiland davon nicht verſchont war. Er verachtete die Widerſprüche ſeiner Feinde, und fuhr fort, Sünder zu ſuchen. So laſſet auch uns die böſen Zungen nicht achten: denn ich widerhohle es nochmal: Wir unternehmen ein gottgefälliges Werk, wenn wir uns bemühen, einen Sünder zu bekehren. Dieß hat uns der Heiland nicht nur durch ſein Beyſpiel, ſondern auch durch ſein Wort gelehrt.

Lernet, ſprach er, was dieß heißet: Barmherzigkeit verlange ich vielmehr, als Opfer. Was wollte er damit ſagen? Die Phariſäer, deren Läſterungen er mit dieſem Ausſpruche beantwortete, ſetzten den ganzen Werth ihrer Frömmigkeit auf geſetzliche Gebräuche, und auf ſtattliche Opfer, da ſie indeſſen ſtolz auf dieſe Werke, die Pflicht der Barmherzigkeit gegen ihre Nebenmenſchen verabſäumten. Um ihnen ihren gefährlichen Irrwahn zu benehmen, und ihren Stolz zu demüthigen, verweiſet er ſie auf eine Stelle des Pro-

pheten Oſeas, wo geſchrieben ſteht: **Ich will Barmherzigkeit und nicht Opfer.** Er wollte ſagen „Lernet, daß alle eure Opfer, ſo reichlich und freygebig ſie immer ſeyn mögen, Gott nicht gefallen können, wenn ihr euch nicht vor allem befleißet, die Vollkommenheiten Gottes und beſonders ſeine Barmherzigkeit nachzuahmen. Gott iſt barmherzig, und ſeine Barmherzigkeit gehet über alle ſeine Werke. Unmöglich iſt es alſo, daß ihr ihm gefallen könnet, wenn ihr nicht gleichfalls barmherzig gegen eure Nebenmenſchen ſeyd. Lernet ferner, daß Barmherzigkeit nicht nur im Allmoſengeben beſtehe; ſondern da der Zuſtand eines Sünders, der Gefahr läuft, ewig zu Grunde zu gehen, viel mitleidenswürdiger iſt, als der Zuſtand eines Armen, dem es nur an Nahrung und Kleidung gebricht; ſo kann man auch kein größeres und kein gottgefälligeres Werk der Barmherzigkeit verrichten, als wenn man einen Sünder zu bekehren ſucht. Und wenn ihr das zeither nicht gewußt habt, ihr von euch ſelbſt eingenommenen Phariſäer, ſo **lernet es** von mir, ſtatt daß ihr die Liebe, die ich gegen Sünder beweiſe, tadelt„ So viel wollte der Heiland ſagen. Wenn indeſſen die Phariſäer nicht gelehrig genug gegen ſeine Worte waren, ſo laſſet es uns wenigſtens ſeyn. Laßt uns lernen von unſerem Heiland, was gottgefällig iſt. Er, der Barmherzige gegen alle Menſchen und beſonders gegen die Sünder, die ihn beleidigt haben, unter die auch wir gehören, will, daß auch wir barmherzig ſind gegen unſere Nebenmenſchen, beſonders aber gegen Sünder. Er will, daß wir es nicht bey einem bloſen Mitleiden gegen

en ſie bewenden laſſen, ſondern durch Sorgfalt, ſie zurecht zu weiſen, in der That zeigen, wie ſehr uns ihr Elend zu Herzen geht. Das will Gott von uns vielmehr, als Opfer: oder beſſer zu reden, es iſt das allerangenehmſte Opfer, das wir ihm darbringen können, wenn wir eine Seele, die durch die Sünde von ihm entfernt, durch die Verführung ihm entriſſen iſt, oder die wenigſtens auf dem Wege iſt, ſich zu verirren, retten, und in ſeinen Schoos zurückführen. Brüder, ſagt der heil. Jakob: **wenn jemand unter euch einen, der ſich von der Wahrheit verirret hat, zurechtweiſet, der ſoll wiſſen, daß derjenige, der einen Irrenden bekehret, die Seele deſſelben vom Tode rettet, und eine ganze Menge Sünden bedecket.** Er rettet erſtlich die Seele des Verirrten, die ſo koſtbare, durch das theure Blut Chriſti erlößte, zum Erbtheile des ewigen Lebens berufene Seele, vom Tode, vom ewigen Tode, vom ewigen Unglücke. Und — **er bedecket eine Menge Sünden.** Eine einzige Sünde, welches Unheil? welcher Greul? welch ſchwere Beleidigung Gottes? Und wie viel ſolche Gräul häuſet nicht ein Menſch, der ſich von der Gewohnheit zu ſündigen dahinreißen läßt? Wer ſich aber bemühet einen Sünder zu bekehren, der unterbricht die Sündenreihe, und verhindert, daß Gott nicht mehr beleidiget werde: könnte er etwas würdigeres zur Ehre Gottes unternehmen?

Wer ſoll nun nicht durch einen ſo herrlichen Beweggrund ermuntert, Eifer für das Seelenheil ſeiner Nebenmenſchen in ſich verſpüren? Wer ſoll nicht die Gelegen-

heit, die ſich ihm darbeut, einen Irrenden zurechtzuweiſen, begierig ergreifen? Wer ſoll nicht eine ſolche Bemühung unter die edelſten Thaten ſeines Lebens rechnen? Fern ſey es alſo von uns, daß wir uns unſerer fehlerhaften Brüder ſchämen, oder mit einem Blicke der Verachtung auf ſie herabſehen ſollten. Sie verdienen vielmehr unſer Mitleiden. Sind auch ihre Fehler ſchändlich und verabſcheuungswerth; ſo ſind und bleiben doch ihre Seelen koſtbar. Und da Gott ſelbſt bereit iſt, ſie aufzunehmen, ſobald ſie Buße thun, da er nichts anders erwartet, als ihre Buße: wie glücklich könnten wir uns ſchätzen, wenn es durch unſere Vermittlung, durch unſer Zureden geſchähe, daß ſie in ſich giengen, und zu Gott zurückkehrten?

Dagegen aber höre ich andere ſagen, ſie verkennten den Werth einer ſolchen Bemühung nicht, ſie ſeyen aber nicht dazu berufen. Dieſen antworte ich im

Zweyten Theile.

Sünder zur Beſſerung ermahnen, und Irrende zurechtweiſen, iſt Pflicht für alle jene, die Gelegenheit und Fähigkeit dazu haben. Dieſe Pflicht iſt erſtlich durch ausdrückliche Befehle der heil. Schrift geoffenbaret; und wenn auch dieſe Offenbarung nicht vorhanden wäre; ſo läßt ſie ſich ſchon vermöge einer unläugbaren Folge aus dem allgemeinen Liebsgebothe herleiten.

Ich ſage 1tens. Dieſe Pflicht iſt durch ausdrückliche Befehle der heil. Schrift geoffenbaret. Was könnte deutlicher

licher ſeyn, als das, was Gott durch Moſen ſpricht: **Du ſollſt deinen Nächſten ſtrafen, auf daß du nicht ſeinethalben Schuld tragen müſſeſt.** Es ergeht dieſer Befehl nicht nur an Obrigkeiten und Vorgeſetzte; ſondern an alle und jede, und er iſt mit eben ſo allgemeinen Worten abgefaßt, wie das Geboth der Liebe. Gleichwie es dort heißt: **Du ſollſt deinen Nächſten lieben;** ſo heißt es auch da: **Du ſollſt deinen Nächſten ſtrafen.** — Und damit Niemand die Ausflucht nehmen könne, es ſey dieſes nur ein guter Rath, nicht aber eine wahre Pflicht, ſo iſt ſogleich die Bedrohung angehängt: **auf daß du nicht ſeinethalben Schuld tragen müſſeſt.** Wenn Gott es nicht dabey bewenden läßt, nur denjenigen zu ſtrafen, der die Sünde begangen hat; ſondern auch denjenigen für eben ſo ſchuldig erkennet, der ſie nicht verhindert hat, da er es thun konnte; ſo muß gewiß die Pflicht der brüderlichen Beſtrafung eine ſchwere Pflicht ſeyn. — Eben ſo nachdrücklich und deutlich ſind die Vorſchriften, die der heil. Paulus ſeinen Glaubigen giebt. **Ermahnet einander ſelbſt,** ſpricht er, **ſo lang es heute heißt, damit nicht jemand unter euch verſtockt werde durch den Betrug der Sünde. So jemand unter euch von einem Fehler übereilet wird,** ſagt er anderſtwo, **ſo helfet ihm zurechte.** Es hielt alſo der große Völkerlehrer dafür, daß nicht nur er als Apoſtel, nicht nur die Prieſter und Vorſteher, die er über die neu geſtifteten Gemeinden aufgeſtellet hatte; ſondern auch die Gläubigen ſelbſt die wechſelſeitige Pflicht auf ſich hätten, einander vom Böſen abzuwarnen, einander im Guten zu

ſtärken, einander ihre Fehler in Liebe zu beſtrafen. Und glauben Sie wohl, m. Gg. die Galater, die Hebräer, an welche der heil. Paulus dieſe Ermahnungen ſchrieb, werden auch damals die Ausflucht genommen haben, die man heut zu Tage nimmt: "Was geht mich dieſer Menſch an?" Werden ſie auch geſagt haben "Du Paulus magſt ſorgen, damit Irrende in ſich gehen, und Sünder ſich bekehren; was geht es uns an?" Gewiß nicht. Es foderte aber auch Paulus nicht zu viel von ihnen. Nicht mehr foderte er, als was das Geboth der Liebe mit ſich bringt. **Du ſollſt deinen Nächſten lieben, wie dich ſelbſt,** ſteht geſchrieben, — und zwar, wie es der h. Johannes auslegt (1. Joh. 3, 18.) nicht blos mit Worten, und mit der Zunge; ſondern in der That und in der Wahrheit. Was heißt nun ſeinen Nächſten lieben wohl anderſt, als ſeine Glückſeligkeit herzlich wünſchen, und ſie nach Vermögen zu befördern ſuchen? Hängt aber nicht die Glückſeligkeit des Menſchen vorzüglich von dem Zuſtande ſeiner Seele ab, als welche der edelſte Theil von ihm iſt? Wie können wir nun die Glückſeligkeit unſeres Nächſten wünſchen, und ſie nach Vermögen befördern; oder was gleich viel iſt, wie können wir ihn lieben, wenn wir ihn ohne Erinnerung und Warnung auf dem Wege des Laſters fortirren laſſen, auf dem er nothwendig ſeinem Elende zueilen muß? Jeder von uns erkennet und giebt zu, daß man das Geboth der Liebe verletze, wenn man dem Bedrangten nicht beyſpringt, die Blöſe des Nackten nicht bedeckt, dem Dürſtigen nicht nach Vermögen Allmoſen reicht; und wie? es ſoll nicht vielmehr zu den Pflichten der Liebe gehören, daß man gegen die

geiſt-

geiſtlichen Anliegenheiten ſeines Nächſten Mitleiden trage; daß man ihn, da er irret, unterrichte; da er in die Gelegenheit zu ſündigen geht, ihn vor den Fallſtricken, die ihm gelegt ſind, warne; da er ſich der Gewohnheit zu ſündigen überläßt, ihn beſtrafe, und ihm die ſchlimmen Folgen ſeines Laſters zeige, die ihm ſeine Unbedachtſamkeit verbirgt? — Das Geboth der Liebe, welches uns Gott aufleget, iſt ganz nach den Maasregeln ſeiner unendlichen Vollkommenheiten abgefaßt. Wir ſollen einander lieben, ſo wie auch Gott uns geliebet hat. **Ich gebe euch ein neues Geboth**, ſagt Chriſtus, **daß ihr einander liebet, ſo wie auch ich euch geliebet habe.** Nun aber zielet die göttliche Liebe beſonders auf unſere geiſtliche Wohlfahrt, ſie zeichnet ſich beſonders durch Erbarmung gegen die Sünder aus. Und Chriſtus, dieſer Menſch gewordene Gott, der durch ſeine Thaten uns die göttlichen Geſinnungen klar vor Augen legte, ließ es nicht dabey bewenden, daß er Hungrige ſpeiſte, daß er den Blinden das Geſicht, den Tauben das Gehör, den Kranken die Geſundheit wiedergab; ſondern ſein Hauptgeſchäft war, die Unwiſſenden zu unterrichten, das Verlohrne zu ſuchen, den Verirrten nachzugehen, die Sünder zur Buße zu bekehren. Ja, dieß letztere war ſein Hauptgeſchäft; und wir leſen nie, daß er geſagt habe: er ſey gekommen, Blinde ſehend, und Kranke geſund zu machen; wohl aber leſen wir, daß er geſagt habe, er ſey gekommen, **zu ſuchen, was verlohren war;** er ſey gekommen, **Sünder zu berufen.** Ja ſelbſt alle ſeine Wunderwerke, was waren ſie anders, als Mittel, die Gemüther zu gewinnen,

und die Menſchen auf den Weg der Seligkeit zu führ-en? Soll alſo unſere Liebe der göttlichen, jener des Heilandes gleichförmig ſeyn, ſo muß ſie ſich beſonders mit der Seelenwohlfahrt des Nächſten beſchäftigen, und dieß geſchieht theils dadurch, daß wir unſeren Nächſten von der Sünde abhalten; theils dadurch, daß wir ihn von der Sünde zurückführen: denn Sünde iſt das größte Uebel des Menſchen, das einzige Hinderniß ſeiner ewig-en Wohlfahrt.

Damit ich dieſe Wahrheit recht praktiſch mache, und Sie, meine Geliebte, recht in den Stand ſetze, ſelbſt nach geſunder Vernunft darüber zu urtheilen, ſo will ich mehr-ere Fälle auseinanderſetzen. Hier iſt ein Menſch, der bey einer zahlreichen Familie, die er zu ernähren hat, und bey einem kranken Körper, der ihm die Kräften zur Ar-beit verſagt, Noth leidet. Wer weiß nicht, daß in die-ſem Falle das Chriſtenthum gebiete, Mitleiden zu haben, und thätigen Beyſtand zu leiſten? Der zweyte Fall: da iſt ein Menſch, der unordentlich lebt, unrichtig haus-hält, der ſeine beſten Jahre in Ueppigkeit und Müſſig-gange verſchwelgt, und mithin auf dem Wege iſt, ich will nicht ſagen, ewig zugrundezugehen, ſondern wenig-ſtens zeitlich unglücklich zu werden, und zu erarmen. Nun frage ich: wenn es ohne Zweifel ein Liebswerk, und eine Schuldigkeit iſt, dem Armen nach Vermögen bey-zuſpringen; iſt es nicht vielmehr ein Liebswerk, iſt es nicht vielmehr eine Schuldigkeit, den Nächſten zu warn-en, daß er von einer Lebensart abſtehe, die ihm Armuth und Elend unfehlbar zuziehen wird? Ich frage noch weit-

er:

er: Wenn es ein Liebswerk und eine Schuldigkeit iſt, den Nächſten von einer Lebensart abzuwarnen, die ihn der Gefahr ausſetzt, Armuth und ein kummervolles Alter zu erleben; iſt es nicht das allergröſte Liebswerk, und die gröſte Schuldigkeit, ſeinen Nächſten von einer Lebensart abzuwarnen, die ihn der Gefahr ausſetzt, durch eine ganze Ewigkeit hindurch unglücklich zu werden? —

Wenn das Geboth: Du ſollſt deinen Nächſten lieben, uns nicht auflegt, Sorge für die geiſtliche Wohlfahrt unſerer Mitmenſchen zu tragen; ſo weiß ich nicht mehr, was Liebe heißt; ich kenne kein Geboth der Liebe mehr — und es wäre auch in der That ein höchſtunvollkommenes und unvollſtändiges Geboth, wenn uns Gott weiter nichts als die leiblichen, nicht aber auch die geiſtlichen Angelegenheiten unſerer Mitmenſchen empfohlen hätte.... Nun ſage noch Jemand, wenn er ſeinen Nebenmenſchen irren, einer ſündlichen Gewohnheit nachhängen ſieht; was geht es mich an" Geht ihn vielleicht auch jenes Geboth nicht an "Du ſollſt deinen Nächſten lieben, wie dich ſelbſt? Und in welche Widerſprüche verwickeln ſich nicht ſelbſt diejenigen, die eine ſolche Sprache führen? Sie ſagen, ihr Nebenmenſch gienge ſie nichts an — und doch ſind ſie ſo aufmerkſam auf ſeine Fehler, ſo fertig, ſie zu tadeln, ſo geſchwätzig, ſie auszuſtreuen. Warum beobachten, warum tadeln ſie ihn denn? warum ſtreuen ſie ſeine Fehler aus, wenn er ſie nichts angeht? Alſo nur in dem Verſtande ſoll ſie ihr Nächſter nichts angehen, daß ſie nicht verbunden ſeyn wollen, ſich zu ſeiner Beſſerung zu verwenden; daß ſie nicht verbunden ſeyn

 wollen,

wollen, ihm Liebe zu erweiſen? Sind das chriſtliche Geſinnungen? Mit einem Worte: es iſt wahre, und unläugbare Pflicht, Fehlende zurechtzuweiſen, Sünder zur Beſſerung zu mahnen, wenn man Fähigkeit und Gelegenheit dazu hat. Ich ſage: wenn man Fähigkeit und Gelegenheit dazu hat: denn freilich iſt es nicht das Geſchäft eines jeden Menſchen, einen jeden anderen zu warnen, und zu ermahnen. So wie die Erfüllung aller Pflichten nach Regeln der Klugheit geordnet werden muß, ſo iſt es hauptſächlich auch da: Man muß den Wirkungskreiß in acht nehmen, in dem man ſich befindet; man muß auf das Verhältniß ſehen, in dem man mit ſeinem Nächſten ſteht. Da auch ferner der gute Erfolg einer Warnung und Beſtrafung viel von den günſtigen Umſtänden abhängt, in welchen man ſie dem anderen beybringt; ſo muß man den Zeitpunkt und die Gelegenheit abwarten, um mit Nutzen und Erfolge ſein Vorhaben unternehmen zu können.

Allein eben hierinn, wird mir jemand einwenden, hierinn liegt die gröſte Schwierigkeit — daß nemlich gute Ermahnungen, die man Anderen giebt, ſo ſelten von gutem Erfolge ſind. Ich weiß es, daß einen Sünder zurechtbringen, ein gottgefälliges Werk iſt; ich erkenne es, daß es eine Pflicht der Liebe iſt: allein der einzige Umſtand benimmt mir allen Muth, daß die Liebe, die man einem Sünder beweiſet, indem man ihn warnet, ſo ſelten erkennet wird. Ich kann dieſen wichtigen Einwurf nicht ganz unbeantwortet laſſen, ob ich ihn gleichwohl auch wegen Kürze der Zeit nicht ganz erſchöpfen kann.

Dritter Theil.

Vor allem ſage ich: Der Menſch muß ſich nicht einbilden, daß eine jede Warnung ihren gewißen Erfolg, noch weniger, daß ſogleich die erſte Warnung den ſchleunigſten Erfolg haben müſſe: denn die Stimme des Heilandes ſelbſt machte gar oft keinen Eindruck; und ſoviele Sünder er bekehrte, eben ſoviele waren, die er zwar zu bekehren ſuchte, die aber ſeinen liebvollen Abſichten ſich widerſpenſtig bezeigten. Alſo die Ungewißheit des Erfolgs einer brüderlichen Beſtrafung, und die Erfahrung, daß dergleichen Warnungen oft vergeblich ſind, entbindet nicht von der Pflicht, wenigſtens den Verſuch zu machen. Uebrigens ſoll man auch den Muth nicht ſinken laſſen, und nicht glauben, es ſey eine ganz vergebliche und undankbare Bemühung. Es kömmt nur darauf an, daß man gewiße Regeln beobachte, um mit Grunde die Früchte einer brüderlichen Beſtrafung hoffen zu können.

Erſtlich muß man ſich durch ein ordentlich und chriſtliches Betragen einen guten Ruf zuwege bringen, und muß von jenen Fehlern, die man an anderen beſtrafen will, ſelbſt frey ſeyn, wenn die Beſtrafungen Gehör finden, und Nutzen ſtiften ſollen. Man muß, ſo viel möglich iſt, die Unſchuld des Heilandes nachahmen. Gewiß der Ruf der Heiligkeit Jeſu, der ſich ſchon allenthalben verbreitet hatte, trug viel dazu bey, daß ſich Matthäus ihm ſo geſchwind ergab. Ich will zwar nicht ſagen, daß wir den nemlichen Grad der Heiligkeit erreichen ſollen: denn ſonſt könnten wir die Pflicht der brüder-

lichen

lichen Beſtrafung niemal, ſo lang wir leben, beobachten. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen Fehlern, die man aus Schwachheit, aus Uebereilung, und ſelten begeht, und zwiſchen groben und Gewohnheitsfehlern, wodurch man Aergerniß giebt. Dieſe, nicht jene, machen uns ungeſchickt, eine Beſtrafung zu unternehmen: denn in dieſem Falle könnte uns jemand ſagen: Wie darfſt du ſagen zu deinem Bruder: Halt: ich will dir den Splitter aus deinem Auge ziehen, da in deinem eigenen ein Balke iſt. Du Heuchler, ziehe erſt den Balken aus deinem Auge, ehe du den Splitter aus deines Bruders Auge zieheſt. Von dieſem Vorwurfe alſo muß man frey ſeyn, damit man es wagen dörfe, den Nächſten an ſeine Fehler zu erinnern. Hierunter begreiſe ich jedoch den Fall nicht, da ein Menſch, der kurz zuvor ein unordentliches und ärgerliches Leben geführt hat, nun aber auf dem Wege iſt, ſich zu bekehren. Dieſer kann nicht nur aus ſeiner eigenen traurigen Erfahrung die ſtärkſten Gründe hernehmen, andere von den Fehlern, die er begangen hat, abzuwarnen; ſondern er iſt auch ſchuldig, beſonders jene, mit denen er eine Sünde gemeinſchaftlich begangen, und die er geärgert hat, zur Bekehrung aufzufodern.

Die zweyte Regel. Man muß alle ſeine Warnungen ſo einrichten, daß die Liebe und wohlmeinende Abſicht daran unverkennbar ſey. Ermahnet andere im Geiſte der Gelindigkeit, ſagt der h. Paulus. Dieß war ja ganz die Art und Weiſe, mit welcher der Heiland zu Werke gieng, um Sünder zu bekehren. Stimme, Ausdruck,

druck, Blicke, alles ſtimmte überein, um dem Sünder zu ſagen „ Ich liebe dich, und ich habe keine andere Abſicht, als dein Glück zu befördern. „ Daraus erkläre ich mirs auch, warum das einzige Wort „ Folge mir nach „ ſoviel Eindruck auf Matthäus machte. Da die Publikanen von allen verachtet und verabſcheuet wurden, ſo war ihr Herz leicht zu gewinnen, wenn jemand Liebe und Freundlichkeit gegen ſie blicken ließ. Nun kam Jeſus daher, und ſprach zu Matthäus: Folge mir nach: als wollte er ihm ſagen: Und wenn ſich alle deiner ſchämen, ſo ſchäme ich mich deiner nicht. Und wenn dich niemand annimmt, ſo nehme ich dich an: Komm, folge mir. Muß nicht dieß Wort das Herz des Matthäus ganz durchdrungen haben? So laßt uns alſo vor allem lernen, unſere Nebenmenſchen zu lieben, dann ſind wir auch geſchickt, ſie, wenn ſie fehlen, mit Hofnung eines guten Erfolgs zu beſtrafen.

Ich weiß zwar auch, daß der Heiland, wenn er äuſſerlich die Sünder zur Buße aufrief, zugleich innerlich zu ihren Herzen redete; und dieß ſteht nicht in unſrer Gewalt. Allein wir können es dadurch erſetzen, daß wir bitten, Gott möge durch ſeinen mächtigen Beyſtand unſere ſchwache Bemühung unterſtützen: und dieß iſt die dritte Regel, die wir bey den brüderlichen Beſtrafungen zu beobachten haben. Unſere Kräfte freilich ſind zu ſchwach, ein durch die ſündige Gewohnheit verdorbenes Herz umzuwenden: allein die Gnade vermag alles. Und Gott, der will, daß ſich der Sünder bekehre, und lebe — dem es wohlgefällt, wenn man die reine Abſicht

hat

hat, eine verirrte Seele ihm zurückzuführen, wird dieſe Gnade nicht verſagen.

Laſſ't uns alſo forthin keine leere Ausflüchte mehr nehmen, wenn ſich die Gelegenheit ereignet, einen fehlerhaften Nächſten zurechtzuweiſen Laſſ't uns unſere Schuldigkeit thun. Gott wird das übrige erfüllen, und ſollte auch eine oder die andere Beſtrafung in Anſehung eines Widerſpenſtigen vergeblich ſeyn; ſo wird ſie es doch niemal in Rückſicht auf uns ſeyn, wenn anderſt unſere Abſicht rein war: denn für eine ſo gottgefällige Handlung iſt uns die ewige Belohnung unausbleiblich. Amen.

Auf das Feſt aller Heiligen.

Gaudete, exultate; quoniam merces veſtra copioſa eſt in coelis.

Freuet euch und frohlocket, weil eure Belohnung in dem Himmel überſchwenglich groß iſt. Matth. 5.

Heute ſtellet uns die Kirche Gottes die unzählbaren Schaaren der Seligen in den Himmel vor, und führet uns die überſchwengliche Belohnung zu Gemüthe, in deren Beſitze ſie ewig frolocken. Sie hat dabey keine andere Abſicht, als uns zu ermuntern, damit wir mit neuem Muthe belebt, die Fußſtapfen unſerer Vorgänger betretten, und mit einer heiligen Freude unſeren Weg zum Himmel fortſetzen mögen. Dieſe Abſicht der h. Kirche ſtimmet ganz mit den Geſinnungen unſeres gött-

lichen Erlöſers überein, die uns das heutige Evangelium vorlegt. Denn auch er hat uns aufgeſodert, mit Freude, ja ſogar mit Frolocken dem Himmel entgegenzuſehen. **Freuet euch, und frolocket**, ſprach er, **weil euer Lohn in dem Himmel überſchwenglich groß iſt.** Er hat nicht geſagt: Weinet, Trauret, fürchtet euch, und erwartet es mit banger ängſtiger Niedergeſchlagenheit, ob ihr die Glory des Himmels erlangen werdet; ſondern, **Freuet euch**, wanderet den Weg zum Himmel mit Heiterkeit und Frölichkeit; und was ihr immer für eure Seligkeit arbeitet, das arbeitet mit Freuden: was ihr immer für den Himmel leidet, das leidet mit Freuden.

Indeſſen ſchleichen ſich doch oft traurige niederſchlagende Gedanken in unſere Gemüther, die unſer Herz in Anſehung der verſprochenen Seligkeit bekümmern. Es iſt wahr, ſo denkt villeicht mancher, dieſe Seligkeit iſt überſchwenglich groß, allein wie ungewiß iſt es noch, ob wir ſie erlangen werden? Wie viele Verſuchungen drohen uns ſtäts den Fall in die Sünde? Wie viele Gefahren haben wir von der verderbten Welt, und von unſerer eigenen Schwachheit zu beſürchten? Es iſt wahr: die Belohnung des Himmels iſt groß und ewig; allein wenn ſie verlohren iſt, ſo iſt ſie ewig verlohren, und wer ſie nicht erlangt, dem wird ewiges Unglück zu Theil. Wer ſoll nicht bey der Vorſtellung der Zukunft zagen und zittern?

Wenn dieſer Gedank nicht auf Koſten der Hofnung gehegt wird, wenn er nur Behutſamkeit, Eifer, und

jene heilige Furcht, die Paulus empfiehlt, erzeugen ſoll; ſo iſt es ein heiliger Gedank; wenn er aber Angſt und Niedergeſchlagenheit hervorbringt, wenn er mismuthig und unentſchloſſen zum Gutesthun, mistrauiſch auf die göttliche Güte macht; ſo iſt es ein heilswidriger Gedank, und ein Chriſt muß ſich ihm widerſetzen. Die ewige Seligkeit iſt ein Gut, welches, da es auch noch nicht beſeſſen wird, uns, da wir noch in Hofnung wandeln, mit Freude erfüllen muß. **Freuet euch, und frolocket, weil euer Lohn überſchwenglich groß in dem Himmel iſt.**

Dieſe Wahrheit werde ich in heutiger Rede weitläuftiger ausführen. Wir ſollen uns freuen, ſage ich, und mit Freude dem Himmel entgegenſehen. Erſtlich, weil wir hinlängliche Beweggründe zu dieſer Freude haben. **Zweytens** weil dieſe Freude ſelbſt unſer Beſtreben nach dem Himmel befördert. Hierinn beſteht die Eintheilung meiner Rede.

Erſter Theil.

Wir haben hinlängliche Beweggründe, mit Freude dem Himmel entgegenzuſehen. Nicht umſonſt hat ſich der Heiland des Ausdrucks bedienet: **Freuet euch, und frolocket.** Freude iſt zwar eigentlich die Empfindung, die aus der Vorſtellung eines gegenwärtigen Gutes entſteht, die Belohnung des Himmels aber iſt erſt zukünftig: demungeachtet da die Seligkeit des Himmels ewig und ohne Gränzen, die gegenwärtige Zeit hingegen kurz und flüchtig iſt; ſo kann man, wenn man

von

von lebendiger Hofnung beſeelt iſt, die künftige Belohnung ſo anſehen, als wenn ſie ſchon gegenwärtig wäre. Mit Rechte ſaget alſo der Heiland zu uns: **Freuet euch und frolocket.** Das einzige, was die Freude eines Chriſten ſtören könnte, wäre dieſes, daß es ungewiß iſt, ob wir die ewige Seligkeit erlangen werden. Allein von Seiten Gottes, von dem wir dieſe Seligkeit zu gewarten haben, iſt die höchſte Gewißheit vorhanden, daß er uns ſelig machen will; und was uns anbelangt, ſo iſt es zwar ungewiß, ob wir das unſrige zur Erlangung der Seligkeit beytragen werden: wir haben jedoch hinreichende Gründe uns zu tröſten, daß wir im Glauben und in der Tugend beharren werden, wenn wir nur nicht muthwilligerweiſe dieſelbe verlieren.

Was erſtlich Gott anbelangt, ſo haben wir höchſte Gewißheit, daß er uns ſelig machen will, höchſte Gewißheit von ſeiner Treue, und von der Kraft ſeiner Gnade. **Gott will alle Menſchen ſelig machen**, ſagt der heil. Paulus. Dieſer Spruch iſt zu deutlich, als daß er eine Auslegung bedörfte. Und Gotteswort iſt nicht zweydeutig, daß man vermuthen könnte, der Geiſt Gottes, der durch ſeinen Apoſtel geredet hat, habe etwa im Sinne eine Ausnahme zurückbehalten. Nein, es iſt gewiße Wahrheit, daß Gott alle Menſchen (dieß Wort alle im eigentlichſten Verſtande genommen) ſelig machen will. Mithin ſind auch wir unter dieſem Ausſpruche begriffen; und ein jeglicher von uns kann dieſen Allgemeinſatz auf ſich anwenden, und ſich ſelbſt zuſprechen: Gott will mich ſelig machen. Selbſt der Sünder iſt hievon

nicht ausgenommen: denn ob er gleich in dem Sündenſtande unmöglich die Seligkeit erlangen kann; ſo iſt es doch gewiß, daß Gott ſeine Bekehrung erwarte, und mittelſt derſelben ihm die Seligkeit zudenke. Ich will nicht den Tod des Sünders „ſagt Gott bey dem Propheten, ſondern daß er ſich bekehre und lebe. . . . Wenn aber Gott ſagt „ Ich will; ſo iſt dieß erſtlich ein treues und untrügliches Wort — er wird es, wenn es an dem Menſchen, an dem Sünder nicht fehlt, gewiß vollführen — es iſt ferner ein bedeutendes, ein kraftvolles Wort: denn der Wille Gottes iſt die Thätigkeit ſelbſt. Er giebt alſo, da er den Menſchen ſelig machen will, ihm zugleich hinlängliche Mittel und Gnaden, damit er es werden kann. Es kann alſo der Gerechte ſich tröſten„ Gott wird mir Gnade geben, daß ich von der Tugend nicht abfalle; aber auch der Sünder „Gott wird mir hinlängliche Gnade geben, daß ich mich bekehre. Es kann ſich der Rechtglaubige tröſten; Gott wird ſeine Erleuchtung nicht von mir abwenden, damit ich in den ſeligmachenden Glauben ſterbe; aber auch der Irrende„ Gott wird mir Gnade geben, damit ich, wenn ich ſie anwende, auf den Weg der Wahrheit gelange. Es kann ſich der Reiche tröſten „Gott wird mir Gnade geben, daß ich ſeine Glücksgaben nicht zu meinem Verderben misbrauche — und der Arme „Gott wird mir Gnade geben, daß ich von meinem kümmerlichen Stande in ein beſſeres Vaterland übergehe — der Leidende„ Gott wird mir Gnade geben, daß ich die Prüfungen, die er mir zuſchickt, mit Geduld überſtehe — der Weltmenſch „Gott wird, da er mich in einen Stand geſetzt

hat,

hat, der vielen Gefahren unterworfen iſt, mir auch beyſtehen, daß ich denſelben nicht unterliege. — Jeder Menſch, in welchem Stande er ſich immer befinde „Gott wird es mir an Hülfsmitteln nicht fehlen laſſen, damit ich meine Pflichten erfülle, und die Beſchwerniſſe, die damit verbunden ſind, überwinde.

Mit einem Worte, was Gott anbelangt, ſo iſt kein Grund, zu zweifeln, vorhanden, ob er uns ſelig machen, und uns die nothwendigen Mittel, die Seligkeit zu erlangen, geben wolle. Vielmehr alle ſeine Vollkommenheiten geben uns Verſicherung und machen uns Muth — Seine Güte verſichert uns, daß er nicht das Verderben des Menſchen wolle. Seine Wahrheit verſichert uns, daß er, da er geſagt hat, er wolle alle Menſchen ſelig machen, auch ſeinen Worten, wenigſtens in Anſehung derjenigen, die ſich ſeinem Willen nicht widerſetzen, getreu ſeyn werde. Seine Allmacht verſichert uns, daß er uns alle Gefahren und Hinderniſſe, die unſerer Seligkeit entgegenſtehen, werde überwinden helfen. Seine Gerechtigkeit endlich verſichert uns, daß er kein Annehmer der Perſonen ſey; ſondern, ſo wie er ſo viele Millionen Menſchen, deren Gedächtniß wir heute begehen, ſchon ſelig gemacht hat, alſo auch uns ſelig machen wolle, und wenn wir es zu verdienen ſuchen, ſelig machen werde. Wäre nicht unſere Unbeſtändigkeit und Trägheit, die uns noch in Furcht verſetzte, ſo könnten wir, was Gott anbelangt, dieſen Augenblick ſagen: Es iſt gewiß, daß wir ſelig werden.

Dieß war eben der Beweggrund, der die Heiligen ermunterte, ſo tapfer, ſo ſtandhaft für den Himmel zu ſtreiten, den ſie izt bewohnen. Sie waren von Gott, dem ſie dienten, und von der Kraft ſeiner Gnade ſo feſt überzeugt, daß, ob ſie gleich auf ihre Schwachheit Mistrauen zu ſetzen, wie alle andere Menſchen Urſache hatten, ſie es dennoch für unfehlbar gewiß anſahen, daß ſie nicht zu ſchanden werden könnten, wenn ſie auf ihn hofften. So ſagt Paulus in dem zweyten Briefe an die Corinth. **Ich weiß, wem ich geglaubt habe.** Er wollte ſagen: Ich hoffe mit freudiger Zuverſicht auf meine Seligkeit, und daß ich ſie hoffe, dieß gründet ſich nicht auf Muthmaſſungen, auf ungewiße Vorſtellungen von Gott, ſondern auf den feſten und unerſchütterlichen Glauben, den ich an ihn habe, auf einen Glauben, der mir höchſte Gewißheit verſchafft. Ich bin gewiß, daß Gott, dem ich diene, unendlich treu, gütig, und gerecht iſt. Und denken Sie nur nicht GG., indem Sie da einen Apoſtel von ſeiner Perſon reden hören, als dörften Sie nicht die nemliche Sprache führen, weil ſie nicht die Verdienſte eines Paulus hätten: denn der Apoſtel nimmt hier ſeinen ganzen Troſt von ſeinem Glauben an Gott her: **Ich weiß**, ſagt er, **wem ich geglaubt habe.** Gleichwie wir alſo einen eben ſo feſten Glauben an Gott und ſeine Vollkommenheiten haben müſſen, ſo wie ihn Paulus hatte; ſo dörfen auch wir eben denſelben Troſt daraus ſchöpfen, den er daraus ſchöpfte. Ein jeder von uns darf ſagen: **Ich weiß, wem ich geglaubt habe;** und ein jeglicher von uns würde auch keinen Augenblick Anſtand nehmen, die Sprache dieſes Apoſtels zu führen, ſobald

er

er die lebendige Erkenntniß von den unendlichen Vollkommenheiten Gottes, wie dieſer, haben würde... Dieſe lebendige Erkenntniß aber ſucht uns auch Paulus allenthalben beyzubringen. Von allen Gnaden, die ihr bedörfet, ſagt er zu ſeinen Korinthern, geht euch ja keine ab — und Gott wird euch ſtärken bis ans End, damit ihr ohne Laſter gefunden werdet am Tage der Ankunft Chriſti — Er der treue Gott... Gott iſt getreu, ſagt er an einer andern Stelle, und er wird euch nicht verſuchen laſſen über eure Kräfte, ſondern er wird vielmehr machen, daß ihr aus der Verſuchung einen Nutzen ziehet. Zu ſeinen Corinth. ſpricht er: Der gerechte Richter wird mir die Krone der Gerechtigkeit an jenem Tage geben, nicht nur aber mir, ſondern allen, die auf ſeine Ankunft warten. Laßt uns alſo kecklich mit Paulus ſprechen: „Wir wiſſen, wem wir geglaubt haben. Wir ſind voll der lebendigſten Ueberzeugung, daß es uns Gott an keinen Gnaden und Mitteln werde fehlen laſſen, damit wir die Seligkeit erlangen„ Laßt uns mit heiliger Freude erfüllet werden, ſo oft wir an unſere künftige Belohnung gedenken, und an Gott, der uns dieſelbe verſprochen hat, der die Treue, die Barmherzigkeit, die Gerechtigkeit ſelbſten iſt.

Freilich, wenn wir auf uns ſelbſt einen Blick zurückwerfen, wenn wir die manchfaltigen Erfahrungen unſerer Schwachheit zuſammennehmen, wenn wir die Lage betrachten, in der wir uns befinden, was ſowohl die Zeit anbelangt, in der wir leben, als auch die

Menſchen, mit denen wir leben, ſo könnten uns manche Zweifel aufſteigen, ob wir dem Glauben und der Tugend getreu verbleiben, und mithin auch die frohe Sprache einſt werden führen können, die ehmals Paulus führte. **Ich habe meinen Kampf gekämpft, ich habe den Glauben erhalten.** Allein auch gegen dieſe Zweifel können wir uns durch gute Gründe beruhigen.

Werde ich meinem heil. Glauben getreu verbleiben? fragt der Glaubige. Ich antworte ihm: Ja du wirſt es verbleiben, wenn du es dir zu einem Geſetze machen wirſt, ihn öfters zu erwecken, Gott ſtäts um ſeine Erleuchtung anzurufen und — dich ſtäts zu befleißen, damit du in der Ueberzeugung von ſeiner Wahrheit zunehmeſt; wenn du dich an deine heil. Kirche als die Säule und Grundfeſte der Wahrheit halten wirſt. Und wie viele Gründe hat nicht der Glaubige, ſich von der Wahrheit ſeines Glaubens zu überzeugen? Ich will nur den einzigen anführen, den uns die heutige Feyerlichkeit darbietet. Der Glaube, den wir bekennen, iſt derjenige, den die Propheten des alten Bundes vorher verkündiget; den die Apoſtel, die Augenzeugen der Wunderwerke Jeſu, geprediget, und durch die ganze Welt verbreitet; für den ſo viele tauſend Martyrer ihr Blut mit Freude vergoſſen haben. Dieß iſt der Glaube, den ſo viele heil. Lehrer, die ſo berühmt durch ihre Gelehrtheit, als durch ihre Heiligkeit waren, mit Mund und Feder gegen ſeine Feinde vertheidiget, den ſo viele fromme und gottſelige Kirchenvorſteher aus den entfernteſten Gegenden verſammelt, einmüthig bekennet und unterſchrieben haben.

haben. Dieß iſt der Glaube, in deſſen Bekenntniſſe ſo viele Heilige aus allen Ständen mit voller Beruhigung gelebt, und ihr Leben geendiget haben, deren Heiligkeit auch Gott durch Wunderwerke beſtättigte. Dieß iſt der Glaube, auf deſſen Verheißungen ſo viele ein ſtrenges und bußfertiges Leben geführt, und durch deſſen Kraft ſie die bewunderungswürdigſten Beyſpiele der Tugend geliefert haben. Wie glaubwürdig iſt nicht dieſe Religion, die ſo viele Zeugen ihrer Wahrheit aufzählen kann? Wer ſoll nicht freudig die Fußſtapfen betretten, auf denen ſo viele tauſend und tauſende ſchon in ihre Herrlichkeit eingegangen ſind? Wer ſoll (die Sprache des heil. Paulus zu reden) Wer ſoll nicht, da er eine ſolche Wolke von Zeugen vor ſich hat, froh den Kampf ſeines Glaubens vollenden? Es hat zwar auch der Unglaube ſeine Apoſtel, und dieſe wiſſen ihre Gründe, womit ſie die Wahrheit anfechten, ſo blendend zu machen, daß ein Chriſt, der nicht auf ſeiner Hut ſteht, der ſich unbehutſamer weiſe mit ihnen zu bekannt macht, der an ihrer ſpottenden Beredſamkeit ein Wohlgefallen findet, durch ſie leicht berückt werden kann. Allein was ſind dieſes für Menſchen, die ſich als Feinde unſeres Glaubens erklären? Welches ſind ihre Abſichten? Welches iſt die Sprache, die ſie führen, welches ſind die Waffen, mit denen ſie kämpfen? Welches ſind die Tugenden, durch welche ſich ihr Lebenswandel auszeichnet? Wären ſie auch bereit, um Gotteswillen auf zeitliche Vortheile Verzicht zu thun, und ihm zu Lieb ihr Blut zu vergießen? Sind ſie auch Menſchen, die ihr Fleiſch kreuzi-

gen, und um der Tugendwillen ſich verläugnen und abtödten?

Der Apoſtel ſchildert ſie ganz anderſt. Es ſtehen, ſo ſagte er zu dem Timoth., in den lezteren Tagen gefährliche Zeiten bevor. Es werden Menſchen ſeyn, die voll Eigenliebe, geitzig, ruhmſüchtig, hoffärtig, Läſterer, undankbare, laſterhaft, unbarmherzig, unfriedſam, Schmäher, unzüchtig, grauſam, unfreundlich, Verräther, muthwillig, aufgeblaſen, Liebhaber mehr der Wollüſte, als Gottes ſeyn werden, welche zwar einen Schein der Frömmigkeit haben, aber die Kraft derſelben verläugnen. Dieſe ſollſt du meiden. Wer ſoll ſich auch von ihnen irremachen laſſen, wenn er, ich ſage izt nicht, die Gründe der Wahrheit und dagegen die Scheingründe des Irrthums prüft, ſondern auch wenn er nur den Karakter der Zeugen des Irrthums gegen den Karakter der Zeugen der Wahrheit hält? Nun m. Gg. wenn unſer Glaube ſo herrliche Zeugniſſe und ſo wichtige Gründe für ſich hat, vor welchen alle entgegengeſetzte Gründe und Zeugniſſe zuſchanden werden müſſen: kann nicht ein Chriſt ſich beruhigen, er werde in ſeinem Glauben bis ans End beharren, wenn er ſich anderſt vornimmt, Gott für die Gabe ſeines Glaubens täglich zu danken, ihn täglich um Erleuchtung zu bitten; wenn er ſich anderſt vornimmt, ſeinen Glauben öfters zu erwecken, und ſich zu befleißen, damit er in der Ueberzeugung von der Wahrheit deſſelben

ben ſtäts zunehme; wenn er anderſt die kindliche Achtung gegen ſeine Kirche behält, und nicht in die Bekanntſchaft mit den Büchern der Irrlehrer ſich zu verwegen hineinwagt?

Werd ich auch in der Tugend beharren? fragt ferner der Chriſt. Ich antworte: Wenigſtens ſind die Beweggründe, darinn zu beharren, ohne Vergleich ſtärker, als die Verſuchung, davon abzufallen. Was könnte doch den Tugendhaften bewegen, zur Parthey des Laſters überzugehen? Fleiſchliche Lüſte, die des Menſchen, der zu einem ſo erhabenen Ziele geſchaffen iſt, mit Gott ewig zu leben, und ihn anzuſchauen, höchſt unwürdig ſind, und die den Menſchen ſtäts mit neuen Begierden martern, ohne ſie jemal zu befriedigen? Sind es zeitliche Vortheile, die eben darum, weil ſie zeitlich und vergänglich ſind, nicht verdienen, daß man ſein Herz an ſie hänge? Und für dieſe ſollte der Menſch ſein Seelenheil aufgeben? Was hätte er, wenn er die ganze Welt gewänne, aber an ſeiner Seele Schaden litte? Sind es Beyſpiele der verderbten Welt? Wie alſo? wenn uns Menſchen ſagten: Mache dieſe Thorheit mit, ahme jene Eitelkeit nach, folge uns nach, da wir zum Abgrunde eilen. Richte uns zu Gefallen nicht nur deine Geſundheit, ſondern auch deine Seele zugrund, ſey uns zu Lieb thöricht, ſey uns zu Lieb unſinnig — denen ſollte man folgen? Was könnte wohl den Tugendhaften bewegen, zur Parthey des Laſters zu ſchreiten? Ja ich ſage noch mehr: Was könnte wohl den Sünder noch länger feßeln, der Parthey des Laſters anzuhängen, und unter den Feſſeln einer böſen Gewohnheit zu ſchmachten? da er aus ſeiner eigenen Erfahrung weiß, daß unordentliche Lüſte, wenn

ſie befriediget werden, nur Unruhe und Gewiſſensqual zurücklaſſen; daß Leidenſchaften, je mehr man ihnen nachgiebt, deſto ungeſtümmere Herrſchaft über das Herz ausüben, und daß die Welt viel zu unmächtig, viel zu undankbar, und unbeſtändig iſt, als daß man um ihretwillen die Einladungen zur Tugend länger ausſchlagen ſollte.

Wie manchfaltig und wie ſtark ſind im Gegentheil die Beweggründe zur Tugend? Das Geſetz Gottes, der ſo wie er als Herr allen Gehorſam von uns fodern kann, alſo auch der freygebigſte in ſeiner Belohnung iſt — die Schönheit der Tugend, die ſo unläugbar iſt, daß ſelbſt der Laſterhafte ihr ſeine Achtung nicht verſagen kann — der wohlthätige Einfluß der Tugend auf unſer wahres Glück auch ſogar in dieſem Leben; die innere Zufriedenheit des Gewiſſens, die daraus entſpringt; die Freude des heil. Geiſtes, die allen Verſtand überſteigt, die ſich nur empfinden, nicht mit Worten ausdrucken läßt; die Freundſchaft mit den Tugendhaften; die Beyſpiele ſo vieler Heiligen, die durch die Tugend ewig glückſelig geworden ſind; die Aehnlichkeit und Gleichförmigkeit mit Gott, zu welcher die Tugend erhebt, das Wohlgefallen Gottes, der beſondere Schutz Gottes, unter welchem der Fromme ſteht, der gewiße Gnadenbeyſtand, den er ſich zu verſprechen hat, daß er die Verſuchungen zum Böſen, und die Beſchwerniſſe der Tugend überwinden werde; endlich die ewige Belohnung, die er zu gewarten hat. Welch herrliche Beweggründe, nach der Tugend zu ſtreben, und darinn zu beharren? Nun beant-

worte

worte ich den Zweifel des Chriſten, der in Furcht ſteht, er möge von der Tugend abfallen. Kann er ſich nicht mit froher Zuverſicht tröſten, er werde der Tugend ſtäts treu bleiben: da die Beweggründe dazu ſo mächtig, ſo rührend, ſo gründlich; jene hingegen zum Laſter nur ſcheinbar, in der That aber eitel und nichtig ſind. Nur darauf kömmt es an, daß er nie ſtolz und auf ſeine Kräfte vermeſſen werde, und ſich in die Gefahren der Sünde nicht muthwillig hineinwage, daß er ſeine ganze Stärke in Gott ſuche, und nie aufhöre, ihn um ſeinen Gnadenbeyſtand zu bitten, daß er das Wort Gottes liebe, um im Guten geſtärkt, und zur Tugend ſtäts neu ermuntert zu werden, daß er endlich die Heilsmittel fleißig empfange, die den Vorrath der Gnaden enthalten, welche Gott dem Chriſten zugedacht hat — dann kann er ſich die frohe Zuſage thun: Nie wird das Laſter über mich ſiegen. Laßt uns alſo in Anſehung unſerer Schwachheit nicht ſchüchtern und zaghaft werden. Sie iſt uns zwar angebohren; allein ſie iſt uns nach den Abſichten Gottes nur eine Veranlaſſung zum Kampfe und Streite, keineswegs Urſache des Verderbens. Die Tugend wird in der Schwachheit vollkommen, ſprach Gott zu dem Apoſtel, der ihn in einer Verſuchung anrief: oder nach einer andern Leſeart: Die Kraft wird in der Schwachheit kund gethan. Man kann eigentlich nicht ſagen, daß der Menſch in Gefahr ſey, durch ſeine Schwachheit zugrundezugehen: denn etweder bittet er bey ſeiner Schwachheit zu Gott um Beyſtand, oder nicht. Bittet er nicht, ſo iſt er ſtolz und hochmüthig; bittet er aber, ſo erlangt er Gnade. Entweder wendet er dieſe Gnade

an

an, oder nicht: Wendet er ſie nicht an, und kämpft nicht mit ihrem Beyſtande, ſo iſt nicht ſeine Schwachheit, ſondern ſeine Trägheit Urſache, wenn er in die Sünde fällt. Wendet er ſie aber an, ſo wird er über die Sünde ſiegen, und aus dieſem Siege ſelbſt die Ueberzeugung ſchöpfen, wie viel er durch die Gnade vermag. Nach dem Siege über die Sünde iſt er entweder behutſam, oder nicht. Iſt er nicht behutſam, und wagt ſich muthwillig in Gefahren, ſo fällt er aus Vermeſſenheit. Iſt er aber behutſam, ſo wird er in der Gnade beharren. Geſetzt auch, er falle aus Schwachheit, ſo kann er von dieſem Falle aufſtehen, und Gott wird bereit ſeyn, ihm die Hand zu reichen. Steht er nicht auf vom Falle, da ihm Gott die Hand reicht, ſondern ſündiget wieder, läßt ſich endlich von einer Gewohnheit zu ſündigen, fortreißen; ſo iſt die Schwachheit, die daraus entſteht, eine muthwillige, eine freywillige Schwachheit, — oder beſſer zu reden, Bosheit und nicht Schwachheit. Man kann alſo nie ſagen, daß der Menſch in Anſehung ſeiner natürlichen Schwachheit in Gefahr ſtehe, zu Grunde zu gehen.

Laßt uns alſo zwar in Furcht und Zittern unſer Heil wirken, wie es Paulus befiehlt, dabey aber doch in einer Furcht, die ſich mit jener heiligen Freude vereinbaren laſſe, wozu uns der göttliche Heiland ſelbſt aufmuntert, indem er ſpricht: **Freuet euch, und frolocket, weil eure Belohnung in dem Himmel groß iſt.**

Um

Um ſo mehr ſollen wir dieſe Freude hegen, als ſie ſelbſt das Streben nach dem Himmel befördert, wie ich noch im Zweyten Theile zeigen werde.

Der Beweggrund, durch welchen der Heiland ſeine Jünger und ſeine Nachfolger in dieſem Texte zur Freude und zum Frolocken aufmunterte, war die große Belohnung, die er ihnen verſprach: Die Abſicht aber, warum er ſie zur Freude aufmunterte, war dieſe, damit ſie die mit ihren Pflichten verbundene Beſchwerniſſe deſto leichter überwinden mögten. Er hatte ihnen erſt die Pflichten, durch deren Erfüllung ſie die Seligkeit erlangen müſten, deutlich vorgetragen. Selig, ſprach er, ſind die Armen im Geiſte. Selig ſind die Sanftmüthigen. Selig die, welche weinen und leid tragen. Selig die Friedfertigen. Selig, die, welche Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen. Da konnte nun manchem der Gedank aufſteigen: Wer ſoll denn gegen Feinde, die ihn ohne alle Urſache, ungerechterweiſe, ja ſogar um der Gerechtigkeit willen verfolgen, ſo gleichgültig; wer ſoll gegen alles Unrecht, das man ihm zufügt, gegen allen Spott, den man ihm anthut, ſo unempfindlich ſeyn können? Wer ſoll ſo leicht alle Neigung zu zeitlichen Gütern ablegen, wer ſoll unter Menſchen, die ſo vielen Anlaß zu Streitigkeiten geben, ſtäts friedfertig leben können? Deswegen ſetzt der Heiland hinzu: Meine Jünger: wenn euch unter dieſen Pflichten, deren Erfüllung ich von euch fodere, eine oder die andere ſchwer fällt, ſo denket nur an die Belohnung, an die überaus große Beloh-

lohnung, die ich euch verſpreche — und laſſet euch nichts ſchwer vorkommen. Freuet euch, arbeitet und leidet alles mit Freuden um des Himmels willen. Und dieß laſſet euch forthin zur Regel ſeyn. Stößt euch ein Trübſal auf, ſo denkt nur an den Himmel. Dieſer Gedank wird euch mit Freude erfüllen. Dieſe Freude wird euch alles leicht machen.

In der That m. Gg. dieſe Wahrheit iſt von dem wichtigſten Einfluſſe auf das chriſtliche Leben. Ueberhaupt iſt Freude eine Empfindung, die uns einen gewiſſen Muth einflößt, die alle unſere Geiſteskräfte in Bewegung ſetzt, die uns Fertigkeit und Leichtigkeit verſchafft, die über all unſer Thun und Laſſen ein gewißes Leben verbreitet, die uns das Unangenehme nur halb fühlen läßt. Dieß erfahren wir in allen unſeren Geſchäften. Was wir mit Freude thun, dieß thun wir leicht. Was wir hingegen mit Unluſt thun, dazu ſchicken wir uns langſam an, werden bald müde, unterbrechen es oft, vollenden es entweder gar nicht, oder finden am Ende, daß wir es nicht recht gethan haben. So verhält es ſich auch mit der Ausübung der Tugend, mit der Erfüllung unſerer Chriſtenpflichten. Die Freude, die wir zur Erfüllung einer Pflicht mitbringen, weckt uns auf, daß wir nicht zaudern. Sie erhält uns in der Gegenwart des Geiſtes, damit wir ſie mit gehöriger und anhaltender Aufmerkſamkeit erfüllen. Sie verbirgt uns ſo faſt die Beſchwerniſſe, die damit verbunden ſind. Sie hilft uns die Verſuchungen, welche die Beharrlichkeit erſchweren, muthig beſiegen.

Laßt

Laßt uns einmal den Chriſten in verſchiedenen Umſtänden betrachten.... Er ſoll ſich zum Gebethe verfügen. Wenn er ſich nicht gleich vom Anfange erweckt, mit Freude zu bethen; ſo wird ſein Geiſt ſchläfrig und ſchwermüthig ſeyn. Die Zerſtreuung wird ſich ſeiner bemächtigen. Er wird bald müde werden, und nicht im Gebethe beharren. Wenn er ſich aber mit Freude dazu begiebt, ſo werden die Zerſtreuungen fliehen. Gott, zu dem er bethet, wird ihm vor den Augen ſeines Geiſtes ſchweben. Sein Herz wird voll heiliger Empfindungen ſeyn. Je länger er bethet, deſto mehr Geſchmack wird er daran finden. Er wird im Gebethe beharren. Darum muntert uns David dieſes Muſter eines gottgefälligen Gebethes ſo oft auf, daß wir uns mit Freude zum Gebethe verfügen ſollen. **Geht ein in das Haus des Herrn mit frolockendem Geiſte. Dienet dem Herrn mit Freuden, bringt ihm Lob und Jubel. Koſtet, wie ſüß der Herr iſt.** — Ein Chriſt ſoll ſich zur Anhörung des Worts Gottes verfügen. Geſchieht es nicht mit Freude, ſo wird ihn jede Unbequemlichkeit ſtören. Die Zeit wird ihm zu lange werden. Er wird nicht die gehörige Aufmerkſamkeit anwenden, um die Kraft der Wahrheit in ſein Herz eindringen zu laſſen. Hört er es aber mit Freude, ſo wird er den vorgetragenen Gründen der Tugend ein unverrücktes Nachdenken widmen, ſie werden in ſein Herz Eindruck machen, ſie werden Früchte bringen. Darum lobt der heil. Paulus ſeine Theſſaloniche ſo ſehr, indem er zu ihnen ſagt: **Ihr habt das Wort angenommen in der Freude des h. Geiſtes** (1. Theſſ. 1. 6.) Der Chriſt ſoll Allmoſen geben. Geſchieht

ſchieht es nicht mit Freude, ſo wird er über die, welche es von ihm verlangen, murren, er wird karg und geſpärig austheilen, er wird dazu noch das Verdienſt verlieren. Giebt er aber mit Freude, ſo wird er auch nach Vermögen geben, und er wird jene Seligkeit zum Voraus empfinden, welche der Heiland über die Barmherzige ausgeſprochen hat: Selig ſind die Barmherzige. Darum ſagt der heil. Paulus zu den Kor. Ein jeglicher gebe nicht mit Traurigkeit, oder aus Zwang; denn einen frölichen Geber liebt Gott (Kor. 7.) Der Chriſt ſoll eine etwas beſchwerliche Berufsarbeit unternehmen. Wenn er ſich mit dem geiſterhebenden Gedanken „Gott zu Liebe„ und mit Aufopferung zu Gottes Ehre dazu anſchickt, ſo verſchwindet die Beſchwerniß: unerträglich iſt ſie aber, wenn er mit Verdruß zu Werke geht — Der Chriſt wird in eine Betrübniß verſetzt. Wenn er ſich in ſeinen widrigen Umſtänden nicht zu faſſen und zu tröſten weiß, ſo verdoppelt er ſeine Trübſal: er empfindet ſie hingegen nur halb, wenn er ſie Gott aufopfert, und ſich in ſeinen göttlichen Willen ergiebt. Wir leſen in den Geſchichten der Apoſtel, (5) Sie giengen mit Freuden aus dem hohen Rathe, weil ſie würdig ſind geachtet worden, für den Namen Jeſu Schmachen zu leiden. Und bey dem heil. Paulus leſen wir. Ich überfließe von Freude in aller meiner Trübſal. (2. Kor. 7. 4.) Dieß kommt zwar dem natürlichen Menſchen fremd vor, weil er nicht begreift, wie Freude und Trübſal ſich miteinander vereinigen können: allein bey einer reifern Erwägung wird es gerade um ſo begreiflicher, daß die Apoſtel

unter den abwechſelnden Drangſalen in ihrer Berufstreue ausgeharret ſind, weil ſie die Freude und Heiterkeit des Geiſtes ſtets zu erhalten geſucht haben. Liebe Gottes, Ergebenheit in ſeinen Willen, Zufriedenheit mit dem Stande, in den man verſetzt iſt, verſüßet alles Leiden, erleichtert alle Müheſeligkeiten. — Ja ich ſage ſogar; und es liegt kein Widerſpruch in dieſer Behauptung: Der Sünder ſoll mit Freude ſein Bußegeſchäft antreten. Es iſt wahr: Des Sünders Antheil iſt Traurigkeit. Er muß weinen, und in Anſehung der Beleidigungen, die er Gott zugefüget hat, Schmerzen empfinden; allein nur in ſofern wird er in ſeiner heilſamen Betrübniß beharren, wird alle Bußwerke auf ſich nehmen, wird, um ſeiner böſen Gewohnheiten los zu werden, ſich Gewalt anthun, wird endlich ſeine guten Entſchließungen zu ihrem Ziele bringen, als er mit Freude ſeiner Befreyung von der Knechtſchaft der Sünde, und ſeinem Glücke, ein Kind Gottes, ein Freund Gottes zu werden, entgegenſieht. Sonſt wird er zaudern, wird ſeine Bekehrung von Tag zu Tag verſchieben, wird die ihm vorgeſchriebenen Bußwerke nicht erfüllen, und die Bekehrungsmittel nicht anwenden. Die Reize des Laſters werden ſich immer aufs neue ſeiner bemächtigen, und die Erinnerung der unordentlichen Freude, die er in dem Sündenſtande genoſſen hat, wird ihm zu einer faſt unüberwindlichen Verſuchung werden. Wahr iſt es: die Freude des Geiſtes beſeelet alle unſere Werke. Sie flößet Muth ein, dem Sünder zur Buße, und dem Gerechten zum Gutes thun, Muth zu guten Entſchließungen, zur Ausführung, Fortſetzung und Vollendung derſelben. Es iſt keine Beſchwer-

niß, die nicht durch ſie leicht überwunden, kein Leiden, welches nicht durch ſie verſüßet werde. Wahr iſt es alſo auch: Die Freude, die der Chriſt bey der Erfüllung ſeiner Pflichten unterhält, erleichtert das Streben nach dem Himmel; und derowegen wird ſie auch von dem heiligen Paulus unter die erſten Früchte des heil. Geiſtes gezählt. Die Früchte des Geiſtes ſind: Liebe, Freude ꝛc. (Gal. 5, 22.) Freue dich alſo, Chriſt: denn warum ſollteſt du trauern und ſchwermüthig ſeyn, da du zur ewigen Freude berufen biſt.

Freue dich, du ſeyeſt auf dem Wege der Buße, oder auf dem Wege der Gerechtigkeit — Freue dich, du magſt arbeiten oder leiden — Freue dich, du magſt geſund oder krank, du magſt reich oder arm ſeyn — Freue dich, du magſt bethen, faſten, oder Allmoſen geben — Freue dich, du magſt gelobt oder verachtet werden. Laß nur den Himmel nie aus deinem Augenmerke. Wandelt dich eine Verſuchung, eine Angſt, ein Zweifel, eine Unluſt, eine Ungeduld an — blick auf zu deinem Vaterlande; die Verſuchung, die Angſt, der Zweifel, die Unluſt, die Ungeduld wird fliehen. Und über ein kleines — ſo wirſt du die Belohnung, deren Erwartung dich ſchon mit ſo viel Freude erfüllte, daß du keine Arbeit, kein Leiden, keine Bußwerke, keine Abtödtung verabſcheuteſt, ewig und ruhig beſitzen. Amen.

Am Feſte des h. Apoſtels Bartholomäus.

Elegit duodecim ex ipſis, quos et Apoſtolos nominauit.

Er hat Zwölfe aus ihnen gewählt, die er auch Apoſtel nannte. Luk. 6.

Der heil. Text, den ich Ihnen nur erſt verleſen habe, erzählt uns eine Geſchichte, die in Bezug auf die Stiftung unſerer heil. Religion eine der merkwürdigſten iſt, die wir in dem Evangelium leſen, nemlich die Wahl der Apoſtel. Der Heiland wählte ſich aus der ganzen Schaar ſeiner Jünger, die ihm von der Zeit an, als er zu predigen angefangen hatte, nachgefolgt waren, Zwölfe, die er Apoſtel, d. i. ſeine Geſandte nennte, und denen er in Abſicht auf den Dienſt des Evangeliums eine beſondere Vollmacht ertheilte. Die Männer, auf welche dieſes göttliche Loos fiel, werden uns namentlich hererzählet, worunter auch der heil. Bartholomäus, deſſen Feſt wir heute feyern, ſich befindet. Ich habe es ſchon bey einigen Gelegenheiten gemeldet, daß die Geſchichte in Anſehung der beſonderen Begebenheiten einiger heil. Apoſtel, ihrer Auswanderungen, und der Fortſchritte, die ſie gemacht haben, uns keine völlige Genugthuung leiſtet, und keine beſtimmte Nachrichten ertheilet; weßwegen wir es auch in Anſehung des einen oder des anderen, da wir keine beſondere Thaten anführen können, bey den allgemeinen Lobſprüchen müſſen bewenden laſſen, daß ſie heilige, verehrungswürdige, vom Geiſte Gottes erfüllte,

von Liebe für Jeſus Chriſtus entzündete, in ihrem Dienſteifer unerſchütterte, durch alle Drangſalen, bis zum Tode ſelbſt, ſtandhafte Männer waren. Dieß ſey nun auch von dem heil. Bartholomäus geſagt, und dieß ſey uns genug.

Ich kehre alſo zu dem Evangelium zurück. Der Heiland wählte ſich aus ſeinen Jüngern Zwölfe, die er Apoſtel nannte. Was fand er wohl an dieſen Zwölfen für beſondere Eigenſchaften und Verdienſte, die ihn zu dieſer Wahl beſtimmten? Wählte er ſie vielleicht wegen ihrer beſonderen Frömmigkeit? Nein: denn mehrere unter ihnen waren Sünder, unter andern Matthäus der Zöllner. Wählte er ſie, weil er vorausſah, daß dieſe ihm mit beſonderer Treue anhängen würden? Nein: denn der unglückliche Judas, einer der Zwölfen, iſt ſogar Verräther an ihm geworden. Wählte er ſie vielleicht, weil ſie bey dem Volke in gutem Anſehen ſtunden, und weil er hoffen konnte, daß ſie ihm in dieſer Rückſicht gute Dienſte zur Verbreitung des Evangeliums leiſten könnten, oder wegen ihren Kenntniſſen und ihrer Beredſamkeit? Nein: denn ſie waren rohe, ungelehrte, arme, verachtete Leute. Mit einem Worte: er wählte ſie nicht in Rückſicht auf ihre perſönlichen Verdienſte, ſondern aus lauter Gnade.

Was aber beſonders merkwürdig iſt, und eine nähere Betrachtung verdienet, iſt dieſes: Da es bey dem Heilande geſtanden war, Männer von Anſehen, von Geburt, von Wiſſenſchaft, Männer wie z. B. ein Nathanael, ein Nikodemus waren, ſich zu wählen: warum wählte

wählte er vielmehr arme, unwiſſende, niedrige und verachtete Menſchen? und warum dazu noch ſo wenige — nicht mehr als Zwölfe — zu einem ſo großen Geſchäfte, als die Ausbreitung ſeines Evangeliums durch die ganze Welt war? War dieß weißlich? Ich werfe dieſe Frage nicht auf, als fürwitziger Grübler; ſondern um Ihnen, m. Gg. Stof zu einer wichtigen Betrachtung vorzulegen. Ich antworte ungeſäumt: Ja, es war weißlich, und ein Geheimniß der Weisheit, daß er zum Dienſte ſeines Evangeliums arme und ungelehrte Leute, und noch dazu ſo wenige erwählte. Ich werde Ihnen dieſes zeigen erſtlich aus der Abſicht, die Gott bey der Verkündigung des Evangeliums hatte; zweytens aus dem glücklichen, ja wunderbaren Fortgange des Evangeliums durch den Dienſt dieſer Apoſtel.

Erſter Theil.

Die Abſicht, welche Gott mit der Verkündigung des Evangeliums hatte, foderte, daß Unangeſehene, und Ungelehrte als Werkzeuge dazu gewählt wurden. Was war dieſes für eine Abſicht? Dieſe: Gott, der den ernſtlichen Willen hat, alle Menſchen ſelig zu machen, wollte die weltliche Weisheit, die ſo lange Zeit die Menſchen, ſtatt zu erleuchten, vielmehr in Irrthum geführt hatte, zu Schanden machen, und die Menſchen durch die Predigt des Kreuzes erleuchten, beſſern und ſelig machen. Dieſe etwas tiefliegende Wahrheit, welche der heil. Paulus in ſeinem Sendſchreiben an die Korinther ausführlich behandelt, laſſet uns entwickeln; ſo wird auch der Plan

der göttlichen Haushaltung, warum Ungelehrte und Schwache zu Apoſteln gewählt wurden, unſerem Begriffe näher liegen.

Eine ewige Schande für das Menſchengeſchlecht iſt es, daß mehrere tauſend Jahre die Abgötterey auf dem größten Theile des Erdbodens herrſchte; und der wahre lebendige Gott ungekannt war. Fehlte es vielleicht an Mitteln, zu dieſer Erkenntniß zu gelangen? Gewiß nicht. Gott hat den Menſchen in dieſe Welt eingeführt, mit Vernunft begabt, und hat ihm die ganze Schöpfung vor Augen gelegt, von welcher er ohne Mühe ſich zu dem unſichtbaren Gott hätte hinaufſchwingen können. Daß dieſes Mittel, zur Erkenntniß Gottes zu gelangen, hinreichend war, lehret Paulus ſelbſt in dem Briefe zu den Römern, indem er ſpricht: Der unſichtbare Gott, ſeine Allmacht und Gottheit konnten aus den Geſchöpfen erkennet werden. Aber leider, die Menſchen misbrauchten ihre Vernunft, und ſtatt ihr Gemüth von den Geſchöpfen zu dem Schöpfer zu erheben, blieben ſie an dieſen hangen, verliebten ſich in ſie, verehrten ſie ſelbſt als Gottheiten, ja ſie kamen ſo weit in der Thorheit, daß ſie nicht nur die Werke Gottes, ſondern gar die Werke ihrer eignen Hände, ihre Schnitzbilder anbetheten. Die Vernunft der Menſchen hat alſo ihre erſte Schuldigkeit, den Menſchen zu Gott zu führen, nicht erfüllt, und ſich dadurch vor dieſem höchſten Weſen ſtrafbar gemacht. Was aber in den Augen Gottes noch verdammlicher ſeyn mußte, war dieſes, daß ſelbſt die Weltweiſen in Anſehung dieſes wichtigſten Gegenſtandes blind waren,

waren, und andere verblendeten. Ja! wenn in den Zeiten des Heydenthums nur lauter rohe, und ganz unwiſſend erzogene, nur mit lauter niedrigen Beſchäftigungen befaßte Menſchen gelebt hätten; ſo ließe ſich noch etwas zur Entſchuldigung ihrer Blindheit ſagen; allein es gab Weiſe in großer Anzahl, es waren öffentliche Schulen der Weisheit aufgerichtet, es lebten Menſchen von den tiefſten Einſichten, von dem gröſten Scharſſinne, von den ausgebreitetſten Kenntniſſen, von hinreißender Beredſamkeit; und doch reichten ihre Einſichten nicht bis zu Gott, ihr Scharſſinn entdeckte den Urheber der Dinge nicht, ihre Beredſamkeit predigte Gott nicht, es fehlte ihnen der Vernunftſchluß aller Vernunftſchlüſſe, jener nemlich, der von den Geſchöpfen zu dem Schöpfer führet. Waren ſie hierinn zu entſchuldigen? Rundheraus antwortet Paulus: Nein! Sie waren nicht zu entſchuldigen. Vielleicht kamen aber doch einige unter ihnen auf beſſere Gedanken, und erkannten den Unſinn der Abgötterey? War dieſes der Fall, ſo waren ſie noch ſtrafwürdiger, daß ſie den Muth nicht faßten, dieſe Thorheit zu beſtreiten, ſondern ſie vielmehr begünſtigten, mitmachten, durch ihre Lehren genehmigten. Mit einem Worte: die Vernunft hatte Jahrtauſende lang ihre höchſte und erſte Pflicht nicht erfüllet. Die Weisheit aller Weiſen war nicht im Stande, auch nur ein einziges Götzenbild zu ſtürzen. Selbſt die, welche ſich für Weiſe ausgaben, ſind, wie Paulus ſpricht, Thoren geworden. War nun Gott nicht durch dieſen Misbrauch der Vernunft ſchwer beleidiget, und hat er nicht mit Rechte den Ausſpruch bey dem Propheten Iſaias gethan: **Ich will die Weis-**

 heit

heit der Weiſen zernichten, und die Klugheit der Klugen will ich zu Schanden machen?

Dieſer Ausſpruch aber ſollte nach der Auslegung des heil. Paulus durch das Chriſtenthum in Erfüllung gehen, nicht zum Unheile, ſondern zum Heile der Menſchen; doch aber nur zum Heile derjenigen, welche glaubten. Weil die Welt, ſagt dieſer Völkerlehrer, weil die Welt nicht durch die Weisheit Gott erkannt hat; ſo gefiel es Gott, durch die Thorheit der Predigt die Glaubigen ſelig zu machen. — Indem er ſagt "durch die Thorheit der Predigt; ſo deutet er auf die Sprache der Unglaubigen, welchen ſowohl das Geheimniß des Kreuzes, als auch die Anſtalt, es durch ungelehrte und geringe Leute zu verkündigen, Thorheit zu ſeyn ſchien: Der Sinn des Apoſtels alſo iſt folgender: Weil die Welt durch ihre Weisheit, auf die ſie ſo ſtolz und trotzig war, nicht zur Erkentniß Gottes gelangte, ſo wollte Gott, um dieſelbe zu Schanden zu machen, ſogar durch das, was ihr thöricht zu ſeyn ſchien, diejenigen, welche zum Glauben bereitwillig waren, ſelig machen. Warum wählte aber Gott gerade das Geheimniß des Kreuzes, als das Wiederherſtellungsmittel der Welt? und warum wollte er die Seligkeit der Menſchen gerade mit dem Glauben an daſſelbe verbinden? Es hat Gott alſo gefallen, ſagt Paulus, und dieſe Antwort müſte uns ſchon genug ſeyn, weil es bey dem freyen Willen Gottes ſteht, uns Bedingniſſe zur Seligkeit vorzuſchreiben. Es laſſen ſich aber hauptſächlich zwo Urſachen angeben, welche klar beweiſen, daß

die Predigt des Kreuzes gerade das angemeſſenſte Mittel war, die Krankheiten des menſchlichen Geſchlechtes zu heilen. Dieſe Krankheiten, oder dieſe Hinderniſſe der Erkenntniß Gottes waren Stolz und Sinnlichkeit. Stolz war das eigentliche Laſter der Weltweiſen, von welchen der heil. Paulus ſagt: Sie ſind in ihren Gedanken verſchwunden. Es war aber zugleich auch dieſer Stolz die Urſache ihrer Unwiſſenheit in Anſehung Gottes. Da ſie ſich für Weiſe ausgaben, ſind ſie Thoren geworden. Warum? Unwiſſenheit in göttlichen Dingen iſt die natürliche Folge und Strafe des Stolzes: denn, wenn der Menſch von ſich und von ſeinen natürlichen Einſichten eingenommen iſt, ſo erhebt er ſich nicht zu Gott, als dem Urheber ſeiner Gaben. Es war alſo kein Wunder, daß die Weltweiſen eben darum, weil ſie ſtolz waren, nicht zur Erkenntniß Gottes gelangten. Dieſer Krankheit des Verſtandes war nun kein Mittel angemeſſener, als Demüthigung des Verſtandes, und dieſe Demüthigung zu bewirken, war gleichfalls nichts geſchickter, als das Geheimniß des Kreuzes; theils weil es ein Geheimniß iſt, welches den Begriff des menſchlichen Verſtandes überſteiget; theils weil dieſes, daß Gott ſelbſt Menſch werden, und für die Menſchen am Kreuze ſterben wollte, gewiß ein Beyſpiel iſt, welches den Menſchen zur Demuth auffodert; theils endlich, weil dieſes Geheimniß ein allgemeines Verderben der Menſchen, mithin Urſache genug zur Demüthigung vorausſetzet. Dieß war alſo der erſte Grund, warum es Gott gefiel, die Menſchen durch die Predigt des Kreuzes zu ſeiner Erkenntniß zu führen, und ſelig zu machen.

Die zweyte Krankheit des Menſchengeſchlechtes war: Sinnlichkeit, Unmäßigkeit, Unzucht, Laſter des Fleiſches. Bey dieſen herrſchenden Laſtern, welchen die Menſchen ergeben waren, iſt es leicht zu begreifen, daß ſie Gott nicht erkannten. Denn erſtens betäubet nichts mehr die Vernunft, als Laſter des Fleiſches; indem ſie den Menſchen zum Viehe herabwürdigen: und da man weiß, daß ſelbſt Chriſten, obwohl ſie in der wahren Religion unterrichtet ſind, dennoch Gottesvergeſſene werden, wenn ſie ſich von dieſen ſchändlichen Leidenſchaften beherrſchen laſſen; ſo iſt die Verblendung der Heyden in Anſehung der Wiſſenſchaft von Gott gar kein Räthſel. Zweytens fand auch das fleiſchliche Herz der Heyden ein gewißes Intereſſe dabey, daß ſie den wahren lebendigen Gott nicht erkannten; weil es ihnen viel behaglicher war, Götter anzunehmen, welche Patronen des Laſters, der Unzucht, der Trunkenheit waren, als einen heiligen Gott, welcher die dieſen Laſtern ergebene Menſchen haſſet, und mit ewigen Peinen ſtrafet. Dazu kömmt noch, was Paulus den Römern lehret, daß die ungezähmte Neigung der Heyden zu Fleiſcheslaſtern, ſo wie ſie die Urſache ihrer Gottesvergeſſenheit war, alſo auch wechſelſeitig eine Strafe ihrer Gottesvergeſſenheit war. **Weil ſie die Wahrheit Gottes in Lüge verwandelten, und lieber den Geſchöpfen, als dem Schöpfer dienten,** ſagt dieſer Völkerlehrer, **ſo hat ſie Gott den ſchandvolleſten Unordnungen und Leidenſchaften übergeben.** Mit einem Worte: die Heyden befanden ſich, wiewohl aus ihrer Schuld, in der ſchröcklichſten Lage, und in der erbärmlichſten Sklaverey des Fleiſches.

War

War nicht aber auch die Predigt des Kreuzes das einzige Mittel, die Menſchen von dieſer ſcheußlichen Wunde zu heilen? Dieſe ſtellet einen Gottmenſchen, den Menſch gewordenen Gottesſohn vor, der, wiewohl er die Unſchuld und Heiligkeit ſelbſt war, dennoch Schmachen, Schmerzen, und den Tod ſelbſt ausſtehen wollte, um ſeinem beleidigten Vater für die Sünden und Laſter der Menſchen genug zu thun, jedoch mit dieſer Bedingniß, daß nur diejenigen Theil an ſeiner Erlöſung haben ſollten, welche durch die Verdienſte ſeines Todes ermuntert, ſeinem heiligſten Beyſpiele nachfolgten, und ihre unordentlichen Lüſte tapfer bekämpften und kreuzigten. Was war kräftiger, um die unglücklichen Menſchen einerſeits zum Reuſchmerz über ihre Laſter zu bewegen, andererſeits aber auch ihnen Muth zum Kampfe wider dieſelben einzuflößen, als dieſe Lehre? Dieß war alſo die zweyte Urſache, warum es Gott gefiel, durch die Predigt des Kreuzes die Menſchen, die daran glaubten, ſelig zu machen.

Was für Werkzeuge ſollte er ſich nun bedienen, um dieſe Predigt des Kreuzes verkündigen zu laſſen? Weltweiſe, Schriftgelehrte, Anſehnliche und Reiche? Nein, dieß paßte gar nicht in den Plan ſeiner Rathſchläge. Er wollte ja die menſchliche Weisheit, die ſo lange Zeit ſchon die Menſchen nur aufgeblähet, nicht gebeſſert hat, die ſich nur immer bey Geſchöpfen verweilet hat, aber nicht zu dem Schöpfer aufgeſtiegen iſt; die binnen ſo langer Zeit nicht den mindeſten Fortſchritt gemacht hat, den Unſinn der Abgötterey von dem Erdboden zu verbannen,

bannen, dieſe unthätige Weisheit wollte er zu Schanden machen: d. i. er wollte der ganzen Welt zeigen, wie ſehr dieſe Weisheit zeither die Menſchen irre geführt, und wie wenig ſie zu ihrer Erleuchtung beygetragen habe, er wollte zeigen, daß er nun zur Bekehrung der Welt ihrer gar nicht bedörfe. Eben deswegen aber konnte er auch zur Ausführung ſeiner Abſichten keine andere Werkzeuge wählen, als gerade ſolche Menſchen, wie die Apoſtel waren; die keine Vorzüge der Beredſamkeit, keinen Ruf der Weisheit, ſondern nur ſo viel Fähigkeit hatten, als ihnen vonnöthen war, um das, was ſie von Chriſto geſehen und gehört hatten, zu merken, und dazu hauptſächlich Redlichkeit, um alles getreu zu erzählen; ſolche Männer, von denen es weltkündig war, daß es ſchon ihre Erziehung, und ihre Profeſſion nicht zuließ, ſich auf erhabene Gelehrtheit zu legen; und denen mithin, da ſie ſich nicht auf ihre Talente verlaſſen konnten, nichts anders übrig war, als ſich auf den Beyſtand Gottes zu verlaſſen, er werde das Werk, wozu er ſie auserwählt hatte, durch ſeine Allmacht vollenden. Solche Männer mußte Gott zum Dienſte des Evangeliums wählen, gleichwie er ſie auch wirklich gewählet hat. Dann aber war es auch offenbar, daß das Chriſtenthum ſeine Verbreitung nicht menſchlichen Kräften, ſondern der Kraft Gottes allein zu verdanken hätte: Dann war auch der Ausſpruch Gottes erfüllt: **Ich will die Weisheit der Weiſen zu Schanden machen.** Das iſt: Ich will durch geringe und ungelehrte Menſchen leiſten, was alle Weiſen zuſammen nicht geleiſtet haben.

Hätte Chriſtus der Herr Leute gewählet, die als gelehrte im Rufe ſtunden, ſo hätte man ſagen können, wie der uralte Origenes anmerket, ſie hätten die Menſchen durch ihr Anſehen und durch ihre Beredſamkeit eingenommen, und ſie bewogen, an Chriſtum zu glauben. Allein da er ſolche gewählet hat, die keine von allen den Eigenſchaften an ſich hatten, welche die Bewunderung der Welt zuziehen, ſo war die Kraft Gottes, die mit ihnen wirkte, unverkennbar. Man dorfte ſie nur anſehen, dorfte nur um ihr Herkommen, und ihr ehemaliges Gewerbe ſich erkundigen, um überzeugt zu ſeyn, daß ſie nicht imſtande geweſen wären, das zu leiſten, was ſie geleiſtet haben, wenn Gott ſie nicht wunderbar unterſtützet hätte. Es war offenbar, wie Paulus ſchreibt, daß Gott das Schwache, das Unweiſe gewählet habe, um die Starken und Weiſen dieſer Welt zu ſchandenzumachen, damit forthin kein Menſch ſich in Anſehung Gottes rühmen könne, als hätte er nicht ſeine Wiſſenſchaft von Gott und göttlichen Dingen Gott allein zu danken. Weislich hat alſo Gott Ungelehrte zu Apoſtel gewählt. Weislich hat er auch Arme gewählt; theils aus der nemlichen Urſache, damit nicht die Früchte des Evangeliums der Macht und dem Anſehen der Apoſtel zugeſchrieben werden mögten; theils weil arme und abgetödtete diejenige waren, welche die herrſchende Sinnlichkeit, den unordentlichen Hang zu Reichthümern am kräftigſten beſtreiten konnten. Weislich hat er endlich auch ſo wenige an der Zahl, nicht mehr als Zwölfe gewählt, weil, um es mit einem Worte zu ſagen, alles, was in den Augen der Welt ſchwach, unzulänglich, unmächtig iſt, gerad dasjenige war, was

die von aller menſchlichen Macht und Größe unabhängige Allmacht Gottes auf das deutlichſte an den Tag legen konnte.

Nun eine einzige Anmerkung noch, ehe ich zu dem zweyten Theile ſchreite. Gott wollte die menſchliche Weisheit zu ſchandenmachen, indem er durch ſchwache ungelehrte Menſchen das Evangelium predigen ließ. Wie? hat denn alſo die Vernunft in Sachen der Religion gar keine Stimme mehr zu geben? Wie! iſt ſie denn ſo zu ſchanden gemacht, daß ſie für allzeit ſchweigen muß? Hat ſie denn nicht einmal die Ehre mehr, ihre Beweisgründe zur Unterſtützung der Religion beyzutragen? M. Gg. man muß hier unterſcheiden die Vernunft als eine Gabe Gottes, ſo wie ſie der Schöpfer in den Menſchen gelegt hat, und die durch Stolz und anderen Leidenſchaften geblendete, von Menſchen gemisbrauchte Vernunft. Vernunft iſt eine Gabe Gottes. Wir müſſen ſie alſo gebrauchen, und wozu mehr, als zur Ehre Gottes, und zur Ehre ſeiner Religion? Bedienten ſich nicht ſelbſt die hh. Apoſtel in ihren Schriften mancher Vernunftſchlüſſe? Woher entlehnt wohl die Gottesgelehrtheit, wenn ſie gegen Unglaubige zu Felde ziehet, ihre Waffen, und ihre Beweiſe, um die Wahrheit der chriſtlichen Religion, und den Ungrund der dagegen gemachten Einwürfe darzuthun, als aus der Vernunft? Kann denn zwiſchen Vernunft und Offenbarung jemal ein Widerſpruch ſeyn? Muß nicht vielmehr durchgängige Uebereinſtimmung zwiſchen ihnen herrſchen, da eine wie die andere von Gott kömmt? Er wollte alſo und konnte auch die Vernunft als ſeine Gabe be-

betrachtet, nie der Verachtung Preiß geben, noch den Gebrauch derſelben verbieten. Weil aber doch die Menſchen vor Chriſto ihre Vernunft zur Schmache des Schöpfers misbrauchten, und zwar aus der Urſache, weil ſie ſich durch Stolz verblenden ließen, Stolz aber zuſchandengemacht zu werden verdient, so hat Gott den Ausſpruch gethan: Ich will die Weisheit der Weiſen zuſchanden machen. Und um die Menſchen forthin gegen Irrthümer zu verwahren, wollte er ſie nicht mehr der Vernunft allein überlaſſen, ſondern Glauben und Offenbarung zur Hauptregel in göttlichen Dingen erheben; er wollte um die Vernunft in dem Stande einer beſtändigen Demüthigung zu erhalten, Geheimniſſe zu glauben auflegen, welche den Begriff des Verſtandes überſteigen. Er wollte, um ſo zu ſagen, allen Rangſtreit zwiſchen Vernunft und Glauben aufzuheben, dem letzteren den Vorzug geben, indem er den Grund zu ſeiner Religion nicht durch Weiſe und Gelehrte, ſondern durch Ungelehrte und ſchwache Menſchen legte; er wollte auch, wenn forthin Streitigkeiten in Glaubensſachen ſich erheben ſollten, nicht die Vernunft, ſondern ſeine Kirche zur Richterin aufſtellen, wozu er ihr auch den Beyſtand ſeines Geiſtes verſprach. Mit einem Worte: Gott wollte die Vernunft in gewiße Schranken ſetzen, die ſie nie überſchreiten, und in deren Bezirke ſie ſich zum Beſten der Religion nützlich erweiſen ſollte. Dieß ſey uns zur Warnung m. Gg. in dieſen Zeiten, wo die Vernunft nicht ſelten mit ihren Kenntniſſen zu hoch aufhebt, und ſich zuviel Freyheit in Religionsſachen gegen die Einrichtung Gottes anmaſſet. Wandelt uns eine ſolche Verſuchung

an,

an, ſo laſſet uns in die Zeiten zurückdenken, wo die weltliche Weisheit mit allem ihren Vorrathe von Kenntniſſen nicht einmal den Unſinn der Abgötterey von dem Erdboden vertreiben konnte. Laſſ't uns auf den Urſprung des Chriſtenthums zurückdenken, wo Gott Ungelehrte zu Lehrern der Welt aufſtellte, mit einem ſolchen Fortgange, den alle Weisheit aller Weiſen zuſammengenommen nicht hätte befördern können. Dieſes wunderbaren Ganges der göttlichen Vorſehung eingedenk, laſſ't uns den Stolz beſtreiten, und im Glauben feſt ſtehen. — Ich ſchreite nun zum zweyten Theile, deſſen Zweck iſt, die Weisheit Gottes in Erwählung ſchwacher, ungelehrter Apoſtel aus den wunderbaren Fortſchritten, die das Evangelium durch ſie gemacht hat, zu beweiſen.

Zweyter Theil.

Der Menſchen Gedanken ſind nicht die Meinigen, ſagt Gott bey dem Propheten. Wie viel ſcheint den Menſchen unmöglich zu ſeyn? und derjenige weiß es möglich zu machen, von dem es heißt: Er ſpricht, ſo geſchieht's. Er gebeut, ſo ſteht's da. Wer hätte glauben ſollen, daß ein einiger Menſch wie Moſes, das unzählbare und halsſtärrige Volk der Iſraeliten unter ſeine Bottmäßigkeit bringen würde? Moſes ſelbſt glaubte es nicht, und weigerte ſich, die Sendung Gottes auf ſich zu nehmen. Allein der Erfolg zeigte es, daß dieſes Volk ihn als ſeinen Geſetzgeber und Führer annahm, daß es wie eine Schafheerde ſeinen Winken folgte, mit ihm durch die Abgründe des Meeres, und durch waſſerloſe Wüſten durchgieng, ſeinen Befehlen gehorchte, vor ſeinen Drohungen erſchrack.

Noch weniger war es mit menſchlicher Vorſicht vorauszuſehen, daß zwölf arme, ungelehrte Juden, ohne Anſehen, ohne Reichthum, ohne Beredſamkeit den Aberglauben, der ſeit Jahrtauſenden Beſitz von dem Erdboden genommen hatte, beſiegen, und eine Religion, von welcher das Geheimniß eines gekreuzigten Gottmenſchen die Grundlehre war, und welche den ſo geliebten Leidenſchaften, den Lüſten des Fleiſches, und der Liebe zum Reichthume den Krieg ankündigte, mit glücklichem Erfolge verbreiten würden. Allein was Niemand hätte glauben ſollen, dieß geſchah; und die Weisheit Gottes zeigte ſich hierinn von einer doppelten Seite: erſtlich, daß ſie durch ein, dem Anſehen nach ſo ſchwaches Mittel, das große Werk der Verbreitung des Evangeliums ausführte; zweytens, daß ſie durch dieſe wundervolle Verbreitung die Wahrheit der chriſtlichen Religion durch einen neuen Beweis befeſtigte.

Laſſet uns vor allem auf die Geſchichte zurückgehen. Was machten denn die Apoſtel mit ihren Predigten für Fortſchritte? Der erſte Auftritt geſchah am Pfingſttage, und der heil. Petrus war ſo glücklich, durch ſeine erſte, und die zweyte darauffolgende Predigt acht tauſend Menſchen zu erleuchten, zu bekehren, daß ſie über die Unthat, das Blut Chriſti vergoſſen zu haben, bittere Reuzähren weinten, und die Taufe zur Abwaſchung ihrer Sünden verlangten. Dieſem Beyſpiele folgten bald mehrere nach, und es vergieng, wie die Apoſtelgeſchichte ſich ausdrückt, kein einziger Tag, da der Glaube nicht neue Eroberungen gemacht hätte. Von dem Volke ſo-

wohl, als von dem Prieſterthume, nahmen viele den Glauben an. Inzwiſchen nahm die Verfolgung ihren Anfang, aber der Eifer der Glaubigen nahm, ſtatt abzunehmen, ſtätsfort zu. Die Apoſtel wurden genöthiget, von einem Orte in den andern zu wandern; allein nie ſetzten ſie den Fuß aus irgend einer merkwürdigen Stadt, ohne eine zahlreiche chriſtliche Gemeinde zurückzulaſſen. Nach einiger Zeit geſellte ſich ſelbſt Paulus zu ihnen; und die chriſtliche Religion hatte an ihrem ehmaligen Verfolger nun einen der eifrigſten Vertheidiger, der mehr, als alle andere, arbeitete. Die Zeit war endlich vorüber, die dem Judenlande zur Verkündigung des Evangeliums gewidmet war: und die Apoſtel vertheilten ſich in alle Weltende. Ihre Fortſchritte glichen einem reißenden Strome, der nirgendwo verweilet, und überall Spuren ſeines Daſeyns zurückläßt. Der heil. Petrus nennet in ſeinem erſten Briefe die anſehnlichſten Provinzen, Pontus, Galatien, Kappadozien, Aſien und Bithynien, wo er überall das Evangelium geprediget hätte. Der heil. Paulus trägt kein Bedenken in ſeinem Sendſchreiben an die Römer jene Worte Davids: "In alle Länder iſt ihr Schall ausgegangen, und an die äußerſten Gränzen des Erdbodens ſind ihre Worte gelanget" ſchon als erfüllet anzugeben: ſo wie er auch zu den Koloſſern ſagt: Das Evangelium iſt zu euch gekommen, gleichwie es auch ſchon in der ganzen Welt iſt, und fruchtet, und wächſt. Der heil. Johannes ſchrieb ſeinen erſten Brief an die Parther, woraus erhellet, daß es ſchon in Perſien Chriſten gegeben habe. Von dem heil.

heil. Thomas, ſo wie auch von dem heil. Bartholomäus, deſſen Feſt wir heute feyern, meldet die Tradizion, daß ſie bis in Indien mit dem Evangelium eingedrungen ſind. Mit einem Worte: ſo lange nur die Apoſtel lebten (denn weiter erſtreckt ſich die Abſicht meiner Rede nicht) war es ſchon ſo weit gekommen, daß man ſagen konnte, und daß es ſelbſt einige heydniſche Schriftſteller ſagten: die chriſtliche Religion ſey beynahe über den ganzen Erdboden zerſtreut geweſen. Sehen Sie die Weisheit Gottes! Der Heiland wählte zwölf arme und ungelehrte Apoſtel zur Verkündigung ſeines Evangeliums. Wer hätte damals glauben ſollen, daß dieſe im Stande wären, dieß große Werk auszuführen? Sein darauf folgender Kreuztod hätte die Sache noch unglaublicher machen ſollen. Demungeachtet beynahe vierzig Jahre nach ſeinem Tode war die Welt voll Chriſten. Sehet, rufe ich nochmals, ſehet die Weisheit Gottes! denn er wählte nicht nur das ſchicklichſte Mittel zur Ausführung eines ſo großen Werkes; ſondern zugleich jenes Mittel, wodurch er ſeine Ehre am meiſten beförderte, und ſeine Kraft und Allmacht, die mit den Apoſteln wirkte, am meiſten kund machte.

Laſſet uns die Sache noch von einer anderen Seite anſehen. Wie weit ſah Jeſus ſchon damals hinaus, als er zwölf arme ungelehrte Männer zu Apoſteln wählte? Es machten ſich mit der Zeit viele Feinde wider die chriſtliche Religion auf. In den älteren Zeiten ein Celſus, ein Porphyr, ein Jamblich, ein Julian — in den neueren Zeiten — wie Viele? Allein alle dieſe Feinde

kann man, ohne in das Innere der Lehre des Chriſtenthums hineinzugehen, ſchon blos durch die Geſchichte widerlegen, und zu Schanden machen. Ihr Unglaubige, kann man zu ihnen ſagen, ihr wollet nichts glauben, weder die Wunder Chriſti, noch die Geheimniſſe ſeiner Religion: allein, ſaget an, was iſt unglaublicher, was iſt unbegreiflicher, als daß eine Religion, die einen gekreuzigten Gottmenſchen anzubethen befiehlt, und die Selbſtverläugnung zur erſten Pflicht machet, durch die Predigten ungelehrter und armer Männer ſo viele Anhänger hätte gewinnen können, wenn ſie nicht göttlichen Urſprungs geweſen wäre, wenn nicht Gott ſie wunderbar unterſtützet hätte? Ihr könnt es nicht läugnen, daß dieſe Religion auf eine erſtaunliche Art ſich verbreitet habe. Indeſſen war ſie von keiner weltlichen Macht unterſtützt. Kein Fürſt, kein König, kein Kayſer nahm ſich ihrer an. Kein Schwerdt ward für ſie gezückt, keine Armeen wurden für ſie ins Feld geſtellt. Sie konnte ihren Anhängern keine Reichthümer geben, noch ſie zu Ehrenſtellen erheben. Niedrigkeit, Armuth, Verfolgung, Verachtung war das Loos aller jener, die ſich zu ihr bekennten. Dreyzehen Männer, Juden, die von Römern und Griechen verachtet waren, von armen Aeltern gebohren, beym Fiſcherhandwerke meiſtens aufgewachſen, in keinen Rednerſchulen gebildet, unbekannt mit aller Weisheit der Philoſophen, verachtet, gehaßt, verfolgt — dieſe waren die einzigen Unternehmer des Werks, die einzigen Prediger Jeſu des Gekreuzigten — und Juden ſowohl als Heyden, Griechen und Römer, gemeines Volk und Gelehrte nahmen ihre Lehre an, und bekennten

ſich

ſich zu dem Chriſtenthume. Sagt an ihr Unglaubige: war dieß möglich, wenn nicht Gott ſie mit ſeiner Allmacht unterſtützt hätte? Könnet ihr die Spuren der Vorſehung verkennen? könnet ihr vernünftig läugnen, daß dieſe Religion göttlichen Urſprunges ſey? So ſage ich, kann man die Feinde des Chriſtenthums zu Schanden machen, ohne ſich auch in einen Streit über das Innere deſſelben mit ihnen einzulaſſen. Eben hieraus aber leuchtet die göttliche Weisheit hervor. Die einzige Handlung des Heilands, da er zwölf arme und ungelehrte Apoſtel wählte, veranſtaltete nicht nur die Verbreitung ſeiner Religion, ſondern zugleich auch durch das Wunderbare dieſer Verbreitung einen ſiegreichen Beweis für die Wahrheit ſeiner Religion gegen die Unglaubige aller Zeiten.

Laſſet uns dieſe Weisheit anbethen. Laſſet uns die heil. Apoſtel, die Gott als Werkzeuge ſeiner Rathſchläge wählte, verehren. Gegen die heil. Religion ſelbſt aber, zu deren Verbreitung Gott ſo weiſe Anſtalten machte, laßt uns von Tag zu Tag mehr Hochſchätzung hegen, und ſtets eifriger in Erfüllung der Pflichten werden, die ſie uns auflegt. Es giebt Viele unter uns, die ſo wenig Wärme für das Chriſtenthum an ſich ſpüren laſſen, als wenn ſie von der Wahrheit deſſelben gar nicht lebhaft überzeugt wären. Wäre dieſes der Fall, ſo iſt es ihre Pflicht, daß ſie ſich beſſer überzeugen; und dazu möge der Beweis, den ich heute geliefert habe, etwas beytragen, wiewohl es bey weitem der einzige nicht iſt. Sind ſie aber überzeugt, ſo gereicht es ihnen noch mehr zur Verantwortung, daß ſie das Anſehen einer Religion, die

die ſie für wahr und göttlich erkennen, nicht achten, und ihre Vorſchriften nicht gewiſſenhafter erfüllen. Was nützt ihnen doch eine, obgleich wahre Religion, der ſie nicht getreu leben? Die Lehre der Apoſtel wurde zwar auch nicht von allen angenommen; ſo viele aber ihrer waren, die ſie annahmen, ſo viele zeichneten ſich durch den Eifer eines chriſtlichen Lebens aus. Wie kömmt es, daß die Treue einer chriſtlichen Lebensart nun ſo oft von dem Bekenntniſſe des Glaubens getrennet wird, daß man anderſt lebt, als man glaubt? Mögte doch dieſer Widerſpruch einmal gehoben werden! Mögte doch unſer Wort, ob wir gleich der Heiligkeit nach keine Apoſtel ſind, da es das nemliche Wort iſt, welches ſie geprediget haben, einmal ſiegen, und die ſelige Wirkung hervorbringen, Menſchen zur Liebe Gottes zu entflammen, Menſchen fromm, nüchtern, gerecht zu machen, damit es ſie auch zu jener ewigen Seligkeit führen könne, welche das Ziel und End aller Anſtalten iſt, die der Sohn Gottes zur Verbreitung ſeines Evangeliums auf der Erde gemacht hat. Amen.

Am Feſte Mariä Opferung.

Beatus venter, qui te portauit.

Selig der Leib, der dich getragen hat. Luk. 11. 27.

Das heutige Evangelium ſtellet uns Mariam als die erhabene Gottesmutter vor, die mitten unter dem Volke ſelig geſprochen, und als die Auserwählte

unter

unter allen Weibern ausgerufen wird. Der heutige Feſttag aber weiſet uns an, Mariam als ein Kind zu betrachten, welches mit einer, dem zarten Alter ganz ungewöhnlichen Entſchloſſenheit das Haus ſeiner Aeltern verläßt, und dem Tempel zueilet, um ſich da dem Allerhöchſten aufzuopfern. Was hat wohl das Erſtere mit dem Letztern für einen Zuſammenhang? Ich halte dafür, dieſen: Die Kirche will, um das Beyſpiel Mariä, welches ſie in ihrer Kindheit gegeben hat, in Abſicht auf uns deſto reizender und anziehender zu machen, uns zugleich die Vortheile einſehen laſſen, welche die frühe Entſchloſſenheit, Gott nach allen Kräften zu dienen, dieſer heiligſten Jungfrau zuwege gebracht hat. Darum läßt ſie uns Mariam mit einem Blike als ein frommes Kind, und als eine Gottesmutter betrachten. Sehet, will ſie, meines Erachtens, uns ſagen, ſehet: So weit hat es Maria gebracht, die ſchon in der zarteſten Kindheit ſich vom ganzen Herzen zu Gott wendete, und den Entſchluß faßte, ihm allein zu gefallen zu leben; ſo weit hat ſie es gebracht, daß ſie in Anſehung ihrer ausnehmenden Tugenden die Mutter Gottes, und in Anſehung dieſer ungemeinen Würde die Freude und der Jubel des glaubigen Volkes Iſrael geworden iſt.

Ich nehme daher Anlaß, heute von den Früchten und Vortheilen zu reden, die uns eine frühe Entſchließung zum Dienſte Gottes gewährt. Und damit ich einen ſo wichtigen Vortrag in gehörige Ordnung bringe, ſo unterſcheide ich vor allem zweyerley Vortheile, und ein zweyfaches Glück des Menſchen; ein inneres, und ein äußerliches

liches Glück. Das innere macht ganz allein die Tugend aus. Das äuſſere macht eine zeitliche Verſorgung aus. Nun ſage ich: Glücklich der Menſch, der ſich früh entſchließet, Gott zu dienen: denn er wird es erſtlich weiter in der Tugend bringen, welche ihn innerlich glücklich macht. Dieß zeige ich im erſten Theile. Er wird zweytens ſicherer zu ſeiner zeitlichen Verſorgung gelangen, welche ihn äuſſerlich glücklich macht. Dieß zeige ich im zweyten Theile.

Erſter Theil.

Daß die Tugend, und zwar die Tugend allein dem Menſchen inneres Glück verſchaffen könne, iſt eine unſtreitige Wahrheit, ſo wenig ſie auch von Manchen eingeſehen wird. Inneres Glück und Friede des Herzens ſind einerley. Wo kann aber der Friede je in einem Herzen Beſitz nehmen, wenn es nicht durch Geſinnungen der Tugend geheiliget iſt? Nur dem Gerechten, nur dem Tugendhaften läßt Gott durch den Propheten Iſaias Wohlergehen verkündigen. Saget dem Gerechten, daß es ihm wohlgehen werde. Der Gottloſe hingegen, wie ſich ein anderer Prophet ausdrückt, hat keinen Frieden. In der That, geſtehe man dem Sünder, dem die Tugend mangelt, alles zu, was er ſich nur immer wünſchen mag: er ſoll Ueberfluß des Reichthums beſitzen, er ſoll vor der Welt groß und angeſehen ſeyn, ihm ſollen abwechſelnde Ergötzungen zu Gebothe ſtehen. Die Welt ſoll ihm laute Lobeserhebungen beylegen, und ihn glücklich ſprechen . . . . Er iſt es doch nicht. Warum?

Weil

Weil er von ſeinen unordentlichen Leidenſchaften gemartert wird, weil er die Vorwürfe ſeines Gewiſſens fühlt, weil ſein Herz in der Mitte ſeines Ichs allen den Lobeserhebungen, die man ihm beylegt, und alle dem Ausrufe von Verwunderung über ſein Glück laut widerſpricht, und ihm ſagt: du biſt unglücklich. — Warum kann es denn aber ein ſolcher Menſch nicht dahin bringen, daß ſein Gewiſſen ſchweige, daß ſein Herz ruhig und zufrieden ſey? Darum, weil es Gott ſo haben will, und weil er die Grundtriebe des menſchlichen Herzens ſchon urſprünglich ſo geordnet hat, daß derjenige, der ſeine Zufriedenheit auſſer ihm ſuchet, ſie nimmermehr finde; weil es Gott ſo haben will, daß nur derjenige, der ihm durch wahre Tugend zu gefallen ſucht, die Zufriedenheit zum Lohne habe. Nur Tugend macht zufrieden, oder, was gleichviel iſt, wahrhaft und innerlich glücklich. Der Menſch hat alſo ein einziges Ziel, wornach er ſtreben muß, wenn er ſich wahrhaft glücklich machen will — und dieſes iſt die Tugend. Setzet er dieſe auſſer Augen, ſo verliert er ſich in lauter eitle und vergebliche Bemühungen, er wird es nie dahin bringen, daß er glücklich wird, ob er gleich Anſehen, oder Reichthum, oder Gelehrtheit, oder alles zuſammen beſitzt.

Nun aber, um meinem Vorhaben näher zu kommen; wer iſt derjenige, der Zuverſicht ſchöpfen kann, daß er es in der Tugend weit bringen werde? Nur derjenige iſt es, der ſich früh entſchließet, und zeitlich anfängt, Gott zu dienen.

Zwar weiß ich, daß Gott durch die Allmacht ſeiner Gnade auch einem laſterhaften und ganz von der Tugend entfernten Leben eine plötzliche Wendung geben, und den, der eine geraume Zeit auf den Irrwegen ſündhafter Gewohnheiten zugebracht hat, ſtärken kann, daß er die Schritte zur Tugend verdopple: allein auf auſſerordentliche Gnaden, eben weil ſie außerordentlich ſind, darf Niemand rechnen. Die Regel iſt: Wer tugendhaft werden will, der fange früh an, ſich der Tugend zu befleißen, und Gott zu dienen. Warum? Weil regelmäßig eine gewiße Zeit dazu gehört, bis es der Menſch weit in der Tugend bringe — eine Zeit, bis er alle die Pflichten der Tugend erkenne — eine Zeit, bis er ſeine der Tugend entgegengeſetzte Neigungen gewahr werde — eine Zeit, bis er dieſe Neigungen vollends beſtreite.

Ich ſage erſtlich Zeit, bis er alle die Pflichten der Tugend erlerne. Die Wiſſenſchaft des Heils hat zwar dieſes ganz beſonders zueigen, daß ſie jedermans Fähigkeit angemeſſen iſt, weil Gott, der alle Menſchen ſelig machen will, niemanden ſeine Erleuchtung und die Weisheit von oben herab verſägt, die ihm nöthig iſt, um die ihm zu ſeinem Heile erforderlichen Kenntniſſe zu erwerben; ſie hat aber dem ungeachtet auch mit allen anderen Wiſſenſchaften dieſes gemein, daß eine gewiße Zeit, eine Anwendung ſeiner ſelbſt, und lange Uebung vonnöthen iſt, um ſie gründlich zu erlernen. Dieſe Behauptung iſt ganz dem Sinne des Apoſtels Paulus gemäß, der, da er ſeinen Hebräern einen Verweiß gab, daß ſie noch ſo unwiſſend in der Lehre des Chriſtenthums wären,

wären, ſich dabey folgender Ausdrücke bedient: Da ihr der Zeit nach Meiſter ſeyn könntet, ſo bedörft ihr noch, daß man euch die Anfangsgründe des Worts lehre. Ihr ſeyd wie Kinder, die noch Milch vonnöthen haben, und keiner ſtarken Speiſe fähig ſind: denn die ſtarke Speiſe gehört für die Vollkommenen, welche durch Gewohnheit einen wohlgeübten Verſtand haben, um das Gute von dem Böſen zu unterſcheiden. Wir erſehen hieraus, daß Paulus einen Unterſchied zwiſchen Chriſten macht; denen, die erſt die Anfangsgründe ihrer Religion erlernt haben, und jenen, die es in dieſer Wiſſenſchaft zur nothwendigen Reife gebracht haben. Wir ſehen, daß dieſer Völkerlehrer zwar einerſeits vorausſetzt, das Chriſtenthum zu erlernen, ſey über Niemanden ſeine Kräfte, weil er ſagt: Ihr könntet der Zeit nach Meiſter ſeyn: daß er aber auch einen gewißen Fleiß, eine Uebung fodert, bis der Chriſt ſoweit gelangt, daß er den Geiſt ſeiner Religionspflichten durchdringe, und gewandt ſey, das Gute von dem Böſen, das was recht iſt, von dem was unrecht iſt, zu unterſcheiden. Ja Gg. es iſt Irrwahn, wenn man glaubt, es gehöre nur wenig dazu, um vollkommen im Chriſtenthume zu ſeyn. Um ein vollkommen unterrichteter Chriſt zu werden, oder nach der Sprache des h. Paulus, um einen durch Gewohnheit zur Unterſcheidung des Guten und Bößen geübten Verſtand zu erlangen, dazu gehört fortgeſetzter Fleiß. Es gehört Fleiß dazu, bis man die Tugendpflichten nach ihrem ganzem Umfange erkenne. Zeit, öftere Uebung und Betrachtung, Anhörung des Worts Gottes gehört dazu, bis man ſich ſeine

Pflicht.

Pflichten ſo einpräge, daß ſie in jedem Falle dem Geiſte ſogleich gegenwärtig daſtehen. Es gehört Zeit und tiefe Betrachtung dazu, damit man ſeine Pflichten gründlich lerne, um ſich gegen alle irrige Grundſätze und falſche Ausdeutungen der Welt verwahren zu können. Zeit gehört endlich dazu, bis man die Fertigkeit erlangt, in jedem einzelnen Falle zu wiſſen, was man zu thun hat, was recht oder unrecht iſt.

Demnächſt muß auch der Menſch, um zu einer gründlichen Tugend gelangen zu können, die Kenntniß ſeiner ſelbſt zu erwerben ſuchen. Wir ſind von Natur verderbt. Es ſind uns unordentliche Neigungen angebohren, und unter dieſen ſind gewiße Lieblingsneigungen, welche die Eigenliebe beſonders in Schutze nimmt, und einen Deckmantel auf ſie hinwirft. Solang aber der Menſch ſeiner Eigenliebe folgt, und ſeine Lieblingsneigungen begünſtiget; ſo wird er nie zu einer gründlichen Tugend gelangen, er wird immer weſentliche Mängel an ſich haben. Eine herrſchende Leidenſchaft wird auf ſein ganzes Thun und Laſſen einfließen. Und eben deßwegen iſt es eines der größten Geſchäfte des Menſchen auf dieſer Erde, daß er ſich ſelbſt kennen lerne. Dieß geſchieht aber nicht anderſt, als durch eine treue Erforſchung ſeiner ſelbſt, durch eine unverrückte Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, durch eine unermüdete Beobachtung der Gänge ſeines Herzens.

Hat endlich auch der Menſch ſich ſelbſt kennen gelernt, und ſeine unordentlichen Neigungen entdeckt; ſo iſt noch

die

die allerweſentlichſte Verrichtung übrig, daß er auch dieſelbe beſtreite. Angebohrne unordentliche Neigungen behaupten mit einer gewißen Ungeſtümme die Herrſchaft über unſere Gemüther, und verſetzen uns deßwegen, wenn wir uns anderſt nicht von ihnen wollen beherrſchen laſſen, in die Nothwendigkeit, gegen ſie zu kämpfen und Gewalt zu brauchen. Hat man ſie aber auch einmal und mehrmal bezwungen; ſo ſind ſie darum doch noch nicht ganz bezähmt, ſondern ſie wagen es immer aufs neue, uns zu bemeiſtern, und zu überwältigen. Daher entſteht die Nothwendigkeit eines lebenslänglichen Kampfes gegen ſie; und nur derjenige wird das Glück haben, Meiſter über ſie zu werden, der zu allen Zeiten ihren ſtärkeren und ſchwächern Anfällen entgegen geht, und ſich durch Uebung die Fertigkeit zuwegenbringt, ſich all dasjenige, wozu ihn ſeine Leidenſchaft verleitet, großmüthig zu verſagen.

Nun dann m. Gg. wenn eine gewiße Zeit dazu gehört, bis der Menſch die Pflichten der Tugend nach ihrem Umfange und Geiſte kennen lerne, bis er ſeine unordentliche Neigungen ausmerke, bis er dieſe beſtreite; ſo hat gewiß derjenige den wichtigſten Schritt zur Tugend gethan, der frühe anfängt, Gott zu dienen, und ihm zu gefallen zu leben, der ſchon in ſeiner Jugend anfängt, ſich mit dem Geſetze Gottes bekannt zu machen, und ſein Vergnügen daran findt, das Wort Gottes zu hören; der ſchon frühe anfängt über ſein Herz zu wachen, ſeine Mängel und Unordnungen zu erforſchen, der ſchon frühe anfängt, ſich in der Selbſtverläugnung zu üben, und ſeinen Lieblingsneigungen Gewalt anzuthun. Die Früchte dieſes

dieſes frühzeitigen Beſtrebens ſind dieſe, daß die Gottesfurcht in ſeinem Herzen Beſitz nimmt, noch ehe die Grundſätze der Welt Eingang darinn gefunden haben, daß er die Gefahren, die ihm drohen, zur rechter Zeit entdeckt, und darnach die Maaßregeln der Behutſamkeit nehmen kann, daß er endlich ſich den Sieg über ſeine Leidenſchaften erleichtert; indem er ſie ſchon zur Zeit, da ſie noch nicht ſo herrſchend geworden ſind, zu bekämpfen anfängt.— Wer frühe anfängt, ſich dem Dienſte Gottes zu widmen, und die Mittel der Tugend anzuwenden, dem muß es endlich zur Eigenſchaft und Gewohnheit werden, daß er all ſein Thun und Laſſen nach der Vorſchrift des göttlichen Geſetzes einrichtet, daß er alle ſeine Handlungen mit Vorſicht und Ueberlegung ordnet, daß er ſich ſelbſt beherrſchet und den Kampf, den ihm die Tugend koſtet, nicht ſcheuet. Muß er es nicht auf ſolche Art weit in der Tugend bringen? muß er nicht endlich zur Vollkommenheit in derſelben gelangen? und wie glücklich iſt er, wenn er es einmal ſoweit gebracht hat? Welche Gewiſſensruhe, welch innere Zufriedenheit, welchen Troſt im Leiden wird ihm ſeine Tugend verſchaffen!

Welchen Beſchwerniſſen im Gegentheile ſetzet ſich derjenige aus, der die erſten und ſchönſten Jahre Gott entzieht, und im Leichtſinne einen anſehnlichen Theil ſeines Lebens durchſchlummert? Was hat er in Anſehung der Tugend für Ausſichten? In einem Alter, da er ſchon Meiſter ſeyn, und die gröſten Fortſchritte in der Heilswiſſenſchaft könnte gemacht haben, iſt er noch unwiſſend, und fremd in ſeinen Tugendpflichten. Es iſt nöthig,

daß

daß man ihm wie einem Kinde noch Milch reiche, d. i. ihn an die erſten Grundſätze ſeines Chriſtenthums erinnere. Da er im Leichtſinne fortgelebt hat, ſo kennt er nicht einmal ſich ſelbſt; ſein Gewiſſen liegt in einer fürchterlichen Unordnung, und was das ärgſte iſt, er iſt ein Sklav ſeiner Leidenſchaften. Er hat es nun nicht nur mit angebohrnen, ſondern mit durch Gewohnheit und langwierige Begünſtigung ganz herrſchend und tyranniſch gewordenen Leidenſchaften zu thun. Er hat nun doppelten ja dreyfachen Kampf vonnöthen, um über ſie Meiſter zu werden. Entweder will er nun zur Tugend umkehren, oder nicht. Will er zur Tugend umkehren, ſo hat er einen nochmal ſo langen Weg zurück zu legen, als wenn er gleich in den zarten Jahren der Jugend ihn zu betretten angefangen hätte. Will er ſich aber die Mühe gereuen laſſen, die ihm die Bezwingung ſeiner eingewurzelten Leidenſchaften koſtet; ſo bleibt er für allzeit von dem Ziele ſeines Lebens entfernet, für allzeit ein Sklav ſeiner unordentlichen Neigungen, für allzeit ohne Ruhe, ohne Friede des Gewiſſens. Er bleibt des Troſtes im Leiden, den ihm die Tugend bringen würde, beraubt, und ſeine Ausſicht in die Zukunft iſt die traurigſte.

Glücklich der Menſch, der in den erſten Jahren des Lebens Gott zu dienen, und fromm zu leben anfängt: denn er wird es weit in der Tugend bringen; Tugend aber wird ihn innerlich, wahrhaft glücklich machen, glücklich in allen Fällen und Abwechslungen des Lebens — glücklich, er ſey arm oder reich, geſund oder krank, angeſehen oder niedrig.

Laſſet uns alſo dem Beyſpiele der h. Jungfrau nachfolgen, die ſchon im dritten Jahre ihres Alters die herzhafte Entſchlieſſung gefaſſt hat, ſich ihm in dem Tempel zu opfern. Würde ſie wohl jenes Tugendmuſter, jene Gnadenvolle geworden ſeyn? Würde ſie das Zeugniß des Engels erhalten haben, daß ſie Gnade bey Gott gefunden habe, wenn ſie nicht beym erſten Anbruche der Vernunft ihm zu gefallen ſich bemühet hätte? Wir rühmen uns, Verehrer Mariä zu ſeyn. Es giebt aber keine wahre Verehrung Mariä ohne Nachahmung; Mariä nachahmen, heißt aber nichts anders, als mit ihr Gott zu dienen anfangen, und fortfahren. Freilich ſind wir keine dreyjährige Kinder mehr; und wer weiß, wem die Jahre, die wir ſchon zurück gelegt haben, gewidmet waren? Laſſet uns aber itzt wenigſtens mit doppeltem Eifer anfangen, da wir von Gott erleuchtet und durch das Beyſpiel Mariä gerührt ſind? Laſſet uns um ſo mehr eilen, und nicht mehr ſäumen, als ſelbſt dieſer Anfang ſchon ſehr ſpät iſt. — Wir haben noch eine große Laufbahne zu vollenden, wenn wir, ich ſage itzt nicht zu einer auſſerordentlichen Gnadenvölle, doch wenigſtens zu jenem Tugendgrade gelangen wollen, den Gott von uns fodert. Laſſet uns alſo nicht mehr ſäumen; ſondern heute noch anfangen, eifriger im Dienſte Gottes, in der Ausübung der Tugend, und in Anwendung der Tugendmittel zu werden.

Und wenn uns die Schönheit der Tugend, und ihre Gefährtinn, die beglückende Zufriedenheit nicht Beweggrund genug zu unſerer Aufmunterung ſind; ſo ſetze ich noch einen anderen hinzu und ſage:

Zweyter Theil.

Wer früh Gott zu dienen anfängt, wird ſicherer auch zur Vervollkommung ſeines äuſſerlichen Glückes gelangen. . . . Sicherer ſage ich: denn ob es gleich manchen gelingt, ihr Glück auf einem anderen Wege zu machen, als jener der Tugend iſt; ſo iſt doch wenigſtens der Tugendweg der ordentliche, auf den man ſich mehr verlaſſen kann. Wer leichtſinnig und gewiſſenlos lebt, hat immer zu beſorgen, es möge ihm der Weg zu ſeiner zeitlichen Verſorgung abgeſchnitten werden. Wer aber ſich durch Frömmigkeit in den erſten Jahren ſeines Lebens auszeichnet, der kann ruhig und mit Zuverſicht leben, es werde ihm auch ſeine zeitliche Verſorgung zugeworfen werden. Dieſe Wahrheit hat ihren Grund: 1. in der Anordnung der göttlichen Vorſicht, 2. in dem Laufe des gemeinen Lebens, und 3. in der Denkungsart der Menſchen.

Ich ſage 1. in der Anordnung der göttlichen Vorſicht: Gott, der alles, was auf der Erde geſchieht, durch ſeine Vorſicht anordnet, ohne deſſen Willen Nichts geſchieht, der alle Stände, Stellen und Verſorgungen austheilt, ſorgt gewiß vorzüglich für ſeine Lieblinge, die auf ihn hoffen, und ihr Glück in ihm ſuchen. Er iſt es auch ſogar ſeiner Ehre ſchuldig: denn welche Verſuchung könnte dieſes für ſchwache Menſchen werden, wenn ſie eben ſo bald, als ſie die Parthey der Tugend ergreifen, auf zeitliches Glück Verzicht thun müßten? Welche Aufmunterung hingegen zum Dienſte Gottes, wenn es wahr iſt: Gott ſegnet ſeine Diener zeitlich und

ewig: Tugend iſt der gebahnte Weg zum zeitlichen und ewigen Glücke. Aus dieſem Grunde, ſage ich, iſt es Gott gewißermaſſen ſeiner eigenen Ehre ſchuldig, daß er die, welche ihm treu dienen, auch an zeitlichen Bedürfniſſen keinen Mangel leiden laſſe. Wir finden aber auch Beyſpiele genug in der Schrift, die es bewähren, daß Gott auf jene, die ſich frühzeitig ſeinem Dienſte widmen, einen beſonderen Augenmerk werfe, um auch ihr zeitliches Glück zu befördern. Wer war es wohl, den Gott auserwählte, um die Stelle des verworfenen Königs Saul in Iſrael zu beſetzen? Wie viele anſehnliche Männer, wie viele Kriegshelden würden darum gerungen haben? Allein ein frommer, unſchuldiger Jüngling, der von zarten Kindesbeinen an Gott zu gefallen ſuchte, und deſſen Freude das Geſetz war, dieſer war es, den Gott wählte — David war es, der kleinſte unter ſeinen Brüdern, an den ſein eigener Vater nicht würde gedacht haben, weil er, da er alle ſeine übrigen Söhne dem Samuel aufführte, auf ſeinen kleinſten vergaß. Dieſer, ich wiederhohle es nochmal, an den ſein eigener Vater nicht dachte, dieſer wurde von Gott als König erwählt. Und warum das? Gott gab dem Samuel ſeine Geſinnungen zu erkennen — Sieh nicht, ſprach er, auf das Geſicht, oder auf die Höhe der Statur: denn die Menſchen ſehen an, was äuſſerlich iſt: Gott aber ſieht das Herz an. Chriſten, Jünglinge, Männer im blühenden Alter, ihr, die ihr euer Glück noch in der Welt zu machen gedenket, merket dieſes: Gott iſt es, der alle Stände austheilet: Gott aber ſieht das Herz an. Nur durch ein reines und der

Tugend geweihtes Herz gewinnt man ſeine Vaterliebe, und bringt ſich ſeinen Segen zuwegen. Die Welt ſtimmt freilich ganz anderſt, wenn ſie Vorſchläge zur Verſorgung ihrer Lieblinge zu thun hat; ſie macht es, wie es ehmals Iſai mit ſeinen Söhnen machte. Sie führt bald dieſen, bald jenen auf, und rühmt ihre Geſchicklichkeit, ihr äuſſerliches Anſehen; allein weder der eine, noch der andere iſt es, den Gott erwählt hat; ſondern ein Dritter, an den nicht gedacht wurde. Warum dieſer ? ? — **Der Herr ſieht das Herz an.**

Dieſem Beyſpiele füge ich noch ein anderes hinzu. Wir wiſſen aus demſelben Buche der Könige, daß Gott die zween Brüder, Ophni und Phinees, durch einen plötzlichen Todesſtreich von dem Prieſterdienſte entfernte, weil ſie durch ihr ausgelaſſenes und eigennützige Betragen in dem Tempel das Volk ärgerten. Und wer war es, der an ihre Stelle, und an die Stelle ihres Vaters Heli trat? Samuel, der Sohn eines, wegen ſeiner Unfruchtbarkeit längſt verachteten Weibes, Samuel, den ſeine Mutter, ſobald er von den Brüſten entwöhnt war, in dem Tempel dem Allerhöchſten aufopferte, und der ſchon als ein Knab mit einem kleinen Ephod angethan, mit gröſter Auferbäulichkeit, und zur Freude des Volkes am Altar diente, dieſer war es, den Gott zum hohen Prieſter, und zum Richter des Volkes Iſrael ernennte. Sehen Sie, Gg. daß Gott in Austheilung der Stände darauf Rückſicht macht, ob der Menſch die erſten Lebensjahre in ſeinem Dienſte zugebracht habe.

Sie werden mir aber einwenden: Oft geſchieht es; und Gott läßt es zu, daß gerade der Tugendhafte, der Unſchuldige von der Welt verkennet, nachgeſetzt, ja ſogar verfolgt wird, und ein Schickſal erfährt, welches er nicht verdient hat. Ich antworte darauf: Wenn aber dieſer Tugendhafte, den Gott aus beſonderen Abſichten durch das ungerechte Verfahren der Welt prüfen läßt, fortfährt der Tugend treu zu ſeyn, und auf Gott zu hoffen; ſo wird er auch mitten durch Schickſale und Verfolgungen ſich die Bahn zu ſeinem Glücke brechen. Damit Sie dieſes nicht für eine willkürliche Behauptung anſehen, ſo will ich es durch ein Beyſpiel beleuchten. Joſeph war ein unſchuldiger Jüngling, der Gott fürchtete, und ſeinen Aeltern gehorſamte, der gegen alles, was Ausgelaſſenheit heißt, einen Abſcheu hegte, der ſo gewiſſenhaft war, daß er ſich es für Pflicht rechnete, die Laſter und Ausſchweifungen ſeiner Brüder anzuzeigen. Kurz, was man von einem frommen Jünglinge fodern kann, dieß war er. — Und dennoch wurde er verſpottet, verfolgt, und endlich ſogar in das Ausland als ein Sklave verkauft. Hier widerfuhr ſeiner Tugend anfänglich Gerechtigkeit, und ſein Glück fieng zu blühen an, indem ſein Herr volles Vertrauen auf ihn ſetzte, und ihm die Verwaltung ſeines ganzen Hauſes übergab; aber die Tugend, ſeine Unſchuld war es, die ihn aufs neue der Verfolgung ausſetzte, und ihm endlich gar eine finſtere, mehrere Jahr lange Gefangenſchaft zuwegebrachte. Hatte nicht Joſeph ein beſſeres Glück verdient? War Spott und Hohngelächter, Sklaverey und Gefängniß der Lohn ſeiner Tugend? Geduld! Laſſet uns den Ausgang erwarten.

warten. Es war noch eine höhere Vorſicht da, die für den von allen Menſchen vergeſſenen frommen Jüngling wachte, und die Abſicht hegte, ihn um ſo mehr zu verherrlichen, je mehr er erniedriget war. Wirklich die Zeit kam, da Joſeph aus dem Kerker geführt, von dem ganzen Hofe des Königs in Egypten wegen ſeiner Weisheit bewundert, auf Triumphwägen offentlich eingeführt, auf den Thron geſetzt, und als der erſte Beherrſcher von ganz Egypten nach dem König ernannt wurde. Es kam, nachdem er ſeine Prüfungen ausgeſtanden hatte, die Zeit, wo er geehrt, geliebt, gefürchtet von allen, ſein Leben in Ruhe zubrachte, und im Stande war, ſeine ganze Familie reichlich zu verſorgen. — Tugend ſiegt endlich, wenn man ihr anderſt treu iſt, über alle Streiche ungünſtiger Menſchen, und führt unter der ſanften Anleitung der göttlichen Vorſicht zum Glücke. Was alſo erſtlich Gott anbelangt, ſo kann der Tugendhafte ſicher auf ihn vertrauen, daß er ihm zur zeitlichen Wohlfahrt emporhelfen wird. — Wenn aber Gott für den Tugendhaften iſt, wer iſt, der ihm ſchaden kann?

Aber auch der gemeine Lauf der menſchlichen Dinge, und die Denkungsart der Menſchen bringt es mit ſich, daß derjenige, der ſich früh der Tugend und dem Dienſte Gottes widmet, ſicherer zu ſeinem zeitlichen Glücke, und zu ſeiner Verſorgung gelange. Wer ſeine Jugend im Leichtſinne und Ausſchweifungen zubringt, der verſäumt die koſtbare Zeit, die er anwenden ſollte, um ſich die zu ſeinem Berufe erforderliche Wiſſenſchaft oder Geſchick-

lichkeit zu erwerben, er ſchändet ſeinen Ruf, er verſchwendet oft ſeine Kräfte, und macht ſich zu einer Verſorgung auch körperlich untauglich, er erwecket gegen ſeine Treue, Redlichkeit und Güte des Herzens, auf die bey allen Ständen in der Welt geſehen wird, den gegründetſten Verdacht, er macht ſich bey allen Gutgeſinnten verhaßt. Sagen Sie an, Gg. was hat dieſer, der ſich ſo tief herabſetzt, für Hofnung, in der Welt fortzukommen? Wie viel hat im Gegentheil derjenige voraus, der alle Pflichten eines tugendhaften und braven jungen Menſchen erfüllt, der ſich die nothwendige Geſchicklichkeit oder Wiſſenſchaft ſammelt, um einem Berufe vorzuſtehen, der einen guten Ruf von ſeiner Aufführung verbreitet, der ſich bey allen Gutgeſinnten durch ſeine Sittſamkeit empfiehlt? Ein ſolcher erweckt ein günſtiges Vorurtheil für ſich, daß er mit eben dem Eifer, durch den er ſich in ſeiner Jugend auszeichnete, auch ſeine Standespflichten einſt erfüllen werde, er erwirbt ſich Vertrauen auf ſeine Treue und Herzensgüte. Müſte es nicht ein ganz ſeltenes und ausnehmendes Unglück ſeyn, wenn er ſein Fortkommen in der Welt nicht finden ſollte?

Die gemeine Denkungsart der Menſchen, der großen und kleinen iſt ſchon ſo beſchaffen, daß ſie immer mehr Vertrauen auf Tugend ſetzen. Wer übergiebt die Verwaltung ſeines Vermögens und ſeiner Einkünfte, die Erziehung ſeiner Kinder, die Führung ſeiner Rechtshändel, das Recht ſeiner Unterthanen nicht lieber einem Menſchen, von deſſen Rechtſchaffenheit und Tugend er überzeugt iſt? Wer läßt ſich nicht viel lieber in Accorde, Verträge,

Bündniſſe, Geſellſchaften mit demjenigen ein, der ihm durch Treue und gutes Chriſtenthum empfohlen iſt? Wer weiht nicht lieber ſeine eheliche Liebe einer tugendhaften Perſon, als einer ausſchweifenden? Das ganze Volk weiß, ſagte ehmals Booz zu der Ruth, daß du ein tugendhaftes Weib biſt. (3. 11.) Und dieß war ſein Beweggrund, warum er ſich mit ihr verehlichte; ob ſie gleich ſo arm war, daß ſie genöthiget war, die ausgefallenen Kornähren aufzuleſen. Laſſet mich hier etwas zu eurer Warnung ſagen, junge Chriſtinnen. Wie thöricht ſind jene unter euch, die nur durch übertriebenen Putz, durch verſchwenderiſche, und nicht ſelten ihr Vermögen überſteigende Abwechslung in Modekleidern, durch freye Geſpräche, und Ausgelaſſenheit, zu gefallen, und ſich Beyfall zu erwerben ſuchen. Ihre Abſichten ſind eitel. Jeder rechtſchaffene, tugendliebende, wirthſchaftliche, ämſige junge Menſch wird ſie verlachen, wird Mistrauen in ſie ſetzen, wird ſich einen Haufen Uebel vorſtellen, die er in näherer Verbindung mit einer ſolchen Perſon erleben müßte, wird ſie verabſcheuen. Merket es, Tugend, Eingezogenheit, Arbeitſamkeit, Andacht ſind, ſo wie zu jedem andern Stande, alſo auch zu einer glücklichen Ehe der gebahntere Weg.

Meine Geliebte, wenn dem alſo iſt, und wenn die frühzeitige Entſchließung zum Dienſte Gottes und zur Tugend ſo fruchtbar an Vortheilen iſt, wer von uns ſollte unter den zwo Partheyen, die eine von jenen, die ihre Jugend fromm und rühmlich zubringen, die andere von jenen, welche heillos und gottesvergeſſen in dieſem

Alter fortleben, nicht viel lieber die erſtere ergreifen? Dieſer einzige Beweggrund ſollte jeden, der den Zweck ſeines Daſeyns erkennet, ſchon zureichend ſeyn, daß Gott das Recht auf unſer ganzes Leben, mithin auch auf die erſten und beſten Jahre hat. Dazu kömmt noch das große Heilsgeſchäft, welches wir auf dieſer Erde zu beſorgen haben, und welches, weil es das wichtigſte, das einzige iſt, gewiß verdient, daß wir von dem erſten Augenblike an, da das Vernunftslicht uns aufgeht, alle unſere Gedanken, Begierden und Bemühungen darauf wenden. Zum Ueberfluſſe endlich hat der Menſch, der frühe der Tugend ſich widmet, auch in dieſem Leben ſchon die beſten, die vortheilhafteſten Ausſichten. Alſo künftige und gegenwärtige Vortheile, inneres und äuſſeres Glück ſind das Loos der frühen Entſchließung zum Dienſte Gottes, und zur Tugend. Wer von uns aber wünſchet nicht, glücklich zu ſeyn? Auf wen ſollte es eben deswegen keinen Eindruck machen, wenn man ihm ſagt: Du wirſt um ſo glücklicher ſeyn, je zeitiger du der Parthey der Frommen und Tugendhaften dich zugeſelleſt. Laſſet uns alſo, wenn wir noch jung ſind, dem Beyſpiele Mariä folgen, und in den früheſten Lebensjahren Tugend, Reinigkeit, Eingezogenheit, Andacht, Gotteswort lieben. Wenn wir aber in Jahren ſchon weiter fortgegangen ſind, und wenn uns das Andenken vergangener Jahre nicht ſehr tröſtlich iſt, ſo laſſet uns wenigſtens den Verluſt, den wir uns durch unſre Saumſeligkeit zugezogen haben, beweinen, und unſere Schritte zur Tugend verdoppeln, damit wir das uns vorgeſteckte Ziel glücklich erreichen. Amen.

Am Feſte des h. Apoſtels Andreas.

Qui vult poſt me venire, — tollat crucem ſuam.

Wer mir nachfolgen will, der — nehme ſein Kreuz auf ſich. Matth. 16. 24.

Wenn der Heiland die Menſchen zu ſeiner Nachfolge einlud, ſo war es nicht nur ſeine Abſicht, Zuhörer zu werben, die ſich um ſeine Seite herum verſammelten, die ihm auf den Fuß nachfolgten, und ihn Meiſter nennten; ſondern ſeine Abſicht war, ſie zu einer gänzlichen Aehnlichkeit mit ihm auszubilden, die ſo weit gehen ſollte, daß ſie ihm ſelbſt durch Leiden und Geduld gleichförmig würden. Derowegen erklärte er auch, daß er nicht darauf ausgehe, ſich nur durch einen zahlreichen Haufen von Anhängern berühmt zu machen; daß er mithin auch nicht jeden, der ihm zur Seite gehe, für ſeinen Jünger anſehen könne, ſondern nur denjenigen, der bereit ſey, ihm auch in Leiden und Widerwärtigkeiten treu zu bleiben, und durch das Kreuz ihm ähnlich zu werden. **Wer mir nachfolgen will, der nehme ſein Kreuz auf ſich.** Daraus erhellet nun der ächte Begriff eines Jüngers Chriſti. Ein Jünger Chriſti iſt alſo nicht derjenige, der nur den Namen eines Chriſten trägt, nur ſeine Stirne mit dem Kreuze Chriſti bezeichnet, und bey einem bequemen, weichlichen, unabgetödeten Leben Anſpruch auf die Verheißungen des Evangeliums macht; ſondern nur derjenige, der ſich beſtrebt, Chriſto ähnlich zu werden, und der ſich eben deswegen nicht ſcheuet, um

Chriſti, um der Wahrheit und Tugend, um ſeiner Pflicht-en willen, Widerwärtigkeiten zu ertragen, und, wenn es nöthig wäre, ſelbſt ſein Leben aufzuopfern. Dieß iſt der wahre Jünger Chriſti. Einen ſolchen zeiget uns der heutige Feſttag an dem heil. Apoſtel Andreas. Wir wollen in gegenwärtiger Stunde betrachten, wie weit er es in der Aehnlichkeit mit Chriſto gebracht habe.

Ich ſage: Er war Chriſto ähnlich

1. der Art des Leidens nach,
2. der Urſache des Leidens,
3. der Gemüthsverfaſſung beym Leiden.

Hierinn beſteht die Abtheilung meiner Rede. Indem ich aber zugleich Ihre Erbauung, m. Gg. zur Abſicht habe, ſo werde ich zeigen, wie auch Sie in dieſem dreyfachen Stücke Chriſto ähnlich werden können.

Erſter Theil.

Der heil. Andreas iſt Chriſto ähnlich geworden erſtens der Art des Leidens nach. Wir wiſſen, daß das Kreuz das koſtbare Sterbebett war, an dem unſer Heiland ſeinen Geiſt in die Hände ſeines Vaters übergab. Die Kreuzigung, dieſe eben ſo ſchmähliche als ſchmerzliche Art, die Menſchen hinzurichten; ſchmählich, weil gemeiniglich die gröſten Miſſethäter damit belegt wurden; ſchmerzlich, ſowohl wegen dem empfindlichen als langwierigen Leiden, die Kreuzigung ſage ich, war es, welche die Bosheit der Menſchen für den Heiland beſtimmte: oder beſſer zu reden, dieß war die Todesart,

die

die er ſelbſt wählte, um uns durch die Schmerzen und die Schmache ſeines Leidens theils die Größe unſerer Schuld, theils auch ſeine unermeßliche Liebe gegen uns zu erkennen zu geben.

Nun eben dieſe Todesart, welche der Heiland gewählt hatte, war es auch, welche der heil. Andreas ausgeſtanden hat. Auch er muſte den Kelch austrinken, den ſein Meiſter ausgetrunken hat. Auch er muſte den Richtplatz betretten, und ſich den Uebelthätern gleich rechnen laſſen. Auch er muſte die Schmache und die Schmerzen des Kreuzes tragen; auch er muſte auf dem harten Sterbebette entſchlafen, auf dem Jeſus entſchlafen iſt. Auch er muſte die peinliche Spannung ſeiner Glieder und Nerven fühlen, die jener fühlte. Auch er muſte um ſeinem Kreuze herum den Spott und das Hohnſprechen der Unglaubigen hören. Auch er muſte eines langſamen Todes ſterben; indem er ſo lange Zeit, und zwar nicht nur ſieben Stunden, wie ſein Heiland; ſondern drey ganze Tage lang mit dem Tode ringend, am Kreuze hieng. Er iſt alſo, was die Todesart anbelangt, ſeinem göttlichen Meiſter ſo ähnlich geworden, daß er ihm nicht ähnlicher hätte werden können. Er ſtarb nicht nur für Jeſu, ſondern ſtarb auch eines Todes, der dem Tode Jeſu ähnlich war.

Ehre für den großen Apoſtel! denn wenn nach dem Ausdrucke des heil. Paulus die Geſellſchaft des Leidens Jeſu den Anſpruch auf die Geſellſchaft ſeiner Verherrlichung gründet; ſo hat gewiß der heil. Andreas einen vor-

züglichen Anſpruch auf Ehre und Verherrlichung, weil er auch auf eine vorzügliche Art ein Geſell des Leidens Jeſu war. Ehre für den großen Apoſtel! denn ſo wie Jeſus durch ſein ſchmerzliches und ſchmählichest Leiden am Kreuze den gröſten Beweis ſeiner Liebe gegen uns ablegte; ſo legte auch der heil. Andreas durch ſein ſchmerzliches und langwieriges Leiden am Kreuze den untrüglichſten Beweiß ſeiner Liebe zu Jeſu ab. Ehre für den großen Apoſtel! denn da das Geheimniß des Kreuzes dasjenige iſt, dem wir unſer Heil zu verdanken haben; ſo hätte er gewiß keines rühmlicheren Todes ſterben können, als da er um des Kreuzes willen am Kreuze ſtarb. Ehre endlich für den großen Apoſtel! denn von der Zeit an, da Jeſus am Kreuze verſchieden iſt, hat die Schmache dieſes peinlichen Werkzeuges aufgehört, es iſt ein Zeichen des Ruhmes und der Ehre geworden.

Indeſſen ſind auch wir m. Gg., ob wir gleich keinen Kreuzestod zu leiden haben, dennoch dieſer Ehre, Chriſto durch das Kreuz ähnlich zu werden, nicht unfähig. —Wer mir nachfolgen will, ſpricht der Heiland, der nehme ſein Kreuz auf ſich. Hier redet er nicht von einem materiellen, ſondern von einem ſittlichen Kreuze: darum ſagt er auch nicht: Wer mir nachfolgen will, nehme mein Kreuz auf ſich; ſondern: er nehme ſein Kreuz auf ſich. d. i. ein jeglicher nehme die Beſchwerniſſen, die Widerwärtigkeiten, die Unbequemlichkeiten, die Leiden auf ſich, welche ſein Stand, ſeine Lage in der Welt, ſein Verhältniß mit den Menſchen, ſeine Körper und Gemüthsbeſchaffenheit mit ſich bringt. Es giebt

viel-

vielerley Kreuze. Die eine ſind auſſerordentlich, welche die Zeit einer Verfolgung des Chriſtenthums mit ſich bringt. Von der Art ſind alle Peinen, welche die hh. Martyrer ausgeſtanden haben. Die andere ſind ordentliche und gewöhnliche Kreuze, welche zu allen Zeiten ſtatt haben können. Sie entſtehen entweder von Seiten der Natur, als Ungemächlichkeiten des Lebens, Krankheiten des Leibes, Gebrechlichkeiten des Alters, Strenge und Härte der Jahrszeiten — oder von Seiten des Glückes, z. B. Armuth und Dürftigkeit, Brodloſigkeit, kümmerliches Auskommen, Unglücksfälle — oder von Seiten des Standes z. B. die Laſt der Geſchäfte, die beſchwerliche Handarbeit, Sorgen und Verdrüßlichkeiten des Hausweſens — oder von Seiten unſerer ſelbſt, Traurigkeit, Aengſtigkeit des Gemüthes, der Kampf mit unſeren Leidenſchaften— oder von Seiten unſerer Nebenmenſchen, ihr Haß, ihre Verachtung, Verläumdung, Verfolgung, ihre Unverträglichkeit, ihr Eigennutz. Alle dieſe Arten des Leidens begreifet der Ausſpruch des Heilandes in ſich, wenn er ſagt: **Wer mir nachfolgen will, der nehme ſein Kreuz auf ſich.** Dieß zeigt der h. Lukas noch deutlicher an, indem er zu dieſem nemlichen Spruche das Wort alltäglich hinzuſetzet: **Wer mir nachfolgen will, der nehme ſein alltägliches Kreuz auf ſich** (Luk. 9. 27.) Wer alſo die Ungemächlichkeiten des Lebens, oder Gebrechlichkeiten des Alters, oder leiblichen Krankheiten, oder Müheſeligkeiten des Standes, oder Verdrüßlichkeiten des Hausweſens, oder Unglücksfälle, oder Armuth und Dürftigkeit, oder Aengſtigkeit, Verſuchungen und Seelenleiden oder Verfolgungen

en und Leidweſen, welches ihm von Menſchen zugefügt wird, ſtandhaft erträgt, der nimmt nach dem Sinne Jeſu Chriſti ſein Kreuz auf ſich. Das Kreuz des Armen iſt ſeine Dürftigkeit. Das Kreuz des Kranken ſind die Schmerzen, die er leidet. Das Kreuz des betagten Alters iſt ſeine Gebrechlichkeit. Das Kreuz des Hausvaters ſind die Sorgen und Verdrüßlichkeiten ſeines Hausweſens. Das Kreuz brodloſer Aeltern ſind ihre unverſorgten Kinder. Das Kreuz eines betrübten Ehegatten ſind die Unordnungen des anderen Ehetheils. Das Kreuz der Wittwe iſt ihre Troſtloſigkeit Das Kreuz des Gewiſſensängſtigen ſind ſeine Zweifel. Das Kreuz des Geſchäftmannes ſind ſeine wichtige Arbeiten. Das Kreuz eines jeden Chriſten ſind ſeine ungeſtümmen Leidenſchaften, mit denen er zu kämpfen hat.

Wenn nun aber ſelbſt nach der Beſtimmung und Benennung des Heilandes alle Arten von Leiden, ſeyen es auch die gewöhnlichſten und alltäglichſten, als eben ſo viele Kreuze anzuſehen ſind, die uns aufliegen; ſo iſt mithin die Ehre, Chriſto durch das Kreuz ähnlich zu werden, nicht nur den Apoſteln und Märtyrern vorbehalten; ſondern jeder Chriſt iſt derſelben fähig. Der Heiland wollte nemlich allen Menſchen den Eingang in die Herrlichkeit bahnen, jedoch auf keinem anderen Wege, als den, welchen er ſelbſt gegangen iſt. Der Weg aber, den er gegangen iſt, war der Kreuzweg. Alſo müſſen auch alle Menſchen durch den Weg des Kreuzes in ihre Herrlichkeit eingehen. Aber nicht alle können das materielle Kreuzholz auf ihre Schultern laden; nicht alle können Peinen und Martertod leiden. Dieß paſſet nicht auf die ruhigen

und friedlichen Zeiten der Kirche. Auch in den Zeiten des Friedens können nicht alle auf einerley Art leiden. Der Reiche leidet nicht, was der Arme leidet. Der Geſunde leidet nicht, was der Kranke leidet. Der junge leidet nicht, was der Alte leidet. Es wollte alſo der Heiland, um keinen Menſchen von dem Verdienſte des Leidens auszuſchließen, allen Arten von Leiden den Werth mittheilen, daß man durch ſie ihm ähnlich und gleichförmig werden könne. Dieß geſchah durch den Ausſpruch: **Wer mir nachfolgen will, der nehme ſein Kreuz auf ſich** — das Kreuz nemlich, welches ihm für ſeine Zeit, nach ſeinem Stande, nach ſeinem Verhältniſſe angemeſſen, und von Gott beſtimmt iſt. Wer dieſes thut, wollte der Heiland ſagen, wer mich zum Muſter nimmt, und durch mein Leiden gerührt, alles, was ihm in ſeinem Leben widriges vorkömmt, was er vermöge ſeines Standes zu leiden hat, leidet, den ſehe ich für meinen Jünger an, der mir nachfolget, ich ſehe ihn eben ſo an, wie wenn er ſelbſt das Kreuz getragen hätte, welches ich getragen habe; ich erkläre ihn der Herrlichkeit fähig, wozu ich durch mein Leiden allen, die mir nachfolgen, den Eingang gebahnt habe. Welch' große Vortheile gewähret uns alſo dieſer Ausſpruch Chriſti! Er ſcheinet zwar dem Klange der Worte, und dem erſten Eindrucke nach, den das Wort "Kreuz" auf uns macht, etwas hart zu ſeyn; allein er iſt es nicht; am wenigſten in Rückſicht auf uns, da er weiter nichts von uns fodert, als daß wir dasjenige leiden, was unſer Leben und der Stand unſeres Lebens mit ſich bringt. Wie glänzend ſind in unſeren Augen die Kronen der Märtyrer! Wie bewunderungswürdig iſt uns das Glück eines Andreas

dreas! Dieſem großen Apoſtel aber, und allen übrigen Martyrern, ja Chriſto ſelbſt dem glorreichen Obſieger der Hölle und des Todes können wir ähnlich werden, wir können über Hölle und Tod obſiegen, ſobald wir durch Selbſtverläugnung unſere unordentlichen Leidenſchaften unterdrucken, und den Antheil des Leidens, der uns beſtimmt iſt, auf uns nehmen. Wohlan! Es verdrieße uns alſo nicht, jene Müheſeligkeiten, jene Unbequemlichkeiten, ja auch Trübſalen, die mit unſerem Leben, und Stande verbunden ſind, zu ertragen. Jeder Menſch hat ſein Kreuz. Dieß zeiget auch der Ausdruck unſeres Textes an: **Wer mir nachkommen will, nehme ſein Kreuz auf ſich** Dieß ſetzet voraus, daß jedem ſein Kreuz von der Vorſicht beſtimmt iſt. Freilich iſt dem Einen ein größeres, dem Anderen ein kleineres beſtimmt; doch iſt Niemand ganz frey davon. Nicht nur der Arme, nicht nur der, welcher im Schweiſe des Angeſichtes ſein Brod ißt, nicht nur der Unverſorgte und Brodloſe, nicht nur die Wittwe mit vielen Kindern, nicht nur der Kranke; ſondern auch der Geſunde, auch der Reiche, auch der Staatsmann, auch der Gelehrte hat das Seinige; auch Fürſten und Könige haben das Ihrige. Auch die gröſten Heiligen hatten ihr Kreuz, ja Gott legte ihnen ein deſto größeres auf, zu einer deſto größeren Heiligkeit ſie berufen waren. Chriſtus ſelbſt, ob er gleich die weſentliche Heiligkeit und Unſchuld war, trug das allergröſte und ſchmählichſte Kreuz, nicht nur das materielle Kreuzholz, ſondern aller Welt Sünden, mit denen er als Verſöhner beladen war. Es verdrieße uns alſo nicht, auch das unſrige zu tragen. Es würde der unerträglichſte Stolz ſeyn, wenn wir beſſer, als andere

dere Menſchen, beſſer, als die beſten und heiligſten Menſchen, beſſer als Chriſtus unſer Meiſter ſelbſt ſeyn wollten. Es würde zugleich der gröſte Unſinn ſeyn, wenn wir allein der einmal feſtgeſetzten Heilsordnung durch unſere Empfindlichkeit ausweichen, und frey von allem Kreuze ſeyn wollten; ungeachtet der ewig geltende und unabänderliche Spruch unſeres Heilandes da iſt: **Wer mir nachfolgen will, der nehme ſein Kreuz auf ſich.**

Laſſet uns nicht immer in eitle und vergebliche Wünſche uns verlieren, daß wir in einem Stande leben, und in einer Lage uns befinden mögten, wo uns alles nach unſerm Wunſche gienge. Dieſes wünſchen, heißt eben ſo viel, als gegen die Anordnung Chriſti murren, der jedem anbefohlen hat, ſein Kreuz zu tragen. Gegen dieſe Anordnung murret derjenige, der, da er in einen niedrigen Stand von Gott verſetzet iſt, den Höheren beneidet; der, da er ein ſparſames, doch zulängliches Auskommen hat, ſich von Begierden nach Ueberfluß fortreißen läßt; der, da er ein Amt, welches mit vielen und wichtigen Arbeiten verbunden iſt, begleitet, und Kräfte dazu hat, aus Verdruſſe ſich nach Ruhe ſehnet, und aus Bequemlichkeit ſeine Arbeiten liegen läßt. Alle dieſe murren gegen die Anordnung Chriſti, weil ſie ſich weigern, **ihr Kreuz auf ſich zu nehmen.** Freilich leget Gott oft dem Einen ein größeres, dem Anderen ein kleineres Kreuz auf; allein er hat ſeine weiſen Abſichten dabey, und er giebt gewiß jedem ſo viel Gnadenkräfte, als ihm nöthig ſind, um die ihm aufgelegte Laſt zu tragen. Wiewohl! wer weiß, ob nicht das Kreuz, welches jemand für ein klein-

eres anſieht, in Rückſicht auf ihn gerade ein größeres ſeyn würde? Vielleicht würde manchem, der ſeine Handarbeit, und die Sorge für ſeine Familie für ein noch ſo großes Kreuz anſieht, wenn er in einen höheren Stand verſetzt werden ſollte, die Wichtigkeit der damit verbundenen Geſchäfte, und die Sorge für eine größere Anzahl von Untergebenen ein noch weit größeres Kreuz ſeyn, welches ihn ganz darniederdrücken würde. Vielleicht würde mancher Menſch, der in einer niedrigen Hütte wohnt, und ſich alle Bequemlichkeiten des Lebens muß abgehen laſſen, nur um ſein Leben fortzubringen, wenn er eines höheren Standes wäre, den Verſuchungen zur Ueppigkeit und zum Wohlleben, denen Perſonen von höherem Stande ausgeſetzt ſind, ganz unterliegen. Es murre alſo niemand über ſein Kreuz; denn es iſt gerade dasjenige, welches ihm Gott aufgeleget, und nach ſeinen Kräften abgemeſſen hat. Es trage jeder ſein Kreuz, und — wer dieſes thut, der hat die Ehre, Chriſto der Art des Leidens nach ähnlich zu ſeyn.

Wir müſſen aber auch Chriſto der Urſache des Leidens nach ähnlich werden, gleichwie es auch der heil. Andreas geworden iſt. Hievon im

Zweyten Theile.

Die Urſache, warum Chriſtus unſer göttliche Lehrmeiſter von den Menſchen gehaſſet, verfolget, und endlich an das Kreuz geheftet wurde, war keine andere, als weil er die Wahrheit predigte, die Tugend einſchärfte, das Laſter verfolgte, die Heucheley entlarvte. Dieß zog ihm

ihm den Haß der Geld- und ehrſüchtigen Juden, der betrügeriſchen und ſcheinheiligen Phariſäer, der hochmüthigen Schriftgelehrten, des unbusfertigen Jeruſalems zu. Die Menſchen hätten ihn ohne Urſache gehaſſet, ſagte er ſelbſt von ſich, oder vielmehr aus einer Urſache, wodurch er allgemeinen Dank und Liebe verdienet hätte. Ein gleiches Loos fiel auf ſeine treuen Apoſtel und Jünger. Weil ſie nicht aufhörten, die Wahrheit zu verkündigen, die Wunder Jeſu als Beweiſe ſeiner Sendung von Gott zu bezeugen, die Grundſätze der Welt zu verdammen, auf den Sturz der Abgötterey zu dringen, ſo fanden ſie überall, wo ſie nur hinkamen, Anſtoß; überall wartete Verfolgung, Todesgefahr und Tod auf ſie. Damit ich beſonders von dem heil. Andreas rede, welches war wohl die Urſache, warum er zum Kreuze verdammt wurde, als weil er Chriſtum den Gekreuzigten predigte? Wenn du nicht aufhören wirſt, dieſen Gekreuzigten für den Sohn Gottes und für den Erlöſer der Menſchen auszugeben, ſprach der Prokonſul Aegeas zu ihm, ſo will ich dich auf die nemliche Art hinrichten laſſen, wie er hingerichtet wurde. Weil nun Andreas dieſe Drohungen nicht achtete, und unerſchrocken das Geheimniß des Kreuzes zu predigen fortfuhr, ſo ward ihm endlich das Kreuz zu Theil. Allein eben dieſes macht das Verdienſt ſeines Leidens aus. Die Urſache ſeines Todes macht ſeinen Tod rühmlich. Darum verehren wir ihn als einen glorreichen Martyrer Chriſti, weil er um Chriſti willen Schmache gelitten hat.

Auf Verdienſt des Leidens — mithin auf Aehnlichkeit mit Chriſto hat alſo derjenige keinen Anſpruch, der

aus einer unrühmlichen Urſache leidet. Wer ſich z. B. durch ſeinen Hochmuth verhaßt macht; wer es durch ſeine Zankſucht und Unverträglichkeit dahinbringt, daß ihn Niemand um ſich leiden mag; wer ſich durch Trägheit und Nachläßigkeit in Erfüllung ſeiner Standespflichten Vorwürfe von allen Seiten auf den Hals ladet; wer durch Betrügereyen und niedrige Streiche ſeinen guten Ruf verliert; wer um eines Verbrechens willen der Gerechtigkeit in die Hände fällt, hat dieſer Ehre davon, hat er Verdienſt davon, wenn er leidet? Deswegen ſagt der heil. Petrus (in ſeinem 1. Briefe K. 4.) Niemand unter euch leide als ein Todſchläger, als ein Dieb, als ein Läſterer, als ein Geitziger. — Wenn er aber als Chriſt leidet, ſo ſchäme er ſich nicht. — Als Chriſten aber können wir auf vielerley Art leiden.

Als Chriſten leiden wir, wenn wir um des Glaubens und um der kindlichen Ergebenheit gegen unſere h. Kirche willen angefeindet, wenn wir um der Andacht, um der pünktlichen Beobachtung gottesdienſtlicher Verrichtungen, chriſtlicher Gebräuche willen verſpottet werden. Als Chriſten leiden wir, wenn uns die Welt verlachet, weil wir uns ihren freyen Sitten und ihren anſtößigen Gebräuchen nicht gleichſtellen.

Als Chriſten leiden wir, wenn wir durch Verweigerung der Einwilligung in ein böſes Anſinnen die betrogene Leidenſchaft eines Verführers gegen uns aufbringen. Als Chriſten leiden wir, wenn wir durch genaue Erfüllung unſerer Standespflichten uns Feinde zuziehen, wenn wir z. B. da es unſer Stand von uns fodert, ein Aerg-

erniß abzuſtellen ſuchen, ein Laſter beſtrafen, und — der Beſtrafte ſich an uns zu rächen ſucht.

Als Chriſten leiden wir, wenn wir in Hinſicht auf die Wahrheit, daß Gott der Austheiler aller Stände iſt, die Müheſeligkeiten und das Joch unſeres Standes, ungeachtet des Strebens unſerer Bequemlichkeit, davon los zu werden, geduldig ertragen. Als Chriſten leiden wir, wenn wir durch unermüdete Arbeit, die wir, um unſerm Stande nicht nur allein vor der Welt, ſondern auch vor Gott genug zu thun, ertragen, allmählig Entkräftung fühlen.

Als Chriſten leiden wir ferner, wenn wir alles, was uns immer Unangenehmes begegnet, als verſchuldete Strafen der Sünde anſehen, und als Warnungen zur Buſe ergreifen. Als Chriſten leiden wir endlich, wenn wir Unglücksfälle, ſchreckliche Ereigniſſe der Natur aus dem Beweggrunde ertragen, weil es Prüfungen Gottes ſind, ohne deſſen Willen nichts geſchieht, und der alles, was er geſchehen läßt, auch das Widrige auf unſer wahres Beſte hinzuleiten weiß.

Lauter rühmliche Leiden, die auf eine übernatürliche Urſache, oder doch auf einen übernatürlichen Beweggrund Rückſicht haben. Leiden mithin, die uns Chriſto und ſeinen Märtyrern ähnlich machen.

Laßt uns alſo uns in Acht nehmen, daß wir nie durch unſere eigene Schuld, mithin auf eine unrühmliche Art uns Leiden zuziehen, daß wir weder durch Unmäßigkeit unſere Kräfte ſchwächen, und unſere Geſundheit zernichten, noch

durch ein Verbrechen unſern Ruf anſchwärzen, noch durch ein unverträgliches oder eigennützige Betragen uns Feindſchaft und Haß von Seiten unſeres Nebenmenſchen zuziehen.

Wenn wir aber ſonſt etwas zu leiden haben, es ſey nun dieſes eine Prüfung, die uns Gott zuſchickt, oder ein Leid, welches uns von unchriſtlichen Nebenmenſchen zugefügt wird, oder eine Verdrüßlichkeit, die unſer Stand mit ſich bringt, oder eine Gebrechlichkeit, die aus unſrer Gemüths- oder Körperbeſchaffenheit entſteht, ſo laßt uns guten Muthes ſeyn: denn es gereicht uns zum Ruhme, wenn wir es ertragen — vorausgeſetzt, daß unſere Gemüthsverfaſſung ſo beſchaffen iſt, wie es die Aehnlichkeit mit Chriſto fodert. Hievon im

Dritten Theile.

Nicht das Leiden allein, ſondern die Gemüthsverfaſſung bey dem Leiden, die Heiterkeit des Geiſtes, die Zufriedenheit, die Geduld, die Standhaftigkeit, die gänzliche Ergebung in den Willen Gottes — dieſe, dieſe macht Chriſto ähnlich. Mit welcher Gemüthsverfaſſung litt denn Chriſtus unſer göttliche Erlöſer? Er litt mit der gröſten Ergebung ſeines menſchlichen Willens in den göttlichen. Man hörte, da er auf dem Oelberge zu leiden anfieng, keine andere Sprache von ihm, als nur dieſe einzige: Vater, nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe. Er litt mit der gröſten Bereitwilligkeit: denn er iſt aufgeopfert worden, weil er ſelbſt gewollt hat. Er litt mit der gröſten Geduld, indem er ſich wie ein Schaf, welches

welches ſeinen Mund nicht aufthut, zur Schlachtbank führen ließ. Er litt endlich ſogar mit Freude. Er ſtund das Kreuz aus, ſagt Paulus von ihm, indem er die mit dieſer Todesart verbundene Schmache für nichts hielt, und den Kreuztod ſich als eine erfreuliche Sache vorſtellte. (Hebr. 12, 2.) Wer alſo Chriſto durch das Kreuz ähnlich werden will, muß nothwendig Geſinnungen hegen, die den ſeinigen ähnlich ſind. Seyd ſo geſinnet, ſagt Paulus, wie es auch Chriſtus Jeſus war. (Philipp. 2, 5.) Dieſe Aehnlichkeit der Geſinnungen, dieſe war es, welche die Kronen der Martyrer ſchmükte. Daß ſie ſind verfolgt, in Gefängniſſe geſetzt, gepeiniget, getödet, durch den Schwerdtſtreich entleibt, an das Kreuz geheftet, durch das Feuer verzehrt worden, dieß macht noch nicht den Werth ihres Martyrthums aus; aber daß ſie ſich die Feſſel und Bande ſo willig anlegen ließen, daß ſie in den Finſterniſſen ihres Kerkers jauchzten, und mit lautem Munde Gott lobten, daß ſie ſo beherzt die Marterbühne beſtiegen, daß ſie ſo willig ihren Nacken dem Schwerdſtreiche beugten, daß ſie den wilden Thieren ſo beherzt entgegen giengen, und die Löwen ſelbſt, die ſie zu verſchlingen, den Rachen öfneten, am Muthe übertrafen; dieß macht ſie zu Helden, dieß giebt ihrem Leiden die Völle des Verdienſtes, den Ruhm der Aehnlichkeit mit Chriſto. Hätte der heil. Andreas nur ganz traurend und betrübt den Weg zum Kreuze hin betretten, hätte er bittere Klagen über den Undank der Menſchen ausgeſchüttet, die ſeinen Eifer, ſie zu bekehren, mit Treuloſigkeit vergalten; ſo würden wir zwar über die Grauſamkeit ſeiner Peiniger zürnen; ihn ſelbſt

aber würden wir nicht ſo ſehr bewundern. Allein da er ſeine Verurtheilung zum Kreuzestode entſchloſſen anhörte, da er mit Freuden dem Richtplatze, auf dem ſein Kreuz aufgerichtet war, entgegen gieng; da er es von der Ferne ſchon mit den zärtlichſten Ausdrücken grüßete, da er es in der Nähe umarmte und küſſete, da er in dieſe Worte ausbrach: "Sey gegrüßt, heiliges Kreuz. Nimm mich auf als den Jünger desjenigen, der als mein Meiſter an dir gehangen iſt. Laß mich durch dich zu denjenigen gelangen, der durch dich mich erlößt hat" da er ſogar das gläubige Volk, welches ſich ſeiner annahm, und ihn zu retten ſuchte, inſtändig bat, daß es ihn nicht um ſeine Krone bringen mögte, da er drey ganze Tage lang mit dem Tode ringend, den Gleichmuth des Geiſtes behielt, und bis auf den lezten Odemzug das Geheimniß des Kreuzes predigte, und die Annehmlichkeit dieſes ſüßen Joches anpries, ſo ſtaunen wir über ſeinen Heldenmuth, und verehren an ihm den Chriſto ähnlichen Martyrer, das Ebenbild Chriſti.

Soll alſo auch unſer Leiden verdienſtlich ſeyn, und das Gepräge der Aehnlichkeit mit Chriſto an ſich tragen, ſo muß es nothwendig durch Geduld, durch Zufriedenheit und Ergebung in den Willen Gottes geheiliget werden. Ich getraue mir zwar nicht, die Foderung an Ihnen zu machen m. Gg., daß ſie wie der h. Andreas das Kreuz wünſchen, dem Kreuze mit Freude und Entzückung entgegen gehen ſollen, weil ich der Schwachheit der Natur zuviel zumuthen würde. Chriſtus der Herr ſelbſt ſagte einſt zu den Petrus: indem er auf den Kreuztod desſelben

deut-

deütete: Da du jünger warſt, ſo umgurteteſt du dich ſelbſt, und giengeſt, wo du hin wollteſt, da du aber alt werden wirſt, ſo wirſt du deine Hände ausſtrecken, man wird dich umgürten, und dich führen, wohin du nicht willſt. Joh. 21. 18. Ja unſer Heiland ſelbſt wollte die Schwachheiten der Natur und das Zagen vor dem Leiden fühlen, um uns zu erkennen zu geben, daß dieſe Empfindungen der ſchwachen Natur an ſich unſündlich ſind. Wenn wir jedoch Chriſto ähnlich werden wollen, ſo müſſen wir, ſo wie er ſein Zagen vor dem Leiden durch die ſtandhafteſte Entſchließung und Ergebung in den göttlichen Willen überwandt, alſo auch das unſrige überwinden — Wir müſſen die Empfindungen der Traurigkeit, die bey der Vorſtellung oder beym Gefühle des Leidens in uns entſtehen, durch Vorſtellung höherer Freuden, die uns die Geduld im Leiden gewähret, beſiegen, — wir müſſen die Widerſetzlichkeit der Natur durch eine ſtarke Entſchließung, durch das kraftvolle Wort „ Dein Will geſchehe, „ welches uns Jeſus durch ſein Beyſpiel lehrte, bemeiſtern. — Wir müſſen das Kreuz, ob es uns gleich wehe thut, dennoch als Kreuz betrachtet, lieben: Sonſt iſt unſer Leiden ein gezwungenes, ein mürriſches Leiden, — nicht das Leiden eines Lammes, welches vor ſeinem Scheerer erſtummet, — nicht das Leiden eines Kindes, welches die Vaterhand küſſet; ſondern das Leiden eines Knechtes, der murret, und mit den Zähnen knirret, — nicht das Leiden eines Iſaaks, der, da er den Willen Gottes erkennet, ſpricht „ Da bin ich „ ſondern das Leiden eines Jonas, der ſich in ſein Schickſal füget, weil er in der Ungeſtümme

des Meeres nicht entfliehen kann. — Es iſt ein Leiden, welches den Abſichten Gottes, warum er daſſelbe verhänget, nicht entſpricht; welches auch die Kraft nicht hat, uns zu reinigen, welches verdienſtlos iſt, und uns keine Vortheile gewähret —, Es iſt ein Leiden, wodurch wir an Tag legen, wie wenig wir die Größe unſerer Sünden, und die Gerechtigkeit der dadurch verſchuldeten Strafen einſehen — ein Leiden, wodurch wir unſere Unempfindlichkeit gegen unſeren leidenden Heiland zu erkennen geben — ein Leiden, woraus erhellet, wie ſchwach unſere Hofnung, und wie dunkel unſere Vorſtellung von den Freuden des Himmels ſey, in die wir nicht anderſt, als durch den Weg des Leidens eingehen können — kurz, nicht das Leiden eines Jüngers, der ſich beſtrebet, Chriſto ähnlich zu werden.

Laſſ't uns alſo, wenn wir zeither bey unſerem Leiden ungeduldig waren, unſere Geſinnungen ändern. Es war in der That keine übertriebene Vorſtellung, wenn der h. Andreas das Kreuz als ein ſüſes, als ein umarmungswürdiges Joch betrachtete, wenn er demſelben mit tauſend Segenswünſchen entgegen gieng, wenn er es mit dieſen Worten anredete: „Sey gegrüſſet heiliges Kreuz, nimm mich auf als den Jünger desjenigen, der an dir geſtorben iſt, als mein Meiſter „ Das Kreuz iſt in allem Anbetrachte liebenswürdig, ſo wohl wegen der Ehre der Gleichförmigkeit mit Chriſto, die es uns zuwege bringt, als wegen ſeinen Vortheilen, indem es uns den Eingang in die ewige Herrlichkeit bahnet, als auch wegen der Salbung, die Gott denjenigen, der es mit

Geduld

Geduld erträgt, fühlen läßt. Es kömmt nur darauf an, daß wir uns nicht von den Empfindungen einer feigen Natur beherrſchen laſſen, ſondern vielmehr von höheren Wahrheiten, auf welche ſich die Geduld im Leiden gründet, uns mehr und mehr zu überzeugen ſuchen. Was ſind dieſes für Wahrheiten? Daß Chriſtus durch das bitterſte und ſchmählichſte Leiden uns erlöſet habe, — daß dieſes Leiden unſere Sündenſchuld war — daß Chriſtus dieſe Sündenſchuld zwar durch ſein Leiden hinweggenommen habe; jedoch nur in ſofern den Werth ſeines Leidens uns zutheil werden laſſe, als wir ihn durch Leiden gleichförmig werden — daß uns Gott nie über unſere Kräfte verſuchen und leiden läßt — daß der Himmel nichts anders ſey, als eine Vergeltung unſeres Leidens auf dieſer Erde — daß die Größe dieſer Vergeltung über allen Vergleich ſey mit dem geringen und kurzen Leiden dieſes Lebens — daß Gott, der Gott alles Troſtes, unzähliche Mittel hat, uns unſer Leiden auch hienieden zu verſüßen. Bedächten wir dieſe Wahrheiten, und ſuchten ſie durch öftere Beherzigung uns ganz eigen zu machen; ſo würden wir nicht nur allein die gewöhnlichen Müheſeligkeiten des Lebens mit größerem Muthe ertragen, ſondern wir würden auch auf die beſonderen Fälle, da uns Gott Widerwärtigkeiten zuſchicket, nicht ſo unbereitet ſeyn.

Wohlan! wer alſo Chriſto nachfolgen will, der nehme ſein Kreuz auf ſich. Es iſt das Kreuz, welches Gott für ihn beſtimmet — das Kreuz, welches Gott ſeinen Kräften angemeſſen — das Kreuz endlich, mit

dem

dem er ſein Seligkeit verbunden hat. Es iſt ſein Kreuz, und nur in ſofern als er dieſes trägt, hat er Anſpruch auf ſeine Belohnung.

Am Feſte Mariä Geburt.

De qua natus eſt Jeſus.

Jene, von welcher gebohren iſt Jeſus. Matth. 1.

Der heutige Feſttag iſt in den Augen der heil. Kirche ein Tag der Freude, und er ſoll es nach ihrer Abſicht auch in unſeren Augen ſeyn. Ihre fürnehmſte Urſache iſt eben diejenige, welche unſer heil. Text angiebt, weil nemlich Maria diejenige iſt, welche Jeſum gebohren hat. In der That, m. Gg. wenn Jeſus der Gegenſtand der ſehnſuchtsvolleſten Erwartung aller Glaubigen vom Anbeginne der Welt war; wenn er derjenige iſt, der von dem Menſchengeſchlechte den Fluch, der auf ihm lag, hinweggenommen, und Heil, überflüßiges Heil, gebracht hat; wenn er derjenige iſt, durch deſſen Gnade die Menſchen, welche von der Geburt an alle Kinder des Zornes ſind, wiedergebohren und geheiliget werden; derjenige mit einem Worte, welcher der ganzen Welt Freude gebracht hat: haben wir nicht alle Urſache, uns auch an dem Geburtstage derjenigen Jungfrau zu erfreuen, die von dem Himmel auserſehen war, ihn zur Welt zu bringen?

Es iſt aber nebſt dieſer Urſache noch eine andere vorhanden. Das Verdienſt Mariä um die Welt beſteht nicht

nicht nur darinn, daß ſie den Menſchenerlöſer an das Taglicht gebracht hat; ſondern auch darinn, daß ſie ſich ſelbſt der Erlößten annimmt, und die ganze Gnadenvölle, die ſie als Gottesmutter erlangt hat, verwendet, um für ſie zu bitten. Was iſt alſo billiger, als, daß wir uns mit Freude an den Tag erinnern, an dem dieſe wichtige Freundinn der Menſchen, dieſe große Fürbitterinn erſchienen iſt?

Es ſoll eben deßwegen mein Geſchäft anheute ſeyn, dieſe Freude zu befördern. Wie werde ich aber dieſes mit Nutzen unternehmen? Ich halte dafür, wenn ich es dahin bringe, daß Sie ſowohl die Beweggründe, als die Bedingniſſe der Anrufung Mariä deutlich einſehen: denn nur derjenige kann ſich in Anſehung dieſer heiligſten Jungfrau lebhaft erfreuen, der von den Gründen ihrer Anrufung durchdrungen iſt: und nur derjenige kann ſich billig erfreuen, der die Bedingniſſe ihrer Anrufung zu erfüllen bereit iſt. Ich werde mich alſo bemühen, erſtens die Beweggründe des Vertrauens auf die Fürbitte Mariä in hellem Lichte darzuſtellen, und zweytens die Bedingniſſe dieſes Vertrauens deutlich zu beſtimmen. Dabey aber werde ich meinen Vorſpruch ſtäts vor Augen behalten, daß nemlich Maria diejenige iſt, **welche Jeſum gebohren hat:** denn daraus fließen ſowohl die Beweggründe, als die Bedingniſſe ihrer Anrufung her.

Erſter

Erſter Theil.

Welches ſind alſo erſtlich die Gründe, auf welchen die Anrufung Mariä, und das Vertrauen auf ihre Fürbitte beruhet? Ich übergehe die allgemeinen, welche uns die Lehre der Kirche von der Nutzbarkeit und Billigkeit der Anrufung der Heiligen überhaupt darbietet, und halte mich nur bey den beſonderen auf, die aus der Erhabenheit ihrer Mutterwürde fließen. Unſere Andacht gegen Maria würde ſchon dadurch gerechtfertiget ſeyn, daß ſie eine heilige und gnadenvolle Jungfrau, eine Freundin Gottes iſt; es erſcheinet aber noch im helleren Lichte, wie rechtmäßig und gegründet es ſey, Mariam um ihre Fürbitte anzurufen, wenn man ihre Würde, die in ihrer Art die einzige iſt, und in Anſehung dieſer Würde ihr Verhältniß gegen Gott ſowohl, als gegen die Menſchen betrachtet. Maria iſt diejenige, von welcher Jeſus gebohren iſt. Was folgt? Sie ſteht alſo in dem gröſten Anſehen bey Gott, in einem Anſehen, vermöge welches Gott keine Gnade, um die ſie bittet, ihr jemals verſagen wird. Dieß nenne ich ihr Verhältniß gegen Gott. Sie heeget ferner als diejenige, welche das fürnehmſte Werkzeug der Erlöſung war, die feurigſte Liebe gegen die Erlößten. Dieß nenne ich ihr Verhältniß gegen die Menſchen; und in Anſehung des einen ſowohl als des anderen, ſage ich, ſey nichts gründlicher, und nichts zuverſichtlicher, als zur Fürbitte Maria ſeine Zuflucht nehmen: denn wenn es einmal erwieſen iſt, daß Maria alles bey Gott vermag, und daß ſie auch ihr Vermögen bey Gott ganz zu unſerem Beſten zu verwenden geneigt

geneigt iſt; ſo ſind alle Zweifel erſchöpft, die jemand gegen die Anrufung Mariä erregen könnte.

Laſſet uns mithin eines nach dem andern betrachten. Maria vermag erſtlich alles bey Gott als die Mutter des Erlöſers, des Gottmenſchen. Damit ich Ihnen meine Ueberzeugung hievon nach der Ordnung mittheile, ohne die Gedanken untereinander zu mengen, ſo betrachte ich Mariam in einer dreyfachen Rückſicht gegen die drey göttlichen Perſonen.

Was iſt Maria in den Augen des himmliſchen Vaters? Sie iſt diejenige, die ſeinem geliebteſten Sohne, der der Gegenſtand ſeines einzigen Wohlgefallens iſt, Fleiſch und Blut mitgetheilet hat. Um ſie eines ſo erhabenen Sohnes würdig zu machen, hat er ſie mit der Völle ſeiner Gnaden überſchüttet, er hat ſeine Allmacht an ihr kundgethan, er hat große Dinge an ihr gethan, wie ſie ſelbſt bekennte, Er, der mächtig iſt. Muß er nicht eben deswegen ſein Wohlgefallen an ihr finden, er, durch deſſen Gnade und Auserwählung Sie das geworden iſt, was ſie iſt, ein Wunder der Natur, ein Wunder der Gnade, ein Muſter der Heiligkeit, eine nicht nur über alle Menſchen, ſondern über die Engel ſelbſt erhabene Jungfrau, eine Gottes Mutter? Und kann er wohl einem ihm ſo wohlgefälligen Geſchöpfe etwas verſagen— Er, der ſeiner Weſenheit nach der Gütigſte, der barmherzigſte iſt? Kann er derjenigen etwas verſagen, an welcher er die reichlichſten Früchte ſeiner Gnade, das Meiſterſtück ſeiner Allmacht, die wahrhafte Mutter ſeines Sohnes dem Fleiſche nach, erblickt? Ich ſage zwar nicht m. Gg.

daß

daß Gott die Fürbitte der ſeligſten Jungfrau, die ſie für Menſchen einleget, ganz allein in Rückſicht auf ihre eigenen Verdienſten gewähre: denn es iſt im Himmel und auf Erden kein Name, in dem wir ſelig werden, und die zur Seligkeit nothwendigen Gnaden erlangen könnten, als der Name Jeſus. Alle Gnaden, die Gott austheilet, theilet er in Anſehung der Verdienſte ſeines Sohnes aus, und, ſo wie wir Menſchen auf Erden alles durch Chriſtum erbitten müſſen, ſo müſſen es auch die Seligen im Himmel, Maria ſelbſt nicht ausgenommen. Allein wer hat mehr Anſpruch im Namen Jeſu zu bitten, als Maria, die ihn in ihrem Leibe getragen, und mit ihrer Muttermilch genähret hat, die ihm ſelbſt den Namen Jeſus aufgeleget hat, nach dem Befehle des Himmels: Du ſollſt ſeinen Namen Jeſus heißen; die ſich ſo viele Verdienſte der Sorgfalt, der zärtlichſten Liebe gegen ihn geſammelt hat, die ihn bis zur Schädelſtätte begleitete, bey ſeinen Kreuzestode anweſend war, und alle Schmerzen mit ihm theilte? Sollte ihr wohl der himmliſche Vater etwas verſagen, wenn ſie im Namen Jeſu — ihres Sohnes bittet, nachdem der Heiland allen Menſchen verſprochen hat: Was ihr in meinem Namen den Vater bitten werdet, dieß wird er euch geben....?

Ich betrachte ferner Mariam in Rückſicht auf ihren göttlichen Sohn, und werfe die Frage auf: Iſt es möglich, daß ein ſolcher Sohn einer ſolchen Mutter, ein ſo mächtiger Sohn einer ſo frommen und gnadenvollen Mutter, mit einem Worte — der Gottmenſch ſeiner Mutter etwas verſage; zumal da ſie in Angelegenheiten des Menſch-

Menſchengeſchlechtes als Fürbitterin auftritt, dem zu Liebe dieſer göttliche Sohn das menſchliche Fleiſch angenommen hat, und in den Leib Mariä herabgeſtiegen iſt? Und gereicht es denn nicht ſelbſt dieſem göttlichen Sohne zur Verherrlichung, wenn man ſeine Mutter anrufet? denn warum rufet man ſie an, und warum ſetzet man auf ihre Fürbitte ſo viel Vertrauen, als weil ſie dem Fleiſche nach die wahre Mutter desjenigen iſt, der von Ewigkeit her der Sohn des lebendigen Gottes war? Setzet nicht eine vertrauenvolle Anrufung Mariä allemal das Bekenntniß der Gottheit Jeſu voraus? Werden wir alſo wohl zuviel hoffen, wenn wir das Vertrauen heegen, der Sohn Gottes werde ſeiner Mutter, wenn ſie auf unſere Anrufung für uns bittet, nie etwas verſagen? Ihm iſt alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben. Er iſt der Ausſpänder aller Gnaden, ſeit dem er ſich die Herrſchaft über das Menſchengeſchlecht durch ſein Blut erkaufet hat. Ihm hat der Vater das Gericht über die Menſchen übergeben. Von ihm hängt unſere ganze Glückſeligkeit ab. Hoffen wir nun nicht mit Rechte, dieſer allgewaltige Beherrſcher des Himmels und der Erde, dieſer Gnadenausſpänder, dieſer Richter des Menſchengeſchlechtes werde ebenſobald auf unſerer Seite ſeyn, als ſeine Mutter auf unſerer Seite iſt, und ſich durch ihre Fürbitte unſerer annimmt. Er erhörte ja ſchon ihre Fürbitte, da ſie noch auf der Erde war. Er wirkte auf ihre Vorſtellung, die ſie bey der Hochzeit zu Kana machte, ſogar ein Wunder; und was wohl zu bemerken iſt, er wirkte es zu einer Zeit, da, wie er ſelbſt ſagte, ſeine Stunde Wunder zu wirken, noch nicht gekommen war;

womit er nicht undeutlich zu verſtehen geben wollte, daß er dieſes Wunder nicht ſowohl aus eigenem Antriebe, als vielmehr auf die Fürbitte Mariens wirkte. Und wir ſollten nicht mit ganzer Zuverſicht dafür halten, daß ſie als eine in dem Himmel verherrlichte und über alle Engelchöre erhöhete Jungfrau die mächtigſte Fürbitterin iſt, die ſozuſagen, das Herz ihres Sohnes in ihren Händen hat?

Ich betrachte endlich Mariam in Rückſicht auf die dritte Perſon in der Gottheit. Maria hat durch den h. Geiſt empfangen. Welch ein Geheimniß! Ich wage es nicht, mich in eine Erklärung desſelben einzulaſſen, weil es unſere Begriffe gänzlich überſteiget. Allein ſo unbegreiflich dieſes Geheimniß an ſich iſt, ſo klar iſt die Folge, die daraus fließet, daß Maria vermöge der geheimnißvollen Vereinigung mit Gott, in welche ſie getretten iſt, viel bey ihm vermöge. Ich ſtaune, wenn ich in dem h. Evangeliſten leſe, was der Engel zu ihr geſagt hat: **Du ſollſt einen Sohn empfangen und gebähren, der wird der Sohn des Allerhöchſten ſeyn:** Maria ſelbſt ſtaunte. Noch erſtaunlicher aber iſt die zweyte Eröfnung, die ihr der Engel machte: **Der heil. Geiſt wird über dich kommen, und die Kraft des Allerhöchſten wird dich überſchatten.** Ueber dieſes Geheimniß, ſage ich, muß ich erſtaunen. Indeſſen aber, und da es demungeachtet ein Geheimniß iſt, welches ich glaube, und als Chriſt nothwendigerweiſe glaube; was muß ich hienächſt denken, und was kann ich vermöge eben dieſes Glaubens anderſt urtheilen, als daß Maria dieſe erhabene Jungfrau alles bey Gott vermag? Wenn ich alſo Einſprechungen

und Erleuchtungen des h. Geiſtes bedarf, ſo hoffe ich mit Zuverſicht, ich werde ſie erlangen, wenn Maria dieſe durch den h. Geiſt überſchattete, dieſe durch die Kraft des Allerhöchſten fruchtbare Jungfrau für mich bittet.

Dieſen Gründen füge ich noch einen anderen hinzu. Maria iſt durch freye Einwilligung Mutter geworden. Die Kraft des Allerhöchſten war nicht ehender wirkſam in ihr, bis ſie ihr Jawort gegeben, und zu dem Engel geſprochen hatte: **Mir geſchehe nach deinem Worte.** Bedenken Sie, m. Gg. die Wichtigkeit dieſer Einwilligung. Der ewige Vater hatte den Rathſchluß gefaßt, ſeinen Sohn in die Welt zu ſenden. Dieſer eingebohrne Sohn glühete vor Menſchenliebe und vor Begierde nach der Menſchwerdung. Die Kraft des Allerhöchſten war, wenn ich ſo ſagen darf, im Begriffe, das Wunder der Allmacht an der hiezu auserſehenen Jungfrau zu wirken. Nur die Einwilligung dieſer Jungfrau fehlte noch. Einer der fürnehmſten Engel wird zu ihr abgeordnet, ihr die Abſichten Gottes anzudeuten, und ſie zur Einwilligung zu bereden. Maria trägt anfänglich Bedenken, weil ſie glaubt, das Gelübd der Jungfrauſchaft ſtehe ihr entgegen. Endlich da der Engel fortfährt, ſie zu belehren, und ihr das Geheimniß zu enthüllen, erfolget ihr demüthiges Jawort. Sie ſpricht: **Mir geſchehe nach deinem Worte.** Dieſen Augenblick ſteiget der ewige Gottesſohn in ihren jungfräulichen Schooß herab. Dieſen Augenblick empfängt das Menſchengeſchlecht ſeinen Erlöſer. Dieſen Augenblick nimmt das große Werk der Verſöhnung ſeinen Anfang. —

Dieſen Augenblick, ſage ich, da Maria geſprochen hatte: Mir geſchehe nach deinem Worte. Nun m. Gg. ſehen Sie nicht aus dieſem einzigen Zuge die Größe Mariens? Sehen Sie nicht den wichtigen Einfluß ihrer Perſon auf das Geheimniß der Menſchwerdung? Behaupte ich nicht mit Rechte, Gott werde der heiligſten Jungfrau ſchon in Anſehung dieſer einzigen Einwilligung, wodurch ſie gleichſam den Zeitpunkt der Menſchwerdung des Sohns Gottes entſchieden, und wodurch ſie die letzte Bedingniß zur Ausführung der göttlichen Rathſchlüſſe erfüllet hatte, Gott werde ihr in Anſehung dieſer einzigen Einwilligung nie etwas verſagen, und ſeine Erbarmung werde ſich ein Geſetz gemacht haben, alles, worum Maria bittet, nach ihrem Fürworte geſchehen zu laſſen? Maria willigte aus demüthigem Gehorſame in den Antrag, den ihr Gott durch den Engel machen ließ, Mutter des Heilandes zu werden; und Gott wird zu allen Zeiten mit göttlicher Freygebigkeit in die Anträge Mariens willigen, die ſie bey ihm zum Beſten der Menſchen macht. — Dieß ſind die Gründe, die mich von der ſonderbaren Kraft, und von der Untrüglichkeit der Fürbitte Mariens überzeugen, und die hoffentlich auch für Sie m. Gg. überzeugend genug ſeyn werden.

Iſt wohl aber Maria auch eben ſo geneigt, ihre Macht bey Gott für uns zu verwenden? Wer zweifelt daran? Dieß iſt wenigſtens die Geſinnung der allgemeinen Kirche. Sie, die Kirche nemlich iſt es, welche uns die Worte in den Mund legt, wenn wir Mariam als die Mutter der Barmherzigkeit, der ſchönen

Liebe und der heil. Hofnung grüßen. Die Kirche iſt es, welche die Verehrung Mariä nach allen Kräften zu befördern, und ihren Glaubigen Vertrauen auf die Fürbitte dieſer heil. Jungfrau einzuflößen ſucht. Aus was für einem Beweggrunde, als weil ſie von der Liebe derſelben gegen uns ſterbliche und in dem Jammerthale ſeufzende Kinder der Eva überzeuget iſt? O könnte ich doch die hh. Väter, dieſe treuen Zeugen der Geſinnung der allgemeinen Kirche von Jahrhundert zu Jahrhundert reden laſſen! Könnte ich Ihnen, Gg. das Vertrauen einflößen, welches dieſe frommen Väter hegten, und mit eben ſo viel Salbung, als Eifer den frommen Chriſten einzuflößen ſuchten! Welches iſt aber der Grund, auf dem alle ihre Zeugniſſe beruhen? Es iſt eben derjenige, welcher den Innhalt meines Textes ausmacht. Maria iſt diejenige, welche Jeſum gebohren hat. Dieſe Worte faſſen alles zuſammen, was uns, ſo wie von dem Anſehen Mariä bey Gott, alſo auch von ihrer Liebe gegen uns Menſchen überzeugen kann. Maria iſt die Mutter des Heilandes, die zu dieſer erhabenen Würde aus tauſenden erkohrne Jungfrau; Gott hat ſie zwar aus Gnaden erwählt, doch nur in ſofern, als ſie mit dem Beyſtande der Gnade ſich durch ſolche Tugenden und Eigenſchaften auszeichnete, die einer Gottesmutter würdig ſind. Iſt wohl aber nebſt Demuth und Reinigkeit eine weſentlichere und einer Gottesmutter würdigere Tugend, als Liebe gegen die Menſchen? Liebe war es, die den ganzen Plan der Menſchenerlöſung leitete — Liebe war es, welche den Vater bewog, ſeinen Sohn in die Welt zu ſenden — Liebe, welche den

Sohn bewog, Fleiſch anzunehmen, und Menſch zu werden. Muſte er nicht bey der Auswahl ſeiner Mutter forderſamſt darauf ſehen, daß er eine Jungfrau wählte, die ihm in den Geſinnungen der Liebe gleichförmig wäre? Und da auch Maria mit den Abſichten der Menſchwerdung ihres Sohnes ganz bekannt war: mußte ſie nicht durch dieſe Liebe gerührt, und ganz davon beſeelt werden? Mußte ſie nicht, da ſie nach dem Zeugniſſe der heil. Schrift alle Handlungen ihres Sohnes ſorgfältig bemerkte, und in ihrem Herzen darüber nachdachte, an Liebe gegen die Menſchen von Tag zu Tag zunehmen, wenn ſie ſah, wie unermüdet Jeſus für die Wohlfahrt der Menſchen ſorgte, wie raſtlos er von Orte zu Ort wanderte, um verlohrne Schafe aufzuſuchen, wie liebreich er den gröſten Sündern begegnete, wie mitleidig er gegen alle Bedrangte und Leidende war, wie ſanftmüthig ſelbſt gegen ſeine Feinde, wie nachdrücklich er ſeinen Jüngern Liebe empfahl, mit welch unerſchöpflicher Liebe er endlich ſein Blut an dem Kreuzſtamme bis auf den letzten Tropfen vergoß. — Mußte ihr nicht, ſage ich, bey dem ſtäten Anblicke und bey der tiefen Betrachtung dieſer bewunderungswürdigen Liebsbeyſpiele ihres Sohnes Liebe gegen die Menſchen, Mitleiden gegen Leidende, Erbarmung gegen Sünder von Tag zu Tag eigener werden? Und wie, m. Gg. da es kein Zweifel iſt, daß Maria auf der Erde ihrem göttlichen Sohne in allen Tugenden, mithin forderſamſt in derjenigen, die ſeinen ganzen Karakter ausmachte, nemlich in der Liebe die gleichförmigſte war: was können wir anders denken, als daß ſie nicht nur eben dieſelbe, ſondern eine noch

weit

weit zärtlichere und feurigere Liebe gegen uns hege, da ſie ſich in ihrer Herrlichkeit befindet, und auf uns ſterbliche, gebrechliche Menſchen herabſieht?

O m. Gg. mögten wir doch nur ein ihrer Liebe entſprechendes Vertrauen auf ſie ſetzen! Mögten wir ſie nur eben ſo aufrichtig anrufen, als ſie für uns zu bitten geneigt iſt? Es iſt keine Gnade, die wir nicht durch ihre Fürbitte erlangen könnten, und es iſt kein Menſch, dem ſie nicht durch ihre Fürbitte zu Hülfe zu eilen bereit wäre. Laſſet uns alſo ein ſo herrliches Mittel zur Beförderung unſeres Heils, welches uns Gott durch Maria an die Hände gegeben hat, forthin treuer benutzen. Laſſet uns dieſe für uns in ihrer Herrlichkeit ſo ſehr beſorgte Jungfrau, die uns alle für ihre wahre Kinder anſieht, und uns in ihrem mütterlichen Herzen eingeſchloſſen hält, aufrichtig verehren. Es iſt nicht genug, daß wir nur mit der Kirche glauben, ihre Fürbitte ſey uns nützlich: ſondern es iſt auch billig, und es iſt ein Merkmal eines frommen Chriſten, daß wir die Abſichten der Kirche erfüllen, und ihren Aufmunterungen, die ſie uns zur Verehrung Mariä macht, folgen. Gar keine Beweiſe der Verehrung gegen ſie ablegen, und nie ein Vertrauen auf ihre Fürbitte ſetzen, zeugt entweder von einer verwegenen Einbildung, daß man ihrer Fürbitte nicht bedörfe, oder wenigſtens von einer Gleichgültigkeit, vermöge welcher man ſie, ihrer zuvorkommenden Liebe gegen uns, und ihres Verlangens, uns zu Hülfe zu kommen ungeachtet, dennoch auf die Seite ſetzet, und ihr das gehörige Vertrauen nicht erweiſet. Laſſet

uns alſo, da wir heute von der Größe Mariä bey Gott, und von ihrer Liebe gegen die Menſchen neuerdings ſind überzeugt worden, und da wir ohnedem unſerer Gebrechlichkeit und Hülfsbedürftigkeit bewußt ſind, forthin eine ſo mächtige Fürbitte nicht verſcherzen. Laßt uns den Vorſatz faſſen, Mariam eifriger forthin zu verehren, und die Zahl ihrer treuen Pflegkinder zu vermehren.

Laſſet uns aber auch die Bedingniſſe ihrer Anrufung erfüllen, wenn ſie nicht vergeblich und fruchtlos ſeyn ſoll. Hievon im

Zweyten Theile.

Die ganze Lehre von der Anrufung Mariä, und von der beſonderen Kraft ihrer Fürbitte beruhet, wie ich geſagt habe, darauf, daß ſie als **diejenige, welche Jeſum gebohren hat**, das fürnehmſte Werkzeug unſerer Erlöſung war. Mithin kann ſie auch dem Erlöſungsplane durch ihre Fürbitte nicht entgegenarbeiten, ſie kann die von Gott feſtgeſetzte Heilsordnung nicht umkehren. Sie iſt die Mutter Jeſu; der ganze Zweck ſeiner Menſchwerdung aber war, die Menſchen von ihren Sünden und von den dadurch verſchuldeten Strafen zu befreyen, und dieß bedeutet auch der Name Jeſus, den ſie ihm aus Befehl des Himmels aufgeleget hat. Es muß mithin auch der ganze Wunſch Mariä ſeyn, daß die Menſchen von ihren Sünden befreyt, der Erlöſungsgnade theilhaftig werden mögen — Alle Gnaden, die uns Jeſus verdienet hat, ſind dahin geordnet, daß

wir beſſer und heiliger werden mögen. Dahin muß alſo auch die Fürbitte Mariä geordnet ſeyn. Der Heiland hat uns die Seligkeit unter keiner anderen Bedingniß verſprochen, als daß wir unſere Leidenſchaften bekämpfen, und im Kampfe dagegen bis an das End ausharren. Mithin kann auch Maria unter keiner anderen Bedingniß, als eben derſelben, ihre Fürbitte für uns einlegen. Maria liebet uns, weil ſie ihren Sohn liebet, und weil ihr Sohn uns liebet, und weil ſie den unendlichen Werth des Blutes kennet, durch den unſere Seelen ſind erkauft worden. Sie kann ſich mithin derjenigen Sünder nicht annehmen, welche ihren Sohn muthwillig beleidigen, und ſein Blut mit Füßen tretten. Maria hat ihre ganze Größe Gott zu verdanken, und ſie weiß es, daß ihre Herrlichkeit nur darum ſo groß iſt, weil der, der mächtig iſt, große Dinge an ihr gethan hat. Sie kann ſich mithin der Menſchen nicht wider Gott annehmen, ſondern ſie muß ihre Fürbitte ganz nach den Abſichten Gottes einrichten.

Wir treffen auch mehrere Spuren in der göttlichen Schrift an, die uns auf dieſe Wahrheit aufmerkſam machen. Maria führte zu Kana in Galiläa das Wort für die armen Hochzeiter; ſie ſagte ihnen aber auch zu gleicher Zeit: **Was er euch ſagen wird, das thut.** Wie ihre Fürbitte damals beſchaffen war, ſo iſt ſie noch beſchaffen. Ihre Abſicht iſt nemlich, daß der Wille Gottes geſchehe, daß der göttliche Name durch uns verherrlichet, und ſeine Gebothe von uns befolget werden. Von dieſer Abſicht iſt auch ihre Fürbitte beſeelet.

Da Maria einſt nach einem dreytägigen Suchen Jeſum in dem Tempel fand, und ihm die Sorgen und den Kummer klagte, den ſie um ihn gehabt hätte, gab er zur Antwort: **Wuſtet ihr nicht, daß ich in dem ſeyn mußte, was meines Vaters iſt.** Ein anderesmal, da man ihn auf ſeine Mutter und auf ſeine Jünger aufmerkſam machen wollte, da er eben im Vortrage der Heilswahrheiten begriffen war, ſo ſprach er: **Wer iſt meine Mutter, und wer ſind meine Brüder? Wer den Willen meines Vaters thut, der iſt meine Mutter, der iſt mein Bruder.** Lauter Winke, m. Gg. daß Jeſus ſich auch durch den ſo geliebten Namen ſeiner Mutter ſich nicht von den Rathſchlüſſen, die Heilsordnung betreffend, abwendig machen laſſe: oder beſſer zu reden, Winke, die uns zu erkennen geben, daß Maria ſich nie zur Unehre Gottes der Menſchen annehmen wird. Maria ſelbſt giebt uns in ihrem erhabenen Lobliede ihre Geſinnungen genugſam zu erkennen. Hier preiſet ſie zwar die Barmherzigkeit Gottes, die ſich auf das ganze Menſchengeſchlecht erſtrecket; ſie ertheilet aber auch der göttlichen Gerechtigkeit die gebührenden Lobſprüche, welche die Hochmüthigen ſtürzet, und die, welche nur in zeitlichen Gütern ihre Glückſeligkeit ſuchen, von den ewigen Gütern ausſchließet. Aus dieſen vorausgeſchickten Grundſätzen und Bemerkungen kann ich nun genau die Bedingniſſe beſtimmen, von welchen die Anrufung Mariä begleitet ſeyn ſoll, und die man, um mit Zuverſicht auf ihre Fürbitte rechnen zu können, in Erfüllung bringen muß. Ich gebe hauptſächlich zwo an.

Die

Die eine betriſt den Gegenſtand der Anrufung, die andere die Gemüthsbeſchaffenheit bey dieſer Anrufung. Der Gegenſtand der Anrufung, oder das, was man durch die Fürbitte Mariä zu erlangen ſucht, iſt nichts anders, und kann nichts anders ſeyn, als Gnaden, die uns zur Beſſerung und Vervollkommung dienen. Die Gemüthsbeſchaffenheit aber bey dieſer Anrufung muß von der Art ſeyn, daß man den feſten Vorſatz heege, den durch die Fürbitte Mariä erlangten Gnaden nach Kräften mitzuwirken.

Alſo jedes Vertrauen auf die Fürbitte Mariä, wobey man nicht die Abſicht hat, ſtäts beſſer, heiliger und vollkommener zu werden, iſt ein grundloſes und betrügliches Vertrauen. Geſetzt, es lebte jemand ungeſtört in einer Gewohnheit zu ſündigen fort, ließe die koſtbare Zeit, die ihm zur Buße gegeben iſt, vom Jahre zu Jahre verſtreichen, und dächte dabey, weil er gewißes Gebeth zur Ehre Mariä täglich verrichtet, ſo könne er nicht zu grunde gehen, und es könne ihm am Ende ſeines Lebens nicht an Zeit und Gnade zur Bekehrung fehlen, der betriegt ſich und entehret Mariam, weil er ihre Fürbitte zur Schmache Gottes misbrauchen will. Geſetzt, es lebte jemand in der gröſten Lauigkeit und Heilsvergeſſenheit dahin: verſäumte den Gebrauch der weſentlichen Mittel, an die Gott unſer Heil gebunden hat, den Gebrauch der hh. Geheimniſſe, die Anhörung des Worts Gottes, und ſchmeichelte ſich doch, er lebe ſicher vor der Gefahr zu grundezugehen, weil er zu gewiſſen Zeiten einige Beweiſe der Verehrung gegen Mariam ableget, der betrieget

ſich

ſich ſelbſt, und entehret Mariam, weil er die von Chriſto feſtgeſetzte Heilsordnung überſchreitet. Kann wohl die Fürbitte Mariä ein Deckmantel der Unbusfertigkeit ſeyn? kann ſie uns von jener Wachſamkeit losſagen, die uns der Heiland ſo ſehr empfiehlt, indem er ſpricht: Wachet, und bethet, weil ihr die Stunde und den Tag nicht wiſſet. Welch' träumiſche Einbildung wäre es, glauben, wenn man etwas gewißes zur Ehre Mariä bethet, ſo ſey man vor der ſtrengen Rechenſchaft Gottes hinlänglich gedeckt, ob man gleich in Erfüllung ſeiner weſentlichſten Pflichten äuſſerſt nachläßig iſt! Fort mit Meinungen, die nicht nur allein die Kirche nicht billigen kann, ſondern die ſie vielmehr mit ganzem Eifer verfolgen muß, und wirklich verfolget — mit Meinungen, die die ſinnreiche Lauigkeit einiger Scheinchriſten erfunden hat, um die Erfüllung des Evangeliums mit einer kleinfügigen Andachtsverrichtung zu vertauſchen — mit Meinungen, welche ſich auf den gröbſten Misverſtand der Lehre von der Anrufung Mariä gründen, und die, ob ſie gleich nie von einem wahrhaft frommen Chriſten ſind geheeget worden, dennoch die heilige Gewohnheit der Kirche, Mariam zu verehren, bey unächten Religionseiferern in's Geſchrey gebracht haben! Die ächte Lehre beſteht darinn, daß, wenn, wir in der Abſicht, unſere Fehler zu beſſern, und an Tugenden zuzunehmen, um die Gnade Gottes bitten, und dabey Mariam anrufen, ſie möge unſer unwürdig und froſtiges Gebeth durch ihr mächtiges Fürwort unterſtützen, daß wir uns alsdann der ſicherſten Erhörung getröſten können. Laſſet uns alſo, wenn uns der Hochmuth aufbläßt, und die eitle Ruhmgier unſere guten

en

en Werke zu vereiteln drohet, um die Gnade der Demuth bitten, und dabey Mariam, die durch Demuth den Augenmerk des göttlichen Wohlgefallens auf ſich gezogen hat, um ihr Fürwort anrufen. Laſſet uns, wenn uns der Stachel des Fleiſches beunruhiget, um die Gnade der Reinigkeit bitten, und dabey Mariam die reineſte unter den Jungfrauen anrufen — laſſet uns, wenn wir froſtig im Gebrauche der hh. Geheimniſſe, unluſtig zum Gebethe ſind, um die Gnade der Andacht und Verſammlung flehen, und dabey Mariam dieſe in Gott verſammelte Jungfrau anrufen — laſſet uns, wenn wir im Leiden und Kreuze zur Ungeduld angefochten werden, um Geduld bitten, und dabey Mariam, die das Schwerd des Schmerzens in ihrem Mutterherzen empfunden hat, um ihre Fürbitte anrufen — Laſſet uns endlich, wenn wir in dem Sündenſtande uns befinden, und davon errettet zu werden wünſchen, dabey aber unſerer anklebenden Gewohnheit, unſerer ungeſtümmen Leidenſchaften bewußt, von der Kleinmuth darnieder geſchlagen werden, um die Gnade eines lebhaften Reuſchmerzes, und einer großmüthigen Entſchließung bitten, und dabey Mariam, die mit Rechte die Zuflucht der Sünder genennt wird, um ihre Fürbitte anrufen — dann können wir mit Zuverſicht ſowohl auf die Fürbitte Mariä, als auf die göttliche Gnade zählen.

Nur muß unſere Hofnung auch von dem Vorſatze noch begleitet ſeyn, der durch die Fürbitte Mariä erlangten Gnade nach Kräften mitzuwirken. In der That, es giebt Menſchen, die ſich einbilden, wenn ſie bethen,

ſo

ſo müſſe alle Verſuchung ohne Verzug weichen, keine Zerſtreuung müſſe ſich mehr in ihr Gebeth miſchen, keine Leidenſchaft dörfe ſie mehr beunruhigen. — Wenn nun dieſe ihre Erwartung nicht erfüllet wird, ſo glauben ſie, ihr Gebeth ſey unerhört geblieben, es mangle ihnen an Gnade, und geben ſich alſo bey jedem neuen Anfalle der Verſuchung gefangen. Es mangelt ihnen aber nicht an Gnade, ihr Gebeth iſt nicht unerhört geblieben, ſondern ihre eitle Einbildung, als müſte die Tugend keinen Kampf koſten, dieſe betrieget ſie. Es würde alſo gleichfalls ein Misverſtand und eine betrügliche Hofnung ſeyn, wenn man glaubte, weil Maria alles bey Gott vermöge, ſo könne ſie uns die Gnade zuwege bringen, ohne Kampf zu ſiegen. Nein! kämpfen, wider die Verſuchungen ſtreiten, iſt eine unnachläßliche Nothwendigkeit, und davon kann uns die Fürbitte Mariens und aller Heiligen nicht befreyen. Laſſet uns nicht von Maria erwarten, was uns um das Verdienſt der Tugend bringen würde. Hinlängliche ſtarke Gnaden wird ſie uns allemal zuwege bringen; ſie müſſen aber durch unſere Mitwirkung erſt fruchtbar werden; und damit wir den Muth zur Mitwirkung nicht verlieren, ſo müſſen wir ſchon unſer Gebeth mit dem Vorſatze, es an der Mitwirkung nicht fehlen zu laſſen, verbinden. Dieß ſind alſo die ächten Bedingniſſe der Anrufung Mariä. Sind wir bereit, dieſe in Erfüllung zu bringen; ſo können wir uns am heutigen Tage freuen, daß uns Gott an Maria eine mächtige Fürbitterinn in die Welt geſandt hat, wir können eine neu verſtärkte Zuverſicht heute empfinden, daß wir troz den Feinden, die uns nachſtellen, und

den

den manchfaltigen Hinderniſſen des Heils, die uns umgeben, unſeren Lauf glücklich vollenden, und dahin gelangen werden, wohin uns Jeſus der gebenedeyte Sohn Mariä den Weg gebahnet hat. Amen.

Am Feſte der hh. Apoſtel Simon und Judas.

Haec mando vobis, vt diligatis inuicem.

Dieß befehle ich euch, daß ihr einander liebet. Johann. 15.

Das vorgeleſene Evangelium iſt ein Stück von der Abſchiedsrede, welche Chriſtus der Herr beym lezten Abendmale an ſeine Jünger hielt. Gleichwie er ihnen während ſeiner drey Lehrjahre nichts öfter, und nichts nachdrücklicher empfahl, als die Liebe; ſo wollte er auch dieſe Lehre nochmal an dem Abende ſeines Lebens wiederholen, damit der Eindruck davon deſto unauslöſchlicher in ihren Gemüthern verbleiben mögte. Dieß befehle ich euch, ſprach er, daß ihr einander liebet. Er faſſete alle Beweggründe zuſammen, um ihnen dieß Wort recht merkwürdig und wichtig zu machen. Er führte ihnen zu dieſem Ende alle Beweiſe ſeiner Liebe gegen ſie zu Gemüthe. Sehet, ſprach er, ihr habt mich nicht erwählt, ſondern ich habe euch erwählt, ich bin euch zuvorgekommen. Und ich habe euch nicht ſowohl erwählt, daß ihr meine Knechte, als vielmehr meine Freunde ſeyn ſollet. Als ſolche habe ich euch bereits ſchon behandelt, indem ich euch die Geheimniſſe

meines

meines Vaters anvertrauet habe. Und ihr ſollet es noch mehr erfahren, wie ſehr ich euer Freund bin. Ich habe es euch ſchon geſagt, und werde es in der That erweiſen, daß ich bereit bin, mein Leben für euch zu laſſen. Seyd ihr nicht überzeugt, daß ich euch liebe? Nun fordere ich für alles das nichts von euch, als nur dieſes einzige: **Liebet einander** — und dieſes befehle ich euch beſonders, und vor allem anderen, und zum leztenmale: **Liebet einander.** Warum drang denn der göttliche Erlöſer mit ſo vielem Nachdrucke auf die Nächſtenliebe? Weil dieſe ſowohl das innere Band ſeiner Religion, als auch das äuſſere Unterſcheidungszeichen derſelben ſeyn ſollte. Weil nach der Abſicht Chriſti ſeine Kirche durch Liebe geſtiftet werden — durch Liebe emporkommen — durch Liebe zu allen Zeiten erhalten werden ſollte. . . .

Nun laſſet uns unterſuchen, wie dieſe Abſicht Chriſti des Herrn bereits ſey erfüllet worden; und hernach, wie groß die Pflicht ſey, daß auch wir unſrerſeits ſie erfüllen. Ich ſage. Die heil. Apoſtel waren voll Liebe gegen ihre Mitmenſchen, und dieſer Liebe hatte die Kirche Chriſti ihre Verbreitung zu verdanken. Dieß zeige ich **im 1. Theile.** Auch die erſten Chriſten liebten einander wie wahre Brüder, und dadurch zog ſich die Kirche in den erſten Zeiten Ruhm und allgemeine Bewunderung zu. Dieß zeige ich **im 2. Theile.** Aber auch wir müſſen einander lieben: denn nur in ſo fern werden wir würdige Jünger Chriſti, und würdige Glieder ſeiner Kirche ſeyn. Dieß zeige ich **im 3. Theile.**

Erſter

Erſter Theil.

So wie die hh. Apoſtel ganz entflammt von Liebe gegen Gott waren; ſo waren ſie auch ganz von Liebe gegen ihre Mitmenſchen eingenommen. Es war dieſes eine feurige, eine zärtliche, eine uneigennützige, eine ſtandhafte Liebe.

Es war eine feurige Liebe. Ich verſtehe darunter eine Liebe, welche ſie mit einem heldenmäßigen Muthe zur Ausbreitung des Evangeliums, und mit einem unüberwindlichen Eifer für das Heil der Menſchen beſeelte. Das Heil der Menſchen war ihre Abſicht. Um dieſe zu erreichen, ſcheuten ſie keine Arbeit und Müheſeligkeit, ſie durchreißten den ganzen Erdboden, ſie ſtellten ſich vor das Angeſicht der Könige und Fürſten, ſie predigten in den berühmteſten Städten, ſie traten in den hohen Schulen Griechenlands auf, ſie beſuchten ſelbſt jene Gegenden, die von barbariſchen und ungeſitteten Völkern bewohnt waren. Sie wuſten, wie viel Unangenehmes ihnen allenthalben begegnen würde; ſie wuſten, daß man ſie an einem Orte verachten und verſpotten, an dem andern mishandeln, an dem dritten ihrem Leben nachſtellen würde: aber alles dieſes konnte ſie nicht abſchrecken. Wenn ſie nur Menſchenſeelen vom Verderben erretten, und Chriſto gewinnen konnten! Und wenn ſie, um eine einzige Seele zu gewinnen, Meere überſchiffen, und ganze Provinzen hätten durchwandern müſſen, ſo würden ſie alle Müheſeligkeiten dieſer Reiſen und die dabey vorkommenden Lebensgefahren gern verſchmerzt haben. Selbſt den Verluſt ihres Lebens achteten ſie für einen Gewinn, wenn

ſie nur durch ihr Blut Seelen erkauften. Wenn ich nur Seelen gewinne "dieß war unter anderen das Looswort des heil. Paulus. Ich bin allen alles geworden, ſagt er in ſeinem 1. Sendſchreiben an die Korinther (K. 9.), damit ich nur alle ſelig machte. Ich bin den Schwachen zu lieb ſchwach geworden, ich habe mich zu Juden und Heyden herabgelaſſen, und mich in ſie zu ſchicken geſucht, ich bin allen ein Knecht geworden, damit ich nur alle gewinnen mögte. — Und als er von Mileto nach Jeruſalem abreißte, ſo ſprach er: "Ich weiß nicht, was mir begegnen wird; allein ich fürchte weder Gefangenſchaft noch Trübſalen, wenn ich nur meinen Lauf vollende, und das Predigtamt, welches mir Chriſtus anvertrauet hat, das Evangelium der Gnade Gottes zu bezeugen." (Apoſtelgeſch. 20. K.).

Wie zärtlich, wie ſorgfältig war nicht auch die Liebe der heil. Apoſtel gegen die Neugläubigen, die ſie gewonnen, und im Glauben unterrichtet hatten? Sie ſahen ſich für nichts anders, als für Väter dieſer Neubekehrten an, und erzeigten ihnen auch väterliche Sorgfalt, ja mütterliche Zärtlichkeit. In Chriſto Jeſu habe ich euch durch das Evangelium gezeugt, ſprach Paulus zu den Korinthern, (1 — 4. 15.) und zu den Theſſalonikern (1. Th. 2. K. 24. V.) ſagte er: So wie eine ſäugende Mutter mit ihren Kindern umgeht, ſo bin ich mit euch umgegangen. (daſ. 11. 12. VV.) Ich habe euch, wie ein Vater ſeine Kinder, getröſtet, gebethen, ermahnet, daß ihr würdig wandelt vor Gott, der euch in ſein Reich und zu

ſeiner

ſeiner Glory berufen hat. Die hh. Apoſtel dachten ſtäts an ihre neugeſtifteten Gemeinden, und auch in der weiteſten Entfernung von ihnen hörten ſie nie auf, für ſie zu ſorgen. Ihr wohnet mitten in unſeren Herzen, ſchreibt Paulus zu den Korinthern (2 — 7. 3.) und zu den Philippern (1. 7.): Ich habe euch im Herzen bey mir auch in Ketten und Banden, und die Gefangenſchaft kann mich nie ſo feſeln, daß ich nicht mit freyem Geiſte an euch denken ſollte. Die heil. Apoſtel betheten auch unabläßig für ihre Brüder, daß Gott ſie im Glauben ſtärken, und mit allen Tugenden bereichern mögte. Ich höre nicht auf, ſprach derſelbe Völkerlehrer zu den Ephesern (1 — 16. 17.), für euch Gott zu danken, und ich bethe niemals, ohne an euch zu denken, damit Gott euch den Geiſt ſeiner Weisheit gebe, und ihr erkennen möget, welches die Hofnung eures Berufes, und wie ausnehmend groß die Kraft ſeiner Gnade ſey.

Die Liebe der hh. Apoſtel war ferner eine uneigennützige Liebe. Sie ſuchten keine zeitlichen Vortheile, keine Bequemlichkeiten. Nur Seelen ſuchten ſie, und mit dieſem Gewinne waren ſie zufrieden, ob ſie gleich Trübſalen, Hunger, Durſt und Blöße dabey leiden mußten. Ich ſuche nicht euer Vermögen, ſondern nur euch, ſchrieb der Apoſtel Paulus zu den Korinthern (2. K. 12. 14.), und ſo konnten alle Andere ſprechen: denn es war nur ein Geiſt, nur eine Geſinnung unter ihnen. Selbſt was die unentbehrlichſten Bedürfniſſe anbelangt, wollten ſie lieber mit eigenen Händen arbeit-

en, um ſich dieſelbe zu verſchaffen, als den Ihrigen nur einigermaßen zur Laſt fallen, und Paulus konnte die Mileſier, als er von ihnen Abſchied nahm, öffentlich auffodern: Ihr ſeyd meine Zeugen, ob ich jemals euer Gold und Silber verlangt, und ob ich mir nicht ſelbſt mit eigenen Händen meinen Unterhalt verſchaffet habe. (Apoſtelgeſch. 20.) Dieß war nicht genug. Sie waren nicht nur behutſam, um ihren Gläubigen nicht durch Foderungen von Geldbeyträgen zu ihrem Lebensunterhalte zur Laſt zu fallen, ſondern ſie waren auch ſogar in Foderung desjenigen, was keinen beſonderen Aufwand machte, nicht ſtrenge, und ſie hörten darum nicht auf, die Ihrigen zu lieben, weil ſie zuweilen Undank erfuhren. Ich liebe euch ſo ſehr, ſpricht der ſchon oft genennte Völkerlehrer zu den Korinthern (2. K. — 12. 15.), ob ich gleich weniger von euch geliebet werde. Ja noch mehr: ſie liebten die Ihrigen ſo ſehr, daß ſie nicht nur bereit waren, für ſie zu ſterben, ſondern auch bereit, für ſie in Trübſalen zu leben, ob ſie gleich den Tod für einen Gewinn anſahen, und ſich darnach ſehnten. Ich weiß nicht, was ich wählen ſoll, ſpricht Paulus zu den Philippern (Ph. 1 — 21. ff.) Sterben iſt mir ein Gewinn. Ich wünſchte, was mich anbelangt, aufgelöſet zu werden, und mit Chriſto zu ſeyn. Was aber euch anbelangt, ſo iſt es nöthig, daß ich noch beym Leben bleibe. Und was war denn endlich ſeine Entſchließung? Ich hoffe zu Gott, daß ich zu eurem Nutzen und zu eurer Freude noch bey euch bleiben werde. Nicht nur auf zeitliche Vortheile, ſondern auch auf den früheren

eren Antritt ihrer Belohnung haben dieſe heiligen Männer Verzicht gethan, nur um deſto länger bey den Ihrigen bleiben, und recht viel zum Nutzen der Seelen arbeiten zu können. Gewiß eine uneigennützige Liebe!

Was endlich das fürnehmſte iſt, ſo war ihre Liebe auch beſtändig. Keine Trübſal, keine Noth, nicht die Gefangenſchaft, nicht die Verfolgung, ſelbſt der Undank falſcher Brüder konnte ſie nicht ermüden, konnte ihren Eifer nicht ſchwächen. So lang noch ein Hauch in ihnen war, predigten ſie. So lang noch eine Kraft in ihnen war, bereißten und beſuchten ſie ihre neugeſtifteten Kirchen. So lang ihre Hand frey von Ketten und Banden war, ſchrieben ſie Troſt- und Ermahnungsbriefe. Selbſt ihren Tod opferten ſie Gott für ihre Brüder auf. Auf dem Richtplatze noch betheten ſie für ſie. Ihre lezten Worte noch waren zärtlichkeitsvolle Verſicherungen und Denkmäler ihrer Liebe. —

Was ich hier geſagt habe, m. Gg. dieß gilt von allen hh. Apoſteln ohne Ausnahme: denn ob ich gleich die Beweiſe davon meiſtens aus den Schriften des heil. Paulus genommen habe; ſo iſt es doch auſſer allem Zweifel geſetzt, daß die übrigen insgeſamt von demſelben Geiſte beſeelt waren, welches der Geiſt des Eifers und der Liebe iſt. Wenn auch nicht jeder unter ihnen uns Schriften hinterlaſſen hat; ſo ſind doch ihre Thaten, ihre Reiſen bis an die Gränzen des Erdbodens, ihre Bemühungen Heyden zu bekehren, ihre Geduld unter den gröſten Drangſalen, ihre Standhaſtigkeit bis zum Mar-

Martertode die unverwerflichſten Beweiſe von ihren Geſinnungen, die unverwerflichſten Proben, wie ſehr ſie ihre Mitmenſchen geliebt haben. — Von dem h. Apoſtel Judas, deſſen Feſt wir heute feyern, beſitzen wir unter den heil. Büchern einen Brief nur von wenigen Zeilen. So wenig es aber Zeilen ſind, ſo wichtig iſt der Innhalt derſelben. Beſonders drückt er gleich mit den erſten Worten die Sorgfalt und den Herzensdrang an, der ihn antrieb, zu ſchreiben, und die Seinigen vor dem einreißenden Aergerniſſe des Unglaubens zu warnen. Allerliebſte, ſchreibt er, **da ich voller Sorgfalt bin um euer gemeinſchaftliches Heil, ſo fand ich mich gedrungen, euch zu ſchreiben, daß ihr für den Glauben ſtreitet, der den Heiligen einmal iſt gegeben worden.** So ſchrieb dieſer heil. Apoſtel. So dachte er. So dachten alle. Kurz, die hh. Apoſtel erfüllten auf die vollkommenſte Art den Befehl ihres göttlichen Heilandes: **Liebet einander.** Und dieſer Liebe, ſetze ich noch hinzu, hatte die Kirche Chriſti nebſt dem mächtigen Schutze Gottes ihre Verbreitung zu danken.

Was hätte die heiligen Apoſtel, dieſe Stifter des Chriſtenthums ſonſt antreiben können, ſo viele Müheſeligkeiten und Widerwärtigkeiten auf ſich zu nehmen, wäre es nicht die übernatürliche Liebe geweſen, mit welcher ſie alle Menſchen um Gottes willen liebten? Wo ſie nur hinkamen, ſtunden die mächtigſten Hinderniſſe ihren Unternehmungen entgegen. Kein König, kein Fürſt ſchützte ſie. Ueberall, wo ſie öffentlich auftraten, und predigten, hatten ſie die Ortsobrigkeiten und

die Götzenprieſter zu Feinden. Sie hatten keine Beſoldungen für ihr Amt, noch weniger Bequemlichkeiten, ja oft nicht einmal die unentbehrlichſten Bedürfniſſe. Beſchwerliche Reiſen zu Fuße, Gefahren zu Waſſer, Geſpötte bey ihrer Ankunft in Städten, Klagen der Götzendiener gegen ſie, gerichtliche Verhöre, Bedrohungen, Leibesſtrafen, Landesverweiſung, dieß waren die Abwechslungen ihrer apoſtoliſchen Laufbahne. Nirgendswo fanden ſie Beyſtand, allenthalben Widerſtand. Keiner von allen jenen Beweggründen, die ſonſt andere Menſchen anzutreiben pflegen, etwas großes zu unternehmen, und dieſe Unternehmung auszuführen, war bey ihnen vorhanden. Und doch ſetzten ſie ihre Laufbahne unermüdet fort, doch wanderten ſie, wenn ſie aus einer Stadt verwieſen waren, ſogleich in eine andere. Doch ertrugen ſie alles Leiden, und unternahmen alle Arbeiten mit Freude und Munterkeit. Was hätte ſie wohl bewegen können, ſoviel zu leiden und zu arbeiten, als die Liebe? denn nur dieſe iſt es, welche mit Muth und Entſchloſſenheit zur Arbeit beſeelet, welche alles Leiden mildert. Wären die Apoſtel nicht durch dieſe Liebe regieret worden, ſo würden ſie bald von Gefahren und Beſchwerniſſen zurückgeſcheut, von ihrem Eifer nachgelaſſen, und ihre Arbeiten unterbrochen haben. Sie würden manche barbariſche Nazion aus Furcht vor ihren Verfolgungen übergangen haben. Sie würden ſich wenigſtens Verdruß und Unluſt deutlich haben anmerken laſſen, gleichwie es alle jene machen, die nicht aus eigenem Antriebe und aus höheren Abſichten arbeiten, ſobald ſie keinen Vortheil davon haben, oder ſobald ſie mit mächtigen Hinderniſſen zu kämpfen haben. Mit einem

Worte, die unermeßlichen Arbeiten der Apoſtel würden unausſtehlich geweſen ſeyn ohne Liebe.

Dieß wuſte der Heiland wohl: darum befahl er ſo nachdrücklich die Liebe: Ich befehle euch, daß ihr einander liebet: darum ſendete er ihnen den Geiſt der Liebe. Nur durch dieſen entflammt, achteten ſie alle Beſchwerniſſe ihres Amtes für nichts, ſie arbeiteten unnachläßig zum Heil der Menſchen, und brachten es ſo weit, daß Paulus zu den Römern ſchon ſagen konnte: Euer Glaube wird in der ganzen Welt verkündiget.

Demnächſt hatte auch die Liebe der hh. Apoſtel noch eine andere Wirkung, nemlich jene, die Neubekehrten im Glauben zu ſtärken. Dieſe Neubekehrte ſahen die raſtloſen Bemühungen ihrer heiligen Lehrer, welche ſie ohne Hofnung eines geiſtlichen Vortheiles auf ſich nahmen. Sie konnten ihre wahrhaft väterliche Sorgfalt nicht verkennen, mit welcher ſie für die geiſtliche Wohlfahrt der Ihrigen eiferten. Sie bewunderten ihren Gleichmuth und ihre Heiterkeit mitten unter den Drangſalen. Sie beobachteten die ſanfte und liebvolle Art, mit welcher ſie jedermann, auch dem Fehlerhaften, begegneten. War es möglich, daß ſie dieſen Gottesmännern ihr Vertrauen und die Ergebenheit ihres Herzens verſagten? In der That ich wundere mich nicht, wenn die Mileſier dem h. Paulus, da er Abſchied von ihnen nahm, um den Hals fielen, und bittere Thränen weinten. (Apoſtelgeſch. 20) Auch über das wundere ich mich nicht, was Paulus an die Galater ſchreibt: Ihr habt mich aufgenommen, wie einen Engel, ja wie Chriſtum ſelbſt. Und wenn

es möglich geweſen wäre, daß ihr eure Augen ausgeriſſen, und mir gegeben hättet, ſo würdet ihr es gethan haben. (Gal. 4 — 14. 15.) Solche Männer, wie die Apoſtel waren, welche die ihrigen ſo ſehr liebten, ſo väterlich für ſie ſorgten, ſo viele Widerwärtigkeiten für ſie ausſtunden, verdienten gewiß, daß man ihnen kindlich ergeben war, und daß man ihnen nicht nur Dankesthränen weinte, ſondern ſelbſt ſein Blut für ſie zu vergieſſen bereit war. Indeſſen da die hh. Apoſtel die Gemüther der Ihrigen durch Liebe in ihre Gewalt zu bringen ſuchten, ſo hatten auch ihre Ermahnungen, ſelbſt ihre Beſtrafungen meiſtens den gewünſchten Erfolg; und daher kam es, daß die Kirche ſich nicht nur in kurzer Zeit in die entfernteſten Gegenden ausbreitete, ſondern, daß ſie auch vom Anbeginne, und, ſozuſagen, in ihrer Wiege ſchon zur Vollkommenheit anwuchs, und fruchtbar an den erhabenſten Beyſpielen der Tugenden war.

Ich habe alſo erwieſen, was ich zu erweiſen mir vorgenommen habe, daß die hh. Apoſtel das Geboth des Heilandes, Liebet einander, erfüllet, und daß auch die Kirche Gottes dieſer Liebe der Apoſtel ihre Verbreitung und ihre erſte Vollkommenheit zu verdanken hatte. Auf gleiche Weiſe liebten auch die erſte Chriſten einander, und dadurch zog ſich die Kirche in den erſten Zeiten ihren Ruhm und eine allgemeine Bewunderung zu.

Zweyter Theil.

Die Lebensart der erſten Chriſten war gewiß eine Bewunderungswürdige Erſcheinung, eine Erſcheinung ohne Beyſpiel. Die Apoſtelgeſchichte meldet von

der chriſtlichen Gemeinde zu Jeruſalem folgendes. Alle Gläubige waren beyeinander, und beſaſſen alles gemeinſchaftlich. Sie verkauften ihr Hab und Gut, und vertheilten es, je nachdem ein jeglicher davon vonnöthen hatte. Keiner unter ihnen ſagte von ſeinen Gütern, daß etwas davon ſein wäre. Es litt keiner unter ihnen Mangel, weil von dem zuſammengebrachten Vermögen einem jeden nach Nothdurft gegeben wurde. (Apoſtelgeſch. 2. K. — 4. K.) M. Gg. wenn man die traurige Ungleichheit der Glücksgüter betrachtet, die zu allen Zeiten auf dem Erdboden geherrſchet hat, und noch herrſchet; wenn man bedenkt, wie da ein Menſch im Ueberfluſſe lebt, ſeine Tage im Wohlleben verſchwelgt, ſich nicht nur allein nach Bequemlichkeit kleidet und gegen die Witterung ſchützet, ſondern noch dazu von Zeit zu Zeit in neuen und abwechſelnden Kleidertrachten auftritt, um ſtäts im neuen Reize zu erſcheinen; und wie dagegen ein anderer gar an den nothwendigen Dingen Mangel leidet, oder doch mit ſaurem Schweiſſe es nicht weiter bringt, als daß er ſich eine kümmerliche Nahrung verſchaffet; wenn man bedenkt, wie hart und gefühllos manchmal die Reiche gegen die Armen ſind, und — wenn man ſich hernach von dieſer beſtürzenden Unordnung zur Verfaſſung der erſten Chriſten zurückdenkt, wenn man lieſt „ſie hätten alles miteinander gemein. Es war unter ihnen kein Armer. Durch die Zuſammenwerfung des Vermögens iſt unter ihnen eine völlige Gleichheit hergeſtellet worden. Es hatte jeder unter ihnen nicht mehr und nicht weniger, als er bedorfte, was muß man denken? muß man nicht ausrufen: O glückliche

Zeiten!

Zeiten! Ja fürwahr glückliche Zeiten! Glückliche Gemeinde, wo weder Mangel noch üppiges Wohlleben war, wo Arme und Reiche an einem Tiſche ſaßen, wo der Arme ſich ſatt eſſen konnte, und der Reiche ſich mit Speiſen nicht überlud, wo man den Kontraſt nicht bemerkte, den man leider ſo oft in der Welt bemerkt, daß, da Menſchen trunken vom Wohlleben, lachen und jauchzen, dort andere beſtürzt wegen Mangel und Noth weinen und winſeln! Welches aber war der Grund dieſer ſo ſchönen Ordnung, dieſer ſo lobenswürdigen Einrichtung? Liebe war's. **Es war unter ihnen ein Herz und eine Seele.** ſagt der h. Text. Es blühete unter ihnen eine Freundſchaft, die nicht aufrichtiger, nicht thätiger ſeyn konnte. Sie kannten keine nähere Verwandſchaft, als jene, daß ſie alle Brüder in Jeſu Chriſto waren. Die Reiche verachteten den Armen nicht, und der Arme hatte das Recht, den Reichen anch für ſeinen Mitmenſchen anzuſehen. Sie liebten einander — nicht nur mit Worten, ſondern in der That, und ihre Liebe beſtund nicht nur darinnen, daß ſie einander nicht beneideten, nicht verfolgten, nicht verklagten, nicht verläumdeten, nicht vervortheilten, nicht im Beſitze des Ihrigen ſtörten, ſondern daß ſie auch alle Gelegenheit zur Entzweyung, zur Beneidung, zur Vervortheilung, zur Verachtung beſeitigten. Sie warfen all ihr Vermögen in eine Maſſe zuſammen, wovon ihnen die Apoſtel als ihre Väter das Nothwendige ausſpändeten. Sie lebten wie Kinder in einem Hauſe beyſammen. Welch' ein Beyſpiel der Liebe! — Dieſes unerhörte Beyſpiel war es aber auch, dem die Kirche Gottes ihren erſten Glanz zu verdanken hatte.

Erſtens

Erſtens gereichte dieſe Liebe der erſten Gläubigen ſelbſt der Religion Chriſti zur Ehre. Viele heidniſche Weltweiſe, wie der gelehrte Fleury bemerkt, hatten die Eingleichung der Glücksgüter ſchon als ein Mittel angeſehen, die Menſchen glücklich zu machen. Viele heydniſche Geſetzgeber, ein Minos, ein Lykurg und Plato, hatten es ſogar verſucht, dieſe Einrichtung wirklich zu machen. Allein ſie waren nicht imſtand, ihre Wünſche jemal zu Stand zu bringen, weil weder ihre Geſetze noch ihre Strafen zureichend waren, den Gemüthern Liebe einzuflößen. Nur unter den erſten Chriſten, deren Gemüther durch Liebe ein Herz und eine Seele geworden ſind, iſt dieſe Einrichtung wirklich geworden. Es waren keine Geſetze und keine Strafen vonnöthen, ſondern ſie haben ſich freywillig dazu verſtanden. Welche Ehre für die chriſtliche Religion! welcher Beweiß für die Kraft der Gnade Chriſti!

Zweytens brachte dieſe Liebe den erſten Chriſten Achtung und Verwunderung bey dem Volke zuwegen. Sie waren bey dem ganzen Volke beliebt, erzählt die Apoſtelgeſchichte von ihnen (2 — 47) und nochmal an einer anderen Stelle (5 — 13) Das Volk achtete ſie hoch. Wer konnte ihnen auch ſeinen Beyfall und ſeine Achtung verſagen? Wie gut und lieblich iſt es, wenn Brüder einmüthig beyſammenwohnen? ſang ſchon ehemals David. Was iſt ſchöner, und lobenswürdiger, als Friede und Eintracht? was iſt erbaulicher, als Menſchen ſehen, die einander lieben, miteinander Freude und Leid theilen, deren keiner ſich über den andern erhebt, keiner den an-

deren beneidet, die einander nicht nur Gutes gönnen, ſondern auch Gutes thun, unter denen kein Zank und keine Zwietracht iſt, unter denen Aufrichtigkeit und wahre Freundſchaft herrſcht, die ſich bewerben, einander wechſelſeitig mit Liebesdienſten zuvorzukommen? Was iſt erbaulicher, als ſolche Menſchen zu ſehen? Nur neidiſche Schriftgelehrten und Glieder des hohen Raths, die beſorgten, ſie mögten etwas von ihrer Achtung bey dem Volke verlieren, nur dieſe konnten mit den Chriſten unzufrieden ſeyn; allen übrigen aber waren ſie zur Verwunderung. Und dieſe Verwunderung war nicht unfruchtbar: denn eine augenſcheinliche Folge davon war dieſe, daß ſich von Tage zu Tag mehrere zu ihnen geſellten, und die Zahl der chriſtlichen Gemeinde vermehrten. Das Volk achtete ſie hoch, ſagt der h. Text, und es nahm die Menge der Männer und Weiber, die an den Herrn glaubten, mehr und mehr zu. (Apoſtgeſch. 5. 13.) Auf ſolche Art ſind die erſten Chriſten, nachdem ſie durch die Liebe der Apoſtel bekehrt waren, ſelbſt durch Nachahmung dieſer Liebe an anderen Apoſtel geworden: denn ob ſie gleich das Evangelium nicht alle mit Worten predigten, ſo predigten ſie es doch in der That, ſie erfüllten das Hauptgeboth Chriſti: Liebet einander. Und dieſe Liebe war beredſam genug, mehrere herbey zu ziehen, weil ſich jeder Gutgeſinnte glücklich ſchätzte, in einer Geſellſchaft zu leben, wo Friede und Eintracht blühte, wo die Liebe herrſchte.

Nicht genug! Selbſt den Heyden war die Liebe der erſten Chriſten ein Gegenſtand der Bewunderung. Die

Hyeden

Heyden bemerkten den auffallenden Abſtand zwiſchen dem Verhalten der Ihrigen, und jenem der Chriſten. Sie ſahen ihrerſeits, wie ſich jeder über den anderen empor zuheben ſuchte, einer den anderen beneidete, einer den andern um das Seinige zu bringen ſuchte, einer den anderen ſtäts vor Gericht herumſchlöppte, wie verachtet, wie vergeſſen unter ihnen der Arme war. Jenſeits aber bemerkten ſie, wie alle ohne Unterſchied des Reichthums und der Armuth einander für Brüder anſahen, wie bedacht ſie auf ihre Nothleidenden, Wittwen, und Waiſen waren. Dieß ſetzte ſie in Erſtaunung, ob ſie gleich Feinde der Chriſten waren. Sie konnten ſich nicht enthalten, auszurufen „ Sehet, wie ſie einander lieben! und ob ſie gleich dieſes liebreiche Betragen zuweilen übel auslegten, und auf die Beſorgung geriethen, als mögten ſich die Chriſten wider ſie zuſammen ſchwören; ſo konnten ſie doch wenigſtens das Neue, das Sonderbare, und Außerordentliche davon nicht verkennen.

Dieſer Ruhm der erſten Chriſtenheit wird auch zu allen Zeiten unſterblich ſeyn, durch keine Entfernung von Jahrhunderten wird er in Vergeſſenheit kommen. In der That, iſt nicht das Leben der erſten Chriſten, und beſonders ihre Liebe der Gegenſtand, an den man uns eben ſo oft erinnert, als man uns beſchämen, und uns die Abweichung von dem Geiſte des Evangeliums, das überhandnehmende Sittenverderben vorrücken will? Wie oft ertönet nicht der Name der erſten Chriſten von unſeren geiſtlichen Redeſtühlen? Wie oft müſſen wir den Vorwurf hören „ So lebten

lebten jene. Wie aber lebet ihr? So grosmüthig, ſo aufrichtig liebten jene einander. Wie wenig Liebe iſt unter euch? „Wir ſelbſt müſſen es ſagen, und einbekennen, daß die Chriſten zu keiner Zeit unſchuldiger und untadelhafter waren, als da die Liebe unter ihnen herrſchte. Indeſſen iſt es nicht genug, daß wir es bey einer leeren Bewunderung bewenden laſſen. Sonſt würden wir mehr nicht thun, als die Heyden gethan haben. Es iſt unſere Pflicht, die Liebe der erſten Chriſten nachzuahmen. Nur in ſo fern können wir würdige Jünger Chriſti, und würdige Glieder der Kirche ſeyn.

Dritter Theil.

Nichts iſt gewißer, als daß Chriſtus derjenige war, der das vorhin vergeſſene und auſſer Achtung geſetzte Geboth der allgemeinen Nächſtenliebe wieder in ſein Anſehen geſetzt hat. Dieſe Pflicht war der heydniſchen Welt ganz unbekannt. Der Römer redete zwar mit Stolze von ſeinem Vaterlande: alle andere Völker aber, die nicht ſeine Sprache redeten, nicht ſeine Götzen anbetheten, nicht nach ſeinen Geſetzen und Gewohnheiten lebten, verachtete er und benennte ſie mit dem ſchimflichen Namen der Barbaren. Der Grieche dachte an nichts weniger, als daß der Schythe, der Perſer ſein Nächſter ſey, und Anſpruch auf ſeine Liebe machen könnte. Selbſt viele unter den Juden hatten ſo wenig den wahren Begriff von der Nächſtenliebe, daß ſogar ein Schriftgelehr=

gelehrter den Heiland zur Zeit, da er eben das Geboth der Liebe empfahl, noch fragen konnte: **Wer iſt denn mein Nächſter?** Eben deswegen nennt der Heiland das Geboth der Nächſtenliebe ein neues Geboth (Joh. 13. 34) So nennt er es, nicht als ob es ein ganz neues Geboth wäre: denn es war ſchon durch das Geſetz der Natur gegeben, es war ſchon vom Anbeginne in die Herzen der Menſchen eingeſchrieben; ſondern weil er derjenige war, der es erneuert, und aus der Vergeſſenheit hervorgezogen hat, in welche es das Verderben und die Leidenſchaft der Menſchen geſetzt hatte. So wie ſich nun ſeine Lehre beſonders durch dieſes Geboth auszeichnete, ſo wollte er auch, daß ſich ſeine Jünger beſonders durch Beobachtung dieſes Gebothes auszeichnen ſollten. Derowegen ſprach er: **Liebet einander: denn daran wird man euch erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd, wenn ihr einander liebet.** (Joh. 13. 35.) Hiemit hat er ſelbſt das Unterſchiedungszeichen ſeiner Jünger feſt geſetzt, und, was wohl zu bemerken iſt, er hat nicht nur geſagt: Ich werde euch in ſo fern für meine Jünger anſehen, als ihr einander liebet; ſondern überhaupt: **Daran wird man euch erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd, wenn ihr einander liebet.** Daran werden euch Freunde und Feinde, Juden und Heyden, daran wird man euch itzt und für allzeit erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd — nicht an euren Wundergaben, ſelbſt an euren Glaubenslehren nicht ſowohl, als an euren Werken der Liebe. — Warum,

fragt

fragt der heilige Cryſoſtomus, warum wollte der Heiland, daß ſeine Jünger ſich durch Liebe auszeichnen ſollten? warum ſagte er nicht vielmehr: daran wird man euch erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd, wenn ihr Wunder wirket, wenn ihr Teufel austreibet? Er antwortet darauf. Erſtlich wird ein Jünger hauptſächlich dadurch kennbar, wenn er der Lehre ſeines Meiſters folgt: weil alſo die Hauptlehre des Heilandes auf die Nächſtenliebe hinausgieng, ſo muſte er auch dieſe als das Unterſcheidungszeichen ſeiner Jünger feſtſetzen. — Zweytens, die Gabe Wunder zu wirken, und Teufel auszutreiben, macht ſo wenig den Jünger Chriſti aus, daß vielmehr manche, die ſich einſt rühmen werden, daß ſie Zeichen gethan, und Teufel ausgetrieben haben, von ihm werden hören müſſen: Ich kenne euch nicht. — Drittens, die Wunderwerke haben zwar zur Bekehrung des Erdbodens viel beygetragen; ſie allein aber würden nichts ausgerichtet haben, wenn Liebe nicht vorausgegangen wäre. Nur dieſe machte die Gemüther einig, und zu einem Zwecke übereinſtimmend. — Viertens, die Wunderwerke machen bey weitem nicht ſo viel Eindruck auf die Heyden, als das Leben, welches ſich beſonders durch Liebe empfiehlt. Die Wunderthäter werden oft Betrüger von ihnen genannt: aber die Reinigkeit des Lebens, beſonders die Liebe läßt keinen Zweifel übrig, daß der, welcher ſie ausübet, gut ſey. — Endlich waren die Wunderwerke zwar anfangs nöthig, um die Gemüther anzulocken. Es muſte aber ein Unterſcheidungszeichen für alle Zeiten feſtgeſetzt werden; und dieß iſt kein anderes, als die Liebe. Dieß

ſind nach der Meinung des goldnen Lehrers die Haupturſachen, warum der Heiland nicht ſagte: Daran wird man euch als meine Jünger erkennen, wenn ihr Wunder wirket; ſondern daran, wenn ihr einander liebet. Liebe alſo macht den Karakter des Chriſten aus. Ohne ſie haben wir keinen Anſpruch darauf, Jünger Chriſti zu ſeyn, und wenn wir mit Menſchen- und Engelzungen redeten, wenn wir einen Glauben hätten, daß wir Berge verſetzten. Ohne ſie ſind wir nur Larven und Schattenbilder eines Chriſten, weil, ſobald die Liebe uns fehlt, unſer Chriſtenthum in einem leeren Auſſenwerke beſteht. Ohne Liebe ſind wir nach dem Ausdrucke des Apoſtels nichts als ein tönendes Aerz, und klingende Schellen, weil wir zwar mit unſerem mündlichen Glaubensbekenntniſſe ein Getöſe machen, welches aber, wenn man es gründlich betrachtet, nichts iſt, indem das Bekenntniß des Lebens, welches in der Liebe beſteht, ihm nicht entſpricht. — Ohne Liebe errichten wir ein Heydenthum mitten in dem Chriſtenthume, weil, ob wir gleich Wahrheiten glauben, welche die Heyden nicht geglaubt haben, wir dennoch nichts anders thun, als was die Heyden gethan, und nicht anderſt leben, als jene gelebt haben. Ohne Liebe tragen wir den Namen eines Chriſten mit Unrecht, nicht nur allein vor Gott, ſondern auch vor der Welt; und wir müſſen es uns gefallen laſſen, wenn ſie uns als Heuchler verabſcheuet. Wir bleiben zwar Glieder der Kirche Chriſti, ſo lang wir in dem Glauben verharren; allein

es

es iſt dieſes ein todter Glaube, ſobald er nicht durch Liebe beſeelt wird, und wir ſind Glieder, die der Kirche zur Schande gereichen, die von ihr abgeſchnitten zu werden verdienten. Der Unglaubige weiß zwar, ſo lang wir unſerem Glaubensbekenntniſſe treu ſind, daß wir nicht einerley Meinung mit ihm ſind; allein er findet übrigens nichts an uns, was unſeren Glauben ihm reizend machen könnte; vielmehr findet er Anlaß zum Spott und zu mancherley Vorwürfen. Mit einem Worte: ohne Liebe tragen wir das rechte, das von Chriſto ſelbſt beſtimmte Unterſcheidungszeichen ſeiner Jünger nicht an uns; jenes Unterſcheidungszeichen nemlich, welches allein den untrüglichſten Beweiß ſowohl von der Heiligkeit der Lehre Jeſu, als auch von der Kraft ſeiner Gnade und ihren Wirkungen auf unſer Herz an Tag legt, und welches mehr Kraft, als alle Wunderwerke, hat, die Gemüther zu gewinnen, und ſie für die Lehre Jeſu einzunehmen.

Haben wir dieſe Wahrheit wohl jemal recht zu Herzen genommen? Müſte nicht unſer Betragen ein weit anderes Ausſehen haben, wenn wir bedächten, daß derjenige, der ſeinen Nächſten nicht liebet, kein ächter Jünger Chriſti ſey, — daß derjenige, der dem Nothleidenden nicht beyſpringt, und nicht nach Vermögen Allmoſen giebt, kein ächter Jünger Chriſti ſey, — daß derjenige, der nicht verträglich und friedſam mit den Seinigen lebt, kein ächter Jünger Chriſti ſey, — daß

derjenige, der nur mit Verachtung auf andere herab- ſchaut, und nicht jeden, auch den geringſten für ſeinen Bruder in Chriſto anſieht; derjenige, der nur immer auf ſeinen eigenen Nutzen ſieht, und nur darauf ſinnt, wie er andere hintergehe und vervortheile, um ſich zu bereichern; derjenige, der ſeinen fehlerhaften Mit- menſchen keine Nachſicht zu erweiſen gelernt hat; der- jenige, der ſich nicht entſchließen will, ſeinen Feinden zu verzeihen; derjenige, der, um ſeiner Bequemlichkeit abzuwarten, Standespflichten vernachläſiget, und die Geſchäfte ſeines Mitmenſchen auf die Seite ſetzt, kein ächter Jünger Chriſti ſey? Müſten wir nicht viel edler, viel thätiger, viel uneigennütziger und großmüthiger in unſerem Betragen gegen den Nebenmenſchen ſeyn, wenn wir von jener Wahrheit überzeugt wären. Laſſet uns alſo itzt wenigſtens ſie zu Herzen nehmen, und, weil wir doch von der Wahrheit unſeres Glaubens überzeugt ſind, weil wir wiſſen, daß er der ſeligmachende iſt, weil wir als Chriſten zu leben und zu ſterben wünſchen, laſſet uns, ſage ich, nicht vergeſſen, das Unterſcheid- ungszeichen des Chriſten an uns auszudrücken, und un- ſer Leben durch Liebe zu heiligen. Laſſet uns unſerem Herzen keine Ruhe gönnen, ſo lang es ſich den Vor- wurf machen kann, daß es lieblos iſt. Laßt uns jeden Grollen, der in uns aufſteigt, jeden neidiſchen Gedank- en, der uns beunruhiget, beſtreiten. Laſſet uns jede Empörung des Stolzes, jede eigennützige Abſicht, jedes freventliche Urtheil, jede Gleichgültigkeit gegen fremdes

Elend

Elend an uns ſelbſt beſtrafen. Laſſet uns alles, was der Liebe entgegen iſt, aus unſerem Gemüthe verbannen, und jene heilige Geſinnungen, die ihr eigen ſind, Friede, Nachſicht, Langmuth, Erbarmung, Mitleiden, Sanftmuth in uns auszubilden ſuchen. — Zu dem Ende aber laſſet uns auch ohne Unterlaß bitten, daß derjenige, der uns das Geboth der Liebe gegeben hat, auch ſeine Gnade dazu verleihen möge. Amen.

Druckfehler.

Seite		Zeil		ſtatt		lies
182	꞉	10	꞉	Glaube	꞉	Glücke
182	꞉	letzte	꞉	fodern	꞉	fodere
189	꞉	6	꞉	Ich werde	꞉	Ihr werdet
194	꞉	2	꞉	viel	꞉	lieb
235	꞉	5	꞉	der	꞉	dir
235	꞉	18	꞉	dann	꞉	denn
236	꞉	20	꞉	lerne	꞉	lernen
240	꞉	13	꞉	mit	꞉	Mit
꞉ ꞉	꞉	27	꞉	der	꞉	die
243	꞉	2	꞉	die	꞉	dieſe
246	꞉	9	꞉	aber	꞉	del.
꞉ ꞉	꞉	15	꞉	Würde	꞉	Wunder
267	꞉	21	꞉	die Ausdrücke		den Ausdruck
268	꞉	15	꞉	ſolle	꞉	ſollte

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Limmer, Gallus Ignaz

Gallus Ignatz Limmer Kanonikus zu U. L. F. ... zu Bamberg, des ... Domstifts Predigern Predigten auf die Festtage des Jahres

Bd.: 1 - 2

1791

Bamberg, Staatsbibliothek -- Th.hom.o.322-m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11777879-7
VD18 80280749-001